# Leben

des

# heiligen Franz von Sales,

Fürstbischofs von Genf.

Nach der fünften Auflage aus dem Französischen übersetzt

von

J. G. Nager,

[illegible]

Erster Band.

[illegible]
Druck und Verlag von [illegible] Manz.
1871.

# Leben

des

# heiligen Franz von Sales,

## Fürstbischofs von Genf.

Nach der fünften Auflage aus dem Französischen übersetzt

von

J. C. Lager,
Priester der Diöcese Trier.



Erster Band.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1871.

Sr. Bischöflichen Gnaden

dem hochwürdigsten Herrn Herrn

# Dr. Eberhard

aus Verehrung und Dankbarkeit

gewidmet von

**dem Verfasser.**

*

# Vorrede des Verfassers
## zur fünften Auflage.

Durch Verbesserung einzelner Ungenauigkeiten, die sich in die frühern Auflagen mit eingeschlichen, sowie durch Hinzufügung einiger Daten und Züge, die ich in bisher mir noch nicht bekannten, ungedruckten Briefen des heiligen Franz von Sales gefunden, hoffe ich im Stande zu sein, den Gläubigen ein treueres Lebensbild des liebenswürdigen Heiligen zu bieten, als es Marsollier, der wohl am wenigsten treue der Biographen, gethan. Seit dem Jahre 1850 standen mir durch Hülfe der Vorsehung werthvolle Manuscripte und von Zeitgenossen des Bischofs von Genf verfaßte Biographien zu Gebote, und ich hielt es für ein gutes Werk, einen Heiligen, der so sehr geeignet, Liebe zur Tugend einzuflößen, in seinem wahren Lichte zu schildern. Diese zu einer Zeit begonnene Arbeit, wo mir einige Muße dazu vergönnt war, bei Uebernahme eines umfangreichen Wirkungskreises, die ihre Ausführung unmöglich zu machen schien, bei Seite gelegt, auf Aufforderungen verehrungswürdiger Persönlichkeiten hin wieder aufgenommen, konnte doch endlich mit sorgfältiger Benutzung jeder Minute, die meine vielen Beschäftigungen und Obliegenheiten mir übrig ließen,

vollendet werden. Sie ist nicht das, was ich eigentlich gewollt hätte, aber doch das, was ich konnte.

Die Biographie hat wenigstens den Vortheil, der das Haupt-Verdienst eines solchen Werkes ist, sich genau in den Grenzen der Wahrheit zu bewegen; denn die Berichte und Erzählungen sind aus den reinsten und zuverläßigsten Quellen geschöpft.

1. Es war mir vergönnt, die Heiligsprechungs-Acten des Dieners Gottes durchzusehen, welche in den Archiven des ersten Klosters von der Heimsuchung in Annecy aufbewahrt werden. Sie sind nicht weniger als sechs Bände in Folio stark. Einzeln sind darin alle Zeugen aufgeführt, die eidlich die einzelnen Thaten und Worte des heiligen Bischofs bestätigten; es sind der Canonicus Gard, der Marquis von Lullin, der Pfarrer Marignier mit hundert andern Priestern der Diöcese Genf, namentlich Franz Favre, der Kammerdiener des Bischofs, der ein Augenzeuge von dem verborgensten Leben seines Herrn war; vor Allem aber ist es die heilige Chantal, deren Aussagen, welche vor einigen Jahren besonders im Drucke erschienen, so voll Interesse und Wahrheit sind.

2. Schritt für Schritt bin ich der Biographie des Heiligen von Karl August von Sales, seinem Neffen und spätern Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle von Genf, gefolgt [1]). Der Verfasser verdient das vollste Vertrauen wegen des Zeugnisses, welches ihm die heilige Chantal in einem Briefe vom 24. November 1633 ertheilt: „Mein Herz sagt mir klar, schreibt sie, daß Ihre Arbeit zur Ehre Gottes, zum Troste der kommenden Jahrhunderte und ferner Länder gereichen wird wegen der Treue und Genauigkeit, mit der Sie alle Handlungen und den ganzen Verlauf dieses herrlichen Lebens erzählen und niederschreiben und weil Sie da gleichsam einen Vorrath bilden und ein wirkliches Directorium, einfach und

---

[1]) Ich citire die französische Ausgabe von Lyon, 1634.

wahr, dem spätere Schriftsteller folgen können, um zum Lobe dieses großen Mannes zu schreiben." Doch habe ich öfters in meiner Arbeit den Aussagen der Zeugen den Vorzug vor dem gegeben, was Karl August berichtet, weil Augenzeugen glaubwürdiger sind als letzterer, der bei dem Tode seines Oheims erst zwölf Jahre zählte, und sogar glaubwürdiger als die heilige Chantal selbst, welche den Bischof nur während seiner letzten zwölf Lebensjahre kannte.

3. Vieles habe ich den Briefen des heiligen Franz von Sales entnommen; sie sind nach der Ordnung citirt, in der sie in den vollständigen Werken des Heiligen, Ausgabe von Blaise, Paris 1821, zusammengestellt sind. Es leuchtet ein, daß man aus einer wahrern historischen Quelle nicht schöpfen konnte.

4. Werthvolle Nachrichten fanden sich auch in den Manuscripten der ersten Schwestern von der Heimsuchung, die wie ein verborgener Schatz lange in den Archiven des Klosters in Annecy ruhten, später mit verschiedenen Abänderungen im Jahre 1840 in Lyon bei Pélagaud gedruckt wurden unter dem Titel: Saint François de Sales, peint par les Dames de la Visitation. Das erste Manuscript ist eine Sammlung von der Mutter Greffier, welche versichert, die Thatsachen, die sie erzählt, aus dem eigenen Munde der Schwestern zu haben, welche gleichzeitig mit dem heiligen Bischofe lebten. Das zweite Manuscript trägt den Titel: Année de la Visitation. Darin haben die Schwestern an jedem Tage des Jahres aufgezeichnet, was ihr seliger Vater Bemerkenswerthes an dem bestimmten Tage gethan oder gesprochen hatte. Es ist gewissermassen ein geistlicher Kalender von dem Leben des Gottesmannes, mit einer Einfalt geschrieben, die das Siegel und der Bürge für die Wahrhaftigkeit der Verfasserinnen ist.

5. Unter den zu Rathe gezogenen Biographen des heiligen Franz von Sales führe ich den P. Louis de la Rivière aus

dem Orden der Minimi an, der zu dem heiligen Bischofe in inniger Beziehung stand und sich bei der Familie von Sales die authentischsten Urkunden verschafft hatte. Sein Buch ist ganz in dem Geschmacke der damaligen Zeit, aber mit viel Frömmigkeit geschrieben, und die Lectüre desselben kann nur nutzenbringend sein. Schon einige Male in Lyon gedruckt, in den Jahren 1624, 1625 und 1626, erlitt es noch eine fernere Auflage in Rouen, 1631. Ferner wird angeführt Jean Goulu, General der Feuillanten, unter dem Namen Dom Jean de Saint-François bekannt, dessen Verdienst der heilige Bischof in den Briefen 604, 605, 606, 617, 618 und 619 sehr hervorhebt; sein Werk ist bemerkenswerth durch die Genauigkeit, Einfachheit und Aufrichtigkeit, mit der das Leben des heiligen Franz von Sales erzählt wird; P. Philibert de Bonneville aus dem Kapuzinerorden, dessen Berichte zwar genau sind, aber zu sehr den Schein des Gesuchten und Emphatischen tragen; weiterhin der P. Talon, der das Leben des Heiligen mehr von dem Gesichtspunkte des Redners als des Geschichtsschreibers behandelt; die Mutter de Chaugy vom Orden der Heimsuchung, eine Frau von nicht gewöhnlichem Geiste, die nur einen kurzen Abriß des Lebens ihres seligen Vaters hinterlassen hat; de Maupas, Bischof von Puy, der, mehr Lobredner als Geschichtschreiber, seine Erzählungen mit ermüdenden, moralischen Reflexionen verwebt, übrigens aber vollen Glauben verdient, einmal als Commissarius des heiligen Stuhles bei den Verhandlungen des Selig- und Heiligsprechungs-Processes, sodann auch als ein Prälat von hoher Tugend, begabt mit allen Eigenschaften, welche die Zierde eines Bischofs sind.

6. Außer diesen Biographen war mir das Werk des Herrn Camus, Bischofs von Belley und intimen Freundes des Heiligen, Geist des heiligen Franz von Sales, von großem Nutzen. Allerdings ist er nicht überall genau und legt seinem Gefeierten oft Erdichtetes bei; besonders führen ihn seine Vorurtheile gegen die Orden manchmal in die Irre; allein von

diesen Fehlern abgesehen, die sich durch Vergleichung mit andern Autoren leicht berichtigen ließen, war mir seine Arbeit eine reiche Fundgrube. Ich habe die im Jahre 1840 von Depery, nachmaligem Bischofe von Gap, veranstaltete Ausgabe von drei Bänden in 8° citirt; sie ist erschienen bei Gebrüder Gaume in Paris.

7. Ein anderes Werk von vier Bänden in 4°, das noch nie gedruckt worden, wird von mir auch oft citirt; dies Manuscript, welches sich in der Bibliothek des großen Seminars von Puy befindet, wurde im Jahre 1762 von einem gläubigen und frommen Edelmanne, dem Marquis de Cambis verfaßt. Von Bewunderung für den herrlichen Character des heiligen Franz von Sales und der heiligen Chantal erfüllt, sammelte er mit vieler Sorgfalt und Mühe alle Urkunden, die über die Geschichte dieser beiden himmlischen Seelen Aufschluß geben konnten.

8. Fernere sehr interessante Einzelheiten finden sich 1) bei Hauteville, Maison de Sales; 2) in den bemerkenswerthen Mémoires de la mère de Chaugy sur la vie et les vertus de sainte Chantal; 3) in den Berichten des Abbé de Baudry, Priesters in Genf, der einen großen Theil seines Lebens Untersuchungen über den heiligen Franz von Sales und die heilige Chantal widmete [1]); 4) in den kleinern Schriften des heiligen Franz von Sales, die den XIV. Band der Ausgabe von Blaise, 1821, bilden. Mehrere derselben sind in dieser Ausgabe aus dem Leben des Heiligen von Karl August genommen; das Uebrige ist aus den Schriften des Heiligen zusammengestellt.

---

[1]) Es sind von ihm im Drucke erschienen: 1) le véritable Esprit de saint François de Sales, 4. Bd. in 8°; die Arbeit widerlegt sehr gut die Irrthümer des Bischofs von Belley, hat aber durchaus nicht den Reiz und das Interesse, welche das Werk des letztern gewährt; 2) l'Apôtre du Chablais, 2 kleine Bde. in 24; es ist fast nichts Anderes, als ein Auszug aus dem Leben des Heiligen von Karl August von Sales; 3) l'Esprit et le coeur de saint François de Sales, in einem winzigen Bändchen, das nicht viel mehr als die Aussagen der hl. Chantal enthält. Die beiden letzten Arbeiten gewähren viel Interesse.

Ich bedaure, daß die vielen Obliegenheiten, die mir jeden Augenblick streitig machen, es mir nicht erlaubten, der Arbeit jene Vollendung zu geben, die ihr Gegenstand verdient. Der Seelsorger einer großen Pfarrei kann nicht wohl Schriftsteller sein. Hatte ich darin Unrecht, so war doch wenigstens meine Absicht eine gut gemeinte, und dies Unrecht selbst wird nicht ohne einigen Nutzen für die Seelen bleiben, wenn wir den beiden hier beigefügten Briefen Glauben schenken dürfen, deren Veröffentlichung man mir aus Achtung für die hohen Verfasser, da dieselbe auch in ihrer Absicht lag, wohl gestatten wird.

# Schreiben

## des hochwürdigsten Herrn Sibour, Erzbischofs von Paris.

Herr Pfarrer!

Mit großer Spannung habe ich die Bogen Ihres Lebens des heiligen Franz von Sales, so wie sie mir zugeschickt wurden, gelesen. Allerdings war ich wohl vorbereitet, um das Buch recht zu schätzen und einen hohen Genuß in der Lectüre desselben zu finden. Ich habe so eben fast alle Werke des großen und liebenswürdigen Heiligen, wie auch sein Leben von Marsollier, wieder durchgesehen. Sie verlieren nicht bei einem Vergleiche mit letzterm. Ihre in allen Theilen vollendete Arbeit gewährt ein lebhaftes Interesse. Man lebt mit dem Heiligen, man glaubt ihn reden zu hören; seine Seele, dies Meisterwerk der Natur und Gnade, liegt offen vor uns. Sein Eifer, seine Sanftmuth und diese Verschmelzung von Salbung, Einfachheit und Feinheit des Geistes, die ihn auszeichnet, erregt Bewunderung. Es ziemte sich für den Geschichtschreiber des Cardinals von Cheverus, uns auch die Geschichte des heiligen Bischofs von Genf zu schreiben. Nachdem Sie eine der besten Copien des heiligen Franz von Sales gezeichnet hatten, war es recht von Ihnen, auf das Original selbst zurückzugehen.

Hat man Ihre Arbeit gelesen, so ist man wohl vertraut mit Allem, was der große Bischof gethan. Es ist das kein geringes Lob. Ihre Darstellungen sind fließend und richtig. Sie werden nicht langweilig,

man fühlt sich nicht versucht, sie zu überschlagen; sie sind belehrend. Von Ihrem Buche weiß man Alles, was man wissen muß, um den Wunsch in sich zu fühlen, es zu lesen und durch und durch kennen zu lernen. Fürwahr, es herrscht eine große Gründlichkeit und findet sich zugleich so viel Schönes und Anziehendes in all' diesen Werken, die Poesie der Tugend und Heiligkeit!

Die Biographie wird nach meinem Dafürhalten einen glänzenden Erfolg haben. Jedermann wird sie mit Vergnügen und Nutzen lesen, die Geistlichen sowohl wie auch die Laienwelt. Ihrem Buche wird das günstige Geschick des in ihm Gefeierten zu Theil werden. Es gewährt mir immer innige Freude, wenn ich bedenke, daß so viele seelsorgerliche Obliegenheiten Sie dieser Arbeit nicht entfremden konnten. Sie werden der Kirche ein schönes Werk und ein gutes Beispiel gegeben haben.

Empfangen Sie, Herr Pfarrer, mit meinem Segen für das Buch und für Sie, die Versicherung meiner herzlichen Zuneigung.

† **M. D. Auguste,**
Erzbischof von Paris.

---

# Schreiben

## Sr. Eminenz, des Cardinal-Erzbischofs von Bordeaux.

Herr Pfarrer!

Es gereicht meinem Seminare zu großer Ehre, den Verfasser des Lebens des Cardinals von Cheverus und den Geschichtschreiber des heiligen Franz von Sales lange Zeit zum Director gehabt zu haben.

Ueber Ihre erste Arbeit ist schon längst Alles gesagt worden; ich allein würde ein Recht haben, mich zu beklagen über das, was sie dem Rufe meines bewunderungswürdigen Vorgängers noch Alles hinzugefügt haben; denn sie haben meine Aufgabe mehr als schwierig gemacht.

Das Buch, welches Sie jetzt herausgeben, ist ganz einfach — meine Worte wäge ich ab, sie sind nicht eine bloße Höflichkeit — wie sein Vorgänger, ein Meisterwerk an Styl, Begeisterung, gesundem

Urtheil, ein Act kindlicher Frömmigkeit. Sie haben es in Bordeaux geschrieben, mitten unter den vielen Sorgen, wie sie Ihre ehrwürdigen Amtsobliegenheiten mit sich brachten. Das ist uns, wie Sie wohl begreifen, ein liebes Andenken, das wir in den Annalen unsrer Diöcese erhalten wollen. Auch können wir nicht umhin, Ihnen zu sagen, daß Niemand würdiger als Sie war, uns Alles zu erzählen, was das Leben des heiligen Franz von Sales Schönes, Liebliches, unaussprechlich Gutes und Vollkommenes in sich birgt.

Auf den Inhalt Ihres Buches näher eingehen wollen wir nicht; wir werden unsern Zweck erreichen, wenn wir den Lesern dieses Briefes das Verlangen einflößen, auch Sie zu lesen.

Nicht nur wird in Ihrem Buche der katholische Glaube gegen thörichte Anschuldigungen und alberne Verleumdungen, wie der Irrglaube sie gegen ihn erfindet, vertheidigt, sondern Sie zeigen uns auch den Character des Priesters und Bischofs in seinem schönsten Lichte.

Was dürfte wohl mehr unsere Bewunderung verdienen, als das Leben dieses eifrigen Missionärs, der sich selbst vergessend sich tausend Mühseligkeiten unterzieht, sich täglich dem Tode aussetzt, um verirrte Brüder zu bekehren und sie zu Gott zurückzuführen!

Sie zeigen uns, worin das Geheimniß des heiligen Franz von Sales bestand, diese Tausende von Bekehrungen zu bewirken die sein Herz trösten und seine Hingabe belohnen: es ist die Ausübung aller Tugenden, deren lebendiges Vorbild auf dem heiligen Altare thront, und ein unausgesetztes Studium der kirchlichen Wissenschaften. Er bemühte sich, die Heiligkeit, Sanftmuth, Liebe und unbegrenzte Hingabe Jesu Christi in der Eucharistie in sich selbst abzubilden; und in Mitten seiner zahlreichen Arbeiten wußte er noch immer eine bestimmte Zeit des Tages für das Studium zu erübrigen, die er auf die Lectüre und Betrachtung der Summa des heiligen Thomas verwandte; darum hatte er sie denn auch auf eine ganz hervorragende Weise inne.

Möchten unsere Priester unverwandt ihren Blick auf dies so liebenswürdige und zugleich so vollendete Vorbild der priesterlichen Tugenden richten! Möchten sie seine lebendigen Abbilder sein! und die armen Sünder werden auf ihren Ruf in die Hürde des Hausvaters

zurückkehren. Zwar sind die Zeiten andere geworden, aber wie vielen in die Irre gegangenen Brüdern begegnen wir leider auch heute noch!

Nicht minder bewunderungswürdig als der Priester ist der Bischof. Sei es, daß er durch Abgründe und Schnee dahineilt, um die Pfarreien seiner Diöcese zu besuchen oder durch Synoden und geistliche Uebungen für die Heranbildung eines guten Clerus sorgt; sei es, daß er alte Ordensgenossenschaften reformirt oder neue gründet, sei es endlich, daß er sich unabläßig dem Dienste des Wortes widmet: wer erkennt nicht in ihm den ganz besondern Gottesmann, den Apostel, der nur allein für die Ehre des Herrn lebt?

Aber trotz dieser Strapatzen und Sorgen vergißt er seiner eigenen Heiligung nicht; zwei Mal im Jahre zieht er sich auf Schloß Sales zurück und widmet da fünf bis sechs Tage in stiller Zurückgezogenheit frommen Uebungen. Ja er findet sogar noch Muße für schriftstellerische Arbeiten und Abfassung zahlloser Briefe, Meisterwerke an Einfachheit, Weisheit und Wissen.

Was aber Ihrem Buche, in einer Zeit namentlich, wo so viele Schriftsteller nur ihren eigenen Ruhm suchen, einen ganz besondern Character verleiht, das ist die Sorgfalt, mit der Sie sich bemühen, sich selbst in den Schatten zu stellen, sich selbst in Vergessenheit zu bringen, um nur Ihren Gefeierten in ein glänzendes Licht zu stellen. Ja, es ist der Bischof von Genf, ganz so wie er war: sein Privat- und öffentliches Leben liegt offen vor uns; man lebt, man spricht mit ihm; man erfaßt leicht seinen Character, seine Gedanken, seine Gefühle, seine Lehre, selbst seine Anschauungen; man athmet den Wohlgeruch seiner Tugenden. In der That, Sie sind es nicht, der ihn zeichnet, er ist es selbst, und Ihr Buch ist wie ein glänzender Spiegel, der die Züge dieser edlen, erhabenen Gestalt wiedergibt.

Ihr Buch wird eine freundliche Aufnahme nicht nur bei dem Clerus, sondern mehr noch bei der Laienwelt finden. Niemand wird es ohne Nutzen lesen; Alle werden in diesem Leben ein um so lieberes Vorbild erblicken, da die Tugend ihnen nicht von jenem strengen Gefolge begleitet erscheinen wird, welches furchtsame Seelen oft zurückschreckt, sondern umgeben von tausend Reizen, welche das Herz erobern und

hinreißen. Wenn dem nun so ist, wie der liebenswürdige Heilige selbst sagt, daß man mit einem Honigzellchen mehr Fliegen fängt, als mit einem Faß voll Essig, ist es da nicht offenbar, daß das Schauspiel einer so herrlichen Tugend für die Religion von den glücklichsten Folgen sein muß?

Dank darum, verehrter Herr, für das schöne Buch, Dank für das gute Werk, das Sie unter unsern Auspicien unternommen haben. Gott wird Ihre Arbeit segnen, und schon in dieser Welt werden Sie den Lohn erhalten, nach dem Ihr edles Herz verlangt, das Bewußtsein, mit beigetragen zu haben zum Ruhme der Kirche und dem Glücke Ihrer Brüder.

Genehmigen Sie, Herr Pfarrer, die erneuerte Versicherung meiner ergebensten Zuneigung für Sie.

† **Ferdinand**, Card. **Donnet**,
Erzbischof von Bordeaux.

# Vorrede des Uebersetzers.

Wie kann der Tugend Achtung und Hochschätzung versagt werden, aber nicht immer erscheint sie darum schon liebenswürdig, als Etwas, das das Herz des Menschen freundlich und sanft zu sich heranzieht. In dem Bilde des heiligen Franz von Sales zeigt sie sich uns in ihrem reizendsten Gewande. Mit Begierde wurde das vorliegende Buch des hochwürdigen Herrn Verfassers in Frankreich gelesen, so daß es bereits die fünfte Auflage erlitten hat. Das Leben des Heiligen ist in ihm mit einer Vollständigkeit und Treue geschildert, wie wir sie bis jetzt noch vergebens suchen dürften. Da das katholische Deutschland, wie ich hoffe, ein noch größerer Verehrer eines des liebenswürdigsten unter den Heiligen, als Frankreich ist, so wage ich es, ihm die Biographie desselben in der Muttersprache zu bieten. Manches, was im Original am Ende doch etwas zu sehr in die Länge gezogen erscheint und den deutschen Leser ermüden könnte, ist in der Uebersetzung weggelassen. Im Uebrigen kann man dem, was in den beiden vorstehenden Schreiben der Hochwürdigsten Herrn Erzbischöfe gesagt ist, nur seinen Beifall ertheilen.

**Der Uebersetzer.**

# Erstes Buch.

## Von der Geburt des heiligen Franz von Sales bis zu seiner Priesterweihe.

(1567—1593.)

## Erstes Kapitel.

### Geburt und erste Jahre des heiligen Franz von Sales.

(1567—1573.)

In der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts lebte auf dem Schlosse Sales [1]) in Savoyen ein edler Sprößling des alten und erlauchten Hauses Sales [2]), Franz, Herr von Nouvelles. Im Besitze der allgemeinen Achtung, in ehrenvollem Ansehen bei dem Herzoge von

[1]) Gegenwärtig existirt von diesem Schlosse nur mehr das Zimmer, in dem der heilige Franz von Sales geboren wurde. Dasselbe ist in eine Kapelle zu Ehren des Heiligen umgewandelt. Ludwig von Sales hielt es nicht für passend, diesen alten Sitz seines erlauchten Hauses wieder herzustellen, als er vor Alter zerfiel; er glaubte ein durch die Geburt seines Bruders geheiligter Ort dürfe nicht mehr die Wohnung eines vornehmen Herrn sein, sondern müsse eine Stätte des Gebetes werden; und von diesem schönen Gedanken erfüllt, suchte er unter den Trümmern blos das Zimmer zu erhalten, in dem der Heilige geboren worden, und verwandelte es in eine Kapelle, wohin in der That denn auch zahlreiche Pilger ziehen, um ihre Andacht dort zu verrichten.

[2]) Der Ursprung der Familie von Sales verliert sich im Dunkel der Zeit; seit dem eilften Jahrhundert findet sich ein Gerhard von Sales, ein Mann, heißt es in einer alten Inschrift, von edler und hoher Abkunft, Edelmann am Hofe des Königs von Burgund, Rudolph's III., ein tapferer Ritter, Herold und Waffenmeister des Königs. Im vierzehnten Jahrhundert spielte Jourdain von Sales eine Rolle in verschiedenen Streitigkeiten mit den ihm benachbarten Rittern; und einer von seinen Söhnen, Johann von Sales, war Stallmeister Ludwig's XI. Die Herrschaft Sales wurde zur Baronie erhoben im Jahre 1613, zur Grafschaft im Jahre 1632, zum Marquisat im Jahre 1644.

Savoyen, seinem Landesherrn, der ihm schon mehrere diplomatische Aufträge anvertraut hatte, war er nicht minder geschätzt am französischen Hofe und im ganzen Königreiche, wo er, da er dort in Kriegsdienste getreten war, durch glänzende Waffenthaten und mit großer Umsicht verwaltete Befehlshaberposten eine militärische Berühmtheit erlangt hatte.

So im Rufe zugleich eines tüchtigen Staatsmannes und erfahrenen Soldaten, hatte er seinem Ruhme einen neuen Glanz verliehen durch seine Heirath mit der tugendhaften Tochter Melchior's von Sionnaz, des Herrn von Vallières, de la Thuile und Boisy, der einzigen Erbin ihres Hauses, das eines der ältesten und angesehensten von Savoyen war. Diese erlauchte Gattin hatte ihm als Mitgift die Herrschaft Boisy zugebracht, unter der Bedingung, daß er deren Namen annehme; dies hatte ihn genöthigt, seinen Titel in den eines Herrn von Boisy umzuändern, mit dem wir ihn denn auch im ganzen Verlaufe dieser Geschichte bezeichnen werden.

Nichts konnte besser zusammenpassen als diese Verbindung. Herr von Boisy war in seinem ganzen Wandel ein erbaulicher Christ: er besaß eine bemerkenswerthe Mäßigkeit, eine seltene Besonnenheit im Reden, eine Nächstenliebe, die man nie vergebens anrief und eine Frömmigkeit, die ihn wenigstens ein Mal im Monate zum Tische des Herrn führte. Besonders aber war er durch seinen Glauben einer der eifrigsten Katholiken seines Jahrhunderts; er verabscheute die Häresie und namentlich den Protestantismus, den er schon allein deswegen für falsch erklärte, weil er, wie er zu sagen pflegte, erst unlängst dem Gehirne einiger sittenlosen Menschen entsprungen, um zwölf Jahre jünger war als er selbst; er verglich ihn mit einem Pilze, der sich in einer Nacht im Moraste der Erde gebildet, und nur mit Hülfe von Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten zu einer Entwicklung gelangt sei. Sein gerader und nüchterner Verstand begriff nicht, wie man eine solche Religion dem Katholizismus gegenüber stellen könne, der so schön und stark dasteht, gestützt auf das Zeugniß aller christlichen Jahrhunderte, wie auf die ununterbrochene Nachfolge seiner gesetzmäßigen Hirten, welche durch alle Jahrhunderte hindurch von jenem Worte Jesu Christi beschützt werden: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an's Ende der Welt[1]).

Frau von Boisy war eines solchen Gatten würdig; empfehlens-

---

[1]) Er war geboren im Jahre 1522 und der Protestantismus war in Genf gegen das Jahr 1534 aufgetreten.

werther noch durch Reichthum des Geistes und Herzens als durch den des Glücks, war sie eine Frau, die in Allem als Muster dienen konnte. Sie hatte, sagt die heilige Franziska von Chantal, eine reine, unschuldige und einfältige, dabei aber auch große und starke Seele. Ihre Frömmigkeit gegen Gott that in Nichts ihren übrigen Pflichten Eintrag; voll Rücksichten und zarter Aufmerksamkeiten für ihren Gemahl, bestrebte sie sich ihm in allen Dingen zu gefallen; sorgsam und klug in der Verwaltung ihres Hauswesens, hielt sie Frieden und gute Ordnung aufrecht, indem sie die Furcht Gottes darin herrschen ließ; sie wachte darüber, daß ihre Dienstboten alle Pflichten der christlichen Frömmigkeit erfüllten, hielt ihnen selbst eine fromme Lesung nach dem Essen, betete mit ihnen gemeinschaftlich gegen Abend; und was mehr werth war, sie gab ihnen selbst das Beispiel aller Tugenden sowohl, wie auch des häufigen Empfanges der heiligen Sakramente. Bescheiden, demüthig und ein Bild der Güte, fand sie in der Sorge für die Armen ihre größte Wonne, war es ihre Freude, sie in der Noth zu unterstützen, besuchte sie dieselben in ihren Krankheiten und sorgte mit mütterlicher Zärtlichkeit für alle ihre Bedürfnisse.[1])

So lebten, geliebt von Gott und geehrt von den Menschen, diese tugendhaften Gatten. Eins jedoch fehlte zu ihrem Glücke. Sechs Jahre waren seit ihrer Verbindung verflossen, und sie besaßen noch keine Kinder, in denen sie wieder aufzuleben hoffen konnten. Endlich, im Januar 1567, gefiel es dem Himmel ihre Ehe zu segnen. Im Uebermaß der Freude vergaßen Beide nicht des Urhebers einer solchen Wohlthat und beeilten sich, Gott ihren feurigsten Dank dafür zu sagen. Frau von Boisy besonders eilte oft und gerne zum Altare, um dort ihre dankbare Seele auszuschütten und die Frucht, die sie in ihrem Schooße trug, dem Herrn zu weihen. Ein geheimes Gesicht sagte ihr im Innern, daß dies von Gott gesegnete Kind eines Tages ein großer Heiliger werden sollte; und dieser Gedanke erfüllte sie mit den Empfindungen der zartesten Andacht.[2]) Ein für ihre Frömmigkeit vortheilhafter Umstand sollte bald dazu beitragen, solch' christliche Gesinnungen in ihr zu erhöhen.

Jakob von Savoyen, Herzog von Nemours und Genf[3]), hatte sich

---

[1]) Dom Jean de St. François, p. 15. — Nach der heiligen Chantal, nach Rendu, Franz Favre u. s. w. — [2]) Nach de Changy. — Charl. Aug., p. 1. — [3]) Philipp II., Herzog von Savoyen, gab die Grafschaft Genf als Apanage seinem Sohne Philipp von Savoyen, welcher Charlotte, die Tochter Ludwig's I.,

eben mit Anna von Este vermählt, einer Tochter des Herzogs von Ferrara und Wittwe des berühmten Herzogs von Guise, der im Jahre 1565 von dem Protestanten Poltrot aus Haß gegen den Katholizismus ermordet wurde. Als die fromme Fürstin in Annecy, der gewöhnlichen Residenz der Herzoge von Nemours, angekommen war, hatte sie nichts Eiligeres zu thun, als den Wunsch zu äußern, dem Grabtuche Christi, welches in der Kapelle von Chambéry aufbewahrt wurde, ihre Verehrung zu bezeigen. Diesem Wunsche seiner Gemahlin willfahrend ließ der Herzog die kostbare Reliquie nach Annecy bringen, woselbst sie feierlich in der Kollegiatkirche zu unserer lieben Frau ausgesetzt wurde. Das Verlangen, die neue Fürstin kennen zu lernen und ihr glänzendes Gefolge, bestehend aus den Kardinälen von Lothringen und von Guise, sowie aus einer großen Anzahl von Herren und Damen des französischen Hofes, zu sehen, wäre schon mehr als hinreichend gewesen, eine große Menschenmenge nach Annecy zu locken; indem aber der Ruf der Religion sich zu dem der Neugierde und der Politik gesellte und alle Christenherzen zu diesem kostbaren Andenken an das Leiden des Erlösers herbeizog, kannte der Eifer der umliegenden Bewohner keine Grenzen mehr; von allen Seiten strömte man in die Stadt.

Herr und Frau von Boisy, deren Schloß und meiste Besitzungen in der Grafschaft Genf lagen, waren nicht die Letzten, welche sich dahin begaben. Der Herzog von Nemours empfing sie mit der ihrem Verdienste gebührenden Auszeichnung und er selbst stellte Frau von Boisy seiner erlauchten Gemahlin vor, von welcher sie auf's gnädigste aufgenommen wurde. Die Gunstbezeigungen der Großen rührten jedoch nur wenig diese tugendhafte Dame bei dem Glücke, ihre Huldigung Jesu Christo in jener Kirche darbringen zu können, in der das heilige Grabtuch sich befand. Schleunigst eilte sie darum, sich niederzuwerfen vor dieser kostbaren Reliquie und verweilte dort [1]), tief bewegt bei dem Anschauen der in derselben zurückgelassenen Abdrücke der heiligsten Wunden des Erlösers, lange im Gebete, indem sie nicht müde werden konnte diese so rührenden Beweise der Liebe eines Gottes zu seinen Menschen zu betrachten; reichliche Thränen entströmten ihren Augen, und ihre Seele ergoß sich in den Gefühlen der zartesten Andacht.

---

Herzogs von Orleans, heirathete, und Herzog von Nemours, wahrscheinlich wegen seiner Frau, wurde. Jakob von Savoyen, von dem hier die Rede ist, ging aus dieser Ehe hervor.

[1]) Vie de Saint François de Sales, par Charl.-Aug., p. 2. — Geist des heiligen Franz von Sales, von dem Bischof von Belley, IV. 29. — La Rivière, p. 11. — Dom Jean de Saint François, p. 17.

Namentlich mit dem Gedanken an das Kind, welches sie unter ihrem Herzen trug, beschäftigt, brachte sie es Jesu Christo dar, und beschwor ihn, es für immer als sein eigen zu besitzen, kraft des Geschenkes, welches sie ihm damit machte, es durch seine Gnade als ein ihm angehörendes Gut zu bewahren, mit seinen Gaben zu bereichern und ihm besonders eine große Liebe zu den anbetungswürdigen Geheimnissen seines Leidens und Sterbens mitzutheilen. Ihrerseits gelobte diese heilige Mutter, ihr Kind nur als ein geheiligtes Pfand anzusehen, dessen Hut ihr anvertraut war, worüber das Eigenthumsrecht aber einzig und allein Jesus Christus zustand, und alle ihre Sorgfalt darauf zu verwenden, es zur Tugend heranzubilden, es würdig zu machen des drei Mal heiligen Gottes, dem sie es dargebracht, würdig des Himmels, für den sie es erziehen wollte. Nach diesem rührenden Gebete fühlte sie sich ganz von Liebe entbrannt und wie überfluthet von einem Strome innerlicher Tröstungen, die sie nicht daran zweifeln ließen, daß Gott das Opfer, welches sie ihm dargebracht, angenommen habe. [1])

Als Frau von Becsy nach Schloß Sales [2]) zurückgekehrt war, schien der Himmel in geheimnißvollen Träumen ihr kund zu thun, daß ihr Gebet in der That erhört worden, und daß sie, gleichsam eine neue Anna, einen andern Samuel erhalten habe. Bald kam es ihr vor, als sehe sie in ihrem Kinde einen Schäfer, der auf den Fluren hierhin und dorthin zahlreichen Schafheerden nacheilte, bald erblickte sie ihn mit dem Gewande verschiedener religiöser Orden bekleidet, Träume, die man wohl ohne Zweifel als reine Phantasiegebilde erklären darf, durch welche aber auch der Himmel die Zukunft eines Kindes konnte andeuten wollen, das ein von Seeleneifer glühender Hirte sein sollte und zugleich ein warmer Gönner der religiösen Orden, die er so sehr liebte, daß er in die geistige Gemeinschaft der Mehrzahl derselben sich aufnehmen ließ.

Unterdessen war das Fest Maria Himmelfahrt herangekommen. Es war für Frau von Boisy eine Zeit ungewöhnlicher Inbrunst; sie erneuerte in der heiligen Kommunion Gott das Opfer ihres Kindes, und während der ganzen Oktave des Festes erfüllte die Betrachtung des Geheimnisses ihre Seele mit den frömmsten Gefühlen. Da sie erst im siebenten Monate ihrer Schwangerschaft war, dachte sie kaum daran, ihrer Niederkunft schon so nahe zu sein; aber als ob die Gnade,

---

[1]) Geist des heiligen Franz von Sales, IV. 29; V. 23. — [2]) Maison de Sales, p. 193.

nach einer wohl mehr geistreichen als gegründeten Bemerkung mehrerer Schriftsteller [1]), der Natur hätte zuvorkommen und vor der gewöhnlichen Zeit die Erbmakel in einer zu solcher Reinheit bestimmten Seele auslöschen wollen, kündigten auf einmal die Wehen, von denen Frau von Boisy befallen wurde, eine Frühgeburt an; bei dieser Kunde war die ganze Familie in großer Angst um die Mutter sowohl wie um das Kind. Die tugendhafte Dame allein war ruhig und ohne Furcht; sie vertraute auf Jesus Christus, dem sie die Frucht ihres Schooßes geweiht hatte, und dies Vertrauen wurde nicht getäuscht. Donnerstags den 21. August 1567, zwischen neun und zehn Uhr Abends, in ein Zimmer zurückgezogen, das nach dem heiligen Franz von Assisi wegen eines Bildes dieses heiligen Vaters, womit die Wand geziert war, benannt wurde, genas sie glücklich eines Sohnes, der nach Gottes Rathschluß die größte Zierde ihres Hauses, die Ehre Savoyens und eine glänzende Leuchte der Kirche werden sollte [2]).

Der ganze Adel der Nachbarschaft, welcher hievon sogleich in Kenntniß gesetzt worden, eilte nach Schloß Sales, sowohl um Herrn von Boisy zu beglückwünschen, als auch um der Tauffeierlichkeit beizuwohnen. Die Stelle der Pathin kam natürlich der Mutter der Frau von Boisy, der Tochter des Herrn von Villette-Chivron zu; mit Freuden nahm sie dieselbe an; und da sie nach dem Tode ihres Gemahls, Melchior von Sionnaz, eine zweite Ehe mit dem mächtigen Herrn von Faucigny, Bonaventura de la Fléchère, eingegangen, so gab man ihr als Pathen ihren Schwager bei, Don Franziskus de la Fléchère, Prior des Klosters von Saligny aus dem Orden des heiligen Benedikt. So christliche Eltern hüteten sich wohl, die Taufe zu verschieben. Gleich am Tage nach der Geburt wurde das Kind in der Pfarrkirche von Thorens getauft und erhielt die Namen Franziskus Bonaventura, von welchen der Heilige in der Regel nur den erstern führte, zu Ehren des heiligen seraphischen Franz von Assisi, den er sich zu seinem Lieblingspatrone erwählte [3]).

Die außergewöhnlichen Gefühle, von denen alle Anwesenden bei dieser Gelegenheit durchdrungen waren, lassen sich nicht beschreiben. Nach dem Berichte von Augenzeugen lag seit diesem Augenblicke über dem zarten Kinde etwas so Ruhiges und so Sanftes, als ob es schon

---

[1]) P. Talon, p. 8 — Nach de Chaugy, p. 2 u. A. — [2]) Maison de Sales, p. 182. — Mémoires de Besson, p. 135 et 157. — [3]) Geist des heiligen Franz von Sales, IV, 28. — Dom Jean de Saint François, p. 18.

Verstand gehabt hätte, und seine Züge flößten Allen eine liebliche Vorahnung seiner künftigen Heiligkeit ein. Der Pathe erklärte laut, daß er während der Feierlichkeit eine unaussprechliche Tröstung empfunden, und er sich des Gedankens nicht habe erwehren können, daß dies Kind seine Taufunschuld für immer bewahren werde. Der Baron von Lucinge sagte zu Herrn von Boisy, er möge sich von Gott nur andere Kinder zur Fortpflanzung seines Hauses erbitten, weil dieses so sichtbare Zeichen der Gnade an sich trüge, daß es augenscheinlich Gott und der Kirche einzig und allein angehören würde. Kurz, Jedermann pries den Himmel, und Alle wollten um die Wette in diesem wunderbaren Kinde die glücklichsten Vorbedeutungen finden [1]). Um Gott seine Dankbarkeit zu bezeigen, ließ Herr von Boisy den Armen reichliche Almosen austheilen, und vom frühen Morgen, bis zum späten Abend empfanden Alle, welche sich am Thore des Schlosses zeigten, die Wirkung seiner frommen Freigebigkeit [2]), so daß bei der Geburt dieses gesegneten Kindes, ähnlich wie bei jener des heiligen Johannes des Täufers, für Alle reichlicher Grund zur Freude vorhanden war.

Diese Freude wurde jedoch bald durch Furcht getrübt. Da das Kind zwei Monate vor der Zeit zur Welt gekommen, so war es dermaßen schwächlich und zart, so empfindlich, daß man es kaum anrühren konnte, ohne ihm wehe zu thun. Dies ging so weit, daß man das ganze erste Jahr lang es für nothwendig fand, es in Baumwolle zu hüllen und in einer seidenen Wiege zu betten [3]). Frau von Boisy hatte, gemäß ihrem Vorsatze, den sie vor dem heiligen Grabtuche gemacht, es mit ihrer eigenen Milch nähren wollen [4]); dem widersetzte man sich, nicht wegen ihres Alters, wie Einige geglaubt haben, denn, da sie schon mit fünfzehn Jahren verheirathet war, (im Jahre 1560) so zählte sie damals erst einundzwanzig Jahre, sondern aus Rücksicht für ihre schwache Gesundheit. Man mußte sich also nach einer Amme umsehen, und die Ueberzeugung, daß die Gesundheit und Tugendhaftigkeit der Personen, welche auf diese Weise die Stelle der Mutter vertreten, ebenso viel Einfluß auf die sittliche als körperliche Entwicklung des Kindes übe, ließ Frau von Boisy eine Wahl sehr schwer werden. Die Versuche, welche sie nacheinander mit Mehreren machte, waren nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf die körperlichen Kräfte des theuern Kindes [5]). Doch unterstützten Frau

---

[1]) Nach de Chaugy u. Harel. — [2]) Charl.-Aug., p. 2. — [3]) Ebendas. p. 2. — la Rivière, p. 11. — Dom Jean de Saint François, p. 19. — Talon, p. 9. — [4]) Maison de Sales, p. 193. — [5]) Charl.-Aug., p. 2.

de la Fléchère, seine Großmutter und Pathin, Frau von Montheux, seine Großtante [1]) und mehrere Andere die zärtlichen Bemühungen der mütterlichen Liebe so sehr mit ihrer eigenen sorgfältigen, unermüdlichen Pflege in jeder Hinsicht, daß es zuletzt stark und kräftig wurde; alle Furcht, es zu verlieren, verschwand, und man konnte ruhig des Glückes genießen, es jeden Tag zunehmen zu sehen sowie an Alter, so an Gesundheit und Verstand.

Ganz verschieden von andern Kindern ließ es damals schon erkennen, was es eines Tages sein würde. „Dies gesegnete Kind, sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller in seiner einfachen Sprache [2]), trug in seiner ganzen Erscheinung die Zeichen der Güte: immer war sein Gesichtchen freundlich, seine Augen sanft, sein Blick liebevoll und seine ganze Haltung so sittsam, daß es, um es kurz zu sagen, einem kleinen Engel glich."

Noch keine zwei Jahre war es alt, als man schon die ersten Merkmale seiner zarten Frömmigkeit und seiner Liebe zu den Armen wahrnehmen konnte. Es war da schon seine größte Freude, zur Kirche getragen zu werden, in seinen Händchen Heiligenbilder, Rosenkränze, Medaillen zu halten und sie andächtig zu küßen. Sah er Arme und namentlich kleine Kinder, so gab er ihnen, was er gerade da hatte, und hatte er nichts, so wandte er sich zu seiner Amme und verlangte ein Almosen für sie, zuerst durch Blicke, dann durch Thränen, die sich erst stillten, wenn dem Armen geholfen war. Das nöthigte diese, so oft sie mit ihrem Pfleglinge außer Hauses ging, sich mit Früchten oder irgend etwas Anderm zu versehen. Als sie eines Tages diese Vorsorge vergessen und so einem kleinen Kinde in der Wiege in einem benachbarten Hause, wohin sie gegangen war, nichts zu geben hatte, da bekam sie den Einfall, ihm ihre Brust zu reichen, um ihm wenigstens Milch zu geben, und so den kleinen Franz, der laut weinte, zum Schweigen zu bringen; ganz glücklich streckte dieser alsbald seine kleinen Händchen aus, um Jenem, dem er freudig seine eigene Nahrung abtrat, das Köpfchen zu stützen [3]).

Diese wunderbaren Anlagen, wie sie von Augenzeugen bestätigt werden, entfalteten sich immer mehr mit fortschreitender Entwicklung der Vernunft. Wenn man dem Berichte seiner Amme Glauben schenken will, so hatten seine Füße kaum die Fähigkeit dazu erlangt,

---

[1]) Johanna von Montheux war eine Schwester der Mutter des Herrn von Boisy. (Maison de Sales, p. 138, 143, 149.) — [2]) La Rivière, p. 16. — [3]) Recueil de la mère Greffier, p. 5.

als er auch schon, so oft er sich nur konnte hinführen lassen, in die Kirche gehen wollte. Da hätte Einer ihn sehen sollen, wie er seine Schritte beeilte, seine Aermchen ausbreitete, um rascher hinzukommen; und war er darin, dann schien er nie überdrüssig oder gelangweilt, wie lange er auch bleiben mochte; er hielt seine Händchen gefaltet; und bald verneigte er sich, wie zur Anbetung, bald hielt er seine Augen auf den Altar oder den fungirenden Priester geheftet. Man hätte glauben mögen, er begriffe schon Etwas von dem, was er sah, und alle seine kleinen Manieren stimmten zur Andacht. Nach Hause zurückgekehrt unterhielt er sich damit, den Gesang und die Ceremonien, so gut er es vermochte, nachzuahmen, und die Anmuth, womit er diese kleinen Uebungen verrichtete, erfüllte die Anwesenden mit Entzücken.

Doch konnte er noch nichts als hie und da ein einzelnes Wort sprechen, das man mit Mühe seiner schwerfälligen Zunge entlockte; etwas Zusammenhängendes war noch nicht aus seinem Munde gekommen. Wie groß war daher die allgemeine Ueberraschung als man ihn eines Tages sagen hörte: Der liebe Gott und Mama haben mich recht lieb [1]). Bei diesen Worten, die wie kostbare Keime bereits den heiligen und vollkommenen Menschen umschlossen, kann man sich das Entzücken der Frau von Boisy eher vorstellen, als beschreiben; das Herz der Christin und Mutter durchbebte eine heilige Freude. Als das Kind zwei und ein Viertel Jahr alt war, glaubte sie es entwöhnen zu müssen, flehte aber dabei zum Himmel, daß diese Maßregel seiner Gesundheit keinen Nachtheil bringen möge; zu diesem Zwecke ließ sie die üblichen Gebete der Kirche über es sprechen, mehrere heilige Messen lesen und am Schloßthore reichliches Almosen allen Armen austheilen [2]). Diese neue Lebensweise gab sie dem Kinde in der Absicht, es beständig um ihre Person zu haben und seiner Erziehung eine mehr unausgesetzte Sorgfalt widmen zu können. Ueberzeugt, daß Verstand und Herz eines Kindes wie weiches Wachs zur Aufnahme aller Eindrücke empfänglich, schon im Anfange sich zum Guten oder Bösen für das ganze Leben gestalten, je nachdem die erste Form ist, welche man ihnen gibt, hielt sie es vor Allem von jeder schlechten oder gefährlichen Gesellschaft fern. Sie verbot ihm, in die Küche zu gehen und untersagte ihm den Umgang mit den Bedienten und Knechten des Hauses und allen jungen Leuten und Kindern, von deren Tugendhaftigkeit sie nicht ganz versichert war [3]).

---

[1]) De Maupas, p. 12. — [2]) Charl.-Aug., p. 2. — [3]) Ebendas. p. 3. — Talon, p. 11.

Sodann entzog sie ihm alle jene feinen, ausgesuchten Bequemlichkeiten, die in den ersten Jahren aus Nothwendigkeit geboten waren, weil eine weichliche Erziehung den Menschen entnervt, unfähig zu großen Dingen und erhabenen Tugenden macht, und bemühte sich, ihren Sohn in der männlichen und strengen Weise zu erziehen, welche der Seele und dem Körper Thatkraft verleiht, indem sie dieselben lehrt, sich mit Wenigem zu begnügen, sich frei zu machen von den Bedürfnissen des Wohllebens und gerne Opfer, Entbehrung und Schmerz zu ertragen. Sie wollte, Alles solle einfach sein, ohne Ueppigkeit und Weichlichkeit, in Kleidung, Essen, Schlaf und in jeglichem Dinge, das zum Leben gehört.

Mit diesen Mitteln, dem Bösen vorzubeugen, verband man eine pünktliche Gewissenhaftigkeit es auszurotten, sobald es sich nur zeigte; und seine Strafe stand immer im Verhältniß zum Vergehen. Eines Tages sah der Kleine die Weste eines auf dem Schlosse beschäftigten Arbeiters am Boden und entdeckte am Knopfloche eine hübsche Schnur von bunter Seide; von dem Glanz derselben angezogen, nahm er sie heimlich weg. Der Mann bemerkte nach Beendigung seiner Arbeit die Entwendung seiner Schnur und hielt dieserhalb vergebliche Nachforschung unter den Bedienten. Herr von Boisy, von dem Geschehenen in Kenntniß gesetzt, fragte darauf den Kleinen, und dieser gestand auch ganz offen seine Schuld ohne Umschweife und ohne sich entschuldigen zu wollen [1]), fiel aber zugleich voll tiefer Reue über seinen Fehler auf die Kniee und bat unter Thränen so rührend um Verzeihung, daß die Umstehenden selbst weinten. Der Vater war unerbittlich, weil er recht wohl die Folgen kannte, die ein erster Fehler dieser Art, welchen man ungestraft hingehen läßt, nach sich zieht; er gab ihm deshalb vor allen Anwesenden die Ruthe, indem er hinzufügte, für diesmal bestrafe er ihn nur leicht, weil es sein erster Diebstahl sei, und weil er denselben so freimüthig gestanden; sollte er aber das Unglück haben, nochmals zu stehlen, dann würde er so leichten Kaufes nicht loskommen. Diese so wohl angebrachte Züchtigung war dem Kinde so heilsam, daß es ihm nie wieder begegnete, Etwas ohne Erlaubniß zu nehmen, nicht einmal eine Frucht im Garten oder auf dem Felde.

Doch wußten Herr und Frau von Boisy recht wohl, daß diese äußern Mittel nicht genügend zu einer guten Erziehung sind, und daß nur allein die Religion im Stande ist, das Menschenherz wahrhaft

---

[1]) La Rivière, p. 17. — Dom Jean de Saint François, p. 21.

und dauernd tugendhaft zu machen. Deshalb unterrichteten sie den Kleinen so früh als möglich in den Grundwahrheiten des Christenthums. Sobald er die ersten Worte zu stammeln begonnen, hatte ihn die fromme Mutter die Namen Jesus und Maria, sowie die Worte des heiligen Kreuzzeichens aussprechen gelehrt. Gleich von den ersten Tagen an, wo er sprechen konnte, hatte sie in Uebereinstimmung mit dem Abbé Déage, seinem spätern Erzieher, sich bemüht, ihm das Gebet des Herrn, den englischen Gruß, das Glaubensbekenntniß, die Acte des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, die Gebete vor und nach dem Essen, kurz die ersten Begriffe der christlichen Lehre beizubringen. Der Kleine hatte bei seinem lebhaften Geiste und glücklichen Gedächtnisse Alles leicht behalten; es machte ihm Freude, es wieder herzusagen und er wiederholte oft das Vaterunser, das Gegrüßet seist du Maria, sowie die verschiedenen andern Gebete, die er gelernt hatte; und inständig bat er, man möchte ihn doch noch etwas Anderes dazu lehren [1]).

Sobald er diese ersten Begriffe hatte, hielt man es an der Zeit, zum Katechismus überzugehen; und Frau von Boisy begann, stets von dem Abbé Déage unterstützt, der von nun an häufige Besuche auf Schloß Sales machte, diesen Unterricht, der so erhaben in seiner Einfachheit, so fruchtbar in seiner Kürze, der sowohl ein vollständiger Inhalt des Glaubens als auch eine sichere Richtschnur der Sitten ist. Der kleine Franz fühlte sich in diesem neuen Unterrichte ganz glücklich; es schien für ihn keinen lieblichern Genuß zu geben, als von Gott und Religion reden zu hören; voll Aufmerksamkeit saß er bei seinen Lehrern, lauschte mit wunderbarer Lernbegierde auf ihre Worte, stellte selbst über die Geheimnisse Fragen, welche Erstaunen erregten; und da bei ihm dieser gute Wille durch ein seltenes Gedächtniß unterstützt wurde, so lernte er ebenso gründlich als schnell.

Wußte er eine gewisse Zahl von Antworten und war die Unterrichtsstunde beendet, so eilte er von der seinem Charakter und Verstande eigenen Lebhaftigkeit getragen voller Freude hinaus; und alle Kinder der Nachbarschaft mit Hülfe eines Glöckchens, das ihm zu seinem Zeitvertreibe geschenkt worden, zusammenrufend, ordnete er sie im Kreise um sich her, sagte ihnen unter ausdrucksvollen Geberden die Lektion, die er so eben gelernt hatte, vor, und ließ sie dieselbe dann in kurzen, abgebrochenen Sätzen so lange wiederholen, bis sie dieselbe wußten. Zuweilen führte ihn sein Eifer weiter; begegnete er einem Kalvinisten, so griff er ihn, obgleich er kaum fünf Jahre alt war, ohne Scheu an,

[1]) Nach François de la Pesse et François Favre.

und citirte ihm die Worte seines Katechismus, um ihm zu beweisen, daß er sich im Irrthume befinde, so daß man kein anderes Mittel hatte, diesen zuweilen wenig bescheidenen Angriffen zuvorzukommen oder denselben ein Ende zu machen, als ihn in sein Zimmer einzuschließen, wenn einige von diesen Sektirern zum Schlosse kamen.

Indem Frau von Boisy ihrem Kinde den Buchstaben des Katechismus beibrachte, bemühte sie sich zugleich, es durch kurze und deutliche Erklärungen, durch anschauliche Vergleiche und Parabeln in das Verständniß desselben einzuführen, ihm den Geist derselben einzuflößen, d. h. die Liebe und kindliche Furcht Gottes, kurz nicht durch ihre Worte allein, sondern auch durch ihr Beispiel es die Ausübung des aus dem Buche Gelernten im Werke zu lehren; sie hatte es sich sodann zur Regel gemacht, diese kostbaren Lehren in verschiedener Form je nach Gelegenheit wiederzugeben, sie wußte Alles zu benutzen, um in dem Herzen ihres geliebten Kindes den Abscheu vor der Lüge und dem Laster, die Liebe zur Wahrheit und zum Guten zu entwickeln, und begnügte sich nicht ihm zu sagen, wie es sein solle oder was es thun müsse, sondern erklärte ihm auch die Beweggründe davon, damit es die Tugend nicht bloß kenne, sondern auch wisse, warum es tugendhaft sein müsse [1]).

Die fromme Mutter erntete bald die Früchte einer so guten Erziehung; nie hörte man aus dem Munde des jungen Franz ein einziges Wort, welches dem was er für wahr hielt, zuwider gewesen; seine Antworten waren stets offen, einfach und arglos und er wollte lieber eine Strafe erdulden, als sich derselben durch eine Lüge entziehen. Nicht weniger bewunderungswürdig in seinem Gehorsam gegen alle Jene, welche mit seiner Leitung betraut waren, brachte er auf den geringsten Wink seine Vergnügungen, seine Lieblingsbeschäftigungen, seine Neigungen zum Opfer, ging oder kam, that dies oder unterließ Jenes, ganz wie man es haben wollte, ohne daß er jemals die geringste Unzufriedenheit durchblicken ließ [2]). Ein Mal jedoch begegnete es ihm, daß er ungehorsam war, und diesen Fehler erfuhr man später aus seinem eigenen Munde. Als er eines Tages an der Küche vorüberging, die zu betreten ihm verboten war, sah er, wie der Koch gerade kleine Pastetchen aus dem Ofen nahm; er ging hinein und bat um eines. Der Koch legte ihm dasselbe noch glühend heiß auf die Hand, aber die Begierde, sagte er, war stärker, als der Schmerz; er hatte den

---

[1]) La Rivière, p. 18. — Dom Jean de Saint François, p. 24. —
[2]) La Rivière, p. 18.

Muth, lieber die Brandwunden zu erdulden, als den Kuchen fallen zu lassen[1]).

Diese oder einige andere kleine Fehler der Art, welche in diesem Alter kaum den Namen von Fehlern verdienen, abgerechnet, hatte sein ganzes Betragen gewissermaßen etwas Wunderbares an sich. In der Kirche sah man ihn auf beiden Knieen am Boden an der Seite seiner Mutter, mit gefalteten Händen, seine Augen voll inniger Liebe unverwandt auf den Altar gerichtet, und seinen ganzen Körper in einer so ehrfurchtsvollen Haltung, daß man einen kleinen Engel zu erblicken glaubte[2]). Außerhalb der Kirche hatte er nichts von dem muthwilligen Wesen anderer Kinder an sich, und eine engelgleiche Sittsamkeit leuchtete bereits aus seiner ganzen Person hervor[3]). „Damals schon, sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller[4]), sah man auf seinem Antlitze gleichsam einen Strahl der Gnade erglänzen, der ihm etwas Himmlisches verlieh, so daß man ihn nicht ansehen konnte, ohne sich von wahrer Achtung und dem Gedanken durchdrungen zu fühlen, daß ein Baum, der so schöne Blüthen trug, eines Tages herrliche Früchte der Tugend hervorbringen werde." Seine Liebe gegen die Armen war unvergleichlich; ihm Etwas als Almosen für dieselben zu geben, war die größte Freude, die man ihm bereiten konnte. Sobald er ihre Stimme an der Thüre hörte, beeilte er sich, ihnen seine Gabe zu bringen; war es während der Mahlzeit, so trug er ihnen einen Theil seiner eigenen Speise hin. Außer derselben, wenn er Nichts zu geben hatte, bat er den Vater oder die Mutter um ein Almosen, indem er sie mit sanfter Zudringlichkeit nöthigte, dem Elende zu helfen[5]). Gab man, um ihn auf die Probe zu stellen, nicht gleich seinen flehentlichen Bitten nach, so erpreßte ihm der Schmerz, den Armen warten zu sehen, Thränen, und er beruhigte sich erst dann, wenn das Almosen gereicht ward[6]).

Am Spiele hatte er keine besondere Freude; sein ganzes Vergnügen bestand darin, im Innern des Schlosses kleine Kapellchen oder Altärchen aufzubauen, sie mit Bildern und Blumen, die er sich verschaffen konnte, zu schmücken, und öfters am Tage daselbst zu beten, indem er mit lauter Stimme die Gebete sagte, welche man ihn gelehrt hatte[7]). Man mußte darauf Acht geben, daß er sich die seinem Alter

---

[1]) Recueil de la mère Greffier, p. 6. — [2]) Charl.-Aug., p. 4. — [3]) Ebendas. p. 2. — Nach Dumont und Passis — la Rivière, p. 8. — [4]) Ebendas. p. 4. — Nach François Favre, Gard, Rendu u. A. — [5]) Ebendas. p. 4. — [6]) Ebendas. p. 3. — De Maupas, p. 12. — [7]) Dom Jean de Saint François, p. 25. — la Rivière, p. 19.

angemessenen Erholungen gönnte, welche so nothwendig für die Ruhe des Geistes sind, da er nicht immer angespannt sein kann. Seine Eltern waren auch recht bedacht hierauf, nicht als ob sie ihm Glücks-, Karten- oder Würfelspiele erlaubten, sie wußten, daß solche Spiele den Geist eher ermüden als erquicken, und nur zu oft dem Menschen zu einer Leidenschaft werden, die ihn sein Glück, seine Zeit, sein Vermögen, nicht selten sogar seine Gesundheit kostet; sondern sie wollten nur solche Spiele für ihn, die eine anständige und mäßige Erholung gewähren, die Nichts erfordern als Geschmeidigkeit der Glieder, Schnelligkeit im Laufen oder Geschicklichkeit in den Bewegungen überhaupt[1]); und darum scheuten sie keine Kosten, ihm alles zu denselben Erforderliche zu beschaffen.

Franz lag denselben aus Gehorsam ob und überließ sich bei denselben mit den Kindern, die man ihm als Spielkameraden gegeben, seiner natürlichen Lebhaftigkeit. War das Spiel zu Ende, so führte er die Kinder in seine Kapellchen, um dort einige Gebete gemeinschaftlich zu verrichten, oder, war die Pfarrkirche frei, so führte er sie dahin, stellte sie im Kreise um den Taufbrunnen und sprach zu ihnen: „Seht da, meine Freunde, den Ort, der uns am theuersten auf der Welt sein soll, weil wir da zu Kindern Gottes geworden sind: singen wir darum Alle zusammen: Ehre sei dem Vater!" Die kleine Schaar wiederholte die Danksagungshymne. Dann trat Einer nach dem Andern hinzu und küßte, ein Knie zur Erde beugend, voll Ehrfurcht den Taufbrunnen. Ein anderes Mal ordnete er sie in Procession, ließ sie unter Absingung des apostolischen Glaubensbekenntnisses um den Taufbrunnen herumgehen und führte sie dann vor das allerheiligste Sakrament; dort aber ließ er sie beide Kniee zur Erde beugen, um dem im Tabernakel gegenwärtigen Jesus Christus ihre Anbetung darzubringen[2]).

Voll Erstaunen über Alles was er an seinem Sohne sah, war Herr von Boisy manchmal bis zu Thränen gerührt. Wahrhaftig, sprach er öfters zu seiner Gattin, dieses Kind scheint mir weniger ein Sohn der Natur als der Gnade zu sein. Ein gewisses Vorgefühl gibt mir die Ueberzeugung, daß Gott aus ihm etwas Großes zu machen beabsichtigt. Denn seine Sittsamkeit und Weisheit flößen mir selbst ein lebhaftes Verlangen nach Uebung der Tugend ein.

Frau von Boisy war noch mehr entzückt und konnte so viel Heiligkeit in einem so zarten Alter nicht genug bewundern[3]). Wir

---

[1]) Nach François de la Pesse. — la Rivière, p. 19. — [2]) Nach de Changy und mehrern andern Zeugen. — [3]) Maison de Sales, p. 187 et 194.

ersehen das aus Gesprächen, die sie später mit der heiligen Chantal hatte: „Wäre ich nicht die Mutter dieses theuren Sohnes, sagte sie da, so würde ich viel Wunderbares aus seiner Kindheit offenbaren..... Als er noch in den Kinderkleidern war, habe ich oft bemerkt, daß der Segen des Himmels auf ihm ruhte und daß er nur Liebe zu Gott athmete..... Nie hat er mir Ursache zur Unzufriedenheit gegeben, dagegen ist er immer mein Trost gewesen..... Nie habe ich an ihm einen Fehler bemerkt und ich habe ihn immer als einen Heiligen betrachtet, dessen Mutter zu sein ich mich nicht würdig hielt [1])." In der That war Franz von Sales schon als kleines Kind gleichsam der Apostel und Führer seiner tugendhaften Mutter. Sah er sie betrübt, so tröstete er sie mit den Worten: „Laß uns unsere Zuflucht zum lieben Gott nehmen, gute Mutter, er wird uns aufrichten." Hörte er sie im Wirrwar der Geschäfte ausrufen: „Ach, Gott möge uns beistehen!" so bemerkte er: „O, so ist's Recht, liebe Mutter! sag' das recht oft, aber sag' es aus Herzensgrund, und du wirst sehen, daß Gott uns helfen wird [2])." So begann der, welcher eines Tages der Tröster so vieler Betrübten sein sollte, sein Amt bereits als er noch kaum zu sprechen angefangen.

Dies Kind, welches seiner Mutter so gute Rathschläge gab, verstand es, durch die Grundsätze des Glaubens auch seine eigenen Schwächen zu überwinden. Vernehmen wir ihn darüber selbst in einem Briefe, den er als Bischof an eine fromme Person schrieb: „Man sagt mir, daß Sie Furcht vor Geistern haben..... In meiner Jugend war ich mit derselben Einbildung behaftet; und, um mich davon zu befreien, zwang ich mich als kleines Kind, das Herz mit Vertrauen auf Gott gewappnet, ganz allein an solche Orte zu gehen, wo meine Einbildungskraft mir mit der Furcht drohte; und zuletzt bin ich so fest und beherzt geworden, daß das Dunkel und die Einsamkeit der Nacht mir eine Lust sind wegen der Allgegenwart Gottes, die man in solcher Stille mehr nach Wunsch genießt. Die guten Engel umgeben Sie wie eine Schaar von Wachsoldaten; Sie sind unter den Flügeln Gottes, wie ein Küchlein unter den Flügeln seiner Mutter: was fürchten Sie also [3])?"

---

[1]) Nach de Chaugy. — [2]) Nach François Favre u. A. — [3]) Brief an eine Ordensperson vom 9. September 1619. — Geist des heiligen Franz von Sales, XVIII, 46.

## Zweites Kapitel.

### Seine ersten Studien.

(1573—1580.)

Franz von Sales war nun beinahe sechs Jahre alt geworden; er konnte noch nicht lesen, brannte aber vor Begierde es zu lernen. Er blätterte in den Büchern, welche ihm zufällig in die Hände fielen, betrachtete genau die Buchstaben und suchte ihre Bedeutung zu erforschen. Kam seine Amme, um nach ihm zu sehen, so beschwor er sie, sie möge doch seine Eltern bitten, daß sie ihm Unterricht ertheilen ließen, und versprach ihr, wenn sie das erlangen würde, die herrlichste Belohnung, die seine kindliche Einbildungskraft zu ersinnen vermochte: „Wenn ich groß sein werde und mein eigener Herr, sagte er zu ihr, dann werde ich dir jedes Jahr ein schönes Kleid von rothem Ratin machen lassen." Um einem so lobenswerthen Eifer entgegenzukommen und ihn zu fördern, beschloß Herr von Boisy, ihn in eine Lehranstalt zu schicken, die kürzlich in dem Städtchen la Roche, anderthalb Stunden von Schloß Sales entfernt, errichtet worden war. Das Mutterherz gerieth bei dieser Nachricht in Schrecken; Frau von Boisy zitterte für die Gesundheit ihres Sohnes, noch mehr aber für seine Tugend. Die christliche Frau wußte recht wohl, wie viele gefährliche Klippen in den öffentlichen Schulen der Kindheit drohen, und sie hätte darum, wiewohl der gegenseitige Wetteifer hier dem schnellern Fortschritte im Lernen förderlich sein mag, ihren Sohn lieber weniger gelehrt unter der Leitung eines Privatlehrers, als weniger tugendhaft bei größerm Wissen gesehen. Herr von Boisy aber blieb fest, weil er besorgte, seine Gemahlin möchte bei ihrer innigen Liebe zu ihrem Sohne ihn gegen ihren Willen und trotz ihrer früher gefaßten Vorsätze durch zu große Sorgfalt und zarte Aufmerksamkeiten verwöhnen.

Er schickte ihn also nach la Roche in der Hoffnung, daß er dort eine männlichere und seiner Geburt würdigere Erziehung erhalten werde [1]). Doch vergaß er keineswegs, was die Religion ihm hinsichtlich der Seele seines Sohnes zur Pflicht machte, und gab ihm deshalb als Hüter seiner Unschuld einen tugendhaften und wohlunterrichteten Erzieher, Namens Peter Batalleur mit, welcher über alle seine Schritte, alle seine Beziehungen zu Anderen wachen und die reichen Anlagen, die ihm von der Natur und der Gnade verliehen

[1]) Maison de Sales, p 1 7.

worden, pflegen und zur Entwicklung bringen sollte. Ueberdies ging er selbst jede Woche nach la Roche, wohl wissend, daß Nichts den Rath und das Auge eines Vaters ersetzen kann; er prüfte das Betragen des Kindes bis in's Einzelne, überzeugte sich von seinen Fortschritten und guten Gesinnungen, gab ihm gute Ermahnungen; und zuweilen nahm er es mit nach Schloß Sales, um die Sehnsucht der mütterlichen Liebe zu befriedigen, hielt es auch öfters ganze Tage lang da, um seine Fortschritte zu belohnen und seinen Eifer für die Tugend am Herde der guten Lehren und Vorschriften einer Mutter auf's Neue zu beleben [1]).

Empfänglich für so viele weise Rathschläge hatte der junge Franz bald lesen und schreiben gelernt, und ging nun zum Studium der französischen Grammatik über, die er ebenso rasch in einigen Monaten erlernte. Jetzt konnte er zu seiner großen Zufriedenheit mit der lateinischen Sprache beginnen und machte darin ebenso glückliche Fortschritte. Setzte er dadurch seine Lehrer in Erstaunen, so geschah dies gleichwohl noch mehr durch seine Tugenden. Die ganze Stadt bewunderte dies so bescheidene, so reine, so fromme Kind; nie hatte man so viel Tugend und Gnade in einem so zarten Alter gesehen; sein Anblick genügte, um sich angetrieben zu fühlen, auch besser zu werden. Die Edelleute der Nachbarschaft brachten ihre Kinder nach la Roche, damit sie diesen irdischen Engel sähen, und ermahnten sie, an einem so schönen Vorbilde ein Beispiel zu nehmen [2]). Auch hier, wie auf Schloß Sales, kannte er keine süßere Freude, als Uebungen der Frömmigkeit und in dem Hause, wo er wohnte, hatte er sich kleine Andachtsplätzchen hergerichtet, an denen er betete, so oft es ihm nur möglich war [3]).

Zwei Jahre waren so vergangen, als Herr von Sales aus politischen Gründen, deren Erörterung für unsere Aufgabe überflüssig ist, Schloß Sales verließ und seinen Aufenthaltsort auf dem Schlosse Brens in Chablais nahm. Dadurch gezwungen, sich von la Roche zu entfernen, glaubte er auch seinen Sohn von da wegnehmen zu müssen und brachte ihn zu den drei Kindern seines Bruders Ludwig von Sales an das Collegium von Annecy, wo dieselben bereits seit einiger Zeit ihren Unterricht erhielten. Die Abreise des heiligen Kindes wurde von Schule und Stadt als ein gemeinsames Unglück betrachtet; man glaubte, daß Beider Segen weggehe. Viele folgten ihm noch bis vor das Thor und vergoßen Thränen des Schmerzes.

---

[1]) De Cambis, X., 60. — [2]) Nach de Chaugy. — [3]) Nach de Rendu u. Langin.

Der junge Franz brachte nach Annecy den nämlichen Eifer für Wissenschaft und Tugend mit, wie nach der Schule von la Roche; und da mit zunehmendem Alter sein Geist und sein Herz sich immer mehr entwickelten, so zeichnete er sich in einem noch höhern Grade aus. Vom ersten Augenblicke an war man überrascht von der Sittsamkeit in seinem Aeußern und in seinem ganzen Wesen. Seine Kleidung, wiewohl einfach, war immer durchaus sauber und paßte anmuthig zu seiner ganzen Person, seine Haare waren wohl geordnet ohne alles Gesuchte; sein Gang bescheiden und gesetzt, ohne im geringsten gezwungen zu sein, seine ganze Haltung voll Würde, Anstand und Anmuth [1]). Er sah, wie seine Mitschüler umherrannten oder sonst ihren unbesonnenen Muthwillen trieben, bisweilen sogar in der großen Hitze des Sommers ihre Brust entblößten, um sich zu erfrischen; dies Beispiel ließ ihn jedoch nicht im Mindesten von jenem Anstande und jener sittsamen Zurückhaltung, die er sich vorgeschrieben, abweichen; und das erbaute Jedermann so sehr, daß man öfters in laute Rufe der Bewunderung ausbrach: Seht doch dies Kind, sagte man, wie schön es ist, wie liebenswürdig! Wenn Gott ihm das Leben erhält, so wird es eines Tages die Zierde und der Ruhm seiner Familie werden [2]).

Die glücklichen Erfolge, die er in seiner Klasse hatte, sollten dies Gefühl der allgemeinen Achtung für ihn noch erhöhen. Während der fünf Jahre, daß er in Annecy die lateinische Sprache und die Vorbereitungswissenschaften erlernte, übertraf er stets seine Mitschüler, erhielt immer die ersten Plätze in den schriftlichen Probearbeiten und am Ende des Jahres die ersten Preise. Es war der wohlverdiente Lohn seiner Talente und seines Fleißes zugleich; denn er war so arbeitsam, daß er immer mit dem frühesten Morgen aufstand, um zu lernen, so geizig mit der Zeit während des Tages, daß er alle Augenblicke sorgsam zu Rathe hielt, aus Furcht, nur eine Sekunde zu verlieren; und um ihn von seinen Büchern wegzubringen bedurfte es eines Befehles seines Erziehers. Uebersetzte er die lateinischen Schriftsteller, so sah man ihn bisweilen unbeweglich eine ganze Stunde lang über vier oder fünf Sätze hingebeugt, um den besten Ausdruck und die beste Wendung zu finden. Las er irgend ein literarisches Werk, so verband er die Lektüre mit geduldigem Nachdenken, und sammelte die bemerkenswerthen Stellen und die Abschnitte, welche ihm am besten geschrieben zu sein schienen, in seinen Heften, um sie nach-

---

[1]) La Rivière, p. 22. — [2]) Charl.-Aug., p. 5.

her in seinen Aufsätzen zu verwenden [1]). In der Klasse folgte er mit der gespanntesten Aufmerksamkeit dem Unterrichte des Lehrers; sein lebhafter Verstand erfaßte das Gesagte rasch und sein glückliches Gedächtniß behielt es mit großer Treue. Seine Lehrer hatten auch eine ganz besondere Vorliebe für ihn; oft machten sie sich das Vergnügen, ihn eine oder die andere mit Beredsamkeit geschriebene Stelle oder ein Gedicht vortragen zu lassen; und dieser Aufforderung kam er immer mit vollendetem Anstande nach; sein Vortrag war edel und erhaben, seine Stimme rein und klangvoll, kurz Alles deutete schon an, was er eines Tages werden sollte. Zugleich besaß er bei all' dem eine Bescheidenheit, die allen Anwesenden sagte, wie weit er davon entfernt sei, sich in den Lobeserhebungen, die sein Verdienst ihm zuzog, zu gefallen. Seine Tugend war über eine so feine Versuchung schon erhaben.

Man erklärte ihn damals schon als ein Muster und Vorbild; Lehrer wie Schüler bewunderten und verehrten ihn alle; seine bloße Gegenwart hielt Diejenigen, welche Lust gehabt hätten, etwas Unrechtes zu thun, in den Schranken der Pflicht. Sobald man ihn nur kommen sah, hieß es: Laßt uns jetzt brav sein, denn da kommt der Heilige; und man hörte auf mit Zanken und Streiten, unterbrach oft sogar unschuldige Kindereien oder sonstige Possen [2]); oder vergaß sich Einer, daß er sich ein Fluchwort oder eine Lüge erlaubte oder sonst einen weniger geziemenden Ausdruck, dann wies ihn das heilige Kind sogleich mit sanftem Ernste zurecht und bat ihn liebevoll, doch über seine Reden zu wachen. Nicht zufrieden, seine Mitschüler vom Bösen abzuhalten, ermunterte er sie auch zum Guten durch Worte sowohl, wie auch durch sein Beispiel, und verband damit eine so liebenswürdige Bescheidenheit, daß Alle an seinen Gesprächen Freude fanden, und immer brachte das eine solche Wirkung hervor, daß Manche später versicherten, wenn sie ein Bischen Frömmigkeit, ein Bischen Tugend besäßen, so hätten sie es nächst Gott seinen Ermahnungen zu verdanken [3]). Auf den Spaziergängen, die er mit ihnen machte, nahm er Einige abseits mit sich in ein einsames Wäldchen oder unter den Schatten eines großen Baumes; und dort betete oder sang er bisweilen sogar mit ihnen auf den Knieen die Litanei von der allerseligsten Jungfrau. Hierauf, damals schon als Prediger auftretend, ermahnte er sie, die Gelegenheit zur Sünde zu meiden, die Tugend zu üben und schloß seine kleine Anrede gewöhnlich

---

[1]) Charl.-Aug., p. 5. — [2]) La Rivière, p. 22. — [3]) De Maupas, p. 16.

mit diesen oder ähnlichen Worten: „Lernen wir, meine Freunde, zu guter Stunde Gott dienen und ihn preisen, solange er uns Zeit dazu gibt [1])." Ein anderes Mal erzählte er ihnen erbauliche Züge aus den Lebensbeschreibungen der Heiligen, deren Lektüre seine liebste Erholung bildete, und ermunterte sie, diesen schönen Beispielen nachzuahmen [2]).

Der Glanz seiner hellleuchtenden Tugend, wie sich ein Augenzeuge ausdrückt, nöthigte für diese belehrenden Ermahnungen eines kleinen Kindes Achtung ab, und man fühlte sich durch den Reiz, womit seine zarte Frömmigkeit dieselben verschönerte, zu ihrer Befolgung angetrieben; denn es gab nicht einen einzigen unter seinen Mitschülern, den er nicht aus ganzer Seele liebte, dem er nicht Freude auf Kosten seiner eigenen Vergnügen zu machen suchte; ihre Freuden waren seine Freuden, ihre Leiden seine Leiden. Erhielten sie eine Züchtigung, so war sein Herz so von Mitleiden gerührt, daß er an ihrer Stelle die Strafe hätte erdulden mögen, und einige Male erlangte er auch wirklich diese Gunst. Als eines Tages einer seiner Vettern, Gaspard von Sales, die Ruthe bekommen sollte und unter vielem Jammer dem Lehrer zu Füßen fiel und bitterlich weinte, warf er sich von Mitleid getrieben zwischen den Lehrer und das arme Kind und bat inständig, für den Schuldigen gestraft zu werden. Der Lehrer stößt ihn zornig zurück, Franz läßt mit Flehen nicht nach; seiner Bitten überdrüssig, willigt der Lehrer endlich ein; Gaspard geht frei aus und der Unschuldige wird herbe gezüchtigt an Stelle des Schuldigen. Das heilige Kind erlitt die Strafe mit wunderbarer Sanftmuth und als es beim Weggehen aus der Klasse seine empörten Mitschüler murren hörte über den Lehrer, der es habe so schlagen können, übernahm es laut seine Vertheidigung, da er nichts Anderes gethan, als seinen Bitten nachgegeben [3]).

Nicht allein gegen seine Mitschüler offenbarte sich seine große Seelengüte; sie war sichtbar in seinem ganzen Benehmen. Sein Bedienter hatte eines Tages ein Paar Handschuhe für ihn weit unter dem zuerst verlangten Preise gekauft, und als der Kaufmann bei Ueberlassung derselben, wie das gewöhnlich zu geschehen pflegt, betheuerte, daß er dabei verliere, so fragte das Kind: „Wie viel würde denn noch erforderlich sein, um nicht zu verlieren?" — „So und so viel," antwortete dieser. — „Wohl, hier ist das Fehlende," sprach Franz, indem er die Summe von dem für seine bescheidenen Vergnügungen bestimmten Gelde hinzufügte. Ein anderes Mal ging er über eine

---

[1]) Charl.-Aug., p. 6 et 7. — [2]) De Maupas, p. 17. — [3]) La Rivière, p. 2?.

Brücke, die eben ausgebessert worden war. Der Arbeiter, welcher die Reparatur besorgt hatte, erhob von den Vorübergehenden als Lohn für seine Mühe eine kleine Bezahlung. Als Franz bemerkte, daß sein Diener Nichts gab, wahrscheinlich weil der Adel von jeder Steuerpflicht frei war, sprach er: „Wie! diese armen Leute schwitzen und mühen sich zu unserm Besten ab, und wir sollten ihnen Nichts dafür bezahlen! Das ist nicht recht.“ Und mit diesen Worten nahm er aus seiner Privatbörse das gewöhnliche Uebergangsgeld und überreichte es dem Arbeiter mit einer Freundlichkeit, die den Werth der Gabe noch erhöhte [1]).

Unter der Ausübung so vieler Tugenden kam für den jungen Franz das Jahr heran, nach welchem er sich längst so herzlich gesehnt hatte, das Jahr seiner ersten heiligen Kommunion. Obgleich erst zehn Jahre alt, wurde er doch für im höchsten Grade würdig befunden. Er hielt sie in der Dominikanerkirche zu Annecy, und empfing, was sein Glück vollkommen machte, an demselben Tage von dem rühmlichst bekannten Angelo Justiniani, Bischof von Genf, die heilige Firmung [2]).

Dieser hervorragende Prälat kannte bereits das heilige Kind. Mehr als ein Mal hatte er seine Unschuld, seine Frömmigkeit, seine Bescheidenheit bewundert und ihn den sichtbaren Engel des Vaterlandes genannt; an jenem Tage aber mehr als sonst von dem himmlischen Wesen ergriffen, das auf seinem Antlitze erglänzte, richtete er während der heiligen Handlung Worte an dasselbe, die voll milden Wohlwollens und glückbedeutend für die Zukunft waren, indem er versicherte, daß dieser Knabe, wenn Gott ihm das Leben erhalte, ein großer Mann, ein glänzendes Licht in der Kirche Gottes und das Wunder seiner Zeit werden würde.

---

[1]) Charl.-Aug., p. 6. — De Maupas, p. 11. — [2]) Angelo Justiniani, geboren zu Genua, stammte aus einer hervorragenden Familie. Nachdem er mit Auszeichnung Theologie docirt, mit großem Beifall in mehreren Städten Italiens gepredigt und dem Konzil von Trient als erster Doktor der Theologie aus dem Orden des heiligen Franziskus, dem er angehörte, beigewohnt, wurde er im Jahre 1568 zum Bischofe von Genf erwählt. Eifriger als seine Vorgänger, die nicht mehr in ihrer Diözese residirten, seit Genf seinen Bischof vertrieben, wählte er seine Residenz in Annecy und ließ es sich angelegen sein, muthig die Häresie zu bekämpfen und die Bestimmungen des Konzils von Trient in Kraft zu setzen; müde jedoch des Widerstandes, auf den er stieß, vertauschte er sein Bisthum mit der Stelle eines Priors von Talloires, welche damals der P. Granier inne hatte. Auch dort der Hindernisse überdrüssig, die man ihm bereitete, als er eine Reform des Klosters versuchte, dankte er ab und zog sich in seine Vaterstadt Genua zurück, wo er am 22. Februar 1596 starb. Mém. de Besson, p. 60.

Durch den Empfang dieser beiden großen Sakramente gestärkt, arbeitete der junge Franz mit verdoppeltem Eifer an seiner Heiligung, und jeder Tag sah ihn an Frömmigkeit und Wissenschaft zunehmen. Von der Welt hatte er sich schon vollkommen losgeschält; sein Herz kannte nur mehr ein Verlangen, sich im geistlichen Stande Gott ganz zu weihen. Er theilte diesen Wunsch seinem Vater mit, und da er erfahren, daß in Abwesenheit des Bischofs Justiniani der hochwürdigste Herr von Bagneray eine feierliche Ordination in Clermont für die Grafschaft Genf vornehmen solle, so bat er ihn um die Erlaubniß, sich zum Empfange der Tonsur dahin begeben zu dürfen. Herr von Boisy, der ihn für die Rechtslaufbahn bestimmte und wegen seines früh entwickelten Verstandes die Hoffnung hegte, in ihm eines Tages eine große Zierde des Senates von Savoyen zu sehen, wollte zuerst gar nicht seine Einwilligung geben. Da aber sein Sohn ihn so flehentlich darum bat, und er seinen tiefen Schmerz, den eine abschlägige Antwort ihm bereiten würde, voraussah, zudem auch hoffte, daß diese Kinderidee mit den Jahren verschwinden werde, gab er endlich nach. Der junge Franz reiste voll Entzücken nach Clermont und empfing am 20. September 1578 im Alter von eilf Jahren die Tonsur.

Bei dieser Gelegenheit entdeckte er in seinem Herzen eine geheime Anhänglichkeit, von der er sich noch keine Rechenschaft gegeben hatte. Bis dahin hatte er prachtvolle blonde Haare getragen, die ihm anmuthig bis auf die Schulter herabfielen; und nach dem Kirchengesetze konnte er nur unter der Bedingung, sie abschneiden zu lassen, in den geistlichen Stand aufgenommen werden. Zuerst fühlte er ein heftiges Widerstreben dagegen; aber bald war das Opfer vollbracht; der junge Kleriker überlieferte sein schönes Haar der Scheere, indem er erkannte, daß er zu anhänglich an diesen eiteln Schmuck gewesen und daß oft eine Kleinigkeit das Herz, welches glaubt auf Alles verzichtet zu haben, noch gefesselt hält[1]).

Von nun an empfing er jeden ersten Sonntag im Monat die heilige Kommunion, später noch öfter, und zuletzt alle acht Tage. Um sich dieser häufigen Kommunion würdig zu machen, bemühte er sich, die zu große Lebhaftigkeit seines Geistes zu mäßigen, alle Regungen seines Herzens der Gnade unterzuordnen und so jenen innern Frieden zu erwerben, jenen Gleichmuth der Seele, der ebenso nothwendig als nützlich zum Fortschreiten in der Vollkommenheit ist. Mit großer

---

[1]) Recueil de la mère Greffier, p. 10.

Pünktlichkeit machte er jeden Tag eine Besuchung vor dem allerheiligsten Sakramente, die frommen Lesungen sowie die geistlichen Uebungen, die er sich vorgeschrieben. Während an den schönen Sommerabenden seine Mitschüler an den so malerischen Ufern des Sees von Annecy oder auf den ihn umgebenden Wiesen spazieren gingen, beschäftigte sich der heilige Jüngling in seinem Zimmer mit der Lektüre der Lebensbeschreibungen der Heiligen, die für ihn einen besondern Reiz hatten; das Erbaulichste, was er darin fand, theilte er oft den Hausbewohnern mit. „Tante, sprach er dann zu seiner Hauswirthin, einer sehr bejahrten Person, ich habe Ihnen heute etwas recht Schönes vorzulesen;" und so ließ er an seinem eigenen geistlichen Gewinne auch Andere theilnehmen[1]). Die Erinnerung an seine Weihe verließ ihn fast nie; es war für seine Seele ein Sporn, der ihn antrieb, mit jedem Tage besser zu werden. Der Gedanke, daß er durch den Empfang der Tonsur sich ganz und gar dem besten der Herrn hingegeben und sich selbst nicht mehr angehöre, entflammte ihn mit heiligem Eifer, der unaufhörlich zunahm, und oft wiederholte er freudig die bei der Ordination gebräuchlichen Worte: „Herr, Du bist das gute Theil, das mir zum Erbe zugefallen: Dominus pars hereditatis meae."

Gerne hätte er jede Erholung zum Opfer gebracht, um Gott vollkommener alle Augenblicke seines Lebens zu widmen; sein Erzieher hatte jedoch Acht darauf, daß er an den freien Tagen an den gemeinschaftlichen Spaziergängen Theil nahm; und hier verband der fromme Jüngling mit noch größerem Eifer wie vor dem Empfange der Tonsur seine unschuldigen und heitern Erholungen mit frommen Uebungen. Besonders gern führte er an den Frühlingsmorgen seine Mitschüler auf die schönen Hügel der Insel Hérier[2]), und dort, durch die Betrachtung der Natur sie zu Gott erhebend, sprach er zu ihnen: „Preisen und rufen wir zuerst den Herrn an, denn er ist es, der uns diesen schönen Ferientag geschenkt hat: Deus nobis haec otia fecit; er ist es, der diese belaubten Gebüsche geschaffen, diese anmuthigen Wiesen, diese reizenden Bäche, welche mit so lieblichem Murmeln an uns vorbeifließen." Und nach einem inbrünstigen Gebete, das er mit lauter Stimme sagte, überließ man sich dem Spiele oder fröhlichem Lustwandeln.

Die Ferien, welche der heilige Jüngling im väterlichen Hause zubrachte, waren nicht weniger erbaulich, als seine Spaziergänge im Kollegium. Gott hatte ihm drei kleine Brüder geschenkt, Gallois,

---

[1]) Nach der hl. Chantal. — [2]) Charl.-Aug., p. 6 et 7.

Ludwig und Johann Franz. Er betrachtete sie als junge Pflanzen, mit deren Pflege er beauftragt war, als neue Seelen, unschuldige Herzen, die er zu Gott führen und zur Frömmigkeit anleiten sollte. Darum ließ er sich angelegen sein, ihre Liebe zu gewinnen, indem er ihnen in Allem Freude zu machen suchte, sich ihren Launen anbequemte, sich herabließ, an ihren kindlichen Spielen Theil zu nehmen. Den Einfluß, welchen ihm diese unschuldigen Kunstgriffe auf sie verschafften, benutzte er dann, um sie zu lehren zu Gott zu beten, ihn zu lieben, sowie auch sich selbst unter einander, und leitete als ein guter Engel ihre ersten Schritte auf den Pfaden der Tugend.

Frau von Boisy spendete dem Eifer ihres theuern Sohnes reichliches Lob und unterstützte ihn aus allen Kräften. „Meine lieben Kinder, pflegte sie zu ihrer kleinen Schaar zu sagen, ahmet euern Bruder Franz nach, befolget seine guten Ermahnungen und thut Alles was er euch sagt." Die zarten Kinder entsprachen den Wünschen ihrer guten Mutter; und so wurde das Haus Sales nicht allein eine heilige Wohnstätte der Tugend, sondern auch das vollendetste Vorbild eines guten Familiengeistes, wie wir noch oft zu bemerken Gelegenheit haben werden. Die innigste Herzlichkeit vereinigte alle seine Glieder, so daß sie keine süßere Freude im Leben kannten, als Alle zusammen zu sein. Noch zartere Bande jedoch knüpften sich von nun an zwischen Franz und seinem Bruder Ludwig. Die Herzen dieser beiden irdischen Engel befanden sich in so vollkommener Uebereinstimmung, daß sie sich nicht von einander trennen zu können schienen. Ludwig hing an Franz wie der Schatten an seinem Körper haftet und seine größte Freude bestand darin, ihn überallhin zu begleiten. Die Folge wird uns die wunderbaren Früchte der Weisheit und Frömmigkeit zeigen, welche aus dieser innigen Eintracht hervorgingen[1]).

## Drittes Kapitel.

### Franz von Sales begibt sich nach Paris, um Rhetorik und Philosophie zu studiren. — Er ist daselbst einer schrecklichen Versuchung ausgesetzt.

(1580 – 1586.)

Nachdem der junge Franz seine klassischen Studien in Annecy beendet, hielt es Herr von Boisy am besten, ihn nach Paris zu senden, um dort Rhetorik und Philosophie zu studiren. Er war der

[1]) La maison de Sales, p. 246.

Meinung, daß sein theuerer Sohn an diesem großen Mittelpunkte der europäischen Bildung tüchtigere Lehrer, einen vollkommeneren und gründlicheren Unterricht, seiner würdige Nebenbuhler, die geeignet wären, durch einen gegenseitigen Wetteifer zur Entwicklung seiner natürlichen Fähigkeiten beizutragen, kurz Alles das finden würde, was zur vollständigen Erziehung eines Edelmannes, der bestimmt ist, in der Welt und am Hofe zu leben, gehört; und da die Blüthe des Adels von Savoyen im Kollegium von Navarra erzogen worden, so glaubte er nichts Besseres thun zu können, als seinen Sohn dahin zu bringen.

Der junge Franz, von der Absicht seines Vaters in Kenntniß gesetzt, begrüßte freudig den Gedanken, seine Studien in Paris vollenden zu sollen; denn er war überzeugt, daß er dort mehr Gelegenheit finden werde, sich in den exacten und gelehrten Wissenschaften zu vervollkommnen; nur die Wahl des Hauses, wo sein Vater ihn hinschicken wollte, betrübte ihn [1]. Das Kollegium von Navarra genoß in der That einen sehr großen Ruf und der Adel besuchte in großer Anzahl seine Vorlesungen; aber auf Frömmigkeit verwandte man sehr wenig Zeit und Mühe. Man war mehr darauf bedacht, Edelleute heranzubilden, die fähig wären in der Welt zu glänzen, als tugendstarke Christen zu erziehen. Der Besuch einer solchen Schule beunruhigte darum den frommen Jüngling. Andererseits wußte er, daß das Kollegium von Clermont [2]), welches unter der Leitung der Jesuiten stand, ein Haus war, in welchem die Frömmigkeit ebenso so sehr wie die Wissenschaft blühte. Und diese Erwägung trug in seinem Herzen über jeden andern Vortheil den Sieg davon. Wie sollte er aber seinen Vater dazu bewegen, ihn in eine Schule zu schicken, welche durch den Umstand allein, daß sie nicht die des savoyischen Adels war, sich unter einem für die Eigenliebe weniger schmeichelhaften Gesichtspunkte darbot? Die Schwierigkeit dieses Unternehmens, welche er lebhaft fühlte, war während mehrerer Wochen für seine Seele ein Gegenstand der Qual. Er redete darüber mit Gott in seinen Gebeten, vergoß Thränen bei Tag und Nacht; endlich entschloß er sich, seinen Kummer der Brust seiner treuen Mutter anzuvertrauen. Weinend kam er zu ihr und, um den Grund seines Schmerzes befragt, antwortete er: „Ach, gute Mutter, ich sehe mich in Gefahr, meine Seele zu verlieren, wenn ich in das Kollegium von Navarra gehe. Meine Schwäche sagt mir, daß ich dort zu

---

[1]) Charl.-Aug., p. 7 et 8. — la Rivière, p. 24. — De Maupas, p. 18. —
[2]) Es gab in Paris viele Kollegien, welche den Namen jener Diözesen trugen, die sie gegründet hatten, wie das Kollegium von Beauvais, von Clermont u. s. w.

Grunde gehen werde; ich bin zum Bösen geneigt, die schlechten Gesellschaften werden mich mit fortreißen, und was kann mir alle Wissenschaft der Welt helfen, wenn ich mich in die Verdammung stürze. Es gibt nun ein Mittel, wodurch für meine Ausbildung wie meine Tugend gleichzeitig gesorgt ist, wenn man mich nämlich in das Kollegium der Jesuiten schickt; diese sind gelehrt und fromm zugleich; sie werden mich Wissenschaft und den Weg zum Himmel zur selben Zeit lehren, und so werde ich mich ausbilden, ohne Gefahr für mein Seelenheil zu laufen. O, gute Mutter, setzte er, sich ihr zu Füßen werfend, hinzu, erwirke doch von Herrn von Boisy, daß ich zu diesen guten Vätern gehen darf. Es wird Euch viel größere Zufriedenheit gewähren, mich als eifrigen Schüler Jesu Christi von meinen Studien zurückkehren zu sehen, denn als einen feinen Höfling, einen Sklaven der Welt und meiner Leidenschaften."

Die fromme Mutter stimmte leicht den Ansichten ihres Sohnes bei; sie redete darüber mit Herrn von Boisy, und wußte die Gründe, warum das Kollegium der Jesuiten jenem von Navarra vorzuziehen sei, so geltend zu machen, daß dieser großmüthig alle Pläne der Eigenliebe zum Opfer brachte und seine Einwilligung gab [1]). Dieser Entschluß machte den jungen Franz ganz glücklich; er dankte mit Wärme sowohl der Mutter, welche die Bitte gestellt, als auch dem Vater, der seine Zustimmung gegeben, und war jetzt nur mehr darauf bedacht, sich zur Abreise vorzubereiten.

Die materiellen Vorbereitungen waren die geringsten; Herr von Boisy bemühte sich in seiner väterlichen und christlichen Sorgfalt weit mehr, zuverlässige und treue Menschen zu finden, welchen er die Unschuld und Tugend seines Sohnes anvertrauen konnte, einen erfahrenen und frommen Erzieher nämlich und einen ergebenen, unverdächtigen Kammerdiener. Zu ersterem wählte er Herrn Déage, einen Priester von großer Frömmigkeit, vielem Wissen und seltener Klugheit, sowie von etwas strengem Charakter, wodurch er aber gerade um so geeigneter war, seinen Sohn während des entscheidenden Alters, in welches er jetzt trat, nöthigenfalls in Schranken zu halten. Als Kammerdiener gab er ihm George Rolland mit, einen seiner klügsten Diener und auf den er am meisten hielt; zum Besten eines so theuern Sohnes jedoch glaubte er sich seiner berauben zu müssen.

Der junge Franz faßte seinerseits die festesten Vorsätze, seine Tugend zu bewahren; und da es zu jener Zeit bei den jungen Edel-

---

[1]) Charl.-Aug., p. 8.

leuten Sitte war, einen besondern Wahlspruch anzunehmen, wenn sie zum ersten Male das Vaterhaus verließen, so wählte er diese beiden Worte, die ihm am besten immer vor Augen halten konnten, was er sein sollte: Non excidet, er wird nicht ausarten [1]). Als Alles zur Abreise bereit war, machte sich Franz, nachdem er den Segen seiner vielgeliebten Eltern erhalten, mit seinem Erzieher und seinem Diener auf den Weg. Ueberall, wo der fromme Reisende durchkam, machte er einen eigenthümlich merkwürdigen Eindruck der Tugend; etwas so auffallend Heiliges leuchtete aus seinem Antlitze und seiner ganzen Persönlichkeit, daß er an den Orten, wo er sich um seine Mahlzeit zu nehmen oder die Nacht zuzubringen, aufhielt, der Gegenstand einer Art religiöser Verehrung war; nur mit Ehrfurcht sah man ihn an, und die Aufmerksamkeiten, die man ihm erwies, glichen gewissermaßen einem Heiligendienst [2]). Auf seiner ganzen Reise sah er sich auch das, was er für Religion oder Wissenschaft Interessantes fand, sorgfältig an, befragte seine Reisegefährten, dachte selbst mit sehr viel Urtheil darüber nach und machte sich über das Merkwürdigste kurze Notizen.

So machte er seinen Weg über Lyon, Bourges und Orleans. Kaum in Paris angekommen, ließ er sich, ohne dem lebhaften Verlangen, diese große Stadt zu sehen, nachzugeben, nach dem Kollegium der Jesuiten führen, nachdem er aber vorher seinen Degen abgelegt hatte, um nur als gewöhnlicher, einfacher Schüler dort zu erscheinen. Seine edle Haltung, sein liebenswürdiges und bescheidenes Wesen machte den günstigsten Eindruck auf die Patres; mit Freuden nahmen sie ihn auf und besorgten ihm eine Wohnung in einem benachbarten Hause, von wo er als Externe die Vorlesungen im Kollegium täglich leicht besuchen konnte. Sie befragten ihn sodann über seine früheren Studien; und da sie bald bemerkten, daß er mit dieser bezaubernden, edlen Schönheit, mit diesem freien, sanften und freundlichen Charakter, der schon im ersten Augenblicke an ihm so aufgefallen war, große Kenntnisse in den schönen Wissenschaften, sowie ein durchdringendes und gründliches Urtheil, einen zu jedem Studium fähigen Verstand vereinigte, nahmen sie ihn nach dem Wunsche seines Vaters in die Klasse für Rhetorik auf.

Glücklich, sich an der Quelle der Wissenschaft zu befinden, gab er sich mit Eifer dem Studium hin. Mit großer Aufmerksamkeit wohnte er den Vorträgen seiner neuen Lehrer bei und bemühte sich, kein einziges ihrer Worte zu verlieren; er schrieb ihre Vorlesungen nieder, durchdachte sie und verwandte sie in seinen literarischen

---

[1]) Maison de Sales, p. 39 et 361. — [2]) Charl.-Aug., p. 8.

Aufsätzen. Dieser ausdauernde Fleiß erwarb ihm in Paris wie früher in Annecy die ersten Plätze unter seinen Mitschülern, ohne daß er jedoch deren Eifersucht dadurch erregte; denn die Bescheidenheit, welche man an ihm wahrnahm, konnte nur Achtung und Liebe für ihn aufkommen lassen. Um die Talente ihres ausgezeichneten Zöglings zu noch schönerer Entwicklung zu bringen, riethen ihm die Jesuiten das Studium der griechischen Sprache an, da sie für die geistliche und weltliche Beredsamkeit die besten Muster biete, und ließen ihn an dem griechischen Unterrichte Theil nehmen, welchen damals der durch seine Gelehrsamkeit und seine wissenschaftlichen Werke so berühmte P. Sirmond ertheilte. Durch die zweijährige unabläßige Benutzung all' dieser ihm zum Lernen gebotenen Mittel vervollkommnete der junge Franz seinen Geschmack, bildete seinen Styl, machte sich alle Geheimnisse der Redekunst zu eigen und brachte es hierin zu einer solchen Vollendung, daß er in der Folge zu den beredtesten Männern seines Jahrhunderts gezählt wurde.

Mit diesen ernsten Studien verband er jene körperlichen Uebungen, welche man in damaliger Zeit als einen wesentlichen Bestandtheil in der Erziehung eines Edelmannes ansah, und nahm Unterricht im Tanzen, Fechten und Reiten. Er fand zwar wenig Geschmack an all' diesen Dingen, indem er sie in Hinsicht auf das Ziel, welches er sich durch den Empfang der Tonsur gesetzt hatte, unnütz hielt; sein Vater aber wollte es so, und er gehorchte. An den freien Tagen lag er denselben als einer Erholung ob; und da seine Glieder eine nicht gewöhnliche Geschmeidigkeit, Behendigkeit und Stärke besaßen, so wurde er in kurzer Zeit sehr gewandt, und daher besaß er auch dieses ungezwungene Wesen, jene Anmuth in seinem Benehmen, welche Eigenschaften er fortan immer bewahrte und die seine Bescheidenheit und Einfachheit so wunderbar in's Licht hoben [1]).

Trotz all' dieser Erfolge, die so ganz darnach angethan waren, der Selbstgefälligkeit eines jungen Mannes zu schmeicheln, war Franz noch weit mehr darauf bedacht, in der Wissenschaft der Heiligen und wahrer Tugend Fortschritte zu machen. „Zur Zeit, als ich noch als sehr junger Mann in Paris war, so erzählte er später, erfaßte mich ein außerordentliches Verlangen, heilig und vollkommen zu werden; ich fing an, mir einzubilden, daß ich zu dem Zwecke den Kopf recht auf die Seite müsse hängen lassen, wenn ich meine Stundengebete verrichtete, weil ein anderer Schüler, der wahrhaft heilig war, es auch

---

[1]) Charl.-Aug., p. 8.

so machte. Eine Zeit lang befolgte ich dieses Verfahren, ohne daß ich darum heiliger wurde [1])." Und von da an entsagte er solchen Geberden, da hierin keineswegs die wahre Heiligkeit besteht, und blieb bei einer einfachen, jeder Gezwungenheit fernen Frömmigkeit. Immer trug er ein Erbauungsbuch bei sich und ließ keinen Tag vergehen, ohne Geist und Herz daraus zu nähren. Da er solche Bücher als vom Geiste Gottes ihren Verfassern zu seinem persönlichen Besten eingegeben betrachtete, um ihn zu lehren, was er lieben oder verabscheuen, thun oder lassen müsse, so suchte er nicht, sich Kenntnisse in denselben zu erwerben oder eine eitle Neugierde zu befriedigen, sondern einzig und allein besser dadurch zu werden. In dieser Meinung las er einige Sätze, hielt dann inne, um nachzudenken, zu erfassen, was er soeben gelesen und seine Seele mit frommen Anmuthungen zu erfüllen. Aus einer solchen Lektion schöpfte er heilige Vorsätze, die er, wenn es möglich war, noch an demselben Tage in Ausübung zu bringen suchte.

Mit diesen Lesungen verband er großen Fleiß in Anhörung der Predigt, denn, sagte er, das mündliche Wort bewegt und regt mehr an, als das geschriebene Wort. Mit besonderer Regelmäßigkeit wohnte er den Vorträgen der besten Kanzelredner bei, und hörte ihnen mit frommer Begierde zu, ohne ein einziges ihrer Worte zu verlieren; er bewahrte sodann sorgfältig das Gehörte in seinem Herzen und richtete seinen Wandel darnach ein [2]).

Zu einsichtsvoll jedoch, um nicht die Nothwendigkeit eines Führers zu begreifen, der ihn mit geschickter und sicherer Hand raschen Schrittes auf dem Wege der Vollkommenheit leitete, wählte er sich einen weisen Gewissensrath; und unter seiner Anleitung brachte er es zur Uebung der schwierigsten Tugenden. Jeden Mittwoch, Freitag und Samstag fastete er und trug ein Bußkleid [3]), indem er dafür hielt, daß der Leib, wenn er zu wohl gepflegt wird, die Seele niederdrückt und sie zu geistigen Dingen weniger fähig macht. Alle acht Tage beichtete er und empfing die heilige Kommunion; und wenn man ihn fragte, warum er so oft kommunizire, gab er zur Antwort: „Aus demselben Grunde, weshalb ich so oft mit meinem Erzieher und Lehrer rede: Der Heiland ist mein Lehrer in der Wissenschaft der Heiligen; ich gehe oft zu ihm, daß er mich unterrichte; denn es würde mir sehr wenig daran liegen, gelehrt zu werden, wenn ich nicht heilig würde [4])." Jede Kommunion

---

[1]) Dom Jean de Saint François, V, 194. — [2]) La Rivière, p. 27. — [3]) Nach François Favre. — [4]) Nach de Chaugy.

stärkte und belebte ihn in der That auf's Neue in der Ausübung des Guten; sie war das Feuer, an dem sein Herz sich erwärmte, die Quelle, an der seine Seele Leben schöpfte, die Nahrung, die ihn aufrecht hielt in Versuchungen und Prüfungen. Auch ermunterte er mit den feurigsten Worten seine Mitschüler, oft zu dem Tische des Herrn zu treten; und geschickt wußte er jedes Mittel zu benutzen, um sie dazu zu bewegen. Eines Tages besuchte ihn ein frommer Jüngling von la Roche in Savoyen und er lud ihn für den folgenden Morgen zum Frühstück ein. Der junge Mann nimmt die Einladung an und findet sich zur bestimmten Stunde ein. „Mein Freund, sprach Franz, der seine Frömmigkeit kannte, zu ihm, ich gehe in der Jesuitenkirche zur Beichte und Kommunion; komm', schließe dich mir an." Der Jüngling, von diesem unerwarteten Vorschlage überrascht, zögert, bedenkt sich eine Weile und antwortet dann: Nun wohl, ich bin es zufrieden; und beide gingen zur heiligen Beichte und Kommunion. Als sie ihre Andacht verrichtet und aus der Kirche herausgingen, sprach Franz zu ihm: „Das war das große Festmahl, zu welchem ich dich gestern einlud, ohne es dir näher zu bezeichnen; nun wollen wir auch für unsern Leib sorgen." Und er behielt ihn nicht blos zum Frühstück, sondern auch noch den ganzen Tag über bei sich, unterhielt ihn auf das Angenehmste durch seine liebenswürdigen Gespräche, verschaffte ihm alle Annehmlichkeiten, die in seiner Macht standen, ließ ihn auch Theil nehmen an seinen frommen Uebungen wie an seinen Mahlzeiten; und ganz glücklich über einen solch' schönen Tag, der voll so reiner Freuden gewesen, reiste der junge Mann wieder ab [1]).

Durch so viele Tugenden hatte Franz es wohl verdient, in die Kongregation der allerseligsten Jungfrau, welche im Jesuitenkollegium gegründet worden war, aufgenommen zu werden. Diese Gunst gewährte ihm eine heilige Freude und bildete den Anfang eines ganz neuen Lebens für ihn. Er sagte sich, daß er, um der Kongregation, in die er soeben eingetreten war, keine Schande zu bereiten, sich zum würdigen Nacheiferer so vieler frommer Jünglinge, die nun seine neuen Mitbrüder waren, machen müsse; daß der Himmel, indem er ihm die Gnade verlieh, so schöne Vorbilder mehr in der Nähe und in engerem Kreise zu betrachten, ihn gerade dadurch verpflichte, ihnen nachzuahmen; und darum widmete er sich mehr als je der Frömmigkeit und dem Streben nach wahrer Tugend. Noch vollkommener als früher brachte er von nun an seinen Eigenwillen und jenen bei einem jungen Edel-

---

[1]) Nach dem Kanonikus Gard. — De Maupas, p. 23 et 24.

manne so natürlichen Geist der Unabhängigkeit beständig zum Opfer, um sich stets ehrerbietig gegen seine Lehrer und gehorsam ihren leisesten Wünschen zu zeigen, war nachgiebig gegen Andere in allem Erlaubten, besonders aber immer voll Unterwürfigkeit gegen seinen Erzieher, in dem er den Repräsentanten der väterlichen Autorität verehrte und der bei ihm die Stelle Gottes vertrat. Diese Unterwürfigkeit ging so weit, daß er niemals außer mit seiner Erlaubniß ausging; und wurde dieselbe verweigert, so entfernte er sich wieder ruhig, ohne einen Schatten von übler Laune zu zeigen. Gerade so betrug er sich auch, wenn er eine andere Bitte an denselben stellte; nie blieb er darauf bestehen, wenn ihm eine abgeschlagen worden, außer ein einziges Mal, wo sein gutes Herz ihn nicht nachgeben ließ. Ein Bedienter des Hauses hatte sich gegen Herrn Déage ungeziemend benommen, und Letzterer wollte den Fehler bestraft wissen. Franz bittet für den Schuldigen um Verzeihung; es wird ihm abgeschlagen. Er läßt nicht nach und der Erzieher gibt ihm in der ersten Aufwallung statt jeder Antwort eine derbe Ohrfeige. Der heilige Jüngling zeigt keine Bitterkeit darüber und zieht sich mit einer Ruhe und Freundlichkeit zurück, wie er sie nicht anders hätte zeigen können, wenn ihm seine Bitte gewährt worden wäre [1]).

Diesen Geist des Friedens, der Sanftmuth und englischen Sittsamkeit bemerkte man an ihm nicht blos seinem Erzieher gegenüber. Wie Unrecht ihm auch von seinen Mitschülern oder Andern geschehen mochte, er erschien dennoch stets sanft und demüthig, leutselig und freundlich in seinem ganzen Betragen. Darum betrachtete man ihn auch überall, wo er sich zeigte, mit Ehrerbietung, und oft hörte man, wenn er daher kam, den Ausruf: „Seht den Engel des Kollegiums," als ob er, wie einer seiner Mitschüler bemerkt [2]), dem heiligen Thomas von Aquin den glorreichen Namen Engel der Schule entzogen habe.

Besonders aber in der Kirche war es, wo die Tugend des jungen Franz im schönsten Lichte erglänzte; sehr fleißig dem Gottesdienste und der Predigt beiwohnend, mit großer Pünktlichkeit jeden Tag seine Besuche vor dem allerheiligsten Sakramente machend, erschien er in dem Heiligthume immer mit einem solchen Aeußern, das Zeugniß ablegte von seinem lebendigen Glauben und seiner feurigen Liebe. Seine ganze Haltung war so voll Sammlung, seine Blicke so eingezogen, seine Art zu beten so fromm, daß man sich unwillkürlich sagte: So müssen die Engel und Heiligen im Himmel beten [3]). Mit gleicher Treue besuchte

---

[1]) Dom Jean de Saint François, p. 29 et suiv. — Nach Aussage der hl. Chantal, art. 4. — [2]) Der Jesuit P. Binet. — [3]) La Rivière, p. 26.

er täglich eine der Kapellen der seligsten Jungfrau und mit Vorliebe jene des heiligen Stephan des Grès, wo einem ihrer Bilder besondere Verehrung erwiesen wurde. Da ergoß sich dann seine gerührte Seele in solcher Fülle, daß man leicht sah, daß, wenn er Jesus Christus als seinen Gott und Heiland liebte, er Maria als seine Mutter verehrte. Er konnte kaum ohne Thränen in den Augen von ihr reden; er machte sie zur Vertrauten all' seiner Leiden, wie all' seiner Freuden; oft auch hörte man ihn in heiliger Begeisterung ausrufen: „O, wer sollte dich nicht lieben, du theuerste Mutter? Möge ich ewig dir ganz gehören und möchten mit mir alle Geschöpfe leben und sterben aus Liebe zu dir [1])!"

Und wenn er so betete, dann verriethen seine lebhaft gerötheten Wangen die frommen Empfindungen, von denen sein Herz durchdrungen war. Oft brachte er sich auch gerne durch die Hände Mariens Jesu Christo zum Opfer dar, nach jenem schönen Gebete, das uns einer seiner Geschichtschreiber aufbewahrt hat [2]): „O Gott meines Herzens, sieh hier das Herz, welches dir angehört; sieh hier all' meine Liebe, welche ich dir durch die Hände deiner lieben Mutter zum Opfer bringe. Nimm an, o heilige Jungfrau, diese Gabe, bewahre dies Geschenk, und gib, daß mein Herz nie eine andere Liebe empfinde, als für deinen Sohn und für dich."

Nach den Kirchen waren es die Klöster, was seinem Herzen am theuersten war [3]); fand man ihn nicht zu Hause, noch im Heiligthume des Herrn, so suchte man ihn an diesen Stätten der Frömmigkeit, und immer traf man ihn daselbst. In der Ueberzeugung, daß man durch den Umgang mit den Gottesmännern, welche sie bewohnen, viel gewinnen könne, und daß der liebliche Duft der Tugend, der von ihren Worten ausgeht, der Seele wohl thue, ging er recht oft und gerne dahin, um seinen Eifer neu zu beleben; bald unterhielt er sich mit einigen frommen Religiosen, ein anderes Mal begnügte er sich damit, sie zu betrachten und ihr bloßer Anblick schon redete zu seinem Herzen. Wenn er diese Christen sah, welche großmüthig auf alle Hoffnungen der Welt, auf alle Genüsse der Erde, oft sogar auf Größe und Reichthum Verzicht geleistet, um sich einem Leben der Buße, der Demuth und des Gebetes zu widmen, so fühlte er sich angetrieben, besser zu werden; und solche gute Gedanken, welche er aus diesen Wohnstätten der Vollkommenheit mitnahm, theilte er gerne seinen Kameraden mit,

---

[1]) Talon, p. 18. — [2]) Ebendas. p. 17. — la Rivière, p. 28. — [3]) Charl.-Aug., p. 9.

um sie zum Eifer für ihr Seelenheil und zur Verachtung aller Eitelkeiten der Welt anzuspornen. „Was thun wir, meine Freunde, pflegte er öfters zu ihnen zu sagen; wir denken so wenig an unser Heil, und da könnt ihr Männer sehen, welche an nichts Anderes denken; wir hängen uns an vergängliche Freuden und Güter, und da seht ihr Männer, welche Alles, was die Welt hochschätzt, unter ihre Füße getreten, um die ewigen Güter zu erwerben. Sollte ein so schönes Schauspiel und so bewunderungswürdige Vorbilder uns nicht die Augen öffnen [1])?

So benahm sich der junge Franz in der Congregation, in die er so eben aufgenommen worden. Es hätte weniger bedurft, um ihn für würdig zu erachten, den ersten Rang darin einzunehmen. Man wählte ihn denn auch zum Assistenten und Präfecten, welche die ersten Stellen in der Congregation bekleideten; und nach Ablauf seiner Amtszeit wurde er mehrere Male auf's Neue gewählt, da man der Ansicht war, daß Niemand diese Obliegenheiten würdiger und mit größerem Erfolge besorgen könne. Da Franz diese Stellen als ein ihm anvertrautes Apostolat betrachtete, so arbeitete er mit ganzer Seele für das Wohl der Congregation. Oeffentlich und im Besondern redete er zu den Congreganisten, ermunterte sie zum Eifer, gab ihnen heilsame Rathschläge; und seine Worte, unterstützt durch seine großen Beispiele, brachten bewundernswerthe Früchte hervor. Mit gleichem Eifer beschäftigte er sich auch mit den Jünglingen, welche sich zum Eintritte in die Genossenschaft meldeten. Er stellte ihnen diese Aufnahme als eine besondere Gnade des Himmels dar, zählte ihnen alle Tugenden eines guten Congreganisten auf, ermunterte sie, sich dieselben anzueignen und gab ihnen die Mittel dazu an. Dadurch erhielt die Congregation nur würdige Mitglieder und wurde von Tag zu Tag eifriger [2]).

Mittlerweile ging Franz von Sales, nachdem er einen zweijährigen Kursus der Rhetorik mit der größten Auszeichnung vollendet hatte, im Alter von fünfzehn Jahren zum Studium der Philosophie über. Es wurde ihm das Glück zu Theil, in dieser Wissenschaft zwei bedeutende Professoren zu hören; der Eine war Johann Franz Suarez, gebürtig aus Avignon, wohl ohne Zweifel verschieden von dem berühmten Theologen dieses Namens, den Benedikt XIV. die Leuchte der Theologie nannte, aber doch ein ausgezeichneter Gelehrter, und ganz dazu geeignet, in den einer Erziehung fähigen Geistern jene Richtigkeit und Geradheit des Urtheils zu bilden, welche die Frucht

[1]) Nach Havel, Rendu und dem Kanonikus Gard. — [2]) De Cambis, I, 75.

einer guten Philosophie ist. Der Andere war Hieronymus Dandini, einer der Männer seines Jahrhunderts, welche am besten in der Lehre des Aristoteles bewandert waren, und der in solcher Achtung bei den Päpsten stand, daß er später von ihnen als Nuntius zu den Maroniten auf dem Berge Libanon gesandt wurde. Der neue Schüler der Philosophie sammelte mit eifrigem Fleiße die herrlichen Vorlesungen dieser ausgezeichneten Männer, und seine Hefte, welche die Vorsehung in unsere Hände hat gelangen lassen, bezeugen, mit welch' lebhaftem Interesse er bemüht war, sich alle ihre Vorträge aufzubewahren. Vom ersten bis zum letzten Worte ist Alles in denselben mit größter Sauberkeit und Sorgfalt, sowie mit einer Deutlichkeit geschrieben, welche das Lesen derselben leicht macht, vorausgesetzt, daß man die darin gebrauchten Abkürzungen vollständig kennt und mit ihnen vertraut ist. Der Rand ist überall mit Noten bedeckt, welche die Haupt- und Unterabtheilungen mit den verschiedenen Hauptbeweisen angeben und so gleichsam einen Auszug aus dem ganzen Werke bilden; kurz, man sieht daran nicht allein den Mann der Ordnung, der Alles gut und pünktlich thut, sondern auch den logischen Mann, der seine Gedanken folgerichtig eintheilt und sich genaue und bestimmte Rechenschaft darüber gibt.

Diese Studien beschäftigten ihn vollständig ein ganzes Jahr lang allein; im Anfange des folgenden jedoch glaubte er, daß er mit weiser Benützung der Zeit, das Einzige, worin der Geiz lobenswerth ist, noch andere Studien mit diesen verbinden könne, und da ihm überdies der geistliche Stand als sein Ziel immer vor Augen schwebte, so bekam er eine lebhafte Lust Theologie zu studiren. Diese Idee verfolgte ihn unaufhörlich und machte ihn oft ganz nachdenklich und träumerisch [1]). Eines Tages, es war am Sonntag Quinquagesima, sah ihn sein Erzieher in diesem Zustande, ohne den Grund davon zu kennen und sagte deshalb zu ihm: „Sie leiden an Schwermuth oder sind krank; Sie bedürfen der Zerstreuung. Wir wollen ausgehen und uns die Karnevals-Belustigungen ansehen." — „O, ich bitte dringend, verschonen Sie mich damit," erwiderte der fromme Jüngling; Averte oculos meos, ne videant vanitatem [2]). „Aber, versetzte Herr Déage, was kann ich denn thun, um Sie zu erheitern?„ — „Domine, ut videam, Herr, mache mich sehend!" antwortete er mit den Worten des Blinden von Jericho, die er im Evangelium des Tages gelesen hatte. — Und

---

[1]) De Cambis, I, 66. — [2]) Wende ab meine Augen, daß sie keine Eitelkeit schauen. (Ps. CXVIII, 37.)

was wollen Sie denn sehen?" fragte sein Erzieher. — „Ich möchte die Theologie sehen; sie allein wird mich lehren, was Gott meiner Seele zeigen will; und so lange ich mich ihrem Studium nicht widmen kann, werde ich wie ein Blinder sein." Herr Déage, der wußte, daß der Verstand seines Zöglings umfassend genug war, um mit philosophischen auch noch andere Studien gleichzeitig zu betreiben, gestattete ihm, drei Stunden täglich darauf zu verwenden. Glücklich über diese Erlaubniß warf sich Franz mit Eifer auf die heilige Wissenschaft; und je mehr er sich ihr hingab, um so größere Freude fand er daran. Er studirte die Hefte, welche an der Sorbonne diktirt wurden, und die Herr Déage pünklich nachschrieb, da er selbst die Vorlesungen an dieser gelehrten Schule besuchte; er wohnte den Disputationen über verschiedene Thesen daselbst bei, sammelte schriftlich die neuen Beweise, die er hörte, die Schwierigkeiten, welche man vorbrachte oder welche er selbst fand, erörterte die Fragen nachher mit seinem Erzieher oder den Studirenden der Theologie und hörte nicht auf zu fragen und nachzudenken, bis die Wahrheit vollständig klar war.

Sein Eifer für die heilige Wissenschaft ließ es hierbei nicht bewenden. Mit Erlaubniß des Herrn Déage besuchte er zur selben Zeit im königlichen Collegium die Vorlesungen über die heilige Schrift und die hebräische Sprache, welche der berühmte Génébrard, nachmaliger Bischof von Aix [1]) hielt; und nie, sagt einer seiner Geschichtschreiber, vergaß er die Kommentare, welche er aus dem Munde dieses berühmten Professors über das hohe Lied hörte.

Trotz so vieler Arbeiten verminderte Franz von Sales in nichts die Uebungen der Frömmigkeit und besonders unterließ er es nie, jeden Tag eine ganze Stunde der Betrachtung zu widmen. Sein

[1]) Génébrard, dem Benediktinerkloster von Clugny angehörig, war geboren zu Riom im Jahre 1537. Während dreizehn Jahren studirte er regelmäßig vierzehn Stunden täglich, und um dem dringenden Schlafe zu widerstehen, hatte er sich einen kleinen Hund so abgerichtet, daß dieser ihn weckte, wenn er einschlief. So wurde er einer der gelehrtesten Männer seines Jahrhunderts, Doktor von Navarra und Professor des Hebräischen im königlichen Kollegium; er ist der Verfasser der Chronologia sacra, sowie eines ausgezeichneten Kommentars über die Psalmen, übersetzte den Josephus, gab den Origenes heraus u. s. w. Als Anhänger der Ligue wurde er auf Verlangen des Herzogs von Mayenne von Gregor XIV. zum Erzbischof von Aix ernannt; eine Abhandlung über die Wahlen, worin er die Wahl der Bischöfe durch Klerus und Volk gegen die Ernennung vom Könige vertheidigte, bewirkten seine Verbannung aus dem Königreiche und nur mit Mühe erreichte er es, daß er seine Tage in seinem Priorate Semur in der Bourgogne beschließen durfte.

Eifer wuchs immer mehr und mit ihm seine Neigung zum geistlichen Stande. Die Keuschheit vor Allem hatte für ihn einen vorherrschenden Reiz, welcher die Berufung zum Priesterstande kennzeichnet, und die Lieblichkeit dieser Tugend entzückte sein Herz. Wenn er zu St. Stephan des Grés vor dem Bilde Mariens sich niederwarf und betete, liebte er es, ihr oft seinen fest gefaßten Vorsatz zu erneuern, seine Jungfräulichkeit bis zum Tode unversehrt zu bewahren, und beschwor unter Thränen die Königin der Jungfrauen, selbst die treue Hüterin derselben zu sein. Wenn er mit seinen Mitschülern sprach, so fand er seine Freude daran, ihnen die Liebe zur Reinigkeit recht anzuempfehlen, ihnen die Herrlichkeit derselben zu schildern; und seine Worte hatten alsdann einen so lieblichen Klang, so voll der Gnade, daß man wider Willen davon gerührt wurde. Man fühlte, daß der Geist Gottes ihn durchwehte und durch seinen Mund redete. „Ich glaubte einen Engel des Himmels zu vernehmen, berichtet Einer seiner Mitschüler, und ich sagte mir, wie der heilige Petrus: Hier ist es gut sein, hier wollen wir bleiben.“ Die Tugendhaftesten suchten seine Gesellschaft und schätzten es als eine Gnade, wenn sie das Glück hatten, ihn zu hören; die Ausgelassenen allein hielten sich ferne, aber die Einen sowohl wie die Andern zollten ihm ihre Verehrung und Bewunderung.

Man war erstaunt über die Reife seines Verstandes, der sich mehr und mehr mit den Jahren entwickelte; nie bemerkte man, weder in seinen Handlungen noch in seinen Reden, etwas Knabenhaftes, oder was den jungen Menschen verrieth, und immer gab er sich viel lieber den Uebungen der Frömmigkeit als allen Vergnügungen seines Alters hin. Mehr noch bewunderte man seine Sanftmuth, da man wußte, daß sie eine Wirkung der Tugend und nicht eine Folge seines Temperamentes war; denn, so wenig man auch mit ihm zusammen kam, man entdeckte in ihm leicht eine lebhafte und aufbrausende Natur, welche in einer immer sich gleichbleibenden Sanftmuth nur durch jene Gewalt gehalten wurde, die er gegen sich selbst übte, um beständig seinen Charakter und sein Herz zu beherrschen [1]). Nichts war in der That wahrer; wir wissen es es aus seinem eigenen Munde: „Als ich noch ein Knabe war, sagte er später zu dem Pater la Rivière, verlegte ich mich auf die Uebung der Sanftmuth und der Demuth mit großem Eifer; mehrere Jahre sind mir so vergangen, ohne daß ich fast an etwas Anderes dachte, als mir diese Tugenden zu erwerben.“

---

[1]) De Cambis, I, 66.

Beim Anblicke so vieler Tugenden, die mit so großem Talente verbunden waren, sagte ein frommer Religiose, er wisse nicht, ob er an diesem jungen Edelmanne mehr die vollkommene Anmuth in seiner ganzen Erscheinung bewundern solle, oder die großen Hoffnungen, welche er für die Zukunft gewähre: Ingentis sicut speciei, ita et spei juvenem saepius pronuntiavit[1]); und einer seiner Freunde theilte ihm dasselbe Vorgefühl unter einem sinnlichen Bilde mit, welches seine Einbildungskraft ihm im Traume vorführte, die Zukunft aber wunderbar verwirklichte.

„Es kam mir vor, erzählt er selbst dem Heiligen[2]), als befinde ich mich, von Italien kommend, auf dem Mont Cenis, das Gesicht nach Norden gekehrt; von hier aus gewahrte ich, wie eine vielköpfige Hydra aus dem Genfer See emporstieg und sich unter großen Sprüngen mit schrecklichem Zischen gegen den Berg heranbewegte; schon hatte sie die steilsten Felsen überstiegen, als auf ein Mal Franz von Sales, wie ein zweiter Herkules, bewaffnet mit einem zweischneidigen Schwerte, sie in ihrem Laufe aufhielt, und, nachdem er ihr mehrere Wunden beigebracht hatte, sie zwang, zurückzukehren. Das Ungeheuer entfloh mit hastiger Eile und verbarg sich in seiner Höhle zu Genf, wo die Furien Sorge trugen, seine Wunden zu verbinden." Besser konnte man die künftige Mission des heiligen Franz von Sales in Chablais nicht bezeichnen.

Doch war eine so reine Tugend noch nicht durch die Versuchung erprobt worden; Gott ließ die Probe zu auf eine anscheinend sehr harte Art, besonders, wenn man bedenkt, daß Franz von Sales damals erst siebenzehn Jahre zählte[3]). Die Versuchung begann mit dem Gedanken, daß er vielleicht nicht im Stande der Gnade sei; und was ihn zu dem Glauben brachte, war der Umstand, daß er sich schwach, ohne Muth und Energie fühlte. Ein für ein solches Herz so trostloser Gedanke drückte seine Seele nieder, ohne sie aber muthlos zu machen; denn er sagte sich selbst, daß Gott, der nichts umsonst thut, uns die Gnade der Stärke nicht zu einer Zeit gebe, wo wir keine Gelegenheit haben, dieselbe zu gebrauchen; daß er dann von uns blos den Wunsch verlangt, der Versuchung zu widerstehen, wenn sie kommt, eine solche Gesinnung, daß wir im Gebete um seine Gnade flehen, wenn wir derselben bedürfen, und die Hoffnung, daß wir, von seiner Hülfe unterstützt, den Sieg davon tragen werden. — „Aber, fügte

---

[1]) Charl.-Aug., p. 10. — [2]) Ebendas. p. 11. — [3]) De Cambis, p. 68 et suiv. — la Rivière, p. 33 et 34. — De Maupas, p. 25.

seine Einbildungskraft hinzu, bei deiner gegenwärtigen Schwäche ist es sicher, daß du in eine Todsünde fallen würdest, wenn sich eine gefährliche Gelegenheit darböte." Ein neuer Gegenstand der Unruhe für seine schöne Seele; er suchte sich zu beruhigen, indem er sich vorhielt, daß Gott nie im Augenblicke der Gefahr fehle, wenn man ihn nur darum bittet; daß Manche, die aus Mißtrauen auf ihre Kräfte fürchteten, bei vorkommender Gelegenheit nicht Stand zu halten, im Kampfe gesiegt haben, weil das Bewußtsein ihrer Schwäche sie antrieb, bei Gott Schutz zu suchen, zu wachen, sich zu verdemüthigen und zu beten. „Warum also, meine Seele, so schloß er mit David, warum bist du traurig, und warum verwirrst du mich? Hoffe auf den Herrn! O mein Gott! wann meine Kraft sinken wird, dann verlasse mich nicht [1])".

Trotz dieser Gründe ließ die Versuchung nicht nach. Der Süßigkeit der göttlichen Liebe, welche er so lange genossen hatte, beraubt, unempfindlich für Alles, was bis dahin die keusche Wonne seines Herzens gebildet, für Alles, was er Rührendes las oder hörte, setzte er sich in den Kopf, diese geistliche Trockenheit und Dürre, möchten vielleicht die Strafe für irgend eine Untreue sein; daß er vielleicht durch eine Todsünde die Gnade und Freundschaft Gottes verloren habe, und daß er für diesen guten Herrn nur mehr ein Gegenstand des Hasses und Zornes sei; mit diesem niederdrückenden Gedanken drängte sich denn seinem Geiste die Lehre von der geringen Zahl der Auserwählten auf, die Tiefe des Geheimnisses der Prädestination, die schreckliche Strenge der Gerichte Gottes, sein eigenes tiefes Elend, das seine Demuth ihn lebhaft empfinden ließ; und es schien ihm dann unmöglich, daß ein so schlechter Mensch, für welchen er sich ansah, jemals zu der geringen Zahl der Vorherbestimmten gehören könne, nicht als ob er fürchtete, die Gnade Gottes mangele ihm, sondern weil er der Gnade nicht entspreche, und daß er so durch eigene Schuld in den ewigen Abgrund gestürzt würde. Darum war sein Herz von grausamer Angst gefoltert. Wie er sich auch sagen mochte, es sei nicht der Wille Gottes, daß wir in diesem Leben eine absolute Sicherheit über den Gnadenstand, noch weniger über die Ausharrung bis zum Ende haben; daß wir das Dunkel achten sollen, welches er über unsern gegenwärtigen Zustand und unser künftiges Loos auszubreiten für angemessen fand; und daß wir, ohne mit allzu neugierigem Auge erforschen zu wollen, was ihm uns zu verbergen gefiel, uns einzig

---

[1]) Ps. 42 und 78.

und allein bemühen sollen, hienieden seinen heiligen Willen zu thun, es war vergebens; wenn seine Einbildungskraft ihm die Hölle als sein wahrscheinliches Antheil für die Ewigkeit vorhielt, so war es umsonst, daß er kräftig betheuerte, er wolle jetzt Gott lieben und ihm dienen aus ganzer Seele und aus allen Kräften, selbst dann, wenn er sicher wäre, in der Folge nicht zu beharren, weil Gott so liebenswürdig seiner Natur nach ist, daß er geliebt und verehrt zu werden verdient, wenn selbst der Himmel nicht der Lohn für diese Liebe sein sollte; kurz, wie er auch Gott beschwören mochte, ihm die Gnade zu verleihen, ihn in diesem Leben recht zu lieben, was immer für ein Loos ihm für das jenseitige bestimmt sei, was er auch that, diesen furchtbaren Gedanken, ewig verdammt zu werden, aus seiner Einbildungskraft zu verscheuchen, wider Willen kam er immer darauf zurück; immer stellte sich seine ewige Verwerfung seinem Geiste wenigstens als wahrscheinlich dar; und er war davon ganz und gar niedergeschlagen.

Was ihn in dieser trostlosen Vorhersehung betrübte, das waren keineswegs die Qualen der Hölle, sondern einzig der Gedanke, daß man in der Hölle Gott lästert und ihn nicht liebt. „O Herr, rief er aus, wenn ich dich nicht schauen soll, so versüße wenigstens dadurch meine Pein, daß du nie zugibst, daß ich dir fluche und dich lästere. O Liebe, o Güte, o Schönheit, der ich alle meine Liebe geweiht! Ich sollte also nicht deine Wonnen genießen, ich sollte also nicht berauscht werden von dem Ueberfluße der Güter deines Hauses [1])! Ich sollte also nicht hingehen zu dem Orte des herrlichen Zeltes, der Wohnung meines Gottes [2])!" — „O liebenswürdigste Jungfrau, fuhr er dann sich an die Mutter Gottes wendend fort, deren Holdseligkeit die Hölle nicht entzücken kann, ich soll dich also nie sehen im Reiche deines Sohnes, schön wie der Mond, glänzend wie die Sonne! Ach, ich sollte keinen Theil haben an der überschwänglichen Wohlthat der Auferstehung! Aber ist denn mein süßer Jesus nicht ebenso gut für mich, wie für alle Andern gestorben? O, wie dem auch sei, mein Herr, wenn ich dich nicht lieben kann im andern Leben, da dich ja Niemand in der Hölle preist [3]), so will ich zum Wenigsten alle Augenblicke meines kurzen Daseins hienieden benutzen, um dich zu lieben und zu preisen [4])."

Unter diesen herben Qualen und Aengsten schwand er sichtlich dahin; Blässe bedeckte seine Wangen, seine Gesichtsfarbe verwelkte. Die Gelbsucht ergriff bald seinen ganzen Körper und verursachte ihm

---

[1]) Ps. 35, V. 9. — [2]) Ps. 41, V. 5. — [3]) Ps. 6, V. 6. — [4]) Charl.-Aug., p. 11 et 12.

heftige Schmerzen; er konnte kaum essen, noch trinken, noch schlafen, und er war kaum im Stande zu gehen oder sich auf seinen wankenden Füßen zu halten. Jedoch vernachlässigte er nicht im mindesten seine Gebete und gewöhnlichen Uebungen; er verdoppelte im Gegentheil sein inständiges Flehen zu Gott und der allerseligsten Jungfrau, und bat Beide, in seinem armen Herzen die Hoffnung auf die göttliche Barmherzigkeit zu erhalten.

Um aus dieser Angst herauszukommen, glaubte er, es möchte gut sein, wenn er sich klare und bestimmte Begriffe über die große Frage bildete, welche ihn so sehr beschäftigte, und wenn er zu dem Zwecke die Lehre der Theologen von der Prädestination studirte. Demgemäß suchte er an der Hand jener großen Meister in der göttlichen Wissenschaft bis in die geheimsten Gedanken Gottes zu dringen, um sich über seine ewigen Rathschlüsse Klarheit zu verschaffen. Bei diesem erhabenen Studium zog er zuerst den heiligen Augustin und den heiligen Thomas zu Rathe, welche ihm Gott darstellten, wie er seine Heiligen zur Herrlichkeit einzig und allein nach seinem Wohlgefallen vorherbestimmt, ohne Rücksicht auf das Vorhersehen ihrer Werke, und in Kraft dieses ursprünglichen Rathschlusses ihnen die zur Erlangung dieser Herrlichkeit nothwendigen Gnaden verleiht. Da diese Meinung, statt ihn zu beruhigen, seine Verwirrung nur vermehrte, so gab er sich an das Studium anderer Theologen, und unter diesen fand er Mehrere, die im Gegentheil lehrten, daß in Gott der Rathschluß der Vorherbestimmung zur Seligkeit zum ersten Beweggrunde, wenn man sich so ausdrücken darf, nicht das bloße göttliche Wohlgefallen, sondern das Vorhersehen der Verdienste und der Heiligkeit der Auserwählten hat. Gott sieht die Verdienste voraus und gemäß diesem Vorhersehen bestimmt er sie zur Seligkeit. Diese Meinung gefiel ihm und tröstete ihn; er studirte und stellte die Beweise dafür zusammen und je mehr er sie ergründete, um so entscheidender erschienen sie ihm. Darauf warf er sich vor dem heiligen Augustin und dem heiligen Thomas nieder, um sie um Verzeihung zu bitten, daß er es wage, einer der ihrigen entgegengesetzten Meinung beizupflichten, und verfaßte jene so rührende Erklärung, die er gerne zu wiederholen pflegte, um seinen Muth aufzurichten und sich in seinen Aengsten zu trösten. Außer der Uebersetzung, die wir davon geben, fügen wir den Text selbst bei, so wie ihn der Kanonikus Gard[1]) und der Pater von Goëx, Prior des

---

[1]) Im 2. Bde., S. 190 des Prozesses der Heiligsprechung des hl. Franz von Sales.

Klosters von Talloires[1]), gemäß ihrer eidlichen Versicherung, nach der eigenen Handschrift des Heiligen copirt haben[2]):

„Zu den Füßen des heiligen Augustinus und des heiligen Thomas

---

[1]) Im 5. Bde., S. 614 des Prozesses der Heiligsprechung des hl. Franz von Sales. — [2]) Ad pedes B. Augustini et Thomae provolutus, paratus omnia ignorare ut illum sciam, qui est scientia Patris, Christum crucifixum, quanquam quae scripsi non dubito vera, quia nihil video quod de eorum veritate solida possit facere dubitationem, cum tamen non omnia video et tam reconditum mysterium et clarius quam ut fixe ab oculis meis nycticoracis inspici possit, si postea contrarium appareret (quod nunquam futurum existimo), imo si me damnatum (quod absit Domine Jesu) scirem voluntate quam in Deo ponit Thomas*) ut ostenderet justitiam suam, libenter obstupescens et suscipiens altissimum judicem, post prophetam dicerem: Nonne Deo subjecta erit anima mea? (Ps. LXI, 2.) Amen, ita Pater, quia sic placitum est ante te. Fiat voluntas tua (Matth. XI, 20 et VI, 10); et hoc in amaritudine animae meae toties dicerem, donec Deus mutans vitam meam et sententiam suam responderet mihi: Confide, fili, nolo mortem peccatoris, sed magis ut vivat (Ezech. XXXIII, 11); non mortui laudabunt me neque omnes qui descendunt in infernum (Ps. CXIII, 17). Te, fili, ut cetera omnia, propter memetipsum feci (Prov. XV, 4). Non est voluntas mea nisi sanctificatio tua (I. Thessal. IV, 3): nihil odit anima mea eorum quae feci (Sap. XI, 15). Quare tristis es anima tua et quare conturbat te? Spera in Deo, quia adhuc ei confiteberis; salutare vultus tui et Deus tuus est (Ps. XLII, 6 et 7). Non descendes in infernum, sed ascendes ad montem Dei, ad tabernaculum Jacob (Isaï. II, 3): Non es mortuus, sed dormis (Matth. IX, 21): infirmitas haec non est ad mortem, sed ut conversus glorifices Deum (Joan. XI, 1). Euge, serve parve, indigne quidem, sed fidelis, quia sperasti in me, confidens de misericordia mea; et quia in pauca, scilicet in glorificando me per damnationem, si ita mihi placeret, fuisti fidelis, super multa te constituam; et quia voluisti manifestare nomen meum etiam patiendo, si opus esset, quandoquidem in eo parva est magnificatio et glorificatio nominis mei qui non sum damnator, sed Jesus, super multa te constituam, ut beatitudine perpetua laudes me, in qua multa est gloria nominis mei (Matth. XXV, 21), per memetipsum juravi quia fecisti hanc rem, id est, praeparasti cor tuum in obsequium justitiae meae et non pepercisti tibi, benedictione perpetua benedicam te (Gen. XV, 22), ut intres in gaudium Domini tui (Matth. XXV, 21). Nec aliter respondere deberem quam prius. Amen, ita Pater, quia sic placitum est ante te: paratum cor meum ad poenam propter te, paratum cor meum ad gloriam propter nomen tuum. Jesu, quasi jumentum factus sum coram te, et ipse, Domine, sis semper mecum (Ps. LXXII, 30). Fiat mihi secundum verbum tuum (Luc. I, 28): Nolo mortem peccatoris, sed magis ut convertatur et vivat (Ezech. XXXIII, 11). In nomine ergo tuo levabo manus meas in Sancto. Amen, Jesu, Maria.

*) Summae p. I, qu. XXIII, art. 5 ad 3.

werfe ich mich nieder, mit bereitwilligem Herzen, alles das nicht zu wissen, was mir zu verbergen Gott gefallen mag, wenn ich nur Jesum Christum den Gekreuzigten kenne, der die Wissenschaft des Vaters ist, wiewohl ich an der Wahrheit der Lehren, die ich hier niedergeschrieben, nicht zweifle, weil ich Nichts sehe, was an der begründeten Wahrheit derselben einen Zweifel hervorrufen könnte. Da jedoch viele Dinge meinem Blicke entgehen, und ein so erhabenes Geheimniß in seinem blendenden Glanze von meinen umnachteten Augen nicht erfaßt und erschaut werden kann, wenn später das Gegentheil von dem, was mir nun als wahr erscheint, sich zeigen sollte, was, wie ich hoffe, nie geschehen wird, wenn ich wüßte, (möge dem nicht so sein, o mein Herr Jesu!) daß ich zur Hölle verdammt würde, nach jenem Willen, den der heilige Thomas in Gott annimmt, um seine Gerechtigkeit gegen einen Sünder in's Licht zu setzen, so würde ich mein Haupt unter das Urtheil des Allerhöchsten mit ebenso großem Schmerz als tiefer Unterwürfigkeit beugen; mit dem Propheten würde ich sprechen: Soll meine Seele nicht dem Herrn unterthan sein? Ja, himmlischer Vater, weil es dir so wohlgefallen hat, dein Wille geschehe! und in der Bitterkeit meiner Seele werde ich dies so oft wiederholen, bis Gott mein Leben und sein Urtheil ändernd mir antwortet: „„Sei getrost, mein Sohn, ich will nicht den Tod des Sünders, sondern sein Leben; die Todten, welche zur Unterwelt hinabsteigen, werden mich nicht loben; ich habe dich zu meiner Verherrlichung erschaffen, wie die übrigen Geschöpfe. Ich will nur deine Heiligung und meine Seele haßt Nichts von dem, was ich gemacht habe. Warum ist deine Seele traurig und warum verwirrt sie dich? Hoffe auf Gott, denn du sollst sein Lob verkünden. Er ist das Heil deines Antlitzes und dein Gott. Du sollst nicht zur Hölle hinabsteigen, sondern du wirst hinaufgehen auf den Berg Gottes, zu dem Zelte des Gottes Jakobs. Nicht todt bist du, sondern du schläfst; diese Krankheit ist nicht zum Tode, sondern du wirst dich erheben und Gott preisen. Auf darum, schwacher Knecht, unwürdig zwar, aber getreu; denn du hast auf mich gehofft und auf meine Barmherzigkeit vertraut. Weil du über Weniges getreu gewesen, da du nämlich bereit warst, zu meiner Verherrlichung die ewige Strafe zu erleiden, wenn es so mein Wohlgefallen sei, so werde ich dich über Vieles setzen. Da du meinen Namen verherrlichen wolltest durch das Opfer deiner selbst, wenn es so sein müßte, wiewohl das nur wenig zur Verherrlichung und zum Ruhme meines Namens beigetragen, da ich nicht die Menschen verderben, sondern ihr Heiland sein will, deshalb werde ich dich über Vieles setzen, um in

ewiger Glückseligkeit mich zu preisen; denn das ist die größte Offenbarung meiner Herrlichkeit. Bei mir selbst habe ich es geschworen, weil du das gethan hast, dein Herz bereitet zum Gehorsam gegen meine Gerechtigkeit, und deiner selbst nicht geschont hast, darum werde ich dich mit ewigem Segen beglücken, daß du eingehest in die Freude deines Herrn."" — Auch dann nicht würde ich anders antworten, wie vorher: So geschehe es, Vater, wie es wohlgefällig ist vor dir; mein Herz ist bereit zur Strafe um deinetwillen, mein Herz ist bereit zur Herrlichkeit deines heiligen Namens willen. Jesu, gleichsam wie ein Lastthier bin ich geworden vor dir, und du selbst, Herr, mögest immer bei mir sein. Mir geschehe nach deinem Worte: Ich will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. In deinem Namen will ich meine Hände erheben zu deinem Heiligthume. Amen, Jesus, Maria!"

Eine solch' heilige Ergebung konnte nicht verfehlen, das Herz Gottes zu rühren; die Stunde der Erlösung ließ auch nicht lange auf sich warten. Als der heilige Jüngling eines Tages in größter Niedergeschlagenheit aus dem Collegium zurückkehrte, trat er auf dem Wege in die Kirche des heiligen Stephan des Grés, und betete da vor jenem Bildnisse der allerseligsten Jungfrau, zu dessen Füßen er kurze Zeit vorher den festen Entschluß gefaßt, seine Keuschheit rein und unverletzt immerwährend zu bewahren[1]). Da findet er auf einem Täfelchen ein Gebet, das zu Ehren der Mutter Gottes für den Gebrauch der Gläubigen darauf niedergeschrieben war; mit großem Vertrauen und unter vielen Thränen sagt er dasselbe her, noch mehr mit dem Herzen als mit den Lippen sprechend: „Gedenke, o Jungfrau Maria, süßeste Mutter! daß es noch nie erhört worden, daß Einer, der zu dir seine Zuflucht genommen, dich um seinen Beistand angerufen, je sei verlassen worden. Voll dieses Vertrauens, o Jungfrau und Mutter der Jungfrauen! komme ich zu dir und werfe mich dir zu Füßen, seufzend unter der Last meiner Sünden. O Mutter des Wortes! Verschmähe nicht mein Flehen, sondern zeige dich gnädig in meinen Nöthen und gewähre mir meine

---

[1]) Die Statue, von welcher hier Rede ist, sieht man heute noch in der Kapelle der Nonnen vom heiligen Thomas von Villeneuve, in der Straße de Sèvres; sie ist ziemlich roh in Stein gehauen; Kopf, Hände und Füße des Jesuskindes, wie der heiligen Mutter sind von schwarzer Farbe. Frau von Carignan, Gräfin von St. Maurice, kaufte sie am 16. Mai 1791 von der Gemeinde von Paris, welche damals Alles, was sich in Kirchen fand, verwüstete, und gab sie der Genossenschaft der Frauen vom heiligen Thomas von Villeneuve.

Bitte!" Dann wandte er sich an Gott und bat ihn demüthig, er möge doch durch die Fürbitte Mariens seinem Körper und Geiste die frühere Ruhe wiedergeben, gelobte ewige Keuschheit und versprach, zur Erinnerung an dieses Gelübde, täglich einen Rosenkranz von sechs Gesetzen zu beten. Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er auf einmal ein Gefühl an seinem ganzen Körper verspürte, wie wenn eine Aussatzkruste sich davon loslöste; eine vollkommene Gesundheit wird ihm wieder zu Theil; seine beruhigte Seele genießt nach sechs Wochen unaussprechlicher Leiden wieder eines tiefen Friedens [1]), und er lobt den Herrn, überzeugt, daß dieser Gott, der die Güte selbst ist, eine so harte Versuchung nur zu seinem Besten zugelassen habe.

In der That kann man nicht beschreiben, wie viele Schätze der Gnade, und welche Erleuchtung der heilige Jüngling durch diese Versuchung gewann. Er sammelte hier die reichlichsten Verdienste für den Himmel und erreichte den höchsten Grad in der Tugend der Liebe durch so viele glühende, von allem Eigennutze freie Acte der reinsten Liebe gegen Gott. Denn ist eine reinere Liebe denkbar, als die Bereitwilligkeit, Gott zu lieben und ihm zu dienen einzig und allein darum, weil er in sich selbst der höchsten Liebe und Verehrung würdig ist, wenn man auch sonst keinen Lohn dafür empfangen sollte? Gibt es etwas Vollkommeneres, als jene Stimmung seiner schönen Seele, welche unter allen Qualen der Hölle Nichts fand, das jenem Unglücke vergleichbar wäre, Gott nicht zu lieben, ihn zu lästern und ihm zu fluchen? Hier, in dieser Schule der Prüfung, schöpfte sein Herz jenes zarte und tiefe Mitleiden mit den versuchten oder von innern Leiden gequälten Seelen, die so oft zu ihm ihre Zuflucht nahmen. Hier endlich wurde sein Geist durch Erfahrung belehrt, so tüchtig, um Andere in jenen Stürmen zu leiten, welche wir gegen den Feind unseres Heiles und gegen unsere eigenen Leidenschaften zu bestehen haben. Der Führer, welcher tapfer auf den Wällen gekämpft, der die heftigsten Angriffe muthvoll ausgehalten und zurückgeschlagen hat, ist ganz anders im Stande, seine Soldaten in der Kriegskunst zu bilden, als ein Mensch, der immer ruhig in den Annehmlichkeiten des Friedens gelebt hat. Auf diese Weise wurde Franz von Sales durch seine Kämpfe und Siege bei solchen Gelegenheiten so gewandt und weise in der Handhabung der geistlichen Waffen, daß er, um uns der Worte des Bischofs von Belley [2]) zu bedienen, gleichsam eine Rüstkammer

---

[1]) Charl.-Aug., p. 12. — Dom Jean de Saint François, p. 37. — Talon p. 21. — [2]) Geist des heiligen Franz von Sales, IV, 38.

für Andere war, indem er Allen, welche ihm ihre Versuchungen offenbarten, Mittel der Vertheidigung und Abwehr an die Hand gab; er war wie der Thurm David's, an dem tausend Schilde und alle Arten von Rüstungen hingen.

Da Franz, wie wir gesehen, durch Maria von seinen Qualen befreit worden, so gab er sich Gott und ihr mit größerer Inbrunst als jemals hin; jeden Tag betete er seinem Gelübde gemäß den Rosenkranz mit großer Pünktlichkeit[1]); und stand er im Begriffe, diese Pflicht zu erfüllen, so pflegte er denen, welche ihn fragten, was er jetzt thue, zu antworten: „Ich gehe, meine Dienstpflicht am Hofe meiner Königin zu leisten." Jeden Tag sprach er das Gebet, welches ihm seine Ruhe verschafft hatte, und das in den Annalen der Frömmigkeit so gefeiert ist: Gedenke, o Jungfrau Maria! u. s. w. Er empfahl es allen Personen, welche unter seiner Leitung standen, und pflegte gerne seine kräftigen Wirkungen zu loben. „Ich erinnere mich, sagt der Bischof von Belley[2]), daß ich es aus seinem Munde gelernt habe; ich schrieb es, wie er es dictirte, vorn in mein Brevier, um es meinem Gedächtnisse einzuprägen und mich desselben in meinen Nöthen zu bedienen[3])." Dann widmete er der Betrachtung jeden Tag nicht blos eine Stunde, wie er es sich vorgeschrieben hatte, sondern so viel Zeit als möglich: ganze Tage hätte er am Fuße des Altares zubringen mögen; alle Eitelkeiten der Welt flößten ihm Nichts als Eckel ein; Gott und Maria waren seine einzige Wonne, die Betrachtung der himmlischen Dinge seine süßeste Beschäftigung. Unter diesen heiligen Gesinnungen und Bestrebungen legte Franz von Sales die vier Jahre seines Studiums der Philosophie zurück.

---

[1]) Nach der heiligen Chantal. — [2]) Geist des heiligen Franz von Sales, IV, 38. — [3]) Nach Einigen ist der heilige Augustin, nach Andern der heilige Bernardus der Verfasses dieses Gebetes. Claudius Bernard, der im Jahre 1621 in Paris starb und unter dem Namen des „armen Priesters" bekannt war, ließ es in mehreren Sprachen drucken und vertheilte während seines Lebens mehr als zwei Mal hunderttausend Exemplare davon.

## Viertes Kapitel.

### Franz von Sales verläßt die Universität Paris und begibt sich zur Fortsetzung seiner Studien nach Padua.

(1586–1590.)

Nachdem Franz von Sales das Studium der Rhetorik und Philosophie beendigt, und so der Zweck, weshalb er nach Paris geschickt worden, erreicht war, glaubte Herr Déage es an der Zeit, Herrn von Boisy vorzuschlagen, seinen Sohn aus dem Collegium wegzunehmen. Die große Abneigung, welche der heilige Jüngling gegen die Welt hegte, sein Hang zu Bußübungen, seine Freude am Gebete, seine vielfachen Beziehungen zu den Klöstern, in denen er so Vieles fand, was ihn erbaute, Alles das ließ Herr Déage befürchten, daß er in den Ordensstand treten möchte; geschah das, so hätte Herr von Boisy, da seine Pläne so vollständig durchkreuzt worden wären, die Schuld davon dem Erzieher beigemessen, wodurch dieser sich in einer mißlichen Verlegenheit befunden haben würde. Andererseits genoß die Universität Padua einen europäischen Ruf hinsichtlich ihrer juristischen Fakultät. Es war somit ein Act der Klugheit, wenn er als Ausweg vorschlug, Franz von Paris zurückkommen zu lassen, was er auch wirklich that, und Herr von Boisy, mit diesem Vorschlage einverstanden, schrieb an Herrn Déage, ihm seinen Sohn zurück zubringen, empfahl ihm jedoch, unterwegs in den schönsten Städten des Königreiches eine Zeitlang zu verweilen, um seinem Zöglinge das Sehenswürdigste was sie boten, zu zeigen.

Da Franz von Sales in der Tugend der Selbstverläugnung bereits eine hohe Vollkommenheit erlangt hatte und überdies gewohnt war, in jedem Ereigniß die Fügung der Vorsehung und den Willen Gottes zu erblicken, den er über Alles liebte, so wurde es ihm nicht schwer, sich dieser Bestimmung zu fügen; vor seiner Abreise jedoch trug er Sorge, den Anforderungen der Dankbarkeit und Freundschaft nachzukommen. Er beeilte sich daher, den Jesuitenpatres und besonders seinen Professoren seinen Dank für alle Liebe und Sorgfalt, die sie ihm hatten zu Theil werden lassen, abzustatten; ebenso nahm er Abschied von seinen Freunden, die ihn alle mit lebhaftem Bedauern aus ihrer Mitte scheiden sahen. In der Begleitung von vieren derselben, welche, um länger seine liebenswürdige Gesellschaft zu genießen und ihm einen Beweis ihrer Anhänglichkeit zu geben, bis nach Lyon mit ihm gehen wollten, reiste er hierauf ab.

Unmöglich wäre es, die Freude des Herrn und der Frau von Boisy zu beschreiben, als er auf dem Schlosse Brens, das sein Vater noch bewohnte, ankam. Seit sechs Jahren hatten sie ihren theuern Sohn nicht gesehen; und während dieser Zeit hatte Alles an ihm sich so herrlich entfaltet, sein Körper, sein Verstand und die schönen Eigenschaften seiner Kindheit; sie bewunderten die vollkommenere Entwicklung seines Wuchses, seine schöne Haltung, die männlicher gewordenen Züge seines Gesichtes, den Zauber seiner Gespräche, die Sanftmuth seines Charakters, die Weisheit und den Verstand, womit er tausend ihm vorgelegte Fragen beantwortete, und mehr als Alles dies, die Reinheit seiner Unschuld, die Gluth seiner Frömmigkeit. Nichts entging ihrem beobachtenden Blicke, begierig, wie es das Elternauge ist, immer neuen Stoff zur Bewunderung zu finden. Ihre Freude war so groß, daß man oft gewahren konnte, wie Thränen des Glückes über ihre Wangen floßen. Nachdem er die ersten Stunden dem Vaterhause gewidmet, machte Franz, die Anforderungen des gesellschaftlichen Anstandes nicht vergessend, den Verwandten und Freunden der Familie seinen Besuch; und sein edles und leutseliges Benehmen gewann ihm die Bewunderung und Freundschaft Aller. Der ganze Adel der Nachbarschaft machte sich eine Ehre daraus, einen so ausgezeichneten jungen Mann mit der größten Aufmerksamkeit zu behandeln; man suchte eifrig seine Gesellschaft und von allen Seiten wünschte man den Eltern wegen eines solchen Sohnes Glück.

Nicht achtend auf diese Lobeserhebungen und Beweise der Achtung, suchte Franz sein Glück im Familienleben. Er suchte seinen theuern Eltern in Allem Freude zu machen und wurde wieder Kind mit seinen kleinen Brüdern, um sie glückliche Tage verleben zu lassen. Ludwig von Sales war gleich wieder in jenes zarte, liebevolle Freundschaftsverhältniß mit ihm getreten, welches sie ganz vor der Reise nach Paris verband; und die Beziehungen zwischen Beiden waren immer innig und verträglich. Weniger war dies der Fall mit Johann Franz; letzterer, welcher der Nachfolger seines heiligen Bruders auf dem bischöflichen Stuhle von Genf wurde, hatte einen eifersüchtigen und eigensinnigen Charakter. Um Folgen vorzubeugen, war Franz bei jeder Gelegenheit bemüht, zu bewirken, daß man ihn bevorzuge: gab es Etwas zu theilen, so verstand er es mit wunderbarer Geschicklichkeit, ihm den besten Theil zu verschaffen; und hatte derselbe eine Strafe verdient, so erbot er sich, dieselbe für ihn zu erleiden. So herrschten denn Friede und Eintracht durch dieses Mittel, und Franz pflegte darum öfters von seinen beiden Brüdern und sich mit feiner Liebenswürdigkeit

zu sagen: „Wir drei würden die Bestandtheile zur Bereitung eines vortrefflichen Salats abgeben: Johann Franz würde den guten Essig bilden wegen seiner durchgreifenden Charakterstärke, Ludwig das Salz wegen seines weisen, verständigen Wesens, und Franz, der ein guter, dicker Junge ist, würde als Oel dienen, weil er die Sanftmuth so liebt [1]."

So lebte Franz von Sales glücklich, indem er Andere glücklich machte, im väterlichen Schlosse. Frau von Boisy hatte nur einen Wunsch: dies Glück möge lange, ja immer fortdauern. Die sechs in Paris zugebrachten Studienjahre waren für ihre mütterliche Liebe eine solche Prüfung gewesen, daß ihr der Gedanke an eine neue Trennung, behufs einer weitern umfassenden Ausbildung ihres Sohnes, unerträglich war. Herr von Boisy aber, der mehr seinen Verstand als sein Herz zu Rathe zog, und vor Allem wollte, daß dieser geliebte Sohn eine seiner Geburt, seiner großen Talente und der Rechtslaufbahn, für welche er ihn bestimmte, würdige Erziehung erhielte, beschloß ihn nach Padua, im Staate Venedig, zu schicken, um dort unter dem berühmten Guy Pancirole, zu dessen Vorlesungen man aus allen Theilen Europa's herbeiströmte, das römische Recht zu studiren [2]).

Dieser Entschluß seines Vaters machte Franz ein doppeltes Vergnügen. Es war ihm bekannt, in welchem Rufe Pancirole seiner ausgezeichneten Gelehrsamkeit wegen stand, und welchen Nutzen man aus seinen Vorträgen schöpfen könne; sodann wußte er aber auch, daß die Universität Padua nicht weniger ihrer theologischen, als ihrer juristischen Fakultät wegen vor anderen berühmt war, so daß er dort die dem geistlichen Stande eigene Wissenschaft, zu dem er sich immer lebhaft hingezogen fühlte, mit großem Nutzen betreiben konnte; und das war genug für ihn, um diese neue Schule lieb zu gewinnen. Man traf also die Vorbereitungen zur Abreise, unter denen die vortrefflichen Ermahnungen, welche der gute Vater seinem theuern Sohne gab, die wichtigsten waren. Letzterer hörte mit Ehrfurcht auf die

---

[1]) La maison de Sales, p. 219. — Nach de Changy. — [2]) Guy Pancirole, geboren zu Reggio im J. 1523, wurde vom Senate von Venedig zum Professor des römischen Rechts zu Padua im J. 1547 ernannt. Nach der Universität Turin im J. 1571 von dem Herzoge von Savoyen berufen, ging er von da 1582 wieder zurück nach Padua, weil das dortige Klima einem Augenübel, an dem er litt, besser bekam. Sein Ruf gehörte zu den glänzendsten. Man hat von ihm zwei Werke: Rerum memorabilium deperditarum et nuper inventarum, und: de Claris juris interpretibus.

weisen Rathschläge, wie sie die väterliche Erfahrung und Liebe ihm ertheilte, prägte sie seinem Herzen ein, um sie zur Richtschnur seines Wandels zu machen, und begab sich trotz des Winters, in Begleitung des Herrn Déage, der ihm noch ferner als Erzieher mitgegeben wurde, auf den Weg. Unsere Reisenden überstiegen ohne Unfall die Alpen und kamen glücklich zu Anfang des Jahres 1587 in Padua an.

Franz begab sich ohne Zeitverlust an die Arbeit und setzte acht Stunden täglich für das Studium fest, vier für Jurisprudenz und vier für Theologie. Der Rest des Tages, der ihm nach Beendigung der Lehrstunden an der Universität frei blieb, gehörte den Uebungen der Frömmigkeit; denn es war ihm mehr darum zu thun, an Tugend denn an Wissenschaft zuzunehmen. Voll Mißtrauen jedoch auf seine eigene Einsicht sagte er sich, wie auch schon in Paris, daß er, um in beiden vorwärts zu kommen, eines frommen und gelehrten Führers bedürfe, der ihn mit geschickter Hand auf den Pfaden der Tugend und der Wissenschaft leite, wenn seine Unerfahrenheit ihn nicht der Gefahr aussetzen solle, auf Abwege zu gerathen. Die Wahl wurde ihm leicht und schien von der göttlichen Vorsehung getroffen zu sein. Ein ausgezeichneter Mann, dem der Ruf einer großen Heiligkeit und Gelehrsamkeit vorhereilte, war unlängst nach Padua gekommen; es war der Pater Possevin von der Gesellschaft Jesu. Franz hatte nicht sobald seine Bekanntschaft gemacht, als er ohne Zögern mit freudiger Gewißheit sich sagte, das sei der Mann, dessen er bedürfe. Er begab sich daher zu ihm und theilte ihm seine Lage mit, einerseits die Absicht seines Vaters, der ihn für die Rechtslaufbahn bestimmte, andererseits den beständigen Zug seines Herzens, der ihn zum geistlichen Stande trieb. Der Pater Possevin nahm sich Zeit zum Nachdenken, und zog Gott über eine so wichtige Mittheilung zu Rathe; nach mehreren Tagen reiflicher Ueberlegung und des Gebetes, nach mehreren Unterredungen mit seinem neuen Beichtkinde, gab er die Entscheidung, daß sein Beruf vom Himmel komme. Er ging sogar noch weiter: von prophetischem Lichte erleuchtet, sagen einige Schriftsteller, versicherte er, daß die Vorsehung ihn zum einstigen Bischofe von Genf bestimmt habe. Was gewiß ist und eidlich ausgesagt wurde, das sind die Worte, die er zu Herrn Déage sprach: „Das ist ein junger Mann, der eines Tages ein großer Prälat in der Kirche sein wird;" und demgemäß überzeugt, daß die sorgfältige Bildung eines so hoffnungsvollen Jünglings der größte Dienst sei, welchen er der Religion leisten könnte, widmete er sich dieser Aufgabe

ganz und gar, und machte sich anheischig, seinem neuen Schüler täglich drei Unterrichtsstunden zu geben [1]).

Glücklich, einen so tüchtigen Lehrer gefunden zu haben, verband Franz von Sales mit dem Studium des Rechtes das der kirchlichen Wissenschaften; und so konnte er, bei gewissenhafter Befolgung des Willens seines Vaters, sich durch öffentlichen wie durch Privatunterricht auf den heiligen Stand vorbereiten, auf den alle seine Wünsche gerichtet waren. Die betrachtende Lektüre der heiligen Schrift hatte er sich zur täglichen Aufgabe gemacht und die schönsten Stellen darin wurden angemerkt; ebenso studirte er jeden Tag die göttliche Wissenschaft in den drei Autoren, die er vor allen Andern liebte und schätzte. Die erste Stelle nahm der heilige Thomas ein, für dessen Summa er eine große Vorliebe besaß; sie lag stets auf seinem Tische und er suchte darin die Lösung aller Schwierigkeiten, auf die er stieß, und Aufklärung über Alles, was dunkel war und ihm das helle Licht der Wahrheit verbarg. Dann kamen der heilige Bonaventura, dessen fromme Schriften einen ganz besondern Reiz für ihn hatten, und die Controversen des Kardinals Bellarmin, deren Studium ihm Anleitung und Sicherheit gab, alle Einwürfe der Häretiker klar und bündig zu widerlegen. Auch die heiligen Väter las er gerne, besonders Chrysostomus, Augustin, Hieronymus, Bernhard, noch mehr aber den heiligen Cyprian, dessen harmonischer Styl, wie er zu sagen pflegte, mit lieblicher Ruhe wie eine klare Quelle dahinfließt; und oft verfaßte er kleinere Reden, in denen er sich bemühte, das Schöne, welches ihm bei der Lektüre besonders gefallen hatte, nachzuahmen oder wiederzugeben [2]).

Durch diese edlen und ernsten Studien machte sich Franz von Sales mit den Anfängen der heiligen Wissenschaften bekannt; und je mehr er studirte, um so größere Freude fand er daran. Doch ließ er aber keineswegs, wie es oft geschieht, in dem Wissensdurste das Verlangen und die Zeit sich zu heiligen aufgehen. Er bemühte sich, jeden Tag in der Frömmigkeit Fortschritte zu machen, und ermunterte sich selbst dazu mit diesen Worten, die man ihn oft sagen hörte: „Wozu bist du in dieser Welt? Ad quid venisti? Die Tage des Menschen sind kurz und gehen dahin wie ein Schatten [3]). Laßt uns Gutes wirken, so lange wir Zeit dazu haben: Die Nacht kommt, in der Niemand mehr wirken kann [4])." Voll Bewunderung für seine

[1]) De Cambis, I, 87. — Dom Jean de Saint François, p. 40. — la Rivière, p. 39. — [2]) Charl.-Aug., p. 15. — [3]) Job XIV et VIII. — [4]) Galat. VI.

Tugend luden ihn die Jesuiten ein, in die Kongregation von der Verkündigung der allerseligsten Jungfrau, welche sie in ihrem Kollegium gegründet hatten, einzutreten. Mit Dank nahm er diesen Vorschlag an; und da ihm dies ein neuer Beweggrund wie ein neues Mittel zu größerem Eifer war, so zeichnete er sich vor Allen durch eine pünktliche Beobachtung der Regeln aus, sowie nicht weniger durch eine Bescheidenheit und Frömmigkeit, die den Vollkommensten als Muster dienen konnte.

Damals schrieb er sich so vortreffliche Regeln als Richtschnur seines Wandels vor, daß man nicht weiß, ob man mehr die große Frömmigkeit bewundern soll oder die tiefe Weisheit, welche in denselben enthalten ist, zumal, wenn man bedenkt, daß er erst in seinem zwanzigsten Jahre war. Diese Regeln zerfallen in vier Abtheilungen: Die erste, welche er mit dem Namen Vorbereitung[1]) bezeichnet, hat zum Gegenstande die vorausgehende Gewissenserforschung, die jeden Morgen anzustellen ist, um den Tag gut zu verbringen; bei dieser Uebung beginnt der heilige Jüngling damit, daß er sich vor Gott, Angesichts der Gefahren zur Sünde, denen er wegen seiner Schwäche ausgesetzt ist, verdemüthigt; und deshalb ruft er den Herrn mit mehreren Stellen aus den Psalmen um seinen Beistand an; dann, nachdem er darüber nachgedacht, was er Tages über zu thun habe, in welchen Gesellschaften, Orten, gefährlichen Gelegenheiten er sich befinden könne, prüft er vor Gott die Art und Weise, wie man sich gut darin verhalten und Alles so thun könne, wie es gethan werden soll, faßt den festen Entschluß, das zu befolgen, was ihm am vollkommensten erscheint und empfiehlt Gott zuletzt seinen Verstand, sein Herz, sein Gedächtniß, seinen Willen, auf daß er ihn in Allem und überall liebe, ihm diene, und das thue, was wohlgefällig vor ihm ist.

Die zweite Abtheilung enthält fromme Uebungen, um den Tag und die Nacht zu heiligen: „Sobald ich erwache, sagt er[2]), werde ich dem Herrn Dank sagen; ich werde an die Andacht der Hirten denken, die bei der Morgenröthe kommen, um das göttliche Kind in Bethlehem anzubeten, an den Eifer der drei Marias, die von tiefer Frömmigkeit erfüllt, sich früh Morgens am Auferstehungstage erhoben, um Jesum Christum in seinem Grabe zu besuchen: wie diese schönen Vorbilder, werde ich den Herrn ehren als das Licht der Welt, das die Finsterniß

---

[1]) Opusc., p. 1. — Charl.-Aug., p. 15 et 16. — [2]) Charl.-Aug., p. 9. — Ebendas. p. 16.

der Sünde zerstreut, den Weg zum Himmel zeigt, und ihm den ganzen Tag zum Opfer weihen. Während des Tages werde ich dem heiligen Meßopfer beiwohnen und auf diese erhabene Handlung die ganze Kraft meiner Seele richten, indem ich mich an jene Worte erinnere: Venite et videte opera Domini, quae posuit prodigia super terram; transeamus usque ad Bethlehem et videamus hoc verbum quod factum est, quod Dominus ostendit nobis. Kommet und sehet die Werke Gottes, die Wunder, die er auf Erden gemacht hat; laßt uns nach Bethlehem gehen und sehen das Wort, das zu uns gesprochen, das der Herr an uns gezeigt hat[1]). Jeden Tag werde ich pünktlich meine Betrachtung machen; und habe ich keine Zeit dazu über Tages, so werde ich sie mir an meinem Schlafe abbrechen, ehe ich sie unterlasse. Um meine Seele darauf vorzubereiten, werde ich, wenn ich des Nachts aufwache, mein Herz mit diesen Worten ermuntern: Media nocte clamor factus est, ecce sponsus venit, exite obviam ei: Mitten in der Nacht erscholl der Ruf: Siehe, der Bräutigam kommt, laßt uns ihm entgegengehen[2]); dann, daran mich erinnernd, daß Jesus mitten in der Nacht zur Welt kam, werde ich ihn darum bitten, daß er auch auf's neue in mir geboren werde; die äußere Finsterniß wird mich an die innere Finsterniß erinnern, in welche die Lauigkeit und die Sünde die Seele versenken, und ich werde zum Herrn flehen, diese Finsterniß durch sein sanftes und wohlthuendes Licht zu zerstreuen. Ferner werde ich mir noch die Worte des Psalmisten in's Gedächtniß rufen: In der Nacht erhebe zum Herrn deine Hände; mit meinen Thränen werde ich mein Lager benetzen[3]). Umlagern mich nächtliche Schrecken, so werde ich mich mit dem Gedanken beruhigen, daß mein Schutzengel über mir wacht, und besonders durch das Andenken an die Allgegenwart Gottes, indem ich spreche: Was kann derjenige fürchten, der bei Gott ist? Der, welcher Israel behütet, wird nicht schlafen; der Herr ist zu meiner Rechten, auf daß mir nichts Uebles geschehe. Seine Wahrheit wird mich mit ihrem Schilde decken; fürchte darum nicht die Schrecken der Nacht. Der Herr ist meine Leuchte und mein Heil: Was werde ich also fürchten[4])?"

Nach einer so fromm hingebrachten Nacht war die Seele des hei-

---

[1]) Ps. XLV u. Luc. II. — [2]) Matth. XXV. — [3]) Ps. CXXXIII, 4 u. 6 — [4]) Ps. CXX, 15; CX, 26.

ligen Jünglings ohne Zweifel vollkommen zum Gebete vorbereitet, welches er die Ruhe oder den Schlaf der Seele in Gott nannte. Da jedoch diese Uebung die Grundlage im geistlichen Leben ist, so schrieb er sich im dritten Theile seiner Regeln einen besondern bei derselben einzuschlagenden Weg vor [1]): „Zuerst werde ich mir in's Gedächtniß zurückrufen alles Gute, das mir Gott gethan, alle guten Gedanken und frommen Empfindungen, die er mir schon eingeflößt, alle Gnaden, die er mir verliehen, wozu vor Allem manche Krankheiten und körperliche Leiden gehören, welche, indem sie meinen Leib schwächten, meiner Seele so nützlich gewesen sind, und daraus werde ich den festen Vorsatz fassen, niemals einen Gott zu beleidigen, der so gut gegen mich gewesen. Dieser vielfachen Güte Gottes werde ich die Eitelkeit der Größe, der Reichthümer und der Freuden der Welt entgegenhalten, ihre kurze Dauer, ihre Ungewißheit, ihre Vergänglichkeit; ich werde sie verachten, ich werde sie verabscheuen und werde zu ihnen sprechen: Hinweg von mir, trügerische Güter, durch welche der Teufel die Seelen verführt und zu Grunde richtet: ich will nichts von euch, ich habe nichts zu schaffen mit euch. Sodann werde ich die Häßlichkeit und das Elend der Sünde betrachten, wie sie den Menschen erniedrigt, wie sie unwürdig eines edeln Herzens ist, wie sie, weit entfernt, wahre und dauernde Zufriedenheit zu gewähren, nur Gewissensbisse und Bitterkeit mit sich bringt, wie sie endlich Gott mißfällt, welche letztere Erwägung allein mehr als hinreichend ist, sie auf immer zu verabscheuen. Diese Betrachtungen werden mich dann zu dem leiten, was mein Bewußtsein mir über die Vortrefflichkeit der Tugend sagt, die so schön, so edel, einer aufrichtigen und ehrenhaften Seele so würdig ist, die den Menschen heiligt, ihn zum Engel und, ich möchte sagen, zum Gotte macht, die ihn auf Erden die Freuden des Paradieses kosten läßt und ihn zum Gegenstand des Wohlgefallens seines Schöpfers macht. Um ferner noch stärkern Abscheu vor dem Laster und größere Liebe zur Tugend in mir zu erwecken, werde ich die Schönheit der Vernunft bewundern, dieser Fackel, welche vom Himmel herabgekommen, um unsern Weg zu erhellen: O, man geräth nur auf Irrwege, wenn man seine Augen ihrem Lichte verschließt. Besonders aber werde ich nachdenken über den Tod, das Gericht Gottes, das Fegfeuer und die Hölle und werde zu mir sagen: Was werden mir denn alle Dinge dieser Welt helfen? Und von diesen Gedanken werde ich mich erheben zur Betrachtung der Vollkommenheiten Gottes, die ich zuerst in dem

[1]) Opusc., p. 20. — Charl.-Aug., p. 20.

Leben und Sterben Jesu Christi werde kennen zu lernen suchen, in Maria und allen Heiligen, in denen ein Ausfluß jener herrlichen Eigenschaften in so reinem Lichte erglänzt, dann im Himmel selbst, in den ich mich in Gedanken versetzen werde, und wo ich, nachdem ich die Glückseligkeit der Engel und Heiligen bewundert, sanft in der Liebe der göttlichen Güte ruhen werde: ich werde sie kosten in sich selbst, diese unendliche Güte; ich werde trinken von jenem Wasser des Lebens an seiner Quelle und ich werde sprechen: Herr! du allein bist wesentlich gut, die Güte selbst, die ewige, unerschöpfliche, unbegreifliche Güte!"

Nach diesen schönen Betrachtungen, die so ganz geeignet, die Frömmigkeit zu nähren und zu fördern, schreibt sich dann der heilige Jüngling die im Umgange mit der Welt zu beobachtenden Regeln vor; und wenn wir Ursache haben in dem, was wir soeben gelesen, jenen Blick zu bewundern, der die Religion in ihrer Ganzheit umfaßt, um sich zur Tugend zu entflammen, so möchte es doch dahingestellt sein, ob jener vollendete Takt, jenes feine Urtheil, mit dem er diese neuen Regeln entwirft, nicht noch mehr zu bewundern sei.

1. „Keinen werde ich verachten, sagt er, und nicht soll es scheinen, als meide ich irgend Jemand[1]); das würde einen stolzen und tadelsüchtigen Charakter bekunden; ebenso werde ich auch auf meiner Hut sein, zu frei mit irgend Jemand zu verkehren, nicht einmal mit meinen besten Freunden; das würde als leichtfertig und oft wohl als unverschämt gelten. Ich werde Nichts sagen noch thun, was nicht in der Ordnung ist; ich werde es besonders vermeiden, Andere abzustoßen, sie zu verletzen oder zu verhöhnen; Jeden werde ich nach seinem Verdienste oder seiner Würdigkeit in Ehren halten. Ich werde mich der Bescheidenheit befleißigen, indem ich wenig und gut rede. Es ist besser, die Gesellschaft, in der ich mich befinde, möchte noch länger meinen Gesprächen zuhören, als daß sie dadurch gelangweilt werde. Ist der Besuch kurz und leitet Jemand schon hinlänglich die Unterhaltung, so werde ich am besten thun, wenn ich mich darauf beschränke, mich der Gesellschaft auf eine höfliche und bescheidene Weise, die nichts Abstoßendes oder Düsteres hat, zu empfehlen."

2. „Ich werde Freund sein mit Allen und vertraut mit Wenigen. Es ist schwer in der Menge zu gewinnen und nicht bei den Verderbten sich selbst zu verderben. Ich werde eine Sanftmuth beobachten, die nichts Erkünsteltes hat, eine Zurückhaltung, die jeden Schein von Stolz verbannt, eine Ungezwungenheit, die alles Rauhe fernhält, eine

---

[1]) Opusc., p. 28. — Charl.-Aug., p. 23.

Nachgiebigkeit, welche Widerspruch vermeidet, so lange das Gewissen ihn nicht zur Pflicht macht; kurz ich werde herzlich ohne Verstellung sein, weil die Menschen gerne wissen, mit wem sie zu thun haben. Doch werde ich aber mehr oder weniger offen sein, je nach den Personen, mit denen ich zusammen bin."

3. „Ich werde die Art und Weise meiner Gespräche ändern je nach dem Range und Charakter der Person; bei denen, welche über mir stehen, wird der Ausdruck und die Art der Unterhaltung gewählter sein; die ihnen schuldige Achtung verlangt das. Bei meines Gleichen werde ich Alles vermeiden, was gewählt scheinen könnte, und werde mich begnügen, wenn mein Betragen und meine Worte gütig und höflich sind; und bei Solchen, die unter mir stehen, darf ich mir schon erlauben, was man Gleichgiltigkeit nennt; diese beiden letztern Klassen von Leuten würden jede andere Art zu reden oder zu handeln für Ziererei oder übertriebene Ernsthaftigkeit halten. Doch könnte ich, wenn die Klugheit es mir so räthlich erscheinen läßt, bei Allen ein wenig das Vollkommene, das Gute und Gleichgiltige mit einander verbinden, aber bei Niemanden werde ich mir Etwas erlauben, das nicht in der Ordnung ist. Sind es Leute von düsterm und melancholischem Charakter, die gerne haben, daß man ihnen seine Fehler entdeckt, so werde ich mich hüten, ihnen davon etwas zu sagen; solche Leute wären im Stande zehn Jahre und noch länger über die geringste Unvollkommenheit zu sprechen; und wozu auch seine Fehler bekannt machen? sieht man sie nicht schon genug? treten sie nicht von selbst zu Tage? Es wird genügen, daß ich sie eingestehe, wenn die Umstände es verlangen, und mich nur so weit zu eröffnen, als nothwendig ist, um nicht in diesen neugierigen Seelen einen Argwohn zu erwecken, der schlimmer wäre als die Sache selbst, welche sie wissen wollen. Sind es hochmüthige und unverschämte Personen, dann werde ich mich ganz verschließen und ein vollständiges Schweigen beobachten, oder doch so wenig als möglich sprechen; sind es Personen, mit denen man leicht zurecht kommen kann und welche Gottesfurcht besitzen, so werde ich mit ihnen offenherzig reden."

4. „Zwingt mich die Nothwendigkeit mit den Großen zu verkehren, dann werde ich sorgfältig auf meiner Hut sein; denn man muß es mit ihnen machen, wie mit dem Feuer, man darf ihnen nicht zu nahe kommen; in ihrer Gegenwart werde ich eine große Bescheidenheit beobachten, zugleich aber auch eine wohlanständige Freimüthigkeit: die Großen wollen geehrt und geliebt sein. Bescheidenheit ist ein Zeichen der Ehrerbietung, und Freimuth läßt auf Zuneigung schließen. Darum

ist es gut, etwas frei in ihrer Gesellschaft zu sein, vorausgesetzt, man läßt die ihnen schuldige Ehrerbietung nicht aus den Augen; unter Gleichgestellten muß man eben so frei als achtungsvoll sein; bei Solchen, die unter uns stehen, mehr achtungsvoll als frei."

Das sind im Wesentlichen die Verhaltungsregeln, die Franz von Sales sich in Padua entwarf, und mit deren Hülfe er so wohlgefällig vor Gott und angenehm bei den Menschen wurde. Ehe er sie aber als Richtschnur seines Wandels annahm, legte sie der demüthige Jüngling noch Herrn Déage und dem Pater Possevin vor, weil er sich wohl bewußt war, daß man immer gewinnt, wenn man um Rath fragt, und daß der Weg des Gehorsams der einzige ist, der nicht auf Irrwege führt. Da das Gutachten derselben günstig ausfiel, schrieb er sie in lateinischer Sprache in ein kleines Gebetbuch, welches er immer bei sich trug, um sie oft zu wiederholen und pünktlich in Anwendung zu bringen; er gestattete sogar mehreren jungen Leuten die Abschrift derselben, um leichter ihr Betragen darnach einrichten zu können; und durch diese Gefälligkeit dienten sie nicht blos zu seiner persönlichen, sondern auch zu Anderer Heiligung.

Eine so reine und liebenswürdige Tugend, sollte, wie man glauben möchte, überall nur Achtung und Liebe gefunden haben; aber es steht geschrieben, daß jene, welche fromm leben wollen, Verfolgung erdulden werden; und Franz von Sales mußte an sich selbst die Wahrheit dieser Voraussagung erfahren. Eines Tages faßten einige ausgelassene Burschen, welche jene Demuth und Sanftmuth, die eine Frucht der Religion bei ihm waren, als Feigheit und niedrige Gesinnung auslegten, den Entschluß, ihm aufzupassen, ihn dann durchzuprügeln und ihm dadurch mehr Furcht zu verursachen als Böses zuzufügen, um sich so auf seine Kosten lustig zu machen. Demgemäß stellten sie sich bei anbrechender Dunkelheit an einem Wege auf, auf dem er, wie sie wußten, vorbeikommen mußte, wenn er sich nach seiner Wohnung begab; sie dachten, er würde sich nach ihrem Belieben schlagen lassen, dann davonlaufen so rasch ihn seinen Beine zu tragen vermöchten, und ihnen so den Sieg leicht machen.

Sie sollten aber bald erfahren, daß sie ihn schlecht kannten, und daß die Religion, wiewohl sie sanft und demüthig macht, doch nicht hindert, muthig und unerschrocken zu sein, wenn es sein muß. Als Franz bis zur Stelle, wo sie ihm aufpaßten, gekommen war, vertreten sie ihm den Weg, suchen ohne allen Grund Streit mit ihm, gehen zu beleidigenden Worten über und schicken sich eben zu thätlicher Mißhandlung an; der heilige Jüngling sieht sich im Falle der gerech-

ten Nothwehr, zieht seinen Degen, schwingt ihn gehörig gegen seine Angreifer, jagt sie in die Flucht und verfolgt sie so lange, bis sie zitternd und beschämt ihn um Gnade bitten, mit dem Versprechen, ihn künftig in Ruhe zu lassen.

Diesem ersten Angriffe folgte bald ein zweiter von viel schrecklicherer Art; denn es handelte sich dabei nicht mehr um seinen Muth, den man erproben wollte, sondern um seine Tugend; und diese zum Falle zu bringen, das war der Ruhm, nach dem man strebte. In dieser Absicht begaben sich drei junge Wüstlinge zu ihm und benahmen sich freundlich und wohlwollend; sie sagten ihm, ein neuer Professor der Rechte, ein großer und berühmter Gelehrter, sei eben in Padua angekommen, und schlugen vor, er möge mit ihnen demselben einen Besuch abstatten, da der Anstand ihnen das zur Pflicht mache, und überdies sei es zu ihrem Vortheil, wenn sie sich bei ihm in Gunst setzten. Der heilige Jüngling, nichts Böses ahnend, nimmt gerne einen Vorschlag an, der so ganz mit den Grundsätzen seiner feinen Höflichkeit übereinstimmte, und man begibt sich auf den Weg. In dem Hause, wo der neue Professor wohnen sollte, angekommen, erscheint eine junge zierlich geputzte Person, die durch eine verstellte sittsame Zurückhaltung den Glanz ihrer Schönheit hervorzuheben suchte, im Grunde aber nichts anderes, als eine gemeine Dirne war, mit welcher die jungen Wüstlinge die Intrigue verabredet hatten. Die Unglückliche führt sie in ein Zimmer und versichert ihnen, der Professor, der eben beschäftigt sei, werde gleich kommen, und knüpft unterdessen mit dem tugendhaften Jünglinge ein Gespräch an. Anscheinend des Wartens überdrüssig, geht einer der jungen Burschen hinaus, dann der zweite, bis endlich alle nacheinander das Zimmer verlassen haben. Sobald sie sich allein mit ihm sieht, legt sie ihre erheuchelte Sittsamkeit ab, und, ihre leidenschaftlichen Blicke mit noch leidenschaftlicheren Worten begleitend, ergreift sie seine Hand, um sie zu drücken: der keusche Jüngling stößt sie in seiner Entrüstung heftig zurück; sie wirft sich ihm um den Hals, um ihn zu küssen; er spuckt ihr in's Gesicht und entflieht, sie voll Schande und Wuth zurücklassend. Beim Hinaustreten auf die Straße findet er seine Gefährten, die sich, nachdem sie dem ganzen Vorgange durch die Thürspalten zugesehen, rasch zurückgezogen hatten und sich nun den Anschein gaben als kämen sie zurück, um dem Doktor ihre Aufwartung zu machen. Er ließ sich aber durch ihre List nicht täuschen. Mit gerechter Strenge machte er ihnen ernste Vorwürfe, wie sie es verdienten, und gab ihnen zu verstehen, wie tief er das Unwürdige ihres Betragens

empfinde [1]). Die Nachricht von diesem Vorfalle verbreitete sich bald in der ganzen Stadt, und überall hörte man den einstimmigen Ruf der Bewunderung und die größten Lobeserhebungen.

Aber gerade das, wer sollte es glauben, wurde eine neue Klippe für die Tugend des heiligen Jünglings. Eine sehr reiche Fürstin wünschte diesen jungen Mann, dessen Lob in Aller Munde ertönte, zu sehen; bei seinem Anblicke fühlte sie sich so von seiner Schönheit hingerissen, daß sie eine heftige Leidenschaft zu ihm faßte. Um dieselbe zu befriedigen, zog sie einen jungen Freund von Franz an sich heran, machte ihm prächtige Geschenke und verpflichtete sich, ihm für seine übrigen Tage eine glänzende Lage zu sichern, wenn er seinen Freund dazu bestimmte, Bewerbungen anzunehmen, die, wie sie sagte, um so weniger Verschmähung verdienten, weil sie von einem Höheren kämen. Der Unglückliche erröthete nicht, diesen niederträchtigen Auftrag zu übernehmen und begab sich, als ob ihn das Geschehene nicht schon hätte belehren sollen, daß er nicht zu hoffen brauche, eine so feste Tugend zum Wanken zu bringen, zu Franz, rühmte ihm mit vielen Worten diese Prinzessin, ihre hohe Geburt, ihre strahlende Schönheit, ihren großen Reichthum, und kam dann zu dem schändlichen Auftrage, welcher der Zweck seines Besuches war. Der heilige Jüngling ließ ihn nicht ausreden: „Elender Verführer, sprach er zu ihm, hinweg von mir! Wie, du sollst mich zurechtweisen, wenn ich Böses thue, und du forderst mich zur Sünde auf! Gehe eilends, bitte Gott um Verzeihung und thue Buße.“ Ohne sich durch einen so schlechten Empfang entmuthigen zu lassen, wagte der treulose Freund auf's neue, von den ungeheuern Reichthümern und all den Gütern zu reden, die zu verheißen er Auftrag hatte. „Deine Fürstin mag all ihre Schätze behalten, entgegnete Franz; wäre es auch so weit mit mir gekommen, daß ich mein Brod betteln müßte, so würde ich mir doch nicht vergängliche Reichthümer auf Kosten meiner Seele und meines ewigen Heiles erwerben wollen. Verlaß auf der Stelle mein Zimmer!“ Und mit diesen Worten setzte er ihn rasch vor die Thüre [2]). — Ein anderer Studiengenosse von ihm erlaubte sich in seiner Gegenwart einige unanständige und gottlose Ausdrücke. „Mein Freund, sprach Franz zu ihm, was hat dir denn Gott gethan, daß du ihn so behandelst? und was hat er dir im Gegentheil nicht gethan, daß es nicht deine Pflicht sein sollte, anders gegen ihn zu sein?“

---

[1]) Charl.-Aug., p. 26. — Nach Gard, de Venaz und Paquelek. — Dom Jean de Saint François, p. 58. — la Rivière, p. 69. — [2]) Charl.-Aug., p. 28. — Nach Rendu, Franz Favre, le Gay und Gard.

Diese Worte machten einen solchen Eindruck auf den jungen Mann, daß er lange nachher noch sagte: „So oft ich hieran denke, thut mir mein Fehler auf's Neue leid[1]).“

Da Franz von Sales sah, wie vielen Gefahren seine Keuschheit ausgesetzt war, so machte er es sich, um sie besser zu bewahren, zur ersten Aufgabe, seinen Leib durch Bußübungen abzutödten; seit langer Zeit schon fastete und trug er ein Bußkleid an drei Tagen in der Woche; er fügte nun noch Geißelungen hinzu und hieb unbarmherzig auf sein unschuldiges Fleisch ein. Während der Fastenzeit besonders verdoppelte er diese Strenge, und ermunterte auch seine Freunde dazu, wenn er glaubte, sie besäßen einen hinlänglichen Grad von Tugend, um für solche Ermahnungen empfänglich zu sein. Als er eines Tages erfahren, daß man im Kloster vom heiligen Antonius über die Geißelung unsers Herrn predigen werde, und daß nach der Predigt alle frommen Personen, die sich zu dem Zwecke dahin begeben würden, dieser Bußübung sich gemeinschaftlich unterziehen sollten, wollte er eine für seine Frömmigkeit so vortheilhafte Gelegenheit nicht unbenützt vorbeigehen lassen, und begab sich deshalb mit einem seiner Freunde auch dahin, um an der Geißelung Theil zu nehmen. Nach beendigter Predigt, in welcher die Worte des Psalmisten: Die Sünder haben meinen Leib zerschlagen[2]), in einer Weise ausgelegt worden, daß die Zuhörer der Thränen sich nicht enthalten konnten, wurden die Lichter ausgelöscht, der Psalm „Miserere“ angestimmt, und die Geißeln, welche die Mönche an der Klosterpforte vertheilt hatten, alsbald so in Thätigkeit gesetzt, daß es auf den Rücken der frommen Büßer Hiebe regnete. Dieser Gebrauch erscheint uns ohne Zweifel befremdend, aber in Rom wurde er noch bis auf die jüngste Zeit hin jeden Freitag in der Karaviten-Kapelle, in der Nähe der Kirche des heiligen Ignatius, auf die hier beschriebene Weise beobachtet. Franz von Sales hatte sorgfältig seine Theilnahme an dieser Uebung verbergen wollen, sowie er auch seine andern strengen Bußübungen geheim hielt, die er nur seinem Seelenführer offenbarte; er wurde aber doch durch die Neugierde von vier jungen Edelleuten verrathen, welche, wohl vermuthend, daß Franz auch mit dabei sei, sich eine Freude daraus machten, ihn bei dieser Uebung zu überraschen; sie begaben sich deshalb mit Blendlaternen an den betreffenden Ort und öffneten dieselbe plötzlich in allen vier Ecken der Kirche gerade in dem Augenblicke, wo man sich am heftigsten geißelte[3]).

---

[1]) De Maupas, p. 21. — [2]) Ps. CXXVIII. — [3]) Charl.-Aug., p. 29.

Als ob die Vorsehung dieser Liebe zum Leiden und zur Abtödtung, welche in dem Herzen des heiligen Jünglings herrschte, habe zu Hülfe kommen wollen, ließ sie es zu, daß er krank wurde: sein Magen und sein Kopf waren sehr angegriffen, Appetit und Schlaf verschwanden, und sein volles, blühendes Aussehen wich einer außerordentlichen Magerkeit, so daß er mehr einem Skelette als einem Lebenden ähnlich sah[1]). Vergebens wandte Herr Déage alle Mittel an, um den Fortschritt des Uebels zu hemmen; der Zustand der Entkräftung dauerte nicht allein fort, er wurde noch vielmehr zu einer traurigen Verwicklung von mehreren Krankheiten, die in einem heftigen, fortwährenden Fieber, einer Schleimgicht, von Durchfällen und allgemeinem Rheumatismus begleitet, bestanden, so daß der heilige Kranke, bleich und entstellt auf seinem Schmerzenslanger hingestreckt, unaufhörlich vom Fieber hin- und hergeschüttelt, eine Beute der grausamsten Leiden war[2]). Es war ein rührender Anblick: mitten unter den größten Schmerzen eine noch größere Geduld, eine ehrerbietige und liebevolle Unterwerfung unter den Willen Gottes, eine Demuth, die betheuerte, seine Leiden seien Nichts im Vergleiche zu dem, was die Menge seiner Sünden verdiente, ein williger und aufrichtiger Gehorsam gegen die Vorschriften des Arztes, wie unangenehm dieselben auch sein mochten, und eine vollständige Gleichgiltigkeit gegen einen guten oder schlechten Erfolg derselben. Der tief betrübte Déage läßt die berühmtesten Aerzte zu einer Berathung zusammenkommen, und erhält die niederschlagende Antwort, daß keine Genesung zu hoffen, daß so viele Uebel in einem so schwachen Körper vereinigt, unfehlbar den Tod herbei führen müssen. Wie vom Blitze bei diesem Ausspruche getroffen, überläßt er sich unter strömenden Thränen dem tiefsten Schmerze, bis sein Gewissen ihn daran erinnert, daß man unter solchen Umständen einem Kranken etwas Anderes als Thränen schulde. Darauf nimmt er seinen Muth zusammen, sucht, so weit es ihm möglich, heiter zu scheinen, um seine Angst zu verbergen, und begibt sich an das Bett seines theuern Kranken mit den Worten: „Mein Sohn, wenn Gott es so beschlossen, dich zu sich zu rufen, würdest du dich in seinen heiligen Willen ergeben?“ — „Ja, gewiß, antwortet der Kranke mit einem Ausdrucke, der zeigte, er habe den Sinn der Frage verstanden; ja der Wille Gottes geschehe, sei es zum Tode, sei es zum Leben; ich ergebe mich in Alles, was er will. Es ist mir süß, mit meinem Herrn zu leben, es ist mir süß mit ihm zu sterben.“

---

[1]) Charl.-Aug., p. 30 et 31. — [2]) la Rivière, p. 73 et 74.

Sive mori me, Christe, jubes seu vivere mavis,
Dulce mihi tecum vivere; dulce, mori.

Zugleich bricht er in Lobpreisungen aus und entlehnt der heiligen Schrift ihre schönsten Stellen, um die Gefühle auszudrücken, von denen sein Herz überfließt: „Wie lieblich sind deine Wohnungen, o Herr der Kräfte. Ich sehne mich darnach die Güter des Herrn zu schauen im Lande der Lebendigen. Geduldig warte ich, daß meine Verwandlung sich vollziehe. Des Menschen Tage sind kurz, hinfällig sein Leben; es verwelkt wie die Blume, es geht dahin wie ein Schatten. Glückselig der, welcher seine Hoffnung auf den Namen des Herrn gesetzt, und der nicht verweilt bei den Eitelkeiten und Thorheiten der Welt! Der Herr ist meine Leuchte und mein Heil: was sollte ich fürchten? — Stünden auch ganze Heerschaaren gegen mich auf, mein Herz wird ohne Furcht sein: mitten im Kampfe werde ich auf ihn meine Hoffnung setzen[1])!"

Voll Staunen über so viel Ruhe und Freude Angesichts des Todes, wagte es Herr Déage, seinen Schmerz gewaltsam beherrschend, ihn zu fragen, was er rücksichtlich seines Begräbnisses bestimmen wolle: „Mein theurer Lehrer, antwortete der heilige Kranke, die Sorge für alles das überlasse ich ganz Ihrer Liebe zu mir, die ich ja so gut kenne; und ich bitte Sie, nach meinem Tode für mich zu sorgen, wie Sie es während meines Lebens gethan haben. Nur um eine Gunst möchte ich Sie bitten, daß mein Körper den Studirenden der Medicin zum Seciren gegeben werde." — „Wie! mein theurer Sohn, bemerkte der Erzieher dagegen, das würde ja eine Schande für Deine Familie sein." — „Verzeihen Sie mir, mein bester Lehrer, antwortete der Kranke, wenn ich mich Ihrer Ansicht nicht füge; ein großer Trost wird mir im Sterben der Gedanke sein, daß ich, während meines Lebens ein unnützer Knecht, wenigstens nach meinem Tode zu Etwas dienen werde, indem ich den Studirenden der Medicin einen Leichnam liefere, an dem sie ihre Forschungen machen können, ohne ihn durch Streit und Todtschlag erworben zu haben." Eine solche Demuth und Liebe rührte alle Umstehenden dermaßen, daß sie in Thränen zerflossen; sie konnten nicht genug diese Testamentsverfügung bewundern, welche bezweckte, wenigstens einigermaßen die Zahl jener schändlichen Scenen zu vermindern, die in Padua so häufig zwischen den Zöglingen der Medicin und den Verwandten der Verstorbenen vorkamen. Erstere

---

[1]) Ps. LXXXIII, 26. — Job XIV. — Ps. XXXIX, 26, 36.

gruben mit bewaffneter Hand die zur Erlernung ihrer Kunst nothwendigen Leichname auf den Kirchhöfen wieder aus, und Letztere widersetzten sich, ebenfalls bewaffnet, der Wegnahme ihrer Todten, und so gab es immer bedauerliche Streitigkeiten, blutige Kämpfe und oft Mord und Todtschlag [1]). Nachdem der heilige Kranke mehrere Male wiederholt hatte, daß dies sein Wille sei, begehrte er die heiligen Sakramente zu empfangen. Er beichtete, empfing die heilige Wegzehrung und letzte Oelung mit all der Andacht, wie man sie von einer so schönen Seele erwarten konnte.

Nach dieser rührenden Handlung wurde es anstatt besser immer schlechter mit ihm; man beweinte den heiligen Jüngling, als ob er bereits todt sei, und dachte schon an die Vorbereitungen zu seinem Leichenbegängniß. Da auf ein Mal geht eine außerordentliche Veränderung mit ihm vor, seine Augen bekommen wieder Leben und eine allgemeine Besserung gibt sich kund; einen Augenblick fürchtete man, das möchte, wie es oft bei Sterbenden geschieht, das letzte Aufflackern eines erlöschenden Lichtes sein; bald aber durfte man sich beruhigen; die Besserung hielt Stand und machte immer Fortschritte; allmälig erstarkte seine Gesundheit, die Kräfte kamen wieder, bis die Genesung vollkommen eintrat und das Gesicht seine frühere Frische und Schönheit wieder erlangte [2]).

Die erste Sorge des heiligen Jünglings nach seiner Wiederherstellung war die, zuerst Gott, dem Urheber alles Guten, seinen feurigsten Dank zu sagen; darnach der allerseligsten Jungfrau, deren Fürbitte er seine Genesung zu schulden glaubte. Indem er dann bedachte, daß, wenn er die Gesundheit wieder erhalten, dies nach der Absicht des Himmels nur deswegen geschehen sei, um sie zur größern Ehre Gottes anzuwenden, widmete er sich mit erneuertem Eifer dem Dienste der Altäre und der Ausübung aller christlichen Tugenden. Von nun an schien er sichtbare Fortschritte zu machen, namentlich in der Demuth und Sanftmuth [3]); mit zwanzig Jahren war er gehorsam wie in der ersten Kindheit, bescheiden und anspruchslos wie der eifrigste Mönch, ohne darum das Geringste von dem feinen Benehmen und dem Anstande des wohlerzogensten Edelmannes zu verlieren. Mehr als je lag er der Uebung des Gebetes und der Betrachtung ob; und in diesem heiligen Umgang mit Gott erhielt sein ganzes Wesen ein so sichtbares Gepräge der Güte, gepaart mit edler Majestät, daß man ihn nicht ansehen konnte, ohne ihn zu verehren und zu lieben; und

---

[1]) Nach Bonard. — Geist des hl. Franz von Sales, V, 1 u. 3. — Dom Jean de Saint François, p. 64. — [2]) La Rivière, p. 77 et suiv. — [3]) Ebend. p. 81.

dies ging so weit, daß sein bloßer Anblick der Seele ein Gefühl des Glückes mittheilte, von dem man sich keine Rechenschaft geben konnte, sowie eine Achtung und Liebe zur Tugend, daß Manche aus diesem Grunde auf die Gelegenheit ihn vorbeigehen zu sehen wie auf ein großes Glück paßten. Herr von Challes, sein damaliger Mitschüler, und nachmaliger Oberpräsident des Senates von Savoyen, erzählte später, daß Franz von jener Zeit an mehr Tugenden und das mit größerm Eifer geübt habe, als es deren bedarf, um heilig gesprochen zu werden; „und ich habe, fährt diese hervorragende Persönlichkeit fort, an mir selbst den Beweis, daß er schon die Gabe der Weissagung besaß; als wir nämlich eines Tages über unsern Beruf sprachen, sagte er zu mir: — ‚Bruder, Gott hat dich für den Ehestand bestimmt, das ist dein Loos; und in diesem Stande wird der Segen des Himmels über dich kommen, über dich und deine Kinder.‘ Und so geschah es mit mir in der That. — Du aber, Bruder, versetzte ich, du sagst mir nichts über deinen Beruf? — ‚Was mich anbelangt, antwortete er offen, ich bin nicht dazu berufen, in der Welt zu leben: Gott bestimmt mich für den Altar [1]).‘“

Um sich auf dieser Höhe der Tugend zu halten und täglich neue Fortschritte in derselben zu machen, bediente Franz sich stets des „geistlichen Kampfes“. Der Verfasser dieses vortrefflichen Buches, Pater Scupoli, hatte, als er im Jahre 1589 von Venedig nach Padua gekommen war, ihm ein Exemplar desselben gegeben; und die Lektüre desselben gewährte ihm so großen Nutzen wie auch Vergnügen, daß es sein Lieblingsbuch wurde. Er sah dies kleine Werkchen als eine Schrift an, die vom Himmel gekommen, las es mit großem Fleiße und trug es beständig bei sich. „Der geistliche Kampf, schrieb er selbst im Jahre 1607, ist mir ein theueres Buch, das ich wohl schon achtzehn Jahre in meiner Tasche trage, und das ich nie ohne Nutzen wiederlese.“

Nicht weniger jedoch auf seine Ausbildung als auf seine Heiligung bedacht, widmete er sich den Studien mit ausdauerndem Eifer und beharrlichem, geduldigem Nachdenken, so daß jeder Tag den Kreis seines Wissens an Umfang zunehmen sah. Die Ergebnisse seiner gelehrten Untersuchungen, seiner tiefen Forschungen, der Vorlesungen, die er hörte, der Erörterungen mit seinen Mitschülern oder Lehrern, welche dem Gegenstande seines Studiums irgend welche Klarheit verschafft hatten, brachte er pünktlich zu Papier; sein Eifer hierin war

---

[1]) Nach de Chaugy.

so außerordentlich, daß seine Hefte, die er über Theologie und Rechtswissenschaft während seines Aufenthaltes in Padua geschrieben, an zwölf Quartbände bildeten, welche in seiner Familie lange Zeit aufbewahrt worden sind.

Durch so viele von seinen natürlichen Anlagen unterstützte Arbeiten wurde Franz der hervorragendste Schüler an der Universität Padua und mit Ehren legte er so den ganzen Kursus der Rechtswissenschaft zurück. Nach Vollendung desselben kam er, dem Willen seines Vaters gemäß, um den Doktorgrad ein. Dies geschah zu Anfang September 1591, im Alter von erst vierundzwanzig Jahren. Pancirole, der seit vier Jahren nicht müde geworden, seinen ausgezeichneten Schüler zu bewundern, wollte dieser Handlung eine Feierlichkeit verleihen, wie sie dem Verdienste eines so seltenen jungen Mannes angemessen war; er berief demgemäß eine Versammlung von achtundvierzig Doktoren auf den 5. September und führte darin selbst den Vorsitz. Dort nahm man mit dem neuen Kandidaten eine feierliche Prüfung vor; derselbe beantwortete alle Fragen, löste alle Schwierigkeiten mit einer seines Verstandes würdigen Klarheit und Bestimmtheit. Pancirole ergriff sodann das Wort und sprach: „Als einen meiner schönsten Tage habe ich den herbeigesehnt, an dem ich Sie mit den Insignien der Doktorwürde geschmückt sehen würde; und ich betrachte es als ein Glück, diese Ceremonie selbst vornehmen zu dürfen. Jeder Andere würde diese Feierlichkeit mit mehr Ehre für die Universität, Keiner mit mehr Liebe zu Ihnen vollzogen haben. Es ist diese Liebe ein Gefühl, welches mir Ihre Tugenden einflößen, die Ihrer Wissenschaft gleichkommen; Ihr Herz, das ebenso rein ist, als Ihr Verstand klar und hell. Man kann die Tugend nicht lieben, ohne Sie zu lieben; menschenfreundlich, wohlthätig, mitleidig, so daß Sie sogar Ihren Leichnam dem allgemeinen Besten vermachten, als Sie sich an der Schwelle des Grabes sahen, sind Sie in der Tugend der Keuschheit noch hervorragender gewesen; und Dank der Frömmigkeit, welche diese Tugend in Ihnen schützt und hütet, haben Sie sich rein bewahrt inmitten einer wollüstigen Stadt, gleich der Quelle von Arethusa, welche ihre Wasser in's Meer ergießt ohne dessen Bitterkeit aufzunehmen. Kurz, der aufrichtige Abscheu vor Allem, was böse, die beständige Uebung alles dessen, was gut ist, vereinigt sich in Ihnen mit einer edlen und schönen Gesinnung und vor Allem mit der gediegensten Frömmigkeit; das sind die Tugenden, welche der Himmel nun durch den Ruhm belohnt, den sie am heutigen Tage ernten."

Franz wandte sich hierauf zu den Doktoren, in deren Mitte der

Bischof von Padua saß, und sprach[1]): „Hochwürdigster Prälat, verehrtester Rektor, und Sie, hochansehnliche Doktoren! Obgleich ich einsehe, wie sehr ich es mir selbst schuldig bin, Ihnen für die Gunst zu danken, welche mir am heutigen Tage zu Theil wird, so würde doch das Gefühl meiner Schwäche und die Rücksicht auf Ihre Zeit, welche so viele ernste Obliegenheiten in Anspruch nehmen, mir den Mund verschlossen haben, hätte ich nicht gedacht, daß mein Schweigen sowohl Ihnen als auch mir zur Unehre gereichen würde, indem es Ihnen den Tadel zugezogen, daß Sie Jemanden zur Doktorwürde erhoben, der undankbar genug ist und so wenig Einsicht hat, daß er Ihnen nicht einmal seinen Dank dafür ausspricht. Seid darum Zeugen, verehrliche Zuhörer, fügte er an die übrige Versammlung sich wendend hinzu, seid Zeugen meiner Dankbarkeit: ich erkenne und erkläre, daß von allen Gütern, welche uns in diesem Leben zu Theil werden können, dieses das größte ist; alle Andern können nur unsern Leib zieren, unser Ansehen oder unser Vermögen vergrößern; die Doktorwürde allein verschönert die Tugend, so schön schon in sich selbst, und ich muß der Universität Padua um so mehr dafür danken, weil sie mich nicht blos zum Doktor erhoben, sondern auch würdig gemacht hat, es zu sein; sie hat mir nicht allein die Krone gegeben, sondern auch den Lorbeer, aus dem sie geflochten ist.

„Mein theueres Vaterland bereicherte mich zuerst mit den Anfängen der humanistischen Wissenschaften; dieselben zur Vollendung und zum Abschluß zu bringen, war das Werk der Universität Paris, jener damals so blühenden, so besuchten Schule, der Mutter der schönen Wissenschaften, und heute, trauriger Gedanke! beweinenswerther Wechsel der menschlichen Dinge! heute durch den Bürgerkrieg verwüstet und vielleicht in der drohenden Gefahr, bald nur mehr ein Haufen von Ruinen zu sein. O Gott! wende dies Unglück ab! — Dort habe ich zuerst Rhetorik und dann Philosophie studirt; was mir um so leichter wurde, da in dieser berühmten Schule selbst die Dächer und Mauern zu philosophiren schienen, so sehr hallte Alles von Schlüssen und Beweisen wieder. Als ich aber das Studium der Rechtswissenschaft beginnen wollte, da war es der Glanz der Universität Padua, welcher meine Blicke fesselte; der Ruhm ihrer Doktoren und Professoren zog mich zu ihr hin. An erster Stelle glänzte Gui Pancirole, der Fürst der Rechtsgelehrsamkeit, das Licht und die ewige Zierde dieser Schule; neben ihm erschien Menochius, dessen gelehrte

[1]) Opusc., p. 38. — Charl.-Aug., p. 33.

Vorträge und unsterbliche Schriften die Universität seinen Verlust auf das Höchste beklagen lassen würden, hätte nicht die weiseste Wahl ihm Angelo Matthéace zum Nachfolger gegeben, diesen allseitigen Mann, dem keine Wissenschaft fremd ist.... Wie viele andere berühmte Namen könnte ich hier noch aufzählen! Wenn ich Etwas weiß, so schulde ich es ganz und gar diesen tüchtigen Lehrern; feierlich erkläre ich das hiermit. Urtheilet nun, ob Worte jemals meine Dankbarkeit erschöpfend auszudrücken vermögen. Doch muß ich dieselbe höher emporsteigen lassen: Ruhm, Ehre und Lob sei dargebracht Jesu Christo, dem unsterblichen Gotte, seiner heiligen Mutter, meinem Schutzengel, und dem heiligen Franz von Assisi, dessen Namen zu tragen ich das Glück habe; und, da ein gutes Leben in den Augen des Himmels der beste und vorzüglichste Dank ist, so sei du, o ewiges Gesetz, Regel aller Gesetze, sei immerdar in meinem Herzen als eine Richtschnur, die mich leitet; denn glücklich ist der, o Herr, den du dein heiliges Gesetz lehrst.

„Und Sie, ruhmvoller Pancirole, mein verehrter Lehrer, vollenden Sie nun diesen feierlichen Akt; Ihre reinen Hände, gewöhnt das Gute zu thun, mögen mich mit den verehrungswürdigen Insignien schmücken, mit welchen diese Universität jene ihrer Schüler ziert, denen sie die Doktorwürde verleiht."

Nach dieser Ansprache überreichte Pancirole dem neuen Doktor den Ring und die Privilegien der Universität; ihm sodann Kranz und Doktorhut aufsetzend, sprach er: „Die Universität ist glücklich, in Ihnen alle Eigenschaften des Geistes und Herzens zu finden, welche sie nur wünschen kann; und was ihr Glück vollständig macht, das Zeugniß der Hochachtung, welches dieselbe Ihnen gibt, indem sie Sie in die Zahl ihrer Doktoren aufnimmt, findet eben so viele Stimmen des Beifalles als es Männer gibt, welche das wahre Verdienst erkennen und zu würdigen wissen." Die ganze Versammlung erfüllt nach diesen Worten die Luft mit freudigem Zuruf und die Sitzung wird geschlossen. Alle, Schüler wie Doktoren, begleiten Franz im Triumphe zu seiner Wohnung zurück, unter dem Beifalljauchzen des Volkes, welches ihm auf dem Wege ein ebenso herrliches als aufrichtiges und reichliches Lob spendet; die Universität übergibt ihm das Diplom eines Doktors des kanonischen und bürgerlichen Rechtes und alle Freunde der Tugend zählen diesen Tag zu den glücklichen ihres Lebens [1]).

---

[1]) Charl.-Aug., p. 35.

## Fünftes Kapitel.

**Franz von Sales kehrt nach Savoyen zurück, wird Advokat im Senate von Chambéry und schlägt später die Senatorwürde aus. — Er entscheidet sich für den geistlichen Stand, und wird als Probst des Kapitels von Genf installirt. — Seine Priesterweihe und sein Leben als Geistlicher. — Er errichtet die Bruderschaft vom heiligen Kreuze.**

(1591 — 1593.)

Nachdem Franz von Sales den Zweck, der ihn nach Padua geführt, erreicht hatte, glaubte er, es liege nicht in der Bestimmung der Vorsehung, daß er noch länger in dieser Stadt verweile, und gedachte darum nach Savoyen zurückzukehren; vorher jedoch wünschte er noch Rom zu besuchen und eine Wallfahrt nach Loretto zu machen, zu welcher er sich bereits seit langer Zeit durch ein Gelübde verpflichtet hatte; durch seine Studien oder seine Krankheiten war er jedoch an der Erfüllung bis jetzt noch immer verhindert worden. Er bat seinen Vater um Erlaubniß dazu, der sie auch, trotz seines großen Verlangens, ihn sobald als möglich wieder zu sehen, gerne gab, weil seine glänzenden Studien eine Belohnung verdient hatten und diese Reise seiner weitern Ausbildung von Nutzen war. Sobald er sie erhalten, sagte er seinen Freunden, so wie Allen, die, unter welchem Titel es auch sein mochte, ein Recht auf seine Dankbarkeit hatten, Lebewohl. Nachdem diese Pflicht erfüllt war, fragte ihn Herr Déage, ob er auch nicht jene Dame vergessen, gegen welche er die größte Verbindlichkeit habe. Ohne zu fragen, von welcher Dame sein Erzieher rede, antwortete Franz: „Ich gehe auf der Stelle hin, um ihr meinen größten Dank abzustatten.“ Er begab sich zur Kirche, warf sich vor einem Altare der allerseligsten Jungfrau nieder und verblieb daselbst zwei Stunden, um der Mutter Gottes für alle Gnaden, die die er durch sie erhalten, aus Herzensgrund zu danken. Nach Hause zurückgekehrt sprach er: „Jetzt können wir abreisen, wenn es Ihnen beliebt; ich habe ihr, die mir am huldvollsten gewesen, meinen Dank gesagt[1]).“ Am zweiten Oktober verließ er Padua. Die Verehrung, welche man daselbst auch nach seiner Abreise fortwährend für seine Tugenden hegte, war so groß, daß die Universität achtzig Jahre später bei seiner Heiligsprechung ihn zu ihrem Beschützer erkor, ihm zu Ehren eine

[1]) La Rivière, p. 421.

prächtige Kapelle erbaute und sein Fest jedes Jahr mit großer Feierlichkeit beging.

Mit seinem Erzieher in Rom angekommen, in Mitten all' jener Denkmäler, deren diese Stadt der Erinnerungen voll ist, war es sein erster Gedanke, wie der erste Zug seines Herzens, lieber dasjenige aufzusuchen, wo er Nahrung für seine Frömmigkeit fand, als jene Gegenstände, welche eine eitle Neugierde befriedigen konnten. Mehr darauf bedacht, sich an diesem Centrum all' der Herrlichkeiten der Religion zu erbauen, als viele Reiseeindrücke in sich aufzunehmen, ging er nach dem Colisäum und betrachtete hier das Schlachtfeld, auf welchem das Christenthum ohne Waffen die heidnische Welt besiegt hat, benetzte mit seinen Thränen diesen durch das Blut von Millionen von Martyrern geheiligten Boden und ermuthigte sich durch die Betrachtung der großen Beispiele so vieler christlichen Helden zur Tugend. Er ging nach der Basilika von St. Peter, um seinen Glauben und seine Ergebenheit für den apostolischen Stuhl zu beleben, nach St. Paulus, um seine Liebe zu erwärmen, in der Nähe dieses großen Herzens, dessen Asche zu verehren der große Chrysostomus ein so großes Verlangen hatte; nach St. Maria Majora, um dort seine gerührte Seele an der Krippe von Bethlehem, welche die Frömmigkeit der Päpste dahin bringen ließ, auszuschütten; nach dem heiligen Kreuze von Jerusalem, um die ehrwürdigen Reliquien des Leidens des Erlösers zu verehren; nach St. Sebastian und St. Laurentius außerhalb der Mauern, um zu den unzähligen Martyrern zu beten, deren Leiber dort aufbewahrt werden. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß er es unterließ, alle die andern Wunder in Augenschein zu nehmen, welche die Hauptstadt der christlichen Welt dem Reisenden bietet. Er besuchte alle die alten Denkmäler der römischen Herrlichkeit, jene Tempel, jene Theater, jene Triumphbogen, jene Trophäen, jene Säulen und alle jene prunkvollen Reste des menschlichen Stolzes, durch welche die Herrn der Welt sich unsterblich machen wollten; aber er besuchte sie als Christ, mit jenen erhabenen Gedanken, welche der Glaube einflößt: „O thörichte Eitelkeit der Menschen! sagte er zu sich selbst, was halfen ihnen jetzt diese Triumphbogen, diese Siegeszeichen, diese Statuen, diese Grabmäler? Was helfen Antonius und Diokletian diese prachtvollen Bäder? Ach, wie sind doch der Menschen Werke so eitel, wenn sie keine Beziehung auf Gott haben! Diese Armen gruben ihre Namen in Stein; wie sind sie zu beklagen, daß sie keine andere Unsterblichkeit gekannt haben!" Der Stellung der Könige, der Konsuln und der Kaiser des alten Roms

hielt der heilige Reisende jene der Päpste, der Statthalter Jesu Christi, der Nachfolger des heiligen Petrus gegenüber; und indem er bewunderte, wie sehr die Letztern an wahrer Größe jene übertrafen, um wie viel dauerhafter ihr Reich, die Kirche, ist, um wie viel ausgedehnter, als das ganze römische Reich zusammen[1]), wiederholte er mit heiliger Freude die Worte des Psalmisten: „Ueberaus sind deine Freunde geehrt, o mein Gott; überaus mächtig ist ihre Herrschaft geworden: Nimis honorificati sunt amici tui Deus; nimis confortatus est principatus eorum[2]).“

Während Franz von Sales zu Rom die Zeit so zu seiner Erbauung und weiteren Ausbildung anwandte, erfuhr er auf eine recht fühlbare Weise, wie Gottes Schutz über ihm war. In dem Hôtel, wo er wohnte, waren hohe Herrschaften angekommen, und man nöthigte ihn auszuziehen, um diesen Platz zu machen. Er fügte sich ohne Widerspruch; und siehe in der nächsten Nacht trat die Tiber, durch strömende Regengüsse bedeutend angeschwellt, mit gewaltiger Heftigkeit über und riß das an ihrem Ufer gelegene Hôtel mit allen Bewohnern mit fort, ohne daß ein Einziger dem Tode zu entrinnen im Stande gewesen wäre. Ein so sichtlicher Beweis des göttlichen Schutzes erfüllte das Herz des heiligen Reisenden mit dem lebhaftesten Danke und erhöhte noch um Vieles seine Frömmigkeit, welche durch den Aufenthalt in Rom ohnehin schon so sehr zugenommen hatte[3]).

Wenige Tage später reiste er ab und begab sich nach Loretto. „Kaum, sagt P. la Rivière, war er in diesem wundervollen Heiligthume niedergekniet, da fühlte er sich, wie wenn er einen brennenden Feuerofen betreten, von außerordentlicher Liebesgluth entflammt[4]).“ Sich lebhaft vorstellend, wie hier der Menschgewordene Sohn Gottes mit Maria und Joseph gewohnt, wie sie hier gebetet, gearbeitet, geruht und Speise zu sich genommen hatten, küßte er in tiefer Andacht diesen heiligen Boden, diese geheiligten Mauern und benetzte sie mit frommen Thränen. Nachdem er dort die Sakramente der Buße und des Altars empfangen, weihte er sich auf's neue dem Fleischgewordenen Worte und der allerseligsten Jungfrau und erneuerte sein Gelübde der Keuschheit. Zur Belohnung für eine solch glühende Andacht verlieh ihm Gott außerordentliche Gnaden; er schien in Verzückung entrückt; und während Worte der Liebe wie flammende Pfeile aus seinem glühenden Herzen wie aus seinem von himmlischem Lichte

---

[1]) Charl.-Aug., p. 36. — [2]) Ps. CXXXVIII. — [3]) Charl.-Aug., p. 36. — De Chaugy, p. 21 — [4]) p. 87.

erleuchteten Geiste emporstiegen, bedeckte sich sein Antlitz mit außergewöhnlicher Röthe und erschien den zahlreichen in der Kirche sich befindlichen Zeugen glänzend wie ein Gestirn. Herr Déage, welcher gegenwärtig war, wurde besonders von diesem wunderbaren Anblicke ergriffen, und die Begebenheit erhöhte noch seine große Meinung von der Heiligkeit seines Schülers, so daß er ihn, besonders von diesem Augenblicke an, nur mehr mit einer Achtung betrachtete, welche eine Art Verehrung war [1]).

Von Loretto ging Franz nach Ankona, um sich dort nach Venedig einzuschiffen. Er fand eine zur Abfahrt bereite Barke, welche eine neapolitanische Dame von hohem Range ausschließlich für sich und ihr Gefolge gemiethet hatte. Da er von dieser Uebereinkunft nichts wußte und der Steuermann, in der Hoffnung eines größern Gewinnes, sie ihm verhehlt hatte, so miethete er für sich und seine Gefährten mehrere Plätze und bezahlte den Preis sogar im Voraus. Als die Dame ankam und diese Fremden, dem Vertrage zuwider, in der Barke fand, forderte sie den Steuermann auf, dieselben auszuweisen. Ohne nur seine Antwort abzuwarten, wandte sie sich in herrischem Tone an Franz und befahl ihm, das Schiff zu verlassen. Wie dieser ihr auch gelassen und höflich vorstellen mochte, daß er, sein Erzieher und drei Personen seiner Begleitung nur eines sehr kleinen Raumes bedürften; daß sie, wenn sie die Freundlichkeit haben wolle, sie zu dulden, durchaus nicht lästig sein würden, es war Alles umsonst; die wiederholte Weisung, sie hätten so rasch als möglich Alle die Barken zu verlassen, war die einzige Antwort, die er erhalten konnte. Sie zogen sich denn auch zurück, und die Felucke schwebte mit vollen Segeln unter günstigem Winde dahin. Vom Ufer aus verfolgen sie dieselben mit den Augen, bewundern die Schnelligkeit ihres Laufes, da erhebt sich auf einmal ein heftiger Wind, ein schreckliches Wetter wirft das gebrechliche Fahrzeug hin und her; der Steuermann kämpft gegen die Wogen, doch umsonst; die Felucke verschwindet, mit allen Passagieren von den Wellen verschlungen. Bei diesem Anblicke konnte sich Franz der Thränen nicht enthalten, und bewunderte die Güte der Vorsehung, die uns mit Liebe behandelt, selbst wenn sie am meisten unsere Pläne durchkreuzt, und die ihn schon zum zweiten Male in so kurzer Zeit der Gefahr eines unvermeidlichen Todes entriß [2]).

---

[1]) Charl.-Aug., p. 37. — Nach Franz de la Pesse, dem es von Augenzeugen erzählt wurde; Bonard und Franz Favre. — [2]) Charl.-Aug., p. 38. — la Rivière, p. 84.

Unterdessen ließ der Sturm nach. Die Luft wurde stille, das Meer ruhig, der Wind günstig und eine andere Felucke rüstete sich zur Abfahrt nach dem Hafen von Cattolika, einer kleinen Stadt zwischen Ankona und Venedig. Unsere Reisenden schifften sich ein und fanden alle Passagiere lachend und guter Dinge, nur darauf bedacht, sich die Zeit angenehm zu vertreiben, als hätten sie das Unglück, das wenige Stunden zuvor auf demselben Meere sich ereignet, und das ihnen selbst ebenso gut begegnen konnte, schon vergessen. Der fromme Jüngling jedoch, besonnener und verständiger als sie, betete eine Zeitlang abseits im Geheimen und schlug seinem Erzieher vor, mit ihm das kirchliche Officium zu verrichten, „aus Furcht, sagte er, daß sich ein neuer Sturm erhebe und wir Alle von den Wellen verschlungen werden könnten." In der That verfinsterte sich bald der Himmel, entfesselt jagten die Winde daher und ein heftiger Sturm überfiel die Barke. Der Steuermann begann alsbald zu fluchen und zu lästern, fuhr sogar die beiden Reisenden an, weil sie beteten, und beschuldigte sie, daß sie ihm Unglück brächten. „Bleibt mir weg mit Euerm Brevier da, rief er ihnen zu; seitdem Ihr es in den Fingern habt, hat der Wind nicht nachgelassen, uns widrig zu sein." Durch diese beleidigenden Worte verletzt, wollte Herr Déage schon eine zornige Antwort geben; Franz von Sales aber, schon voll Weisheit und Sanftmuth, und wohl einsehend, daß in der Aufregung jeder Rath schlecht aufgenommen und oft auch schlecht gegeben wird, hieß ihn bedenken, daß dies nicht der Augenblick zu einer Erwiderung sei, daß man einem Menschen ohne Erziehung seine Heftigkeit nachsehen müsse; wenn das Meer wieder ruhig geworden, dann könne man ihn mit Nutzen zurechtweisen. Das geschah denn auch in der That. Als die Gefahr vorüber war und Franz sich mit dem Steuermann allein befand, stellte er ihm vor, wie unvernünftig es sei, Gott durch Fluchen und Lästern zu beleidigen gerade in einem Augenblicke, wo die verschworenen Elemente ihn nur einen Finger breit vom Tode trennten. Als der Steuermann über diese Ermahnung scherzen wollte, so bemerkte er in ernstem aber gelassenem Tone: „Ihr müßt nicht lachen über das, was ich Euch hier sage; da Ihr so oft in Gefahr schwebt, Schiffbruch zu leiden, so müßt Ihr mehr als ein Anderer zu demjenigen beten, der Euer Leben in seiner Hand hat, der allein den Wellen gebietet und Euch retten kann." Diese letzte Warnung und die Ruhe, mit der sie gegeben wurde, machte Eindruck auf den Mann; er bewunderte es überdies, wie dieser junge Edelmann, einzig und allein auf die Ehre Gottes bedacht, nicht einmal eine Klage wegen der verletzenden Worte, die er

ihm gesagt hatte, laut werden ließ, und versprach, in Zukunft zurückhaltender in seinen Worten zu werden und Gott besser zu dienen. Die Aufmerksamkeiten, welche er während der noch übrigen Reise seinem liebreichen Ermahner erwies, zeigten, daß seine Vorsätze aufrichtig waren [1]).

Glücklich im Hafen von Cattolica angekommen, reiste Franz kurz nachher weiter nach Venedig. Ein kleiner Zufall, der ihm auf dieser Fahrt begegnete, ließ so recht seine große Tugend erkennen. Während er seine ganze Aufmerksamkeit den Mittheilungen über eine Kapelle der heiligen Jungfrau, die man in der Ferne am Ufer erblickte, schenkte, und in der, wie man ihm sagte, die aus einem Schiffbruche geretteten Seeleute ihre Gelübde zu lösen pflegten, wurde ihm bei dem raschen Manövriren durch ein Tau der Hut vom Kopfe gerissen und fiel in's Meer. Franz, dem an dem Verluste eines Hutes nichts gelegen war, hätte gerne mit den übrigen Passagieren über dies Abenteuer gelacht. Aber das war nicht so der Fall bei Herrn Déage, der, da er allein die Börse hatte, auch allein diesen Verlust ersetzen konnte. In einer Anwandlung von übler Laune vergaß er die der ausgezeichneten Tugend und dem seltenen Verdienste seines Zöglings schuldige Rücksicht und gab ihm einen derben Verweis, indem er ihm zu gleicher Zeit bedeutete, daß er zur Strafe für seine Unachtsamkeit erst in Venedig einen andern Hut bekommen würde, und daß er in den Orten, wo man unterwegs anhalten werde, sich das Gelächter wegen seines unbedeckten Kopfes gefallen lassen müsse. Er hielt nur zu sehr Wort. Als die Barke in Chiosa landete, führte der unerbittliche Erzieher seinen erlauchten Zögling durch die Straßen und über den Hauptplatz, mitten unter dem Geschrei des Pöbels, den der Anblick eines jungen Edelmannes mit seinem Degen an der Seite und seiner Nachtbedeckung auf dem Kopfe höchlich ergötzte. Franz ertrug diese Beschämung wie auch die Vorwürfe Herrn Déage's mit gewohnter Sanftmuth, ohne eine Klage hören zu lassen noch Unzufriedenheit zu zeigen [2]).

In Venedig angekommen, verweilte er einige Zeit in dieser Stadt, eine der schönsten der Welt und einzig in ihrer Art, um ihre Wunder kennen zu lernen. Während der Tage, die er auf den Besuch dieser blühenden Stadt verwandte, vergaß sich einer der jungen Leute seiner Begleitung bis zu dem Grade, daß er in der Nacht in ein liederliches

---

[1]) Charl.-Aug., p. 39. — Nach Garb. — De Maupas, p. 42. — [2]) Charl.-Aug., p. 39.

Haus ging; Franz erhielt bald Kenntniß davon. Tief ergriffen wegen dieser Beleidigung Gottes und von dem Unglücke einer Seele, die ihr ewiges Heil auf's Spiel setzte, begab er sich, sobald er das Geschehene erfahren, zu dem Schuldigen; und durch seine eindringlichen Vorstellungen, gestützt auf alle Schrecken der göttlichen Gerechtigkeit, gemildert jedoch durch die Sanftmuth der christlichen Liebe, verwandelte er ihn in einen Büßer, so daß er ihn sogar dazu bestimmte, alsbald mit zerknirschtem Herzen und weinenden Augen seinen Fehler zu den Füßen eines Priesters zu bekennen, um Verzeihung dafür zu erhalten, ehe er Venedig verließ [1]). Franz reiste bald selbst von da ab, um in sein Vaterland zurückzukehren. Er nahm seinen Weg über Pavia, Mailand, Turin, den Mont Cenis, und kam im Frühlinge des Jahres 1592 glücklich in Savoyen, auf dem Schlosse de la Thuille an, wo sein Vater, nach einem Aufenthalte von einigen Jahren auf dem Schlosse Brens, sich dauernd niedergelassen hatte.

Worte sind nicht im Stande, die Freude des Herrn und der Frau von Boisy bei der Rückkehr ihres inniggeliebten Sohnes zu schildern. Schon der Ruf von seinen Erfolgen und hohen Tugenden hatte, so wie er ihre Achtung für ihn erhöhte, in demselben Maße ihre Liebe vergrößert; als sie ihn aber nun in der Nähe sehen und sich überzeugen konnten, daß die Wirklichkeit alles, was man von ihm sagte, noch übertraf, da kannte ihre Freude keine Grenzen. Es war wohl ein unschuldiger Stolz, den sie beim Anblicke dieses jungen Edelmannes von fünfundzwanzig Jahren fühlten, wenn sie ihn so groß und wohl gewachsen erblickten, mit einer Gesichtsbildung, die von Natur glücklich, durch seine Sanftmuth und den Anstand seines Benehmens noch vortheilhaft erhöht wurde, wenn sie sahen, wie er so tüchtig und gewandt in den Sprachen, der Philosophie, der Theologie, dem bürgerlichen und kanonischen Rechte war, mit welcher Gewandtheit er öffentlich überall zu reden im Stande war, was aber noch mehr in der Privatunterhaltung bemerkt wurde, wo alle seine Gespräche den Stempel der Weisheit, der Klugheit und Liebenswürdigkeit trugen [2]).

Herr von Boisy, der große Pläne mit ihm vor hatte und ihn als die Stütze und Zierde seines Greisenalters betrachtete, überwies ihm als dem Erstgebornen gleich damals die Herrschaft Villaroget, mit dem Verlangen, daß er deren Namen trüge; und als er sah, daß er sich von den Beschwerden der Reise erholt hatte, so glaubte er dem

---

[1]) Charl.-Aug., p. 40. — De Maupas, p. 43. — [2]) Charl.-Aug., p. 40. — la Rivière, p. 91.

Bischofe von Genf eine Freude zu machen, sowie zugleich eine Pflicht des Anstandes zu erfüllen, wenn er ihn dahin schicke, um diesem würdigen Prälaten seine Ehrerbietung zu bezeigen. Dieser Bischof war Claudius von Granier, ein Mann von seltenem Verdienste, in seinem Glauben, seinen Sitten und seiner unerschütterlichen Standhaftigkeit den alten Vätern vergleichbar, geliebt von Gott und den Menschen wegen seiner reinen arglosen Seele, seiner Sanftmuth und seiner Frömmigkeit; dies Lob ertheilte ihm Franz von Sales selbst in der Folge. Das Vorbild eines guten Bischofs, lebte er nur für das Wohl seiner Diözese; er hatte sie ganz besucht und Nichts vernachlässigt, um Frömmigkeit und Sittlichkeit im Klerus und im Volke zu heben und zu fördern.

Diesem Prälaten machte der neue Herr von Villaroget seine Aufwartung. Bei seinem ersten Anblicke empfand der Bischof „nicht allein ein übernatürliches Gefühl ganz besonderer Zuneigung, sondern auch großer Verehrung für ihn;" das sind seine eigenen Worte[1]). Er empfing ihn ehrenvoll, ließ ihn an seiner Seite Platz nehmen, sprach mit ihm über Italien, dann über Theologie und Jurisprudenz, und er war so entzückt von seinen Antworten, daß er ihn nicht blos liebevoll umarmte, sondern auch einem Konkurs[2]) beizuwohnen bat, der gerade an diesem Tage um eine erledigte Pfarrstelle stattfand. Unter den Fragen, welche die Examinatoren vorlegten, war eine gestellt worden, über welche die Meinungen auseinandergingen, und man stritt sich lange, ohne sich verständigen zu können. Der Bischof bat Herrn von Villaroget, seine Ansicht darüber zu sagen. Letzterer entschuldigte sich Anfangs mit großer Bescheidenheit, indem er zu sehr Neuling sei, um sich ein Urtheil über so wichtige Gegenstände erlauben und vor so vielen ausgezeichneten Gelehrten sprechen zu dürfen, besonders in Gegenwart eines so großen Prälaten. Vom Bischofe jedoch dringend ersucht, seine Meinung zu äußern, faßte er die ganze stattgehabte Untersuchung nochmals kurz zusammen, unterschied die einzelnen Punkte und gab von jedem so richtige Erklärungen, eine so genaue und gründliche Lösung, daß die ganze Versammlung höchlich erstaunte. Man konnte sich nicht genug verwundern, so viel theologisches Wissen bei einem jungen Edelmanne zu finden, der doch nach Stellung und Kleid

---

[1]) Nach Bonard. — [2]) Dieser Konkurs findet, sowie er vom Konzil von Trient vorgeschrieben ist, vor wenigstens drei Examinatoren statt, welche die sich um eine erledigte Pfarrstelle bewerbenden Geistlichen zu prüfen haben und demjenigen, welcher am besten bestanden, dieselbe zuerkennen.

solchen Studien fremd zu sein schien. Besonders machte das auf den Bischof einen solchen Eindruck, daß er, um ein so seltenes Verdienst zu ehren, seinen gelehrten Besuch bis unten an die Treppe seines Palastes begleitete, eine Ehre, die er fast Niemanden erwies, und in sein Zimmer zurückgekehrt, sagte er zu den Anwesenden: „Was denkt Ihr von diesem jungen Herrn? Er wird ein großer Mann werden, eine Säule der Kirche; er wird mein Nachfolger in diesem Bisthume sein.“ Und er sprach diese prophetischen Worte nicht auf's geradewohl in die Luft hinein, sondern, wie er später versicherte, von einer Regung innerlicher Gnade dazu getrieben, und dies ist um so merkwürdiger, weil die Eltern von Franz ihn für die Welt bestimmten, und es so gar keinen Anschein hatte, als würde er eines Tages Bischof werden [1]). Seit dieser Zeit hatte er denn auch eine ganz besondere Zuneigung für ihn; er nannte ihn nicht anders als seinen Sohn; und seine Seele war so beschäftigt mit ihm, daß er ihn sogar in seinen Träumen unter geheimnißvollen Sinnbildern erblickte, wie er ihm in seinem Amte als eine Stütze zur Seite stand, wie er auf den Bergen Savoyens die Wölfe und Bären erlegte, die Löwen und Panther, welche die Schafe der Kirche von Genf verfolgten.

Kaum war Herr von Villaroget von Annecy zurückgekehrt, als sein Vater, der für die Ehre und das Interesse seines Hauses die glänzenden Studien seines Sohnes verwerthen wollte, ihn nach Chambéry schickte, um sich den üblichen Prüfungen behufs einer Anstellung als Advokat im Senate von Savoyen zu unterziehen. Er gab ihm Herrn Déage als Begleiter, sowie Empfehlungsbriefe an den rühmlichst bekannten Senator Antonius Favre mit, der durch enge Bande der Freundschaft mit dem Hause Sales verbunden war. Antonius Favre, die größte Zierde des savoyischen Senates und später Oberpräsident desselben, nahm den jungen Candidaten wie den Sohn eines seiner besten Freunde auf und erwies ihm so viele freundliche Gefälligkeit, daß er ihm sogar mehrere Stunden täglich widmete, um ihn durch geeignete Besprechungen auf die bevorstehenden Prüfungen vorzubereiten. Er erkannte bald, daß der junge Edelmann auf der Höhe des verlangten Wissens stehe, und stellte ihn unverzagt zuerst dem Präsidenten Pobel und dann dem Senate vor, der zum Examinatoren den Senator Crassus ernannte. Letzterer nahm die Prüfung vor und machte, entzückt von den weisen und sichern gründlichen Antworten, die er auf alle

---

[1]) Nach Aussage des Kanonikus Gard und Bonard's. — Geist des hl. Franz von Sales, IV, 5, 36. — la Rivière, p. 97.

Fragen erhielt, dem Senate den ehrenvollsten Bericht über den jungen Candidaten. Seiner Erklärung zufolge beschloß die hohe Versammlung einstimmig die Aufnahme des Aspiranten, und am 24. November 1592 wurde er in feierlicher Sitzung zum Advokaten im Senate von Savoyen ernannt und als solcher eingeführt. Franz hielt es bei dieser Gelegenheit für schicklich, dem Senate öffentlich seinen Dank zu sagen: und mit einer Begeisterung, wie sie ihm der Glaube verlieh, fügte er dem Ausdrucke seiner persönlichen Dankbarkeit noch ein herrliches Lob der Gerechtigkeit hinzu, die er darstellte „als die schönste aller Tugenden, die Tugend in ihrer Ganzheit, die vom Himmel herniedergestiegen und aus Gott geboren, das Band der Welt, der Friede der Nationen, die Stütze des Vaterlandes, der Hort des Volkes, die Stärke eines Landes, der Schutz des Schwachen, der Trost der Armen, das Erbe der Kinder, die Freude aller Menschen und die Hoffnung eines ewigen Glückes für alle die ist, welche sie würdig handhaben [1])."

Diese mit edlem Anstande und mit Würde gehaltene Ansprache machte auf die Zuhörer einen tiefen Eindruck; der Präsident Pobel erklärte, daß er noch nie Jemanden in den Senat aufgenommen habe, der ihm eines Sitzes unter den Advokaten würdiger geschienen. In der öffentlichen Meinung war er damals schon für die Senatorwürde bestimmt. Niemand aber freute sich mehr der Erfolge des jungen Advokaten als der Senator Favre. Seit Herr von Villaroget in Chambéry war, hatte er Muße gehabt, ihn zu beobachten und kennen zu lernen, und so ihn zu bewundern und zu lieben. Franz seinerseits hatte Gelegenheit gefunden, alle die vortrefflichen Eigenschaften des Senators nach ihrem ganzen Werthe zu schätzen. Die Herzen Beider, so ganz geschaffen für einander, hatten sich verstanden, und seit jener Zeit bildete sich eine so innige Freundschaft zwischen diesen zwei schönen Seelen, daß sie nun immer wie Brüder zu einander waren und sich diesen süßen Namen in ihrem häufigen Briefwechsel wie auch in ihren vertrauten Gesprächen gaben.

Nachdem Herr von Villaroget die urkundliche Ernennung zum Advokaten erhalten hatte, verweilte er nur mehr kurze Zeit in Chambéry. Als er auf der Rückreise nach Annecy durch den Wald von Sonaz ritt, begegnete ihm eine eigenthümliche Geschichte. Sein Pferd strauchelte auf dem holperigen Wege und stürzte, was zur Folge hatte, daß die Scheide seines Degens sich vom Gürtel loslöste und auf die Erde fiel; während des Falles war der Degen aus der Scheide

[1]) Charl.-Aug., p. 43.

gegangen und kam quer über dieselbe zu liegen, so daß er mit ihr ein vollkommenes Kreuz bildete. Franz war überrascht; da er aber nicht im Geringsten abergläubisch war, so grübelte er nicht weiter über etwas nach, das ein bloßes Spiel des Zufalls sein konnte; er schnallte den Degen mit der Scheide fester um und stieg wieder zu Pferde. Das Thier stürzte aber wiederum, und zwar auf einem ganz ebenen Wege, und trotz der angewandten Vorsicht entfielen Scheide und Degen wie das erste Mal und bildeten ein vollkommen regelmäßiges Kreuz, als hätte es Jemand mit Fleiß gethan. Dies Mal machte das Ereigniß auf Franz einen tiefern Eindruck; doch hinderte es ihn nicht, ohne Zögern wieder aufzusitzen und seinen Weg fortzusetzen. Als er aber kurz darauf denselben Vorfall sich zum dritten Male wiederholen sah, hielt er es für möglich, daß dies eine Mahnung des Himmels sein könnte, der ihn auffordere, die weltlichen Waffen abzulegen, um sich unter die Fahne des Kreuzes aufnehmen zu lassen. Die Begebenheit veranlaßte ihn, ernstlich zu untersuchen, ob der Augenblick nicht gekommen sei, dem Zuge seines Herzens, der immer unverändert derselbe seit seiner zartesten Kindheit geblieben, jetzt zu folgen [1]). Er eröffnete sich darüber seinem Erzieher, der mit eigenen Augen die dreifache Erscheinung gesehen hatte. „Ich glaube nicht, sagte er, daß mich Gott für die Welt berufen, denn ich habe tiefen Eckel an ihr; sondern daß es sein Wille ist, daß ich ihm im geistlichen Stande diene und ihm Seelen unter der Fahne seines Kreuzes zuführe; das ist auch mein schon lange und fest gefaßter Entschluß, zu dessen Ausführung ich nur noch auf die Einwilligung meines Vaters warte. Der Abbé Déage aber wollte sich nicht dazu verstehen, letztern um seine Einwilligung anzugehen; er fühlte die ganze Schwierigkeit eines solchen Auftrages und ohne das Vorhaben zu billigen, noch ihm entgegen zu sein, beschränkte er sich darauf, Franz weiter sprechen zu lassen, um eine vollständige Auseinandersetzung seiner Pläne zu hören.

Auf Schloß de la Thuille angelangt, erzählten sie Herrn von Boisy umständlich Alles was sich in Chambéry zugetragen. Diese Mittheilungen erhöhten noch die Freude sowie die Hoffnungen, welche der glückliche Vater auf seinen Sohn setzte. Im Geiste sah er ihn schon im Besitze der hervorragendsten weltlichen Ehrenstellen, gerühmt in Aller Munde, die Zierde seines Namens und die Ehre seiner Familie. Franz ging in seinem Kopfe mit ganz andern Plänen um; der Gedanke an seinen Beruf zum geistlichen Stande verfolgte ihn

[1]) Charl.-Aug., p. 43. — Nach Gard u. Franz Favre. — la Rivière, p. 98.

unaufhörlich. Er hielt es für das Beste, wenn er sich seiner frommen Mutter darüber entdeckte, indem er sich schmeichelte, sie werde nicht allein nicht dagegen sein, sondern daß sie auch ihren ganzen Einfluß, den sie auf Herrn von Boisy hatte, gebrauchen werde, um diesem guten Vater eine Einwilligung zu entlocken, welche ihm zu geben so schwer fiel. Als eine weise und verständige Mutter widersetzte sich Frau von Boisy Anfangs ein wenig, um den Beruf ihres Sohnes auf die Probe zu stellen; sobald sie aber erkannt hatte, daß dieser Beruf vom Himmel komme, brachte sie großmüthig alle die schönen Hoffnungen zum Opfer, welche ihr das glänzende Verdienst dieses geliebten Sohnes für die Welt in Aussicht stellte; sie zollte seinem Plane Beifall, versprach, ihn nach besten Kräften zu unterstützen und ließ ihm zum Voraus schon eine Soutane mit Allem, was zur kirchlichen Kleidung gehört, insgeheim anfertigen, damit er sie an dem Tage, wo der Vater seine Einwilligung geben würde, anlegen könne [1]. So erfüllte diese tugendhafte Dame das Versprechen, welches sie vor dem heiligen Grabtuche gemacht hatte; dort hatte sie Jesu Christo gesagt, daß sie ihm ihren Sohn zum Opfer weihe, daß er ihm mehr angehören solle, als ihr selbst, und hier übergab sie ihn Gott, der ihn zurückverlangte.

Franz begnügte sich nicht damit, seine Mutter in's Vertrauen zu ziehen; er eröffnete sich noch über sein Vorhaben seinem Vetter Ludwig von Sales, welcher früher mit ihm in Annecy studirt hatte und nun Domherr war. Er bat ihn, mit seinem Vater über die Angelegenheit zu reden. Sein Vetter vernahm diese Mittheilung mit inniger Freude und versprach seine Unterstützung, fügte aber hinzu, man dürfe nichts übereilen, müsse geduldig eine günstige Gelegenheit zu erspähen suchen, um Herrn von Boisy diese Eröffnung zu machen, und unterdessen fleißig beten und die Sache geheim halten. Vier Monate verflossen, ohne daß der Kanonikus es an der Zeit hielt, etwas zu sagen. Franz, der in den Grundsätzen der Frömmigkeit unterrichtet genug war, um zu wissen, daß man ruhig den vom Herrn bezeichneten Augenblick für die Erfüllung seines Willens abwarten muß, würde schon unschwer eine so lange Verzögerung ertragen haben, wenn man ihn nicht zu einem ganz entgegengesetzten Lebensstande hätte drängen wollen. Denn Herr von Boisy, welcher die großen Pläne, die er mit ihm vorhatte, nie aus den Augen verlor, ging während dieser Zeit mit dem Gedanken um, ihn mit Fräulein von Suchet, der einzigen Tochter des

---

[1]) Maison de Sales, p. 194.

Herrn von Végy, zu verheirathen, einer Dame, die mit einem großen Vermögen und Allem was nach dem Urtheile der Welt Jemanden liebenswürdig machen kann, die vortrefflichsten Eigenschaften des Geistes und Herzens vereinigte. Der erste Schritt, den er zur Erreichung seiner Absicht that, war ein Besuch bei der jungen Dame, die damals bei ihren Eltern zu Sallanches in Faucigny wohnte[1]). Wiewohl diese Reise Franz außerordentlich zuwider war, glaubte er doch aus Nachgiebigkeit gegen den Willen des Herrn von Boisy mitgehen zu müssen, da er eine Zeit, wo sein Vater so sehr von einem ganz entgegengesetzten Plane eingenommen war, für die Eröffnung seines Vorhabens nicht günstig hielt. Er ging also mit ihm nach Sallanches; an Ort und Stelle angekommen, beschränkte er sich auf die gewöhnlichen Pflichten der Höflichkeit, bemühte sich eher kalt und verschlossen, als herzlich und offen zu erscheinen, und war besorgt, sich Nichts entschlüpfen zu lassen, das einer Vermuthung hätte Raum geben können, er sei zu etwas Anderm als zu einem bloßen Besuche gekommen. Herr von Boisy war über dies Benehmen bekümmert und machte ihm deswegen beim Weggehen heftige Vorwürfe, die der heilige Jüngling mit niedergeschlagenen Augen bescheiden anhörte, ohne etwas darauf zu erwiedern. Einige Tage nachher nahm er ihn zu einem zweiten Besuche mit, indem er hoffte, daß seine Vorwürfe nun ihre Früchte bringen würden; aber es war ganz umsonst; die Zurückhaltung seines Sohnes war dieselbe. Sein Herz gehörte ganz dem geistlichen Stande; jede andere Lebensbestimmung war ihm zuwider. „Meine ganze Freude, sagte er zu einem Freunde, den er bei der Rückkunft von dieser Reise traf, finde ich in jenem Worte, welches der Herr so oft meine Seele vernehmen ließ: Ich werde eingehen in das Haus des Herrn. Dort werde ich wohnen, denn ich habe es erkoren zum Orte meiner Ruhe[2]). Um meinem Vater zu gehorchen, habe ich die Dame besucht, die mir seine Güte bestimmte. Sie besitzt in der That sehr viele schöne Eigenschaften und Tugenden, und verdient eine bessere Parthie, als ich es bin; was mich anbelangt, so ist Gott allein mein Theil in Ewigkeit[3]): ich will und wollte nie etwas Anderes als ein Geistlicher werden[4])." Diese Abneigung gegen eine so vortheilhafte Verbindung betrübte Herrn von Boisy sehr; er bat, er beschwor seinen Sohn, seine Wünsche nicht so zu durchkreuzen, ließ mit seinen lebhaften Bitten Jene ihre Vorstell-

---

[1]) Charl. Aug., p. 44. — [2]) Ps. V u. CXXXI. — [3]) Ps. XV. — [4]) Charl.-Aug., p. 45. — la Rivière, p. 95.

ungen vereinigen, von denen er glaubte, sie besäßen irgendwie Einfluß auf ihn; Alles war umsonst; Franz blieb in seinem Entschlusse unerschütterlich.

Während Herr von Boisy so mit der Zukunft seines Sohnes beschäftigt war, kam von Turin der Baron von Hermance mit der Nachricht für die Familie von Sales, daß der Herzog von Savoyen die Absicht habe, dem Herrn von Villaroget die Senatorwürde im Senate von Chambéry zu verleihen. Diese gnädige Gesinnung, welche der Fürst vor jeder Bewerbung, wie ohne irgend welche vorher geleistete Dienste, einzig auf den großen Ruf von seinem so hervorragenden Talente hin, ihm bewies, war der sichere Vorbote einer glänzenden Laufbahn und ließ Alles erwarten was die Welt und der Hof nur Großes bieten können. Dies war mehr als genug, um Herrn von Boisy in seinen Plänen zu bestärken. Franz aber, fest entschlossen, sich Gott zu weihen, erklärte, daß Nichts in der Welt ihn dazu bestimmen werde, eine so hohe Würde anzunehmen. Vergebens machte ihm sein Freund Favre, der sich glücklich geschätzt haben würde, ihn als Amtsgenossen zu erhalten, die dringendsten Vorstellungen. Er suchte ihm zu beweisen, daß diese Würde für seinen Beruf kein Hinderniß bilde, daß das Studium der Rechtswissenschaft sich sehr wohl mit dem Studium der Theologie vereinigen lasse, daß der Senat unter seinen Mitgliedern mehrere Geistliche von großem Verdienste zähle, und daß er, wie diese, der Kirche und dem Staate zu gleicher Zeit dienen könne. All' diesen Gründen setzte Franz das Wort des Apostels entgegen[1]): „Nemo militans Deo, implicat se negotiis saecularibus. Ich will mich nicht zwischen Gott und die Welt theilen; ich will Priester sein und nichts Anderes[2])." Man mußte also weitere Schritte, die seine endgiltige Ernennung so unschwer herbeigeführt hätten, unterlassen. Während er sich so den Größen der Welt entzog, berathschlagte sich sein Bruder Ludwig, der gewohnt war, alle seine Meinungen als ebenso viele Orakel zu betrachten, mit ihm über seinen eigenen Beruf. Franz, der alle Stände, als von Gott für das Wohl der Gesellschaft eingesetzt, in Ehren hielt, prüfte die Angelegenheit mit der vollkommensten Unpartheilichkeit; und auf die Auseinandersetzung seines Bruders hin, daß es ihn zum weltlichen Stande hinziehe, daß er so wenig Lust für den Dienst der Kirche empfinde, rieth er ihm, seiner Neigung zu folgen, sich in allen äußern für einen Edelmann geziemenden Uebungen zu vervollkommnen und am

---

[1]) II. Tim. II. — [2]) Nach de la Rua.

Hofe des Herzogs von Nemours, der damals auf dem Schlosse Annecy residirte, Dienste zu nehmen; zugleich empfahl er ihm aber nachdrücklich an, sich daselbst offen als treuer Christ und gewissenhafter Beobachter der Gebote Gottes und der Kirche zu zeigen. Ludwig befolgte auch diese weisen Rathschläge so vollkommen, daß er mit Recht vom Fürsten, den sein vortreffliches Betragen erbaute, dem ganzen Hofe als Muster dargestellt wurde. Während Franz so seinen Bruder in seinem Berufe unterbrachte, seufzte er im Stillen nach dem Augenblicke, wo er dem seinigen folgen könne. Dieser Augenblick wurde endlich durch ein Ereigniß herbeigeführt, von dem er es am wenigsten erwartet hätte.

Der Probst des Domkapitels von Genf war gestorben. Der Kanonikus Ludwig von Sales, den Franz, wie wir gesehen haben, in das Geheimniß seines Berufes eingeweiht hatte, glaubte, daß der Glanz dieser Würde dem Herzen eines Vaters schmeicheln werde, und so Herrn von Boisy bestimmen könne, seinem Sohne zum Eintritte in den geistlichen Stand seine Zustimmung zu geben. Demgemäß ließ er, nachdem er vorher sich beim Bischofe Raths erholt, und ohne Franz Etwas davon zu sagen, am römischen Hofe um den Titel eines Probstes, dessen Verleihung dem Papste zustand, für Herrn von Villaroget nachsuchen. Die Angelegenheit wurde rasch erledigt, und im Monat Mai 1593 kamen die Bullen an. Der Kanonikus Ludwig reiste auf der Stelle ab, um sie Franz zu überbringen und ihn zu bestimmen, dieselben als die Lösung der Schwierigkeit, welche ihn vor der Thüre des Heiligthums zurückhielt, anzunehmen.

Bei der ersten Mittheilung einer so unerwarteten Nachricht war die Ueberraschung des heiligen jungen Mannes außerordentlich. Seine Ernennung zur Probstwürde kam ihm wie ein Traum vor[1]). Je außerordentlicher ihm aber die Sache erschien, um so mehr erkannte er die Hand der Vorsehung darin, welche ihm auf diese Weise den Eintritt in's Priesterthum erleichtern wollte; und ohne Verzug den Absichten Gottes entsprechend, ging er sogleich, um mit seinem Vater darüber zu sprechen. Nach den auf den Zweck seines Kommens vorbereitenden Einleitungen erklärte er ihm dann zuletzt freimüthig, daß er sein ganzes Leben lang einen unveränderlichen Zug zum geistlichen Stande gehabt habe, daß er keine andere Laufbahn wolle, und daß er ihn um die Erlaubniß bitte, den ihm von Gott vorgezeichneten Weg wandeln zu dürfen. „Sehen Sie hier, setzte er hinzu, die Bullen des Papstes, die mich

[1]) Charl.-Aug., p. 46.

zum Probste des Genfer Domkapitels ernennen; wie Sie wissen, ist dies die erste Würde in der Diöcese nach dem Bischofe. Die Vorsehung hat mir ohne mein Wissen dazu verholfen." Sprachlos vor Bestürzung bei dieser Eröffnung war Herr von Boisy einige Augenblicke wie betäubt. Er konnte seinen Augen und Ohren nicht glauben. Als er wieder zu sich gekommen war, brach er in bittere Klagen aus: ein Sohn dürfe seinen Vater, der schon mit einem Fuße im Grabe stünde, nicht verlassen, sondern müsse es sich im Gegentheil zur heiligen Pflicht machen, die Stütze seines Alters zu werden; die Stelle eines Probstes sei Nichts im Vergleiche mit den hohen weltlichen Würden, auf die seine Talente ihm ein Anrecht gewährten, daß also so viele auf das Studium der Rechtswissenschaft verwandte Jahre eine verlorene Zeit sein sollten; daß nach alle dem ein solcher Schritt reifliche Ueberlegung erfordere und daß man später sehen werde. . . . Franz ließ sich durch diese aufschiebenden Antworten, die so oft mit einer abschlägigen gleichbedeutend sind, nicht entmuthigen. Er stellte ihm vor, daß die Stelle eines Probstes seinen beständigen Aufenthalt in Annecy, in der Nähe seiner Familie, verlange, und er so gegen seinen theuern Vater alle Pflichten der kindlichen Liebe erfüllen, wie auch seinen Brüdern jeden in seiner Macht stehenden Dienst erzeigen könne, daß aber eine reiflichere Ueberlegung überflüssig sei, da die Neigung zum geistlichen Stande bis in sein zartestes Alter zurück ginge; daß er in der Absicht, diesen Stand zu erwählen, in Clermont die Tonsur empfangen, in Paris das Gelübde der Keuschheit gemacht und in Padua den Entschluß, sich ganz dem Dienste des Altares zu weihen, erneuert habe; daß er in Loretto mehr als je in dieser Gesinnung bestärkt worden und daß zuletzt Gott ihm kürzlich durch ein Wunder zu erkennen gegeben, daß er ihn zu seinem Diener unter der Fahne des Kreuzes haben wolle. Hier erzählte nun Franz, was ihm im Walde von Sonaz begegnet war. Sich dann Herrn von Boisy zu Füßen werfend, sprach er unter Thränen zu ihm: „O theuerster Vater, ich beschwöre Sie, ich flehe Sie demüthigst an, mir die Erlaubniß, um die ich bitte, zu gewähren, und mich im Namen des Herrn beim Eintritte in diese neue Laufbahn zu segnen!"

Obgleich mit einer energischen und starken Seele begabt, konnte Herr von Boisy sich bei diesem Anblicke nicht mehr halten [1]). Seine Thränen floßen mit denen seines Sohnes und eine Zeit lang blieb er ohne ein Wort hervorbringen zu können, ohne nur zu wissen, welchen

[1]) Charl.-Aug., p. 47.

Entschluß er fassen solle. Sein Glaube wollte so offenbaren Zeichen des göttlichen Willens nachgeben; die Natur, voll Entsetzen über den Verlust, den sie erleiden sollte, wollte nicht. Ein heftiger Kampf, ein schreckliches Ringen fand in der Tiefe seiner Seele statt; er fühlte sich wie zerschmettert von zwei sich gegenüberstehenden Kräften; zuletzt jedoch trug in diesem tief christlichen Herzen der Glaube den Sieg davon. „Nun wohl, mein Sohn, sprach er mit einem tiefen Seufzer, da Du mir versicherst, daß Gott es ist, der Dir diesen Entschluß eingegeben hat, so glaube ich Dir auf Dein Wort. Thue, was der Herr von Dir verlangt: wer bin ich, daß ich ihm widerstehen könnte?" Dann seine zitternden Hände über das Haupt seines Sohnes, der noch immer zu seinen Füßen knieete, breitend, fügte er hinzu: „Möge Gott, auf dessen Eingebung Du diesen Stand erwählst, Dich segnen tausend und tausend Mal, o mein Sohn! In seinem Namen gebe ich Dir meinen väterlichen Segen." — „O, gepriesen sei der Herr, rief Franz, nun am Ziele seiner Wünsche, aus; heute hat er mir zu Theil werden lassen, wonach ich mich so lange sehnte, und Nichts kann mich jetzt mehr hindern, ganz ihm anzugehören! Gesegnet seien auch Sie, geliebtester Vater! Sie haben mir eben das glänzendste Zeugniß Ihrer Liebe gegeben; mein ganzes Leben lang werde ich Ihnen zum tiefsten Danke dafür verpflichtet sein." Der heilige Jüngling, bis dahin immer auf seinen Knieen, erhebt sich und fällt seinem Vater um den Hals; beide halten sich in stummer Umarmung umschlungen, zusammen weinend im gegenseitigen Austausch ihrer Liebe.

Auf's tiefste und schmerzlich durch eine so rührende Scene erschüttert, wurde Herr von Boisy krank, und eine Zeit lang fürchtete man für sein Leben; die Aufregung legte sich jedoch glücklicherweise, und die Krankheit hatte keine ernsten Folgen. Die Empfindungen des jungen Franz waren von ruhigerer und lieblicherer Art; im Uebermaße seines Glückes legte er am nämlichen Tage, den 13. Mai 1593 [1]), die Soutane an, welche ihm seine tugendhafte Mutter lange vorher hatte anfertigen lassen, und dieser Wechsel der Kleidung war für ihn keine bedeutungslose Ceremonie: nie hat wohl ein Novize bei seiner Einkleidung mehr Frömmigkeit und Demuth an den Tag gelegt. Jemand, der Zeuge von der tiefen Ehrfurcht und Sammlung war, mit der er die Tracht des Priesterthums anlegte, war davon so ergriffen, daß ihm der Ausruf entschlüpfte: „Wahrhaftig, man sollte

[1]) In einem Briefe vom 13. Mai 1615 sagt er: Ich beginne das dreiundzwanzigste Jahr meines Lebens im geistlichen Stande.

meinen, Sie zögen die Kapuzinerkutte an!" — „Mein Herr, erwiederte der neue Kleriker, ich ziehe das Kleid des heiligen Petrus an; nur durch besondere Erlaubniß sind wir dem Aeußern nach Weltgeistliche; im Innern müssen wir Religiosen unter der Regel und den Gesetzen des Apostelfürsten sein." Dieser Tag zählte denn auch zu den schönsten seines Lebens, als derjenige, an dem er, wie er sich ausdrückte, Panzer und Wehrgehenk angelegt hatte, und der Heerschaar Jesu Christi einverleibt worden war.

Bald darauf reiste er nach Annecy ab; seine Ankunft in geistlicher Tracht war für die ganze Stadt ein Gegenstand großer Freude. Jeder glaubte in ihm ein neues Gestirn zu erblicken, das über der Diöcese von Genf aufging; und Alle, denen die Ehre Gottes, das Wohl der Religion und das Heil der Seelen am Herzen lag, priesen den Himmel wegen der großen Segnungen, die sie von seiner künftigen Amtsthätigkeit zuversichtlich erwarteten. Herzlicher als alle Uebrigen freute sich aber der Bischof; er erklärte ihn laut als einen starken Helfer, der ihm von Oben gesandt sei, um sein Trost und seine Zierde zu sein. Die Mitglieder des Kapitels, welche seine Freude theilten, hatten seine Einführung auf den 26. Mai, den Tag vor Christi Himmelfahrt, festgesetzt. Alle Einwohner wollten an dieser Feierlichkeit wie an einem öffentlichen Feste Theil nehmen, und die Musikchöre der Stadt beschlossen, das Ihrige zur Erhöhung desselben beizutragen. Die Feier begann mit der Prüfung der päpstlichen Bullen; sie wurden für echt befunden und dann öffentlich und feierlich verlesen. Weil das Kapitel nach seinen Satzungen nur Doktoren oder Adelige in seine Gemeinschaft aufnahm, so wurde ferner dargethan, daß der neu Erwählte nicht blos einen dieser Titel aufzuweisen hatte, sondern daß er sie beide in besonderm Grade besaß, da er die Doktorwürde mit der größten Auszeichnung auf der Universität Padua erworben, und nicht minder einem edlen und erlauchten Stamme entsprossen war, einem sehr alten Geschlechte, das seinen Glauben immer rein bewahrt hatte, kurz, daß der Ruhm seiner Vorfahren in fleckenlosem Glanze strahlte.

Nach Erfüllung dieser Förmlichkeiten wurde er als Probst unter Beobachtung der herkömmlichen Gebräuche eingesetzt. Darauf ergriff er von seinem Chorstuhle aus das Wort und hielt an die Domherren eine Ansprache, in der man seine Bescheidenheit nicht weniger, als seine Frömmigkeit und Wissenschaft bewunderte [1]). Er begann mit der Erklärung, wie sehr er sich der Ehre einer solchen Stellung unwürdig halte, er, noch so jung, ohne Einsicht und Erfahrung, noch ein Neu-

[1]) Opusc., p. 48. — Charl.-Aug , p. 48.

ling und Fremder in den Uebungen des heiligen Dienstes, prius praepositus, quam positus, praefectus quam factus. Wird eine so große Würde in einem so unwürdigen Träger nicht wie ein kostbarer Stein im Kothe sein, und wird man auf ihn nicht die Worte Davids anwenden können: Warum erhebt ihr euch vor dem Tage? erhebet euch erst, wenn ihr in den Reihen der Niederen gesessen habt[1])! „Durchdrungen von solchen Gedanken, fuhr er fort, sprach ich zu mir selbst: Du, der du nicht den letzten Platz verdienst, wirst du es wagen, deine Stelle an der Spitze der Ersten des Klerus zu nehmen? Weißt du denn nicht, daß Ehrenstellen voll Mühen und Gefahren sind? .... Und es schwebte da meinem Geiste das Wort des Propheten vor: Herr, ich habe das Wort vernommen, das du zu mir geredet, und starr wurde ich vor Entsetzen[2]).

„Aber, da ich heute, ehrwürdige Väter, unter Euch eine so wohlwollende Aufnahme finde, so machen meine Schrecken dem Vertrauen und der Freude Platz; mag Jener fürchten, der über Menschen gesetzt ist, die schwer in den Schranken der Pflicht zu halten sind; was hat aber der Probst eines Kapitels zu fürchten, dessen Glieder insgesammt jegliche Bescheidenheit, Festigkeit, Klugheit und Liebe, wie man sie in den höchsten Stellen nur wünschen mag, besitzen, so daß nicht Einer unter ihnen ist, der nicht selbst verdiente, Probst zu sein? .... Die Aufgabe des Lehrers ist da eine leichte, wo Nichts zu lehren bleibt; und Jedermann kann Steuermann sein, wenn günstige Winde das Schiff von selbst lenken. .... Ich verhehle mir nicht, daß Ihr wohl mit dem Dichter sagen müßt:

Quis novus hic nostris successit sedibus hospes?[3])

„Doch, ehrwürdige Väter, wollet zu Euerm Troste bedenken, daß Gott zur Ausführung seiner größten Rathschlüsse die schwächsten Werkzeuge zu wählen pflegt, und daß er sich aus dem Munde der Unmündigen das vollkommenste Lob bereitet, damit ihm allein der Ruhm von jeglichem Guten zu Theil werde."

Nach dieser Rede zog sich Franz zurück, in der ganzen Versammlung ein Gefühl des Glückes und der Befriedigung über das soeben Gehörte zurücklassend, und brachte sich dem Bischofe wie ein Kind seinem Vater, ein Novize seinem Meister entgegen, um nun blos mehr unter seiner Leitung zu stehen. Der Prälat hieß ihn sich auf die nächstens an Dreifaltigkeit stattfindende Ordination vorbereiten; und

---

[1]) Ps. CXXVI. — [2]) Habak. III. — [3]) Wer ist dieser Neuangekommene, daß er sich unserer Sitze bemächtigt?

der demüthige Probst zog sich gehorsam in die Einsamkeit zurück, sowohl um sich auf den Empfang der Weihen vorzubereiten, als auch um den Beglückwünschungen und vielen Lobeserhebungen zu entgehen. Schon am ersten Tage hatte er daselbst einen empfindlichen Kummer. Herrn von Boisy's zu weltlichen Plänen hatte die Probstwürde nur geringe Befriedigung gewährt, und da er außerdem wußte, daß der Kanonikus, dessen Stelle sein Sohn jetzt inne hatte, zu gleicher Zeit auch Senator gewesen, so beschwor er Letztern, doch nicht dabei beharren zu wollen, einen niedrigern Rang einzunehmen, als sein Vorgänger, sondern sich bereit zu erklären, wie Jener Probst- und Senatorwürde zugleich zu bekleiden, was auch den wohlbekannten Absichten des Herzogs von Savoyen gemäß war.

„Ich fühle, antwortete Franz in Uebereinstimmung mit dem Grundsatze seines ganzen Lebens, ich fühle, daß Gott mir eingibt, mich ganz, und nicht halb seinem Dienste zu weihen; er ist allein mein Herr und duldet keinen Nebenbuhler.“ — „Nun gut, geh denn, versetzte der Vater ein wenig aufgebracht, ich sehe, daß es Zeitverlust sein würde, dich anders bestimmen zu wollen: diene Gott allein.“

Der neue Probst zögerte nicht, die größere Freiheit, welche ihm diese offene Erklärung gewährte, gleich zu benützen: er entäußerte sich Alles dessen, was noch den Schein der Welt an sich tragen konnte, verzichtete auf sein Erstgeburtsrecht mit dem Titel eines Herrn von Villaroget und nahm seinen alten Namen Franz von Sales wieder an. Er verlangte sodann einen ehrwürdigen Priester, Herrn Bouvard, um ihn in seinen geistlichen Uebungen zu leiten, und mit den neuen Obliegenheiten bekannt zu machen, welche mit den demnächst zu empfangenden Weihen verbunden waren. Derselbe war ganz überrascht, ihn mit dem Breviere so wohl vertraut zu finden, so wie der Art und Weise es zu beten; und da er ihm sein Erstaunen darüber zu erkennen gab, antwortete Franz: „Das kommt daher, weil ich während meines Aufenthaltes in Padua an den Festtagen die kirchlichen Tagzeiten mit den Theatinern zu beten pflegte; und auf meinen Reisen fand ich immer ein Vergnügen darin, das Offizium mit Herrn Déage zu lesen, und zwar aus einem dreifachen Grunde: erstlich, um Gott zu loben, zweitens, um meinem Erzieher eine Erleichterung zu verschaffen, drittens, um mich zu belehren und zu beschäftigen; denn nach der heiligen Schrift kenne ich kein schöneres Buch als das Brevier.“ Die Aufgabe Bouvard's war demnach sehr leicht; er brauchte kaum etwas Anderes zu thun, als sich selbst an den heiligen Gesinnungen des frommen Ordinanden zu erbauen. Als er ihn am

letzten Tage der Exercitien in der Kapelle ganz in Thränen gebadet fand und ihn um die Ursache darüber befragte, antwortete der fromme Probst: „Ach, ich habe da an die Wankelmüthigkeit eines gewissen Religiosen gedacht, der seinen Beruf verließ und großes Aergerniß in der Kirche gab; was mich betrifft, so bin ich jetzt auf dem besten Wege, ein geistliches Leben zu führen; niemals will ich denselben verlassen, sondern immer vorwärts gehen, und ich bitte Gott, mir seine Gnade dazu zu geben."

Nach einer solch' eifrigen Vorbereitung auf den ersten Schritt in's Heiligthum, empfing Franz vom Bischofe von Granier am 8. Juni 1593 die niederen Weihen und vier Tage später, am Samstage vor Dreifaltigkeit, die Weihe zum Subdiakon. Zum Beweise seiner Freude an einem für die Kirche so glücklichen Tage, lud der Bischof die ganze Familie von Sales zu Tische; und bei diesem Mahle zeigte sich der neue Subdiakon in seiner gewöhnlichen Liebenswürdigkeit. „Es könnte scheinen, hochwürdigster Herr, sagte er zum Bischofe, als sei ich wie der verlorene Sohn; bei meinem Eintritt in die Priesterfamilie geben Sie mir ein Freudenmahl." — „Du bist mein Sohn, auf den Gott seine Gnaden in Fülle ausgegossen, erwiederte der Bischof; bald wirst Du mir mehr sein. Einstweilen ersuche ich Dich, nächsten Donnerstag, am heiligen Frohnleichnamsfeste, in der Kathedrale zu predigen." — „Aber, hochwürdigster Herr, versetzte Franz, als Subdiakon habe ich nicht das Recht dazu; als Neuling im geistlichen Stande bin ich nicht fähig dazu." — „Ich will es so," sprach der Bischof. — „Da Sie es befehlen, antwortete der Subdiakon mit einer tiefen Verbeugung, so werde ich gehorchen: In verbo tuo laxabo rete[1]); aber, wenn ich mich schlecht herausziehe, so wird man nur Ihrem Befehle die Schuld davon beimessen können[2])."

Franz machte sich alsbald an's Werk; und Dank der natürlichen Leichtigkeit, mit welcher er arbeitete, Dank seinen erworbenen Kenntnissen, seiner Frömmigkeit, die ihm eine Fülle der Begeisterung bei einem so fruchtbaren Gegenstande wie die heilige Eucharistie es ist, einflößte, war die Predigt bald vollendet. Der neue Prediger erwartete nur mehr den Augenblick, wo er die Kanzel besteigen und seinen ersten Versuch machen sollte, diesen Augenblick, den jeder angehende Redner so sehr hinter sich wünscht, um von jener natürlichen Unruhe, die auf seiner Seele lastet, frei zu werden. Da erfährt er

---

[1]) Auf dein Wort werde ich mein Netz auswerfen. (Luk. V.) — [2]) Année de la visitation, 30. Mai. — Charl.-Aug., p. 51.

aber, daß ein berühmter Prediger aus dem Franziskanerorden, Pater Fodéré, eben in Annecy angekommen sei; daß die ganze Stadt und der Bischof selbst ihn zu hören wünschen, und daß der Religiose, da er eilig wieder abreisen muß, an keinem andern Tage als gerade an diesem Donnerstage predigen kann. Franz, der bei dieser Nachricht gern bereit war, dem Pater Fodéré seinen Platz zu überlassen, begibt sich zu demselben und beschwört ihn inständig, der ganzen Stadt die Genugthuung zu verschaffen, aus seinem Munde das göttliche Wort zu vernehmen. Der Vorschlag wurde angenommen und seine so wohl vorbereitete Predigt auf den Tag der Oktave verschoben[1]). Der Prediger war an dem Tage also vollkommen bereit. Nichtsdestoweniger befiel ihn beim ersten Glockenzeichen zur Predigt eine so lebhafte Furcht, von einem fieberhaften Zittern begleitet, daß er sich nicht einmal aufrecht erhalten konnte. Doch er mußte gehen; die Stunde, wo er die Kanzel besteigen sollte, war nahe. In dieser Verwirrung nimmt er vertrauensvoll zu Gott seine Zuflucht, bittet ihn demüthig, ihn zu unterstützen, und bald ist sein Gebet erhört; er zittert nicht mehr, fühlt sich stark, erhebt sich und begibt sich zur Kirche, wo ihn eine ungeheure Menschenmenge erwartete, begierig, seine ersten Worte zu vernehmen[2]).

Er erscheint auf der Kanzel mit bescheidener Sicherheit. Nach der Einleitung läßt er die Gedanken seiner Zuhörer alsbald bis zu den Tiefen der Gottheit emporsteigen; er zeigt ihnen, wie es im Wesen der höchsten Güte begründet ist, sich selbst mitzutheilen und aus sich herauszutreten, und unterscheidet in derselben eine dreifache erhabene Mittheilung oder Hingabe ihrer selbst: in der ersten gibt sich der Vater dem Sohne hin, der Vater und der Sohn dem heiligen Geiste; in der zweiten gibt die anbetungswürdige Dreifaltigkeit ihr „Wort" zu inniger Vereinigung mit der menschlichen Natur im Geheimniß der Menschwerdung hin; in der dritten theilt Gott dem Menschen das fleischgewordene Wort im Sakramente der Eucharistie mit; „und diese dreifachen Hingebungen sind so unter einander verbunden, fügt er hinzu, daß die dritte nicht sein kann ohne die zweite, die zweite nicht ohne die erste; und die dritte ist die Erinnerung an die zweite, und die zweite die Erinnerung an die dritte." Nach Darlegung dieser tiefen Gedanken und kurzer Begründung der beiden ersten Selbstmittheilungen, ging er zur dritten über, die den Hauptgegenstand seiner Predigt bilden sollte. Er beweist die wirkliche

---

[1]) Nach Rendu. — [2]) Nach der hl. Chantal.

Gegenwart des fleischgewordenen Wortes in der Eucharistie, zum Zwecke sich den Menschen mitzutheilen, mit den schlagendsten Stellen der heiligen Schrift, die er mit einer jede Einwendung entkräftenden logischen Schärfe auseinandersetzt, und hebt zugleich den grellen Widerspruch der Häretiker hervor, die einerseits behaupten, die heilige Schrift, als alleinige Richterin in Glaubenssachen, sei vollkommen klar, und andererseits sich über den ihr beizulegenden Sinn nicht verständigen können. Nachdem er so die Häretiker widerlegt, wendet er sich an eine zweite Zuhörerklasse, an jene Katholiken, welche einer größern Festigkeit im Glauben bedürfen; und er führt ihnen sichere Beweise für denselben, sowohl aus der Lehre der Väter und Kirchenlehrer an, wie auch aus dem unwandelbaren Glauben aller christlichen Jahrhunderte. Hierauf an die frommen Seelen, als an eine dritte Klasse seiner Zuhörer sich wendend, ermuntert er sie mit der ganzen Gluth eines vor Liebe brennenden Herzens zur Andacht gegen das allerheiligste Sakrament, welches der Waizen der Auserwählten ist, der Wein, der Jungfrauen hervorbringt, das Brod der Engel, die Quelle der Unsterblichkeit, das Unterpfand einer glückseligen Ewigkeit; und mit einem inbrünstigen Gebete schloß er diese schöne Rede[1]).

Als er geendigt hatte, entstand in der bis dahin ruhigen und unbeweglich lauschenden Versammlung eine allgemeine Bewegung des Vergnügens; Alle gaben zu erkennen, wie sehr entzückt sie waren, und Viele vergoßen Thränen. Ganz Annecy wiederhallte von dem einstimmigen Rufe des Lobes und der Bewunderung für ihn, und der Bischof, mehr als sonst Jemand gerührt, konnte die Gefühle des Glückes, von denen sein Herz überströmte, nicht zurückhalten: „Sie haben meinen Sohn gehört, sprach er zu den Domherren und Vornehmsten der Stadt, was halten Sie davon? Hat er nicht wundervolle Dinge gesagt und war die Art und Weise, wie er sie sagte, nicht noch wundervoller? Wir haben in ihm einen Apostel, mächtig in That und Wort: er ist uns von Gott gegeben, um die Wissenschaft des Heiles den Völkern zu lehren[2])." Der würdige Prälat ging ungesäumt, um Herrn und Frau von Boisy zu beglückwünschen. Erstern fand er noch Thränen der Freude weinend, und Letztere von den Damen der Stadt umringt, welche die Worte des Evangeliums auf sie anwandten: Glücklich der Leib, der diese Frucht der Heiligkeit getragen[3]). Kurz Alle, selbst die Calvinisten, welche der Name des Redners in die Predigt gelockt hatte, waren lebhaft ergriffen.

---

[1]) Charl.-Aug., p. 51 et 52. — [2]) Ebendas., p. 52 et 53. — [3]) Luk. II.

Hier war es, wo der Baron von Avully, ein sehr gelehrter Herr, sehr bewandert in den theologischen Streitfragen, die Hauptstütze des Kalvinismus in Chablais und einer seiner eifrigsten Vertheidiger, den ersten Antrieb zur Rückkehr zur wahren Kirche erhielt. Diese Rede brachte ihm eine bessere Meinung von dem katholischen Glauben bei und machte den Wunsch in ihm rege, besondere Unterredungen mit dem Prediger zu haben; den glücklichen Ausgang derselben werden wir im Verlaufe unserer Geschichte sehen.

War die Wirkung dieser ersten Predigt eine so wundervolle, so muß man doch die Ursache davon nicht allein der glänzenden Beredsamkeit des Redners zuschreiben; sie ist vielmehr in seinen herrlichen Tugenden und der hohen Vorstellung zu suchen, die man von seiner Heiligkeit hatte. Seine Worte drangen bis zu den Tiefen des Herzens, weil Alle fühlten, daß es die Worte eines Gottesmannes, eines Heiligen waren. Von welcher Seite man auch diesen jungen Mann, unlängst noch ein Laie, betrachten mochte, man erblickte in ihm ein vollendetes Vorbild. Zu Hause füllten Gebet und Studium jeden Augenblick seiner Zeit aus; bei Tische erbaute seine Mäßigkeit alle Anwesenden; ging er durch die Stadt, so erregte die Sittsamkeit in seinem Gange und in seiner ganzen Haltung gewissermaßen eine religiöse Aufmerksamkeit; im Chor sang er das Lob Gottes mit der Inbrunst und Frömmigkeit eines Engels. Kurz, es war kaum einige Tage her, daß er Annecy bewohnte, und schon nannte ihn alle Welt ein Muster des Kapitels, eine Perle der Geistlichkeit, eine Zierde der Genfer Kirche [1]).

Sein Leben im Glauben und seine innere Sammlung war derart, daß auch die heiterste Gesellschaft nicht im Stande war, sein Herz mit Zerstreuung zu erfüllen. Eines Tages gab Herr von Boisy mehreren Herren von hohem Range ein großes Essen, und der neue Subdiakon unterhielt sich, ohne auf das Mahl Acht zu haben, mit seinen Tischnachbarn über fromme Dinge, und da diese von seinen Gesprächen so entzückt waren, daß sie Speise und Trank vergaßen, um ihm zuzuhören, sprach sein Vater zu ihm: „Probst, ermuntere doch deine Nachbarn, zuzulangen,“ worauf der Heilige aus Gehorsam in bescheidenem Tone sagte: „Meine Herren, mein Vater befiehlt, zu essen und zu trinken;“ und dann setzte er seine fromme Unterhaltung fort, mehr mit den himmlischen als den irdischen Dingen beschäftigt [2]).

Wiewohl erst Subdiakon, besaß er doch ganz den Eifer eines

---

[1]) Charl.-Aug., p. 53. — [2]) Nach Dumon.

Apostels; er besuchte die Kranken, versöhnte die entzweiten Herzen, litt mit seinen leidenden Brüdern, mehr aber noch mit der unglücklichen Kirche[1]). Die Trübsale der Genfer Diöcese waren in der That groß zu jener Zeit, und von einer Beschaffenheit, daß sie selbst ein weniger gefühlvolles Herz, als es das seinige war, verwunden konnten. Auf der einen Seite verbreitete sich die Häresie, die ihren Sitz in Genf hatte, über die ganze Diöcese, und diejenigen, welche Katholiken blieben, wurden lau bei dieser gefährlichen Berührung; auf der andern Seite bedrohte die Geißel der Hungersnoth, Krankheit und Krieg das ganze Land; kurz, die Gläubigen, von dem Katholicismus feindseligen Soldaten und Menschen rings umgeben, waren allen möglichen Gefahren des Leibes und der Seele ausgesetzt. Der neue Subdiakon, sich damit nicht begnügend, inbrünstige Gebete in solch dringenden Nöthen zum Himmel emporzusenden, faßte den Plan, eine religiöse Genossenschaft als das wirksamste Heilmittel gegen so viele Uebel zu gründen. Sein großer Verstand begriff, daß der Mensch, wenn er vereinzelt dasteht, schwach und ohne Thatkraft ist, daß er nicht den Muth hat, zuerst den Weg der Tugend zu betreten, aus Furcht, daß ihm Keiner folge, und er allein auf demselben sich nicht halten könne, daß er aber, wenn er mit Andern zusammengeht, Stütze und Ermuthigung im gegenseitigen Beispiele und Kraft in den tausend Mitteln findet, die eine Gesellschaft bietet; daß übrigens Nichts dem Geiste der Religion mehr gemäß ist, welche als lautere Liebe das zu vereinigen strebt, was die Selbstsucht trennt, Nichts gewöhnlicher in der Kirche, welche zu allen Zeiten ihre Bruderschaften oder Genossenschaften einer dem Evangelium gemäßen Brüderlichkeit gehabt hat, weit verschieden von jener philosophischen Brüderlichkeit, die viel schöne Worte macht, aber unfruchtbar an Werken ist.

Voll von diesen Gedanken, beschloß er die Errichtung einer Bruderschaft unter dem Titel „Bruderschaft der Büßer", der die Mitglieder der Genossenschaft ohne Unterlaß daran erinnern sollte, daß sie Buße thun müßten für ihre eigenen Sünden und für die Sünden der Welt, um den gerechten Zorn des Himmels zu besänftigen, der durch so viele Uebelthaten beleidigt worden. Diese Bruderschaft mußte er nun unter einen Schutz stellen; er wählte dazu das Größte, was der Himmel besitzt: Jesus Christus, die allerseligste Jungfrau, die Apostel; und da Jesus Christus in seinem Kreuze so viel Schmach und Beleidigung erduldet, das in der ganzen Umgegend von den Ketzern niedergerissen

[1]) Charl.-Aug., p. 53.

und verstümmelt worden, und da es zur Sühne so vieler Beleidigungen von Wichtigkeit war, diese göttliche Fahne, welche die Welt besiegt, über die bösen Geister und alle Irrlehren triumphirt hat, zu ehren, da außerdem die Verehrung Mariens, ohne Sünde empfangen, eine ganz besondere Kraft besitzt um Gnaden zu erlangen, und von allen Aposteln der heilige Petrus und Paulus, als die Titularpatrone der Genfer Kirche, die geborenen Beschützer des wahren Glaubens sind, so beschloß er, seiner Genossenschaft den Namen „Bruderschaft der Büßer vom heiligen Kreuze, der unbefleckten Empfängniß und der heiligen Apostel Petrus und Paulus" [1]) zu geben. Nachdem die Benennung der Bruderschaft entschieden war, bedurfte es noch der Bestimmung eines Ortes für ihre Zusammenkünfte. Franz sah ein, daß die frommen Uebungen und andere verschiedene Gebräuche einer Bruderschaft, wie er sie errichten wollte, sich nicht wohl mit allen Anforderungen des Pfarrdienstes vertrugen; deshalb wählte er als Sitz der Genossenschaft die Kirche vom heiligen Johannes dem Täufer, welche, da es an Priestern fehlte, nur wenig mehr besucht war und so ohne Hinderniß für diesen Zweck benutzt werden konnte.

Nachdem diese ersten Vorbereitungen getroffen waren, blieben noch die Regeln für die Bruderschaft zu entwerfen; dies war der Hauptpunkt, weil davon die Früchte der neuen Genossenschaft abhingen [2]). Der heilige Stifter durchdachte sie lange vor Gott; er betete viel vor und während ihrer Abfassung, und man kann wohl sagen, daß sie mehr das Ergebniß seiner Unterredungen mit dem Himmel als das Erzeugniß seines eigenen Geistes waren. Wir werden uns hier darauf beschränken, nur das Wesentliche derselben zu geben, mit dem Bemerken, daß, wenn man manche unter diesen Regeln findet, welche in geringem Einklange mit unseren Sitten stehen, man bedenken muß, daß sie damals im christlichen Geiste der Zeit lagen.

Ueberzeugt, daß der öftere Empfang der Sakramente das Mittel ist, den Menschen in der Pflicht zu halten, ihn in seinen Schwächen zu stützen und in der Muthlosigkeit aufzurichten, stellt der fromme Stifter als erste Regel auf, daß die Mitglieder der Bruderschaft an den Festen der Kreuzerfindung und Kreuzerhöhung, der unbefleckten Empfängniß der allerseligsten Jungfrau, der heiligen Apostel Petrus und Paulus und an jedem zweiten Sonntage im Monat, mit Ausnahme jener Monate, in welche die obenerwähnten Feste fallen, die

---

[1]) Charl.-Aug., p. 54 et suiv. — Opusc., p. 55 et suiv. — [2]) De Maupas, p. 50 et suiv.

heilige Kommunion empfangen sollen. Da das Gebet der Kanal ist, wodurch uns die Gnaden zufließen, der Schlüssel zu den Schätzen des Himmels, das Heilmittel für jedes eigene und öffentliche Elend, so bestimmte er zweitens, daß an denselben Tagen das allerheiligste Sakrament von Morgens bis Abends in der Kirche zum heiligen Johannes ausgesetzt werden solle, und daß beständig zwei Mitbrüder während einer ganzen vom Vorsteher der Bruderschaft festgesetzten Stunde vor dem hochwürdigsten Gute ihre Andacht verrichten sollen; sie sollen beten für den Papst, die Prälaten und den ganzen Klerus, für die Erhöhung der Kirche, die Erhaltung des Glaubens und die Bekehrung der Irrgläubigen, für das Gedeihen der Bruderschaft, damit sie Gott wohlgefällige Früchte der Tugend hervorbringe, kurz für alle Bedürfnisse der Gesellschaft. An den nämlichen Tagen und ferner in der Nacht von Gründonnerstag auf Charfreitag sollen die Brüder einen öffentlichen Umgang halten, zwei und zwei in tiefer Sammlung gehend, unter Absingung von noch näher zu bestimmenden Gebeten, oder halblauter Abbetung des Rosenkranzes. Jeden Sonntag sollen sie, wenn sie können, der heiligen Messe beiwohnen, die von einem Priester aus der Bruderschaft in der Kirche des heiligen Johannes gelesen wird. Jeden Tag sollen sie auf ein von der Glocke der Hauptkirche gegebenes Zeichen fünf Vater unser und fünf Ave Maria zu Ehren der Wunden unsers Erlösers auf den Knieen und unbedeckten Hauptes beten, wo sie sich auch immer befinden mögen, wäre es auch auf der Straße oder auf öffentlichen Plätzen, um das über Savoyen drohende Elend abzuwenden, und den Schooß der göttlichen Barmherzigkeit über dieses Land wieder zu öffnen.

Dem öftern Empfange der Sakramente und dem Gebete fügte der heilige Stifter die guten Werke noch bei und schrieb folgende vor: Die Mitglieder sollen es sich zur Pflicht machen, die Kranken und Gefangenen zu besuchen, um sie zu trösten, ihre Lage zu erleichtern und ihnen den Beistand der Religion zu verschaffen; bringt man ihnen das heiligste Sakrament, so sollen sie es begleiten, oder wenn sie nicht können, so sollen sie ein Vater unser und ein Ave Maria für den Kranken beten. Sobald sie erfahren, daß Mitglieder entzweit sind oder Prozeßhändel haben, sollen sie sich Mühe geben, dieselben zu versöhnen und ihre Streitigkeiten beizulegen. Stirbt ein Mitglied, so sollen alle seinem Begräbnisse beiwohnen und jedes Jahr sollen alle für die verstorbenen Mitbrüder eine Messe lesen oder hören.

Außerdem traf Franz noch Bestimmungen über die Kleidungsform für die Bruderschaft, sowie über die Benennung und die Verleihung,

der Pflichten und Vorrechte der verschiedenen Aemter, welche in der Genossenschaft nothwendig waren, und in all seinen Anordnungen erkennt man die Sprache der Frömmigkeit, gepaart mit tiefer Weisheit[1]).

Als Alles so geordnet war, trug er die Sache dem Bischof vor, der von ganzem Herzen seine Zustimmung dazu gab; hernach seinen Mitbrüdern im Domkapitel. Da Alle mit großer Bereitwilligkeit dieser Eingebung seines Eifers beitraten, wurde die Bruderschaft am 1. September 1593 errichtet; und durch einen Kapitelsbeschluß vom nämlichen Tage wurden die Statuten und Regeln derselben gutgeheißen. Bei der ersten Versammlung, die stattfand, wurde er zum Prior derselben ernannt, das heißt zum Obern, der mit dem Vorsitze und der Leitung aller Uebungen beauftragt war; und er hatte den Trost, als eines ihrer ersten Mitglieder seinen eigenen Vater, Herrn von Boisy, in dieselbe aufzunehmen. Ein noch weit größerer Trost wurde ihm einige Tage später zu Theil, am 14. September, am Feste der Kreuzerhöhung. Es war dies der erste Festtag der Bruderschaft und Nichts wurde vernachlässigt, um die Feier desselben zu einer glänzenden zu machen. Die Musik der Stadt ließ ihre schönsten Weisen ertönen, die Kirche war kunstvoll geziert, der Zusammenlauf der Gläubigen ungeheuer, ihre Haltung voll Glauben, ihre Sammlung bewunderswerth; und alle Welt pries Gott wegen einer Einrichtung, die ganz Savoyen unberechenbare Vortheile gewähren sollte, wenn sie sich allmählig in den verschiedenen Pfarreien verbreitete. Selbst der Herzog von Savoyen schätzte sie so sehr, daß er ihr das Privilegium gewährte, jedes Jahr am Gründonnerstage einem zum Tode oder zur Galeere verurtheilten Verbrecher die Freiheit zu schenken; und die Archive des alten Senates von Savoyen enthalten die amtlichen Aktenstücke dieser Freisprechungen in den Jahren 1604, 1606 und 1622.

Dieses schöne Werk, welches das Ansehen des neuen Subdiakons in der öffentlichen Meinung noch erhöhte, war für ihn eine würdige Vorbereitung auf die Diakonatsweihe. Er empfing sie am folgenden Samstag, den 18. September, und er sah in dieser Ordination eine Verpflichtung zu noch größerer Inbrunst und noch größerm Eifer. Darum war es ihm nicht genug, darnach zu trachten, mit Gott in noch vollkommenerer Vereinigung zu sein, alle seine Handlungen besser zu verrichten, noch eifriger für die Verbreitung und das Aufblühen seiner neuen Bruderschaft zu sorgen, sondern er ging auch in die umliegenden Dörfer von Annecy, hielt den Kindern Christenlehre, unter-

---

[1]) Charl.-Aug., p. 59 et suiv.

richtete die armen Landleute, deren Unwissenheit in der Religion ihn tief betrübte; und die guten Dorfbewohner, von der Sanftmuth, der Liebe und dem Eifer des neuen Apostels gerührt, hörten ihm mit so viel gutem Willen zu, daß er den Trost hatte, zu sehen, wie mit dem ganzen Lande eine sichtliche Aenderung vorging. Der Bischof von Genf glaubte, das Wohl der Kirche mache es ihm zur Pflicht, einen so eifrigen Diakon so bald als möglich zum Priesterthume zu erheben, und befahl ihm deshalb, sich auf den Empfang der heiligen Weihe für Quatembersamstag im Advent vorzubereiten. Der heilige Diakon gehorchte, und am 18. Dezember beugte er sein Haupt unter die Hand des Bischofs und wurde von ihm zum Priester geweiht. Wir werden es nicht versuchen, seine Gluth der Andacht während dieser erhabenen Feierlichkeit zu schildern; das ist das Geheimniß Gottes und seiner Engel. Das Einzige, was wir sagen können, ist, daß der Bischof, als er ihn so tief in die Betrachtung der hohen Würde, die ihm verliehen worden, versunken sah, Thränen der Rührung vergoß, und daß alle Anwesenden, tief ergriffen von heiliger Bewunderung, eher einen Seraph als einen sterblichen Menschen zu erblicken glaubten[1]. „Von diesem Tage an, sagt Pater la Rivière in seiner alten und frommen Sprache, ergab er sich ganz dem innern Leben, einem Leben des Friedens und der Ruhe. Voll hoher Ehrfurcht für den priesterlichen Charakter, und die ewige Güte bewundernd, der er eine so ausgezeichnete Wohlthat verdankte, hatte er so sehr Acht auf sich selbst, daß man klar erkannte, wie er in einen andern Menschen umgewandelt worden; und es zeigte sich dieß in seinem Antlitze, in seinen Augen, in seinen Reden, in seiner Haltung, in all seinen Handlungen, aus denen etwas so Englisches und Göttliches hervorleuchtete, daß man sich mit sanfter Gewalt gezwungen fühlte, ihn zu lieben, zu ehren und hochzuschätzen[2]."

[1] Charl.-Aug., p. 61. — [2] p. 113.

# Zweites Buch.

## Von der Priesterweihe des heiligen Franz von Sales bis zu seiner Erwählung zum Coadjutor von Genf.

(1593—1598.)

---

### Erstes Kapitel.

**Seine erste heilige Messe und seine erste Amtsthätigkeit. — Proben seines theologischen Wissens. — Bemühungen, den Bischof von Genf gegen ihn einzunehmen.**

(1593 und 1594.)

Franz von Sales wagte es nicht, schon gleich am folgenden Tage nach seiner Priesterweihe zum Altare zu treten; er wollte sich erst durch dreitägige geistliche Exercitien darauf vorbereiten. Er machte sich in denselben drei Vorsätze, die seiner hohen Vorstellung vom Priesterthume würdig waren. Erstens, alle seine Handlungen in jenem Geiste der Andacht zu verrichten, mit dem er zum Altare treten werde, und jeden Augenblick des Tages zu einer beständigen Vorbereitung auf das heilige Opfer am folgenden Morgen zu machen, so daß er auf die Frage, was er thue, in Wahrheit antworten könne: „Ich bereite mich zur Feier der heiligen Messe vor." Zweitens, nie anders zum Altare zu gehen, als in jener Verfassung der Seele, in der er bei seinem Tode und Erscheinen vor Gott sein möchte. Drittens, sich in Allem mit Jesus Christus, dem obersten Priester, durch andächtige Liebe und Nachahmung seines Beispiels zu vereinigen: denn, sagte er, da der Priester sich im Sakramente des Altars so innig mit ihm verbindet, so darf er in Allem nur Eins mit ihm sein; und damit Gott gerne Eins mit uns sei, so müssen wir uns in Allem Gott ähnlich machen; um mit ihm beständig zu leben, müssen wir leben wie er. „Mein Gott, fügte er hinzu, wenn ich an diese Wahrheiten denke,

so ist es mir, als müsse mein Herz zerspringen und als sage es mir: Jesus über Alles! ich will und kann nicht leben, wenn nicht für Jesus. O mein Jesus! was sind wir? wann werden wir doch sein wie deine allerheiligste Mutter, welche, als sie dich in ihrem Schooße trug, so lebte, wie alle diejenigen leben sollen, welche dich im erhabenen Sakramente der Eucharistie empfangen?" Wenn er so betete, sagt sein Geschichtschreiber, dann entstürzten heiße Thränen seinen Augen und er trocknete sie mit dem Bemerken, daß er vor Freude weine, und daß er sich ihrer beim Gedanken an einen so süßen Gegenstand nicht erwehren könne[1]).

Ein anderer Zug mag uns noch mehr zeigen, welch hohe Vorstellung er in diesen Exercitien von der Heiligkeit des Priesterthums bekam. Man erzählte ihm von einem jungen Priester, der eben seine erste Messe gelesen hatte. „Gott, sprach er, wie glücklich ist dieser Mann! Jetzt kann er an nichts Anderes mehr denken, als Gott zu dienen, und es ist ihm gleichsam unmöglich geworden, zu sündigen." — „Wie so? bemerkte man ihm, der Altar macht das Sündigen nicht unmöglich, und dieser Priester kann fehlen wie vordem." — „Jene, welche so sprechen, versetzte er, wissen nicht, was es heißt, Priester sein, jeden Tag den Leib Christi in Händen zu haben und zu genießen: man verdient den Namen eines Priesters nicht, wenn man nicht rein wie ein Engel ist[2])."

Die herrlichen Früchte, welche Franz aus diesen Exercitien zog, zeigten ihm, wie wichtig es ist, seine Seele auf den Empfang der Gnade vorzubereiten; und diese Erfahrung brachte ihn in der Folge, wie die heilige Chantal erzählt, auf den Gedanken, im Orden von der Heimsuchung dreitägige geistliche Uebungen vor den vornehmsten Festen des Jahres als Regel vorzuschreiben.

So vorbereitet, las Franz von Sales am 21. Dezember, dem Feste des heiligen Thomas, mit großer Feierlichkeit in der Kathedrale von Annecy seine erste heilige Messe. Nicht allein seine Eltern, sondern auch der Bischof von Genf und mehrere andere hervorragende Personen wollten derselben beiwohnen, und Alle waren auf das Höchste erbaut; als sie diesen Priester am Altare sahen, so voll frommer Demuth und Sammlung, fühlten sie sich von heiliger Verehrung wie beim Anblicke eines Engels durchdrungen.

Nachdem der neugeweihte Priester Morgens mit solcher Frömmigkeit die heilige Messe gelesen, hielt er Nachmittags auch die Vesper;

[1]) P. Talon, p. 36 et suiv. — [2]) Ebendas. p. 35.

und da man ihn gebeten hatte, zu predigen, so sprach er über die großen Geheimnisse, von denen sein Herz voll war, von der Würde des Priesterthums und der Erhabenheit des heiligen Opfers. An den Weihnachtsfeiertagen sowie an den folgenden Sonntagen predigte er ebenfalls; und immer fanden seine Worte den größten Beifall sowohl bei Gelehrt wie bei Ungelehrt, bei Reich und Arm, bei Groß und Klein. Seine Predigten hatten für Alle einen ganz besondern Reiz, der bewirkte, daß man mit Freude und Nutzen auf sie hörte. Die andern Redner überluden nach dem schlechten Geschmacke ihrer Zeit ihre Vorträge mit lateinischen und griechischen Redensarten, führten Stellen aus profanen Schriftstellern an, und brachten sogar Bilder aus der Mythologie hinein; dies eitle Gepränge verlieh denselben ihren Ruf. Franz, der diesen eitlen Ruhm verachtete, bestrebte sich, Nichts zu sagen, das nicht zur größern Ehre Gottes und zum Heile der Seelen gereichte. Die Frömmigkeit, die, wie der Apostel sagt, zu Allem nütze ist, hatte ihn den richtigen Geschmack in der religiösen Beredsamkeit treffen lassen, oder sie hatte ihm denselben vielmehr gegeben, ohne daß er ihn suchte. Bei dieser glänzenden Gabe für die Verkündigung des heiligen Wortes besaß er einen nicht geringern Eifer für die Verbreitung desselben. Da man ihn immer mehr hören wollte, je öfter man ihn hörte, wurde er von allen Seiten zum Predigen eingeladen und bei seiner freundlichen Güte konnte er auch keine Einladung abschlagen, so daß schon in den ersten Tagen seines Priesterthums sein Leben einem ununterbrochenen Apostolate glich. Am Feste Mariä Reinigung war er zur Predigt in Seyssel eingeladen worden, eine Stadt, die, vier Stunden von Genf entfernt, an der Rhone lag und großentheils von Protestanten bewohnt war; seine Rede übertraf an Beredsamkeit bei Weitem alle seine frühern. Seine Zuhörerschaft, welche zum Theile aus Gläubigen, die in täglicher Berührung mit den Feinden des Glaubens lebten, zum Theil aus Protestanten bestand, die neugierig waren, ihn zu hören, flößte ihm das lebhafteste Interesse ein; bewegt bei dem Gedanken an die Gefahr der Ersteren, denen man unablässig die neuen Lehren aufzubringen suchte, und nicht weniger gerührt von dem Unglücke Jener, welche vom Irrthume bereits verführt waren, predigte er mit so ergreifender Stimme, so in dem Tone eines Apostels, in einer so kräftigen und gewaltigen Sprache, daß die dem Glauben treu Gebliebenen nicht wenig in demselben befestigt, die Irrgläubigen dagegen mit heilsamem Schrecken erfüllt wurden. In der ganzen umliegenden Gegend und selbst in Genf sprach man von dieser Predigt; und schon von jener

Zeit an betrachtete man ihn als ein unüberwindliches Bollwerk des katholischen Glaubens, als den am meisten zu fürchtenden Gegner der Reformirten, der fähig war, allein ihnen Stand zu halten und sie durch die Kraft seines Wortes niederzuschmettern[1]).

Der Bischof von Genf vergoß Angesichts dieser ersten herrlichen Erfolge Thränen der Freude und sagte mit einer Demuth, wie sie seiner großen Tugend würdig war: „Gott hat mir die Rednergabe versagt, aber er hat mir dafür einen Sohn gegeben, der mein Wort und meine Stimme sein wird." Was Herrn von Boisy anbetraf, so freute er sich zwar über die Erfolge seines Sohnes, urtheilte aber über all diese Predigten anders als der Bischof; er billigte weder, daß er so oft predigte, noch daß er mit jener apostolischen Einfachheit sprach, welche, sich auf das beschränkend, was den Seelen frommen kann, allen eitlen Prunk einer unnützen Gelehrsamkeit verschmähte. Franz erzählte dies mehrere Jahre später dem Bischofe von Belley[2]): „Ich hatte, sagt er, den besten Vater von der Welt, aber er hatte einen großen Theil seines Lebens am Hofe und im Kriege zugebracht, mit deren Grundsätzen er auch besser vertraut war, als mit jenen der Theologie. Während ich Probst war, predigte ich bei jeder Gelegenheit, sowohl in der Kathedrale als auch in den Pfarreien und selbst in den kleinsten Bruderschaften. Ich konnte nie eine Einladung dazu abschlagen, so lieb war mir das Wort unsers Herrn: Gebet Allen, die Euch bitten[2]). Wenn mein guter Vater zur Predigt läuten hörte, so pflegte er zu fragen, wer predige. Man antwortete ihm: „Wer anders als Ihr Sohn?" Eines Tages nahm er mich bei Seite und sagte mir: „Probst, du predigst zu häufig; ich höre sogar an Werktagen zur Predigt läuten und immer sagt man mir: es ist der Probst, der Probst. Zu meiner Zeit war es anders, die Predigten waren viel seltener; aber was für Predigten auch! Gott weiß, sie waren gelehrt, wohl studirt; man sagte wundervolle Dinge; man brachte in einer einzigen mehr Latein und Griechisch an, als du in zehn; alle Welt war entzückt und erbaut; man strömte in hellen Haufen dahin, so daß man hätte meinen sollen, es würde Manna gesammelt. Durch dich wird nun das Predigen etwas so Alltägliches, daß man nichts mehr darauf hält und auch auf dich nicht mehr so viel Werth legt."

„Dieser gute Vater, fuhr der Gottesmann fort, sagte seine Mein-

[1]) Nach dem Kanonikus Gard und Bonard. — [2]) Geist des hl. Franz von Sales, III, 9. — [3]) Luk. VI, 30.

ung ganz offen; er sprach den Grundsätzen der Welt gemäß, in denen er erzogen worden; die Grundsätze des Evangeliums aber sind von ganz anderer Beschaffenheit. Jesus Christus, der Spiegel der Vollkommenheit und das Vorbild aller Prediger, hat diese Vorsicht nicht gebraucht, ebenso wenig die Apostel, die in seine Fußstapfen traten. Glauben Sie mir, man wird niemals genug predigen; man kann nie oft genug wiederholen, was man niemals genugsam weiß, namentlich heutzutage in der unmittelbaren Berührung mit Irrlehren, die sich nur durch Predigten halten und nur durch Predigen überwunden werden können." Und darum fuhr Franz, trotz der Vorstellungen seines Vaters, fort, wie bisher, schlicht und oft zu predigen. So viele Belehrungen und Ermahnungen, welche durch die Heiligkeit seines Lebens an Bedeutung gewannen, verfehlten ihren Eindruck nicht. In Menge strömten die Gläubigen herbei, um bei ihm zu beichten. Und vom ersten Tagesgrauen bis Mittag waren Alle immer willkommen, Arme wie Reiche, Geringe wie Vornehme; keine Bevorzugung fand statt, es sei denn zu Gunsten der Bedürftigsten, der Unwissenden und Kranken. Sein Herz, für Alle schon so gut, empfand für diese noch größere Liebe, wie das Herz einer Mutter für dasjenige ihrer Kinder, welches leidet. Er sprach zu ihnen in einem solchen Tone der Liebe, der nothwendig zum Herzen dringen mußte; ergriffen von seinem salbungsvollen, milden Worte, zerfloßen die Armen in Thränen der Reue über ihre Sünden; und voll Mitleid mit ihrer Armuth, die ihnen oft nicht einmal ein Stück Linnen gelassen, um sich das thränenbenetzte Gesicht zu trocknen, gab ihnen der heilige Beichtvater sein eigenes Taschentuch, in wahrhaft mütterlicher Liebe den Ekel und Widerwillen vergessend, den die Natur hierbei empfinden mußte, namentlich bei einem jungen Edelmanne, der in der ausgesuchtesten Reinlichkeit erzogen worden[1]). Bemerkte er einen Blinden, der hin und her tastend seinen Beichtstuhl suchte, so stand er eilig auf und führte ihn nach seinem Platze; war es ein Lahmer, der sich mit Mühe auf seinen kranken Beinen hielt, so bot er sich ihm zur Stütze an und half ihm sich niederknieen, wenn er dazu im Stande war, oder hieß ihn sich setzen, wenn seine Krankheit ihm das Knieen beschwerlich machte. Waren es verschämte Arme, welche ihm das traurige Geheimniß ihres Elends anvertrauten, so gab er ihnen Almosen je nach Bedürfniß; und um nicht unvorbereitet zu sein, hatte er immer verschiedene in kleine Paquetchen gewickelte Geldsummen bei sich, die er nach Gelegenheit vertheilte[2]).

---

[1]) Charl.-Aug., p. 68. — la Rivière, p. 118. — [2]) Ebendas.

Unter der Menge, welche den Beichtstuhl des liebevollen Priesters umlagerten, befand sich eines Tages eine Person, die verwegen genug war, ihm ihre unreine Leidenschaft zu ihm zu gestehen und ihn zu verführen suchte. Der Heilige hielt sie in der ersten Ueberraschung für vom Teufel besessen, und sprach zuerst insgeheim die Beschwörungsformel über sie, indem er durch das Zeichen des Kreuzes dem unreinen Geiste gebot, diese Seele zu verlassen; sodann ermahnte er sie eindringlich zur Buße und schilderte ihr mit den lebhaftesten Farben das strenge Gericht Gottes und das ewige Feuer der Hölle. Diese Vorstellungen reizten sie nur noch mehr; wüthend darüber, daß ihr schändlicher Antrag mit Verachtung zurückgewiesen worden, brach sie in Schmähungen aus und sagte ihm die abscheulichsten Dinge. Anstatt darüber beleidigt zu sein, erwiderte Franz voll Sanftmuth: „Ach, wie bedauere ich Sie! Sie sind in den Augen Gottes und seiner Engel wie der Leichnam des Lazarus im Grabe, der einen verpesteten Modergeruch ausströmte; ich flehe zum Herrn, daß er Sie aus diesem entsetzlichen Zustande herausreißen möge." Es blieb ihm keine Zeit, mehr zu sagen. Das Wuthgeschrei der Unglücklichen übertönte seine Stimme und als die Anwesenden die Schmähungen hörten, welche sie gegen den heiligen Priester ausstieß, beeilten sie sich, dieselbe aus der Kirche zu entfernen. Sein mitleidsvolles Herz vergaß nicht diese arme, verirrte Seele; inbrünstig betete er für sie, und sein Gebet wurde erhört. Einige Zeit später kam sie zur Erkenntniß und wusch ihre Fehler in der Bitterkeit einer aufrichtigen Reue ab [1]).

Ein solcher Eifer in der Verwaltung des Bußsakramentes hatte zur Folge, daß das Domkapitel dem Bischofe von Genf Franz zum Groß-Pönitentiar vorschlug, obgleich er erst siebenundzwanzig Jahre alt war, und zu diesem Amte wurde er auch vom Prälaten kraft einer Vollmacht des Kardinals Mattei ernannt. Mit dieser Würde bekleidet, widmete er sich mit erneuertem Eifer der Leitung der Gewissen; und die wunderbare Gabe, welche er vom Himmel für dieses Amt erhalten, zeigte sich hier in ihrem ganzen Lichte. Auf seine Kosten ließ er sich einen Beichtstuhl machen, und denselben in der Nähe der Hauptthüre der Kathedrale aufstellen, und als Jemand ihm sein Erstaunen darüber äußerte, daß er gerade diese Stelle vor so vielen andern, die bequemer und passender wären, gewählt habe, antwortete er: „Der Grund davon ist sehr einfach. Der Hirt muß an der Thüre stehen, um die Schafe zu rufen und ihnen die Hürde zu

---

[1]) Charl.-Aug., p. 69. — Geist des hl. Franz von Sales, IV, 37.

öffnen; sodann steht geschrieben, daß der Tod durch die Fenster eintrete und der gute Hirt durch die Thüre;" ein Grund, der ohne Zweifel wenig stichhaltig war, aber hinreichte, um seine Demuth zu verhüllen, welche immer das Schlechteste für sich nahm und das Bessere Andern ließ.

Der herrliche Ruhm, welcher von einer solch apostolischen Thätigkeit allein schon auf Franz zurückstrahlte, wurde noch erhöht durch die Vollkommenheit, mit der er alle Obliegenheiten des heiligen Dienstes, wie auch seine täglichen Handlungen und die frommen Uebungen in seinem Privatleben verrichtete. Jedermann war voll Bewunderung, und man erinnerte sich nicht, je eine solche Vollkommenheit im Klerus gesehen zu haben; von allen Seiten sagte man es laut, daß er der Reformator des geistlichen Standes sein werde; und selbst damals schon bestimmte sein heiliges Beispiel Manche, ein mehr christliches und priesterliches Leben zu führen.

Herr von Boisy, der sich noch immer nicht entschließen konnte, die großen und hochgehenden Pläne, die er mit seinem Sohne vorgehabt, ganz aufzugeben, machte unterdessen einen neuen Versuch bei ihm, ihn zu bewegen, mit der Probstwürde die eines Senators zu vereinigen, welche ihm der Herzog von Savoyen wiederum anbot. Er bat, er beschwor ihn inständig, ihm diesen Trost und diese Ehre nicht zu versagen; die ganze Familie vereinigte ihre Bitten mit ihm. Sein edler Freund Favre wandte seine ganze Ueberredungskunst an, indem er ihm in einem langen Briefe all das Gute hervorhob, das ein Mann von seinem Verdienste in der Stellung eines Senators wirken könne, welchen Vortheil er darin finden würde, Rechtswissenschaft und Theologie mit einander zu vereinigen, zwei Wissenschaften, die so viele gemeinschaftliche Berührungspunkte haben und sich so oft einander ergänzen und erläutern; er wies auf das Glück hin, das sie dann in ihren häufigern und innigern Beziehungen genießen würden, endlich auf das Beispiel seines Vorgängers, der Probst und Senator zu gleicher Zeit gewesen war. Der Herr von Arandas, geheimer Rath bei dem Herzoge von Savoyen, schrieb ebenfalls mehrere Briefe an ihn, in welchen er in ihn drang, sich so vielen Bitten zu fügen: Alles war umsonst. Der heilige Priester hatte für all dies nur die nämliche Antwort, die er schon ein Jahr zuvor gegeben, er wolle sich nicht theilen zwischen Gott und die Welt; daß der heilige Paulus Jenem, welcher im heiligen Dienste steht, verbietet, sich mit weltlichen Angelegenheiten abzugeben; daß er sich unfähig fühle, zwei so drückende Bürden, wie die eines Probstes und Senators zu tragen; daß Jemand,

der sich mit Zweierlei beschäftigt, Nichts gut besorgt; die Rechtswissenschaft befasse sich nur mit zeitlichen Interessen und darum dürfe er nicht das Heilige mit dem Profanen vereinigen; Chambéry sei zu weit von Annecy, als daß er beiden Aemtern zu gleicher Zeit vorstehen könne; daß er sich ein Gewissen daraus mache, eine Stelle zu bekleiden, die ein Anderer mit viel größerem Nutzen für das öffentliche Wohl bekleiden könne; übrigens hege er eine Abneigung gegen Prozesse und juristische Spitzfindigkeiten; darum wolle er sich sowohl aus Neigung wie aus Pflichtgefühl ausschließlich dem Dienste der Kirche widmen, in Uebereinstimmung mit den Anforderungen seines priesterlichen Amtes, das ihm die Sorge für die Seele und nicht für den Leib übertragen habe.

All' diese Gründe, weit entfernt Herrn von Boisy zufrieden zu stellen, änderten um Nichts seine mehr menschlichen als christlichen Anschauungen und er blieb um Nichts weniger unter dem Drucke des Kummers und Schmerzes; ein Beweis, daß die Ansichten und Urtheile der Heiligen der Art sind, daß ein Weltmann sie nicht würdigen und verstehen kann. „Wahrhaftig, sagte der gute Vater, ich weiß nicht, was der Probst im Kopfe hat; so hartnäckig eine so vortheilhafte Stellung auszuschlagen, ist für mich etwas ebenso Unbegreifliches wie Betrübendes[1])." Doch litt darunter keineswegs die Achtung, die er für seinen Sohn hegte; im Gegentheil, er gab ihm bei jeder Gelegenheit Beweise seiner Verehrung; gerne wohnte er seiner Messe bei, empfing er die heilige Kommunion aus seiner Hand, ging er in all' seine Predigten. Er that noch mehr, er wählte ihn zum Vertrauten und Führer seines Gewissens; alle vierzehn Tage, oder doch wenigstens jeden Monat kniete er zu den Füßen dieses verehrten Sohnes, um ihm zu beichten; und selbst dann, wenn er auf dem Schlosse Sales wohnte, war ihm die Reise nach Annecy nicht zu beschwerlich, um das Glück zu genießen, sich bei einem so erleuchteten und frommen Führer Raths erholen zu können[2]).

Sein Beispiel machte in der ganzen Familie den Wunsch rege, auch bei dem Gottesmanne zu beichten; und da dieser sich freundlich dazu bereit erklärte, nahmen ihn Alle, von Frau von Boisy bis zu den Dienstboten herab, zu ihrem Gewissensführer. Von seiner Kindheit an war ihnen seine Frömmigkeit und sein Eifer bekannt, und darum hatten sie jenes Vertrauen zu ihm, welches man zu den Heiligen hat; er kam seinerseits diesem Vertrauen mit Herzlichkeit entgegen und

---

[1]) Charl.-Aug., p. 68. — [2]) Hauteville, p. 189.

arbeitete mit liebevollem und anhaltendem Eifer an der Heiligung dieser Seelen, die ihm in vieler Hinsicht so theuer waren. Durch sanfte und freundliche Belehrungen brachte er es dahin, daß Jeder seine Fehler ablegte, durch gute Rathschläge und milde Ermahnungen, daß er die Tugend liebte und übte; und Dank seiner weisen Leitung wurde diese glückliche Familie bald eine Musterfamilie, in welcher der lauterste christliche Geist herrschte. Eine ganz besondere Sorgfalt widmete er vorzüglich dem jungen Ludwig von Sales, der seinerseits eine unbegrenzte Anhänglichkeit an ihn hatte; der tugendhafte Jüngling kannte keine größere Freude, als die, in der Nähe seines heiligen Bruders zu sein; soviel seine Stellung es ihm nur möglich machte, begleitete er ihn überall hin, ging sogar mit ihm zu den geistlichen Versammlungen, den Concursen und Conferenzen des Klerus; und dem Glücke, seinem Bruder nahe sein zu dürfen, brachte er freudigen Herzens die Vergnügungen und die Gesellschaft der jungen Edelleute seines Alters zum Opfer. „Ich bitte dich, sprach er zu ihm, mir zu gestatten, beständig um dich sein zu dürfen, wie der Schüler um seinen Meister, um aus deinem Munde mit den Geheimnissen des christlichen Lebens die herrlichsten Lehren der Philosophie und Theologie zu vernehmen, die du zu meiner Belehrung für nützlich halten kannst[1])."

Dieser stete Umgang mit einem Heiligen war dem jungen Ludwig von solchem Nutzen, daß er in kurzer Zeit die raschesten Fortschritte in jeglicher Tugend machte. Er ließ sich in die Bruderschaft vom heiligen Kreuze aufnehmen, und ganz in den Geist dieser frommen Gesellschaft eingehend, bemühte er sich nicht blos sein ganzes Leben nach den großen Beispielen des gekreuzigten Jesus einzurichten, sondern ließ es sich auch angelegen sein, den Gläubigen Liebe zu diesem anbetungswürdigen Vorbilde der Auserwählten einzuflößen, ein heiliges Verlangen, ihn kennen zu lernen und ihm nachzuahmen. Nicht minder bemerkenswerth war seine kindliche Liebe zur Mutter Gottes; jeden Tag verehrte er mit besonderer Andacht das Geheimniß ihrer unbefleckten Empfängniß; und die reinste Jungfrau belohnte ihn dafür mit dem Geschenke einer vollkommenen Keuschheit, womit er einen unvergleichlichen Takt verband, Hochachtung und Liebe zu dieser Tugend auch den Herzen Anderer einzuflößen. Da seine Stellung am Hofe es mit sich brachte, daß er oft in Berührung mit Personen des andern Geschlechtes kam, so verstand er es mit dem vollendetsten Anstande

---

[1]) Hautville, p. 252.

des Edelmannes durch treffende Bemerkungen und geeignete Erzählungen, welche die Schönheit dieser Tugend hervorhoben, Liebe und Hochachtung für sie zu erwecken, und auf eine geistreiche Weise konnte er zu verstehen geben, daß selbst nach dem Urtheile der Welt ein bescheidenes, sittsames und ehrbares Betragen der größte Schmuck der Schönheit ist; daß, wenn auch verderbte Herzen an Solchen Gefallen finden, die ihnen gleichen, sie doch ganz anders urtheilen, wenn es sich darum handelt, einen Gatten oder eine Gattin zu wählen: „Dann, sagte er, gibt man immer Solchen den Vorzug, die als Bürgschaft für ihre Treue, ihre Ehrbarkeit und ein friedliches Zusammenleben ein wohlgeordnetes, anständiges Aeußere, einen wahrhaft christlichen Wandel bieten [1])."

Die Freude und innere Befriedigung, welche Franz in der Ausübung seines heiligen Amtes, sei es in oder außer der Familie, empfand, ließen ihn keineswegs das Studium der kirchlichen Wissenschaften vergessen. Es war ihm klar, daß der Priester als Bewahrer des göttlichen Gesetzes und beauftragt, es Andere zu lehren, berufsmäßig ein Mann der Wissenschaft sein muß; daß er nicht blos Wissenschaft schon besitzen soll, bevor er sein Amt beginnt, sondern daß er auch nachher immerfort noch studiren muß, sowohl um die erworbenen Kenntnisse nicht zu verlieren, als auch den Schatz seines Wissens zu vermehren. Darum behielt er sich trotz seiner zahlreichen Arbeiten jeden Tag eine bestimmte Zeit zum Studium vor, dessen Gegenstand meistens die Summa des heiligen Thomas war; seine Bekanntschaft mit derselben war bewundernswerth, und zwei Gelegenheiten boten sich gerade dar, bei denen er einen öffentlichen und glänzenden Beweis davon geben sollte. Zwei junge Studirende der Theologie waren unlängst von der Universität Löwen zurückgekommen. Da ihnen viel daran gelegen war, ihrer Vaterstadt einen Beweis von ihren gründlichen Studien an jener gelehrten Schule zu geben, wünschten sie eine öffentliche Disputation über die ganze Summa des heiligen Lehrers. Zur Leitung derselben bedurften sie aber eines Mannes, der durch und durch mit dem ganzen Inhalte der Summa vertraut war, und die etwa sich darbietenden Schwierigkeiten lösen konnte. Dieser Mann war nach dem Urtheile Aller nur der Probst des Kapitels. Sie baten ihn also, den Vorsitz zu übernehmen. Franz, der sehr auf Schicklichkeit und Anstand hielt, namentlich wenn es die Bescheidenheit verlangte, suchte zuerst diese Ehre abzulehnen, mit der Entschuldigung,

---

[1]) Hauteville, p. 257.

daß er nicht Doktor der Theologie sei, und daß der Vorsitz von Rechtswegen den Domkapitularen zukäme, welche diesen Titel besäßen. Als ihm aber die beiden jungen Geistlichen antworteten, sie seien der Zustimmung des Kapitels sicher, und daß seine Weigerung die ganze gelehrte Welt von Annecy, die sich ein Fest daraus mache, ihn als Vorsitzenden bei der Disputation zu sehen, schmerzen würde, gab er ihren dringenden Bitten nach. Die Disputation fand vor einer zahlreichen Versammlung im großen Saale des Collegiums statt. Alle Theologen aus der Stadt und Umgegend hatten sich eingefunden, und mehrere griffen die jungen Kandidaten heftig an; dieselben antworteten mit vieler Gewandtheit. Lange herrschte zwischen beiden Theilen ein Kampf, dem die Anwesenden mit der höchsten Spannung und Theilnahme folgten. Niemand erregte aber ein größeres Interesse als der gelehrte Probst; er übertraf Alle an Wissenschaft wie an Geist. Mit bewunderungswürdiger, gründlicher Klarheit löste er alle, auch die schwierigsten und verwickeltsten Fragen.

Bald nach dieser Disputation bot sich eine andere Gelegenheit dar, die nicht minder sein theologisches Wissen im hellsten Lichte zeigte. Die Pfarrei Petit-Bornand, in einer gebirgigen Gegend von Faucigny nahe bei Bonneville gelegen, war erledigt worden, und der Bischof forderte Franz auf, sich um dieses Benefizium zu bewerben; denn da die Kanoniker von den Genfern um die meisten Domgüter gebracht worden und kaum ihren Unterhalt bestreiten konnten, so hatte der heilige Stuhl ihnen erlaubt, mit ihrem Kanonikate eine Pfarrstelle zu verbinden, unter der Bedingung, einen Vikar auf derselben zu halten, oder selbst da zu residiren. Der Probst befolgte den Rath des Bischofes, den auch seine Freunde ihm schon gegeben hatten, um so bereitwilliger, weil die bedeutenden Almosen, die seine christliche Liebe nach allen Seiten hin spendete, ihn in wirkliche Noth brachten. Er ließ sich also auf die Liste der Bewerber setzen und erschien am bestimmten Tage vor dem Bischofe und den Examinatoren, die dem Würdigsten den Preis zuerkennen sollten. Es fand sich, daß er der einzige Bewerber war; sobald man erfahren, daß er in den Schranken erscheinen werde, hatten sich alle Mitbewerber vom Kampfe zurückgezogen, da Keiner es wagte, sich mit einem so mächtigen Gegner zu messen. Der Bischof forderte ihn auf, die Hauptlehren über die Eucharistie auseinanderzusetzen. Er that es in einer lateinischen Rede, in der seine Gelehrsamkeit und die Klarheit seiner Gedanken nicht weniger

[1]) Charl.-Aug., p. 69 et 70. — la Rivière, p. 120.

Bewunderung erregten, als die Ordnung und die Stärke seiner Beweise. Die erledigte Pfarrei wurde ihm demgemäß verliehen; aber sein Sieg sollte ihm noch manchen Kummer verursachen. Ein Domherr behauptete, ein Recht auf diese Stelle zu haben, welches jede Mitbewerbung ausschließe, und machte sie Franz bis zu einem Grade streitig, daß er sogar die Thüre der Kirche schließen ließ, als er davon Besitz ergreifen wollte. Um in den Besitz derselben zu gelangen, bedurfte es nicht nur eines Urtheils des Ordinariats, sondern auch noch einer Entscheidung der päpstlichen Curie und des Senates von Chambéry, da der hartnäckige Kanonikus nicht nachgeben wollte, bis er seine Sache durch alle gerichtlichen Instanzen, wenn auch vergebens, verfolgt hatte [1]).

Der Bischof von Genf, mehr und mehr das Verdienst des Probstes bewundernd, befragte ihn in allen schwierigen Fällen, die ihm in der Verwaltung der Diöcese vorkamen, um seinen Rath; es war bekannt, daß er seine Meinungen als ebenso viele Orakel schätzte [1]). Dies unbedingte Vertrauen eines Vorgesetzten zu seinem Untergebenen erregte, wie es oft in solchen Fällen geschieht, Neid und Eifersucht. Es gab Leute, denen es unerträglich war, den heiligen Priester in solcher Gunst zu sehen, wiewohl er nie darnach gestrebt hatte, und ihn deshalb bei dem ehrwürdigen Prälaten zu verkleinern suchten; sie sagten ihm nach, daß er ein ewiger Tadler sei, der an seinem ganzen Thun und Handeln und seiner Verwaltung immer etwas auszusetzen finde; wenn dies auch nicht mit bestimmten Worten geschehe, so doch durch zweideutige und boshafte Bemerkungen, die den Tadel um so empfindlicher und beißender machten; er sei ein ränkevoller Mensch, der als eigenmächtiger Herr auftrete, der über seinen Bischof die Oberhand erlangen wolle, der die Kunst verstehe, das Volk zu gewinnen, das ihm nachlaufe und Beifall klatsche zum großen Nachtheile für die bischöfliche Würde, die man gar nicht mehr zu achten schiene; er wolle Alles ändern, lauter Neuerungen einführen, wie sie ihm seine Eigenliebe eingegeben, und es sei dringend nothwendig, ihm Einhalt zu thun, wenn man nicht später eine zu große Nachsicht bereuen wolle. Um diesen gehässigen Anschuldigungen eine Stütze zu geben, stellte man seine Feindseligkeit als eine in seiner Familie tief eingewurzelte dar; man wolle den Bischof nur an den heftigen Widerstand erinnern, den er einst, als er noch Prior von Talloires war, von Seite eines nahen Verwandten des Probstes er-

---

[1]) Charl.-Aug., p. 70 et 71. — [2]) Nach Biord.

fahren. Zu gutherzig, um diesen Klagen vollen Glauben zu schenken, und zu klug, um irgendwie Aufsehen von der Sache zu machen, ließ sie der Bischof reden und schwieg. Er wollte warten, bis die Zeit die Wahrheit an den Tag brächte, und nur auf sichere Beweise hin glauben und handeln. Doch bewies er, ohne sich dessen bewußt zu sein und gleichsam wider Willen, seinem theuern Sohne nicht mehr ein so herzliches Wohlwollen wie früher. Der Probst bemerkte das bald, und eine gewisse Kälte in dem Benehmen des Bischofs sagte ihm klar, daß er nicht mehr derselbe gegen ihn war. Da er sich aber nichts Böses bewußt war, ertrug er schweigend diese Prüfung, ohne weder den Bischof noch sonst Jemand merken zu lassen, daß er diese Aenderung der Gesinnung gegen ihn fühle; er fuhr fort, wie früher seine gewöhnlichen Obliegenheiten zu besorgen, und wohnte regelmäßig den Versammlungen bei, in denen die kirchlichen Angelegenheiten berathen und besprochen wurden. Der Bischof wurde endlich der Vorurtheile, die man in ihm gegen einen Mann zu unterhalten suchte, den er nicht umhin konnte, zu lieben und zu schätzen, überdrüssig; eines Tages nahm er ihn bei Seite und entdeckte ihm offen Alles, was er auf dem Herzen hatte. Mit heiterm Antlitze, in dem man den Frieden seiner Seele las, mit argloser und unbefangener Miene, wie ein schuldbares Gewissen sie nicht zu erheucheln vermöchte, vernahm der Probst diese Anklagen und schickte sich an, sie alle Punkt für Punkt zu widerlegen; doch der Bischof ließ ihn nicht fortfahren. Von seiner Unschuld überzeugt, wollte er eine überflüssige Rechtfertigung nicht anhören; voll Entrüstung über die Verläumder, die es versucht hatten, eine so reine Tugend zu besudeln, wollte er ihnen nicht blos für immer sein Vertrauen entziehen, sondern sie auch ganz aus seiner Umgebung entfernen, und mit der größten Strenge gegen sie verfahren. Voll Mitleid suchte sie der heilige Priester zu entschuldigen und vertheidigte sie so eifrig, wie wenn sie seine besten Freunde wären. Er beschwor den Bischof, ihnen zu verzeihen; und da dieser darauf bestand, sie als schuldige und gefährliche Menschen zu bestrafen, warf er sich ihm zu Füßen und flehte um Gnade für sie. Sein Eifer, sie zu entschuldigen, war größer als der ihrige, ihn zu verderben [1]).

[1]) Charl.-Aug., p. 71 et 72.

## Zweites Kapitel.

### Mission in Chablais und Hindernisse, die sich ihr im Anfange entgegenstellten.

(1591–1595.)

Während Franz sich mit unermüdlichem Eifer den Obliegenheiten seines heiligen Amtes widmete, eröffnete ihm die Vorsehung ein neues, ganz unerwartetes Feld für seine Thätigkeit: die Provinz Chablais sollte nach langjährigen Verwüstungen, die sie durch Krieg und Irrlehre erlitten hatte, der Schauplatz seines Apostolates werden. Zum bessern Verständniß des Folgenden müssen wir jedoch in der Geschichte etwas weiter zurückgehen[1]).

Im Jahre 1536 lag Karl III., Herzog von Savoyen, mit Franz I. von Frankreich, der ihm schon mehrere Landestheile entrissen hatte, im Kriege. Die Protestanten des Cantons Bern, die den Eifer für ihre Sekte bis zum Fanatismus steigerten, benutzten diesen günstigen Augenblick, und fielen ihrerseits in das Waadtland, in Gex und Ternier ein; sich dieser Provinzen zu bemächtigen, war das Werk von wenigen Tagen. Von da ihre Eroberungen, ohne auf Widerstand zu stoßen, weiter ausdehnend, machten sie sich zu Herren von Chablais bis nach Thonon, und theilten die jenseits des Genfer-Sees eroberten Gebiete in vier Amtsbezirke, Thonon, Ternier, Gaillard und Gex. In den ersten Wochen gestatteten sie freie Religionsübung; da aber die fanatischen Reden ihrer Prediger, die sie ausgesandt hatten, um die Bevölkerung zu ihrer Irrlehre herüberzuziehen, in Thonon, wo man sie um keinen Preis hören wollte, einen großen Auflauf verursacht hatten[2]), so verboten sie die Ausübung des katholischen Gottesdienstes, untersagten das Läuten mit Glocken, zerstörten die Kreuze und Bilder, verkauften oder verwüsteten eine große Anzahl von Kirchen, verbannten die Priester, die sich weigerten, vom Glauben abzufallen, verjagten die Nonnen aus ihren Klöstern, denen sie nur ein Jahrgeld zu ihrem Unterhalte im väterlichen Hause ließen, und setzten überall an die Stelle der katholischen Pfarrer ihre Prediger. Die Lage der Dinge blieb so bis zum Jahre 1564, als Emmanuel Philibert, der Sohn und Nachfolger Karl's III., der Held seines Jahrhunderts, nachdem er Heinrich II. alle Eroberungen Franz I. wieder entrissen,

---

[1]) De Baudry, l'apôtre de Chablais, I, 1 et suiv. — [2]) Ruchat, V., 648, tom. VI., liv. XV.

durch die Unterhandlungen des Herrn von Boisy[1]) von den Bernern die Zurückgabe eines Theils von Chablais erlangte, unter der Bedingung, daß wie bisher der protestantische Cultus allein gestattet sei, daß er dessen Diener unterhalte und alle und jede katholische Gottesverehrung untersage[2]). So hart diese Forderungen auch waren, so schien es dennoch dem Fürsten, daß diese gefährlichen Nachbarn sich nicht lange damit begnügen würden; überzeugt, daß sie nur aus Furcht vor Waffengewalt unterhandelt hatten, und daß sie, sobald diese Furcht verschwunden, den Versuch machen würden, das eben Abgetretene wieder zu erlangen, gründete er in Uebereinstimmung mit Papst Gregor XIII. den Orden der Ritter vom heiligen Moritz und Lazarus, um ihre Angriffe abzuwehren. Der Papst verlieh diesem Orden alle Kirchengüter in Chablais und andere den Protestanten wieder entrissene Bezirke, in denen keine Ausübung des katholischen Cultus stattfand, unter der ausdrücklichen Bedingung jedoch, daß, sollten die Bischöfe in der Lage sein, Pfarreien wieder errichten zu können, je nach Bedarf zum Unterhalte der Kirche und des Pfarrers von dem Ertrage dieser Güter jährlich eine Summe von wenigstens fünfzig Dukaten entnommen werde.

Was Emmanuel Philibert befürchtet und vorausgesehen geschah fünfundzwanzig Jahre später. Als im Jahre 1589 die Berner die Unzufriedenheit des Königs von Frankreich, Heinrich III., mit Karl Emmanuel, dem Sohne und Nachfolger Emmanuel Philiberts bemerkten, weil er sich des Marquisates Saluzzo bemächtigt hatte, fielen sie, zehntausend Mann stark, in Chablais ein, richteten daselbst schreckliche Verwüstungen an und begingen die unerhörtesten Schandthaten. Karl brach bei dieser Kunde schleunig von Turin auf, sammelte in Savoyen ein Heer von mehr als vierzehntausend Mann, eroberte in wenigen Wochen alles geraubte Land wieder zurück und unterzeichnete in Nyon einen Vertrag, worin freie Religionsübung für beide Bekenntnisse zugestanden wurde, für die Reformirten jedoch nur an drei bestimmten Orten, für die Katholiken überall; kaum war er aber mit seinem Heere abgezogen, als die Berner und Genfer, von den Franzosen aufgewiegelt, auf's neue die Waffen ergriffen und, mit den Truppen Frankreichs vereinigt, abermals über jene Landestheile herfielen, die sich unter dem Eindrucke der Furcht ebenso bereitwillig zeigten, den Herrn als die Religion zu wechseln.

Diese Treulosigkeit schlug zum Besten der katholischen Sache aus,

---

[1]) La maison de Sales, p. 186. — [2]) Brief 49. — Charl.-Aug., p. 77.

weil die Berner und Genfer, durch die Verletzung des Vertrages von ihrer Seite, den Herzog seines gegebenen Wortes, die protestantische Religion unangetastet zu lassen, entbanden; andererseits offenbarte sie aber auch die geringe Aufrichtigkeit und die Feigheit der Einwohner, wovon der größere Theil seine religiöse Ueberzeugung je nach dem Schrecken änderte, den ihnen die Bomben und Flintenkugeln verursachten, und ohne sich lange zu besinnen, zum katholischen Glauben übertraten, wenn sie Karl Emmanuel siegreich sahen, oder zum Protestantismus, wenn die Reformirten wieder die Oberhand hatten.

Der Krieg dauerte mit wechselndem Glücke bis zum Jahre 1593, als die Bekehrung Heinrichs IV. zum Katholicismus den Bernern und Genfern die Hoffnung auf Frankreichs Unterstützung benahm; sie verlangten vom Herzoge von Savoyen einen Waffenstillstand, der auch im Monate Oktober 1593 zu Stande kam, worin sie ihm zur Bedingung machten, daß er sich für den Augenblick mit dem ungestörten Besitze Chablais' und Ternier's begnüge, ohne jedoch auf seine Rechtsansprüche auf die Distrikte Gex und Gaillard Verzicht zu leisten. Kaum hatte Karl Emmanuel den Waffenstillstand geschlossen, als er auch schon auf Mittel dachte, die Einwohner dieser beiden Provinzen zur katholischen Kirche zurückzuführen; er hielt es für das Beste, sie allmählig durch Ueberredung und Ueberzeugung mit Hülfe von einigen eifrigen, gelehrten und musterhaften katholischen Priestern dahin zu bringen, und schrieb deshalb an den Bischof von Genf, um von ihm zu diesem schwierigen aber so wichtigen Werke geeignete Missionäre zu erbitten.

Der Bischof ersah für diese Mission einen tugendhaften und eifrigen Priester, Namens Franz Bouchut und sandte ihn mit dem Titel eines Pfarrers nach Thonon, der Hauptstadt von Chablais. Er war überzeugt, daß, wenn diese Stadt einmal gewonnen sei, der Rest der Provinz schnell ihrem Beispiele folgen werde, und daß übrigens die Offiziere des Herzogs sowie die katholische Garnison, die das Schloß von Thonon besetzt hielt, Bouchut gegen die Angriffe der Reformirten schützen würden [1]). Der würdige Geistliche machte sich an's Werk, aber der Erfolg entsprach nicht seinen Bemühungen. Die protestantischen Bürger der Stadt hatten, von den Genfer und Berner Soldaten unterstützt, die sie bei ihrem Aufstande zu Hülfe gerufen, die Besatzung des Schlosses vertrieben und die Festung, welche sie im Zaume hielt, zerstört. Der Pfarrer, wiewohl fromm und voll

---

[1]) Vie de Claude de Granier, III, 2, 3.

Eifer, hielt es nicht für räthlich, länger zu bleiben, sei es, daß er in der Stadt sich seines Lebens nicht mehr sicher glaubte, oder an der Bekehrung der Irrgläubigen, so lange die Dinge so standen, verzweifelte. Der Herzog von Savoyen war über seine Abreise bekümmert, und beeilte sich, in einem Schreiben den Bischof von Genf um einen andern mehr muthigen und ausdauernden Missionär zu bitten.

Die Verlegenheit des Bischofs war nicht gering; auf der einen Seite war er fest entschlossen, dem Wunsche des Herzogs nachzukommen und diese Mission nicht aufzugeben; auf der andern Seite wußte er nicht, wo er Männer finden sollte, die einem so schwierigen Unternehmen gewachsen seien und sich durch einen ersten fehlgeschlagenen Versuch nicht entmuthigen ließen. Er dachte wohl an den Probst; und das hohe Ansehen, welches das Haus Sales in der Provinz genoß, die Probstwürde, welche seiner Jugend Ehre machte und Achtung für seine Person gebot, seine außerordentliche Frömmigkeit, sein glühender Eifer, sein tiefes Wissen, das ihn ganz dazu eignete, den Glauben zu vertheidigen und alle Spitzfindigkeiten der Irrlehrer zunichte zu machen, seine unvergleichliche Sanftmuth, die ihm die Herzen gewann, Alles dies schien klar zu sagen, daß er der Mann sei, wie Gott ihn für dies Werk verlange. Ihn aber auf eine so gefahrvolle Mission zu senden, hieß die ganze Familie von Sales gegen sich aufbringen; besonders würde es Herrn von Boisy den größten Kummer verursacht haben, und einem Herrn von so hohem Range war man doch Rücksichten schuldig.

Der fromme Bischof empfahl in dieser Verlegenheit in eifrigem Gebete, unter Abtödtung und Fasten, Gott die Sache, wie es seine Gewohnheit war, so oft er in seinem Amte auf ernste und bedeutende Schwierigkeiten stieß. Er beschloß, das Schreiben des Herzogs von Savoyen sowie den Plan, den er vorhatte, vorläufig geheim zu halten, selbst dem Probst nichts davon zu sagen, damit Herr von Boisy ihm nicht den Vorwurf machen könne, er habe seinen Sohn zu dieser gefahrvollen Mission überredet, und bemühte sich, die ganze Angelegenheit auf eine Weise zu wenden und zu drehen, daß es den Anschein gewinne, als nehme er ein Anerbieten an, und nicht, als ertheile er einen Auftrag. Demgemäß berief er eine Versammlung der Domherrn und anderer verdienstvoller Geistlichen, ohne den Grund dafür anzugeben. Er schilderte ihnen die Lage Chablais', las ihnen die Briefe des Herzogs vor, und setzte hinzu, daß man in dem Wunsche des Fürsten, welcher so dringend für diese unglückliche Gegend katholische Prediger verlangte, den Willen Gottes nicht verkennen

könne; daß es für einen Diener Jesu Christi keine ruhmvollere, keine würdigere Mission geben könne, als Seelen zu Hülfe zu eilen, die er mit seinem Blute erkauft, und welche die Hölle ihm entreißen wolle.

„Es ist wahr, sprach er, daß man sich dabei großen Mühsalen und Anstrengungen mit großer Selbstverläugnung unterziehen muß, sich Gefahren aussetzen, die auch den Muthigsten abschrecken können; aber wenn die Hoffnung auf zeitlichen Gewinn Tag für Tag den Kaufmann allen Stürmen und Klippen des Oceans Trotz bieten läßt, wenn weder der Anblick der Gefahr, noch die Furcht vor Mühe und Anstrengung ihn zurückzuhalten vermag, sollten denn da die Diener Jesu Christi, welche doch weit höhere Zwecke verfolgen, die Ehre Gottes und das Heil der Seelen, sollten sie da mit unwürdiger Feigheit vor Gefahren und Hindernissen zurückschrecken? Nein, ich achte zu sehr meinen Klerus, um nur einen Augenblick zu zweifeln, daß ich unter ihm muthige Männer finde, die bereit sind, sich für die Bekehrung der Irrgläubigen zum Opfer zu bringen. Der Muth allein genügt nicht, ich weiß es; viele gute Eigenschaften sind erforderlich, um ein so wichtiges und schwieriges Unternehmen zu einem glücklichen Ende zu führen; und diese Angelegenheit ist es, die mich Sie hier hat zusammenkommen lassen, um mir bei Ihnen Raths zu erholen und Sie zu fragen, bei welchen ich sowohl den guten Willen als auch die Fähigkeit finden dürfte, sich einer solchen Aufgabe würdig zu entledigen.“

Als der Bischof geendet hatte, entstand tiefes Schweigen in der Versammlung; Alles, was Bouchut erduldet, und die noch größeren Gefahren, denen er sich durch die Flucht entzogen, schüchterten die Anwesenden ein. Keiner trat vor; Aller Augen aber richteten sich auf den Probst, der übrigens auch in seiner Eigenschaft als solcher zuerst auf diese Ansprache zu antworten hatte. Er stand also auf und sprach: „Hochwürdigster Herr, wenn Sie mich für diese Mission fähig halten und wenn Sie mir befehlen, dieselbe zu übernehmen, so bin ich bereit zu gehorchen. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn Ihre Wahl auf mich fällt.“ Und die Freude der Hoffnung belebte sein Antlitz, als er diese Worte sprach. Der Bischof hatte diese Antwort erwartet und erwiederte: „Nicht allein halte ich Sie dieser Aufgabe für durchaus fähig, sondern die natürliche Ordnung scheint mir es auch zu verlangen, daß Sie, als der Erste in meiner Diözese, auch der Anführer bei diesem Unternehmen seien und daß Sie vor allen Uebrigen zuerst Ihren opfermuthigen Eifer zeigen. Hätten Sie es nicht gethan, so würde ich trotz der Abnahme meiner Kräfte und

trotz meiner schwachen Gesundheit mich verpflichtet gefühlt haben, selbst auf diese Mission zu gehen; ich danke Ihnen, daß Sie mir diese Bürde abnehmen[1]).“

Herr von Boisy, der damals wieder auf Schloß Sales wohnte, erfuhr bald, daß sein Sohn für die Mission in Chablais bestimmt worden sei. Wie ein Dolchstoß traf diese Nachricht das Herz des liebevollen Vaters; diesen theuern Sohn, den Gegenstand so vieler Hoffnungen und so inniger Liebe, mitten unter die Irrgläubigen oder in den Tod zu schicken, war für ihn gleichbedeutend. Trotz seiner zweiundsiebenzig Jahre eilte er, ohne einen Augenblick zu verlieren, nach Annecy, begab sich in ängstlicher Hast zu seinem Sohne, machte ihm die lebhaftesten und rührendsten Vorstellungen und bat ihn inständig, von seinem Vorhaben doch abzustehen. Tief ergriffen von dem Schmerze seines Vaters, weinte der Probst mit ihm; der Kummer des ehrwürdigen Greises wollte ihm das Herz brechen. „Gott will es aber, sprach er zu ihm, und ich muß gehorchen; ich hoffe, daß er in seiner Güte Ihnen Ergebung und den Muth zu diesem Opfer verleihen wird.“ Der Vater gab nicht nach und beschwor ihn unter flehentlichen Bitten; der heilige Priester blieb jedoch unerschütterlich in seinem Vorhaben, wie ein Fels, gegen den die Wogen vergeblich anprallen. „Nun, dann folge mir zum Bischofe, sprach der Greis von Kummer überwältigt; ich hege das Vertrauen, daß er nicht wie Du den Thränen eines Vaters und der Stimme der Vernunft widerstehen wird.“ Sie begaben sich zum bischöflichen Palaste, und kaum vom Bischofe empfangen, stürzte sich Herr von Boisy zu seinen Füßen und sprach mit von Thränen und Schluchzen häufig unterbrochener Stimme: „Gnädigster Herr, ich habe meinem ältesten Sohne, der Hoffnung meines Hauses, meines Greisenalters und meines Lebens, gestattet, sich der Kirche als Bekenner zu weihen, aber ich kann nicht meine Zustimmung dazu geben, daß er ein Martyrer werden soll, und daß Sie ihn wie ein Opfer zur Schlachtbank schicken, um von Wölfen zerrissen zu werden[2]).“ Der Bischof, der selbst ein sehr gefühlvolles Herz besaß, und große Liebe und Achtung für Herrn von Boisy hatte, konnte beim Anblicke eines so tiefen Schmerzes nicht standhaft bleiben; er weinte mit dem Vater, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Franz allein blieb fest; mit ebenso viel Ehrerbietung als Schonung und Sanftmuth gab er zu bedenken, daß sein priesterlicher Charakter es ihm zur Pflicht mache, Jesus Christus

[1]) Charl.-Aug., p. 78. — [2]) Maison de Sales, p. 109.

nachzuahmen und seinen Eltern dieselbe Antwort zu geben, welche der göttliche Heiland den seinigen gab, als sie ihn fragten, warum er sie verlassen habe: „Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines himmlischen Vaters ist[1])?" Herr von Boisy war weit davon entfernt, auf diese Bemerkung hin sich zu fügen; er verdoppelte seine Bitten und sein Flehen; die Aeußerungen seines Schmerzes waren der Art, daß der Bischof, dessen Bewegung immer zugenommen, auf dem Punkte stand, nachzugeben. „Hochwürdigster Herr, rief da der heilige Priester mit apostolischem Muthe, bleiben Sie fest! Wie! wollen Sie mich denn des Himmelreiches unwürdig machen? Ich habe die Hand an den Pflug gelegt, wollen Sie, daß ich zurückschaue menschlicher Rücksichten willen?" Der Bischof bezwang endlich seine Gefühle und sprach zu Herrn von Boisy: „Erinnern Sie sich, gnädiger Herr, daß Sie Beide den Namen des heiligen Franz von Assisi tragen; nehmen Sie sich in Acht, daß Sie durch Ihren Widerstand Ihren Sohn nicht etwa dahin bringen, dasselbe zu thun, was sein Schutzheiliger that, daß er nicht, wie Jener, Alles verläßt und sogar seine Kleider vor mir Ihnen zurückgibt, um in dieser gänzlichen Entblößung der Fahne des gekreuzigten Jesus zu folgen." Der gute Greis wollte sich auf diese Gründe hin ebenso wenig fügen. Da führte ihm der Bischof das Beispiel Abraham's an, der nicht nur dem Willen Gottes nicht widerstanden, als es sich sogar um den Tod seines Sohnes handelte, sondern selbst mit eigenen Händen das Messer ergriffen, um ihn zum Opfer zu schlachten.

Bei dem Gedanken an einen Vater, der seinen Sohn opfert, konnte sich Herr von Boisy nicht mehr halten; er weinte und schluchzte, und alle Hoffnung aufgebend, erwiederte er, indem er sich erhob um wegzugehen: „Ferne sei es von mir, daß ich mich dem Willen Gottes widersetze; aber ich will auch nicht der Mörder meines Sohnes sein; ich bin nicht würdig, daß ein Engel herabkomme, um den Stoß aufzuhalten, dem dieser Isaak zum Opfer fallen könnte; deshalb versage ich meine Zustimmung zum Opfer; ich widersetze mich nur insoferne es mich betrifft; was Gott angeht, so möge er thun nach seinem Wohlgefallen." Franz warf sich bei diesen letzten Worten dem ehrwürdigen Greise zu Füßen und sprach: „O, mein Vater, ich bitte Sie, gewähren Sie mir die Gnade, nicht blos nicht zu widerstehen, sondern auch durch Ihren Segen mir Muth zu meinem Werke zu verleihen." — „Mein Sohn, antwortete Herr von Boisy, ich habe

[1]) Luk. II, 49.

so oft Deinen Segen empfangen in der heiligen Messe, im Beichtstuhle und in deinen Predigten; bewahre mich Gott, daß ich Dir jemals fluche; aber sei versichert, nie wirst Du meinen Segen noch meine Einwilligung zu diesem Unternehmen erhalten." Nach diesen Worten verließ der Greis, ganz in Thränen gebadet, die beiden Männer und ging untröstlich nach Schloß Sales zurück [1]). In seinem tiefen Schmerze sann er daselbst auf neue Mittel, um seinen Sohn von seinem Vorhaben abzubringen; er dachte, daß vielleicht sein Freund, der Marquis von Lullin, glücklicher als er sein würde, um einen so festen Willen zum Nachgeben zu bewegen; er bat ihn also flehentlich, sich zu seinem Sohne zu begeben, den ein unbesonnener Eifer, wie er meinte, verblende, und ihm doch begreiflich zu machen, welch' großen Gefahren er seine Ehre und sein Leben aussetzte; seine Ehre, weil dieses Unternehmen so wenig Aussicht auf Erfolg biete; sein Leben, weil er sich wehrlos der Wuth der Irrgläubigen preisgebe. Der Marquis zeigte sich gerne zu diesem Freundschaftsdienste bereit und ging zum Probst, der ihm seine Beweggründe zu diesem Unternehmen auseinandersetzte; sie machten einen solchen Eindruck auf den Marquis, daß er, weit entfernt, sie widerlegen zu wollen, ihnen seinen ganzen Beifall zollte, und versprach, ein so schönes Werk mit seinem ganzen Schutze und seinem ganzen Ansehen zu unterstützen.

Nach Schloß Sales zurückgekommen, hatte der christlich gesinnte Freund den Muth, Herrn von Boisy offen seine Meinung zu sagen. „Ich habe, sprach er zu ihm, so klar erkannt, daß Ihr Sohn in dieser Sache auf den Antrieb Gottes handelt, daß ich es mir zur Sünde gerechnet haben würde, wenn ich ihn nicht in seinem Vorhaben bestärkt hätte. Sie sind sehr glücklich, einen Sohn zu besitzen, der von Gott so bevorzugt ist, und Sie selbst sind zu verständig und gottesfürchtig, um sich seinem Willen zu widersetzen, wenn es sich um die Erfüllung eines Vorhabens handelt, das so sehr seinen Namen verherrlichen, die Kirche erhöhen, Savoyen zur Ehre gereichen und Ihrem Hause einen größern Glanz verleihen wird, als alle seine andern Titel, wie ruhmvoll sie auch sein mögen." Die Angst der Vaterliebe war aber bei dem guten Greise zu groß, als daß er solchen Vorstellungen hätte Gehör geben können; er blieb in seinem Widerstande unerschütterlich, und der Probst mußte sich darein ergeben, ohne die Einwilligung und den Segen seines Vaters abzureisen.

Mehrere Geistliche meldeten sich, um ihn zu begleiten und unter

---

[1]) Charl.-Aug., p. 79.

seiner Leitung an diesem großen Werke mitzuarbeiten. Da er aber jedem Gepränge und allem Aufsehen, wie es eine zahlreiche Begleitung veranlaßt haben würde[1]), abgeneigt war, so nahm er nur seinen Vetter, den Kanonikus Ludwig von Sales, mit. Er kannte seine Sanftmuth, sein gesundes Urtheil, seinen klaren und geordneten Geist; auch hatte derselbe bereits Beweise von seinem theologischen Wissen und seinem Predigertalente gegeben. Vor ihrer Abreise empfahlen sie ihr Unternehmen dem Gebete der Domherren und der Priester der Stadt, und ersuchten sie inständigst, im heiligen Opfer Gott um einen günstigen Ausgang desselben zu bitten. Hierauf begaben sie sich zum Bischofe, der ihnen die authentische Vollmacht zustellte, wodurch sie zu dieser Mission ermächtigt wurden, sowie auch die offenen Schreiben des Herzogs von Savoyen; er segnete sie dann von ganzem Herzen und umarmte sie unter Thränen der Freude und Rührung.

Hiernach trafen sie ihre Vorbereitungen zur Reise, die ebenso kurz wie einfach waren. Das Unentbehrliche für die Bedürfnisse des Körpers, das Brevier, die heilige Schrift, die Controversen von Bellarmin für die Bedürfnisse der Seele, das war Alles. Mit diesem wenigen Gepäcke reisten sie am 9. September 1594 von Annecy ab. Die ganze Stadt war von Bewunderung für ihre aufopfernde Hingebung durchdrungen und voll Trauer bei ihrer Abreise; innige Gebete stiegen zum Himmel empor, daß er sie in den Gefahren, in welche sie sich begaben, gnädig beschützen möge. Ihr Weg führte sie an Schloß Sales vorbei, wo Franz einen neuen Sturm von Seite seines Vaters zu bestehen hatte. Der ehrwürdige Greis verbot ihm mit strengen Worten, Chablais zu betreten. „Wie, sprach er zu ihm, siehst Du denn nicht ein, daß Du Dein Leben auf's Spiel setzest? Wenn Du nach mehreren Jahren unverrichteter Sache zurückkehrst, wirst Du der Spott der ganzen Welt sein. Du hast Eifer, mein Sohn, aber es fehlt Dir an Klugheit; Du begreifst nicht die Schwierigkeiten dieses Unternehmens, dessen Erfolg zum wenigsten ein sehr unsicherer ist[2])."

„Bester Vater, erwiederte ihm der heilige Apostel mit der Ruhe des Glaubens, Gott wird für uns Sorge tragen: er ist es, der die Streiter, die er zum Kampfe sendet, auch unterstützt; unter einem solchen Führer muß man Alles zu wagen wissen; nur Muth muß man haben. Wir haben es nicht mit barbarischen Völkern zu thun, wir sind diesen Leuten nicht unbekannt, wir verwüsten nicht ihre

---

[1]) **Longueterre, p. 144.** — [2]) **Charl.-Aug., p. 79.**

Gegenden, wir tragen nur geistige Waffen; warum sollten sie andere gegen uns anwenden? Ich hege das feste Vertrauen, daß Gott, in dessen Namen wir gehen, unsern Worten Kraft zur Verkündigung seines Evangeliums verleihen wird. Was würde es denn sein, wenn man uns nach England oder Indien schickte? Sicherlich müßten wir gehen: das wäre eine wünschenswerthe Mission, und der Tod, den wir für Jesus Christus erleiden würden, wäre mehr werth als tausend Triumphe. Hier sind übrigens die Papiere, welche den Willen des Fürsten bestätigen, sowie unsere Sendung vom Bischof. Es ist Nichts mehr dagegen zu machen. Das Unternehmen ist gefahrvoll, ich weiß es wohl und ich verhehle mir die Schwierigkeiten nicht. Aber das Kleid, welches wir tragen, ruft uns zu, daß die Würde des Priesterthums demjenigen schlecht steht, der sich durch Widerwärtigkeiten und Gefahren abschrecken läßt, die Pflichten desselben zu erfüllen[1])."

Herr von Boisy, der die Dinge mehr als Staatsmann und zärtlich besorgter Vater, denn als glaubensstarker Christ betrachtete, sah in diesen Worten nur die Redensarten eines jungen Mannes, der sich von unüberlegtem Eifer hinreißen läßt. Die Arme kreuzend und mitleidig die Achseln zuckend, erwiederte derselbe: „Ich weiß Dir Nichts mehr zu sagen. Gehe, wohin Du willst unter der Obhut des Herrn; aber, begegnet Dir ein Mißgeschick, so kannst Du nur Dir selbst die Schuld davon beimessen." Damit war das Gespräch für diesen Tag zu Ende; an dem folgenden jedoch begann er auf's neue seine Vorstellungen und inständigen Bitten, flehte und weinte; Alles war umsonst. Die beiden Missionäre waren unter all' diesen Widersprüchen und Einwendungen nur darauf bedacht, sich durch eine mehrtägige Zurückgezogenheit auf ihre Mission vorzubereiten. Der 12. September wurde durch Fasten, Bußübungen und ununterbrochenes, bis in die Nacht hinein dauerndes Gebet geheiligt; am 13. legten sie eine Generalbeichte ab, „um, wie sie sagten, mit der möglichsten Demuth und Herzensreinheit den Kampf gegen den Stolz und die Hartnäckigkeit der Irrgläubigen zu beginnen." Und am Abende des nämlichen Tages sagte Franz seiner tugendhaften Mutter, deren Haltung bei dieser Gelegenheit wahrhaft bewundernswerth war, Lebewohl. Wohl blutete ihr das Herz bei dem Gedanken an die Gefahren, die ihres geliebten Sohnes warteten; als eine liebevolle Mutter vergoß sie reichliche Thränen; aber als eine christliche Heldin brachte sie großmüthig das Opfer, das Gott von ihr verlangte, und sagte ihrem

[1]) Charl.-Aug., p. 79.

Sohne nicht ein Wort, um ihn von seinem edlen Vorhaben abzubringen [1]).

Nach diesem schmerzlichen Abschiede zog sich der jugendliche Apostel mit seinem Vetter in die Schloßkapelle zurück, wo sie einen großen Theil der Nacht im Gebete zubrachten; und am folgenden Morgen, am Feste der Erhöhung des heiligen Kreuzes, voll brennenden Verlangens, es wieder aufzupflanzen auf dem Boden von Chablais und in den Herzen seiner Bewohner, begaben sie sich in aller Frühe auf den Weg, zu Fuße, ohne Diener, ohne jegliche andere Hülfsmittel als nur eine sehr mäßige Summe Geldes; denn Herr von Boisy hatte in der Verzweiflung, daß all sein Bitten erfolglos geblieben, sich nicht nur geweigert, das letzte Lebewohl seines Sohnes zu empfangen, sondern auch ausdrücklich verboten, daß Jemand sie begleite, und sogar, daß man ihnen irgend Etwas mitgebe, wenn es ihnen auch für die Reise nothwendig wäre; vielleicht hoffte er, sie von ihrem Unternehmen abzubringen, wenn er sie im Zustande gänzlicher Entblößung und Mangels an Allem ließe; denn wiewohl die Mission auf Ansuchen des Herzogs von Savoyen stattfand, so hatte derselbe doch Nichts ausgeworfen, um die Kosten zu decken, welche demnach alle den Missionären zur Last fielen [2]). Herr von Boisy täuschte sich indessen sehr. Die beiden Apostel setzten ihre Reise fort mit festem Gottvertrauen und starkem Glauben; das war ihr ganzer Reichthum, ihr ganzer Schutz und Schirm. Nach einigen Stunden Weges kamen sie an der Grenze von Chablais an. Franz war schon ein wenig mit der Gegend bekannt; denn während seiner Studienzeit im Collegium von Annecy hatte er jedes Jahr seine Ferien auf dem Schlosse Brens zugebracht, wo sein Vater, wie wir wissen, gezwungen, Schloß Sales zu verlassen, sich vorübergehend niedergelassen hatte; gerade als ob die Vorsehung, bemerkt Hauteville [3]), es so gefügt habe, daß Franz schon in zartester Jugend jene Orte kennen lernen sollte, die eines Tages der Schauplatz seiner Kämpfe, seiner Eroberungen und seiner ruhmvollsten Siege werden sollten."

Als Franz und sein Vetter Ludwig den Fuß über die Grenze Chablais setzten, bezeigten sie zuerst, erfüllt mit jener erhabenen und hochherzigen Gesinnung, wie sie der Glaube dem Herzen eines Apostels einflößt, und nur vom Himmel den günstigen Erfolg ihrer Mission erwartend, dem Schutzengel der Provinz ihre Verehrung und empfahlen

---

[1]) Hauteville, p. 195 et 253. — [2]) Maison de Sales, p. 195 et 253. — [3]) p. 245.

ihm inständig das große Werk, das sie zu unternehmen im Begriffe standen; sich dann in glühendem Gebete an Gott wendend, beschworen sie ihn, die Dämonen aus diesem Lande zu vertreiben, welche die Seelen in der Blindheit des Irrthums gefangen hielten, und ihre Arbeiten und Mühen zu segnen. Ihren Weg hierauf fortsetzend, gelangten sie gegen Abend am Fuße des Hügels an, auf dem die Cidatelle von Allinges erbaut war[1]).

Der Herzog von Savoyen hatte in diesen wichtigen, ganz Chablais beherrschenden Platz, eine starke katholische Besatzung unter dem Befehle des Barons von Hermance gelegt; und da derselbe zugleich Gouverneur der ganzen Provinz war, so mußten unsere Missionäre ihm ihre Beglaubigungsschreiben vorlegen. Sie begaben sich also auf die Festung und verlangten den Gouverneur in einem Auftrage des Herzogs von Savoyen zu sprechen. Der Baron beeilte sich, ihnen bis zum ersten Wachtposten, wo sie geblieben waren, entgegenzugehen, und ihre Namen, sowie der Zweck ihres Kommens flößte ihm das lebhafteste Interesse ein. Er schätzte sich glücklich, daß sie sich der schwierigen Aufgabe unterzogen, durch die sanfte Gewalt des überzeugenden Wortes die rebellischen Bewohner dieser Gegend zur Unterwerfung zu bringen, und daß sie gerade dem Hause Sales angehörten, mit dem er eng befreundet war. Franz übergab ihm zwei Briefe, einen vom Herzog von Savoyen, der ihm auftrug, die Missionäre, welche der Bischof von Genf ihm zur Bekehrung Chablais' senden würde, freundlich aufzunehmen und unter seinen Schutz zu stellen; der andere war vom Bischof selbst, des Inhalts, daß Franz und Ludwig von Sales von ihm gesandt seien und daß er ihm dieselben dringend empfehle. Diese beiden Schreiben trugen nicht wenig dazu bei, unsern Missionären die Ergebenheit des Gouverneurs zu sichern. Er lud sie zu Tische, und freundlich besorgt wollte er sie dann nicht länger aufhalten, um sich von ihrer Reise ausruhen zu können.

Nachdem sie am folgenden Morgen die heilige Messe in der Schloßkapelle gelesen, bei welcher sie sich gegenseitig dienten, führte er sie in der Festung umher, und als sie an den Batterien vorbeigingen sagte er zu ihnen: „Wir werden wohl diese Geschütze nicht mehr nöthig haben, wenn mit Gottes Gnade die Irrgläubigen in all diesen Thälern da Euren Predigten Gehör leihen." Auf der Terrasse angekommen, machte er sie auf die schöne Aussicht aufmerksam, welche man von dort genießt; aber etwas Anderes nahm die Gedanken

[1]) Charl.-Aug., p. 80.

Franz's in Anspruch. Von diesem hochgelegenen Orte aus, von dem man den größten Theil der weiten Ebene von Chablais übersah, erblickte man überall zerstörte Kirchen, Ruinen von Pfarrhäusern, Galgen an den Stellen, wo früher Kreuze gestanden, eingeäscherte Schlösser, unförmliche Reste von Thürmen, Plünderung und Verwüstung überall, das Zeichen einer noch viel beklagenswerthern innern Verwüstung der Seelen; denn in siebenzig Pfarreien, die nahezu an dreißigtausend Einwohner zählten, fanden sich nicht einmal hundert Katholiken. Der heilige Apostel konnte sich bei diesem Anblicke der Thränen nicht erwehren und seine Arme auf die Brustwehr des Bollwerkes gestützt, die Hände über der Brust gefaltet, rief er in seinem Schmerze mit dem Propheten aus: „Siehe [1]), wie der Herr die Hecke um seinen Weinberg ausgerissen, wie er die Mauer, die ihn beschützte, zerstört hat; sieh, wie er wüste liegt, entwurzelt und zertreten; dies einst so schöne Land haben seine eigenen Bewohner in eine Einöde verwandelt, weil sie das Gesetz Gottes verletzt haben, das Recht geändert, seinen Bund gebrochen [2]). Es weinen die Straßen Sions, seufzte er mit Jeremias [3]), weil Keiner mehr ist, der zu seinen Festen kommt. Der Feind hat seine Hand gelegt an Alles, was er Theueres hatte; das Gesetz und die Propheten sind verschwunden, die Steine des Heiligthums sind zerstreut . . . O Jerusalem, o Chablais, o Genf! Bekehre dich zu dem Herrn deinem Gotte, und möge deine Zerknirschung groß werden wie das Meer [4])."

Er wandte sich dann zu seinem Vetter und sprach: „Hoffen wir auf die Güte des Herrn, und stärken wir uns in seiner Kraft, damit wir arme Knechte die zerstreuten Steine seines Heiligthums sammeln und seine Altäre wieder aufbauen können." Nach diesen und ähnlichen Worten, welche das Feuer des glühendsten Eifers athmeten, berathschlagte er mit dem Baron von Hermance, welcher Weg wohl am besten einzuschlagen wäre, um einen guten Erfolg von der Mission erwarten zu können. Der Baron, ein Mann von Tugend, Erfahrung und vollendeter Klugheit, versprach, sie aus allen Kräften zu unterstützen, empfahl ihnen aber zu gleicher Zeit, mit großer Umsicht zu Werke zu gehen. „Zwei Dinge, sprach er, sind im Anfange nothwendig; erstens, daß Ihr jede Nacht in der Festung zubringt, anderswo würdet Ihr nicht sicher sein; zweitens dürft Ihr an einem protestantischen Orte die Messe nicht lesen; das würde zu gefährlich sein. Ich bin darum

---

[1]) Isaias V, 5 u. 8. — [2]) Ebendas. XXIV, 5 u. 6. — [3]) Klagel. I, V, 4 u. 10; II, 9 u. 13; IV, 1. — [4]) Charl.-Aug., p. 82.

der Ansicht, daß Ihr im Anfange Euch darauf beschränkt, blos in Thonon zu predigen, und daß Ihr die Messe, wenn Ihr in der Festung nicht könnt, in der Martinskirche jenseits des Flüßchens la Drance, die katholisch geblieben ist, leset, oder aber in der Kapelle, welche die Mönche vom großen St. Bernhard am Ufer des See's besitzen, und welche leicht wieder herzustellen wäre[1])."

Die Missionäre befolgten diesen Rath und nahmen ihre Wohnung in der Cidatelle. Am folgenden Morgen gingen sie zu Fuß nach Thonon, welches anderthalb Stunden entfernt war. Bei ihrer Ankunft in dieser Stadt begaben sie sich zum Fiskalprokurator Claudius Marin, der ein guter Katholik war, und auf dessen Klugheit und Tugend sie zählen konnten. Da sie von ihm erfuhren, daß es in Thonon nur sieben katholische Familien gebe, die im Ganzen aus vierzehn bis fünfzehn Personen beständen, größtentheils Fremde, die ihres Handels wegen sich hier niedergelassen, und welche aus Furcht vor den Protestanten sich nicht offen als Katholiken zu bekennen wagten, ließ er dieselben auf der Stelle rufen. Als sie alle zusammen waren, sagte ihnen Franz, daß er in diese Stadt gekommen sei, um ihr Seelsorger zu sein, und daß er nach besten Kräften alle Pflichten eines solchen gegen sie erfüllen werde; er hielt ihnen sodann auch erst ihre Pflicht vor, die ihnen das Evangelium auferlege, sich ihres Glaubens nicht zu schämen, da Jesus Christus nur Jene als seine Schüler vor seinem Vater bekennen werde, die ihn als ihren Herrn vor den Menschen bekannt hätten; und zuletzt theilte er ihnen mit, daß sie sich künftig in der Kirche zum heiligen Hippolyt, die von Katholiken und Protestanten gemeinschaftlich benutzt wurde, versammeln sollten. Diese Ansprache machte Eindruck auf die kleine Heerde; und Alle zeigten sich gerne bereit, ohne Menschenfurcht den Predigten des eifrigen Apostels beizuwohnen.

Nachdem die Missionäre noch den Stadträthen ihre Aufwartung gemacht und ihnen das Schreiben des Fürsten vorgelegt hatten, gingen sie am Abend nach Allinges zurück. Am andern Tage begaben sie sich wieder nach Thonon und ebenso die folgenden, wie ihnen der Baron von Hermance gerathen hatte, und predigten mit apostolischem Eifer öffentlich und in Privatversammlungen, zeigten aus der heiligen Schrift, daß man nicht das Recht hat zu predigen, noch gehört zu werden, wenn man nicht von der gesetzlichen Autorität die Sendung zur Verkündigung des Wortes Gottes erhalten, und bewiesen durch

[1]) Charl.-Aug., p. 82.

Thatsachen, daß die calvinischen Prediger weder eine ordentliche noch außerordentliche Sendung der Art erhalten hatten; daß die römische Kirche allein die Gewalt besitze, Prediger auszusenden, die man hören muß, wenn man nicht vor Gott als Heide und öffentlicher Sünder gelten will[1]).

Von Thonon gingen sie weiter in die umliegenden Dörfer, immer zu Fuße, nichts anders mit sich führend, als ihren Stab, und predigten drei bis vier Mal im Tage, ohne Erfolg zwar, aber auch ohne sich dadurch entmuthigen zu lassen. Gott allein war ihre Zuversicht, und sie waren überzeugt, daß an dem von der Vorsehung bestimmten Zeitpunkte ihren Arbeiten jener Segen zu Theil werden würde, der sie allein fruchtbringend machen konnte[2]).

Die protestantischen Prediger konnten nicht ohne tiefen Aerger unsere Missionäre an der Wiederherstellung der katholischen Religion auf den Trümmern des Calvinismus arbeiten sehen; und in ihrem Grimm boten sie Alles auf, sie in Verruf zu bringen; sie schilderten sie dem Volke als Störer der öffentlichen Ruhe, als scheinheilige Verführer, falsche Propheten, als Hexenmeister und Zauberer, mit denen kein rechtschaffener Mensch sich abgeben könne, ohne sich zu entehren. Diese Schmähungen und Verläumdungen hatten ihre Wirkung; die Gottesmänner hatten lange Zeit hindurch keinen einzigen protestantischen Zuhörer, und mußten sich darauf beschränken, die kleine Zahl der Katholiken, die es in Thonon gab, um so mehr zum Eifer und zur Ausdauer zu ermuthigen[3]).

Doch war das erst der Anfang des Geschrei's und der Drohungen; die Genfer Prediger, von den Vorgängen in Thonon in Kenntniß gesetzt, hielten eine Versammlung, und das Ergebniß ihrer Berathung, wenn man dem damaligen Gerüchte Glauben schenken darf, war der Schluß, der Herzog von Savoyen habe durch die Sendung dieser Missionäre das Recht der Einwohner von Chablais verletzt, den Friedensvertrag gebrochen; man müsse mit Peitschenhieben diese Papisten vertreiben und es sei erlaubt, sie auf jede Weise umzubringen; man behauptet sogar, daß sich Subjekte fanden, die sich eidlich verpflichteten, sie zu ermorden. Diese Gerüchte, deren Wahrheit wir übrigens nicht verbürgen, kamen auch Franz zu Ohren; sie verursachten ihm aber weder Furcht noch Unruhe; er bewahrte die größte Kaltblütigkeit und sagte mit Festigkeit zu seinem Gefährten: „Jetzt gilt es, Muth zu beweisen; wenn Du nur nicht fürchtest, dann wird es uns gelingen.“

[1]) Nach Franz Favre. — [2]) Charl.-Aug., p. 73. — [3]) Ebendas. p. 82.

Und als ihm Jemand sein Erstaunen über diese Wuth der Prediger ausdrückte, sprach er: „Setzen Sie sich an ihre Stelle; wenn Sie Hunger hätten, und man nähme Ihnen das Brod vom Munde weg, würden Sie denn nicht auch schreien? Es ist leicht erklärlich, daß sie gegen mich aufgebracht sind, denn wenn ich meinen Zweck erreiche, werden sie an den Bettelstab gebracht werden. Laßt uns für sie zu Gott beten, geben wir ihnen Gelegenheit, noch stärker zu schreien, und sprechen wir mit dem Kaiser Tiberius: So lange sie nicht gegen uns von Worten zu Thätlichkeiten übergehen, wollen wir zufrieden sein[1])."

Herr von Boisy war weit entfernt, die Sicherheit seines Sohnes zu theilen; schon am 17. September hatte er von Allem, was in Genf vorgegangen, Kunde erhalten; die Drohungen und die Schwüre, die beiden Missionäre um's Leben zu bringen, erfüllten ihn mit der größten Furcht. Am 18. September sandte er in aller Frühe Georg Rolland mit einem Pferde ab, um ihm seinen geliebten Sohn wieder zurückzubringen. Allein der Probst war in seinem Vorhaben unerschütterlich; er beschränkte sich darauf, seinen Vetter Ludwig zu seinem Vater zu schicken, um denselben so viel als möglich zu beruhigen, und setzte ganz allein seine Mission fort, ohne Gefährten, ohne Bedienten, ohne anderweitige Unterstützung; daß er aller menschlichen Hülfe entbehrte, das vermehrte seine Hoffnung, und es gereichte ihm zu unaussprechlichem Troste, daß er keinen Helfer hatte als Gott, keinen Vertheidiger als seinen allmächtigen Arm. Es ist leicht begreiflich, daß Alles, was Ludwig von Sales mittheilen konnte, Herrn von Boisy wenig Beruhigung gewährte, und in seiner großen Unzufriedenheit verweigerte er hartnäckig seinem Sohne jede Unterstützung für die Mission. Frau von Boisy jedoch, die mehr Muth besaß und wahrhaft würdig war, die Mutter eines Apostels zu sein, versprach Alles zu thun, was sie nur könne. Gleichsam die treue Dienerin der Vorsehung, unterstützte sie ihren Sohn fortwährend aus all ihren Kräften, indem sie ihm heimlich Geld, Wäsche, Kleidungsstücke und alles Nöthige sandte[2]). Der heilige Apostel erzählte das gerne in spätern Jahren: „Als ich in Chablais den Glauben predigte, sagte er eines Tages zu einer Oberin vom Orden der Heimsuchung, wünschte ich öfters sehr, irgend eine Arbeit zu verstehen, um darin dem heiligen Paulus nachzuahmen und mich von der Arbeit meiner Hände zu ernähren; allein ich bin ein sehr ungeschickter Mensch und

---

[1]) Longueterre, p. 158. — De Cambis, p. 152. — [2]) Maison de Sales, p. 195.

verstehe Nichts, als ein wenig meine Kleider zu flicken; aber Gott hat mir doch die Gnade gewährt, daß ich Niemanden in Chablais Etwas gekostet habe; hatte ich Nichts mehr zu meinem Unterhalte, dann schickte mir meine gute Mutter Wäsche und Geld und was ich sonst brauchte[1]." Frau von Boisy that noch mehr; sie wußte, daß es Genüsse gibt, welche das Herz stärken und ermuthigen, und es gelang ihr, die Wachsamkeit ihres Gemahles zu täuschen und sogar drei Mal ihren Sohn nach Chablais zu schicken, um seinen Bruder zu besuchen, was für Beide ein großer Trost war. Einige Monate später wußte sie geschickt einen jener Augenblicke zu benutzen, in denen die Gefahren, welchen sein Sohn ausgesetzt war, Herrn von Boisy noch mehr als gewöhnlich zu Herzen gingen; sie stellte ihm da vor, wie es für ihn so nothwendig sei, inmitten so vieler Gefahren einen treuen Diener wie Rolland zu haben, und wie andererseits die Weigerung, ihm denselben zu schicken, jedes Grundes entbehre, da sein Sohn darum nicht weniger bei dem einmal begonnenen Unternehmen beharren werde. Herr von Boisy gab so gerechten Vorstellungen nach und ließ Rolland, ein Mensch von bewundernswerther Ergebenheit, abreisen, der von nun an dem Apostel überallhin folgte, gleichsam als ein von der Vorsehung bestimmter Zeuge, um die einzelnen Ereignisse in dieser herrlichen Mission zu sammeln und der Oeffentlichkeit zur Erbauung zu übergeben.

Der Kanonikus Ludwig hatte diese Beweise der mütterlichen Güte nicht abgewartet; nur wenige Tage war er auf Schloß Sales geblieben und dann rasch zu Franz zurückgeeilt, um seine Missionsthätigkeit fortzusetzen. Bald gingen sie zusammen in die umliegende Gegend, bald einzeln Jeder für sich, um in den Dörfern zu predigen; kamen sie dann wieder zusammen, so erzählten sie sich ihre Erlebnisse, beriethen sich über schwierige Fälle, und mit einer liebevollen Umarmung und sich gegenseitig ermunternd, rüstig fortzuarbeiten ohne sich entmuthigen zu lassen, trennten sie sich auf's Neue. Ludwig von Sales übte sein apostolisches Amt besonders gerne bei den armen Landbewohnern aus und oft brachte er ganze Wochen bei denselben zu, ohne mit seinem Vetter zusammen zu treffen. Was Letztern anbetrifft, so galten seine Anstrengungen hauptsächlich Thonon. Diese Stadt war der Sitz der Irrlehre, ihre Festung; ihr dieselbe zu entreißen, war von nicht geringer Bedeutung. Kaum ließ er darum auch einen Tag vergehen, ohne sich Morgens von Allinges dahin zu begeben. Weder Regen noch Schnee, weder Eis noch das tobendste Unwetter konnten ihn zurückhalten. Die Kälte, welche in diesem Winter von ganz ungewöhnlicher Heftigkeit war, setzte ihm manchmal der Art zu, daß man

für sein Leben fürchtete; aber immer ging er wieder, als hätte er nichts davon zu leiden gehabt. Waren die Wege durch Glatteis ungangbar, so ließ er seine Schuhe mit spitzigen Eisen beschlagen, und war es ihm trotzdem nicht möglich, zu gehen, so schaffte er sich auf Händen und Füßen fort, die oft, mit Frostbeulen ganz bedeckt, so stark bluteten, daß der Schnee davon geröthet wurde; aber Alles das hinderte ihn nicht, seine apostolischen Gänge fortzusetzen. Nicht als ob er große Erfolge für den Augenblick erwartet hätte; er wußte zu gut, wie sehr die Stadt gegen den Papismus, wie man sich ausdrückte, eingenommen war; aber er war der Ansicht, daß man ihr im katholischen Priester ein Beispiel des Muthes, der Geduld und der Aufopferung zeigen, daß man durch große Güte und Sanftmuth sie dahin bringen müsse, die Religion und ihre Diener zu lieben, kurz, daß man ohne Unterlaß die Geister und Herzen bearbeiten müsse, um sie für die Wahrheit empfänglich zu machen und besonders die Katholiken im Guten zu befestigen. Beinahe jeden Tag spendete er diesen die Nahrung des göttlichen Wortes; und an den Sonn- und Feiertagen, wo er es nicht konnte, ließ er sich durch einige brave Priester, mit denen er bekannt war, vertreten, da er nicht wollte, daß an einem einzigen dieser Tage die kleine Heerde, deren Hirte er war, des christlichen Unterrichtes entbehre.

Wiewohl Franz vor Allem der Stadt Thonon seine Sorgfalt widmete, machte er doch hie und da kleine Ausflüge in die Umgegend; er ging immer zu Fuß, hatte Nichts bei sich als die heilige Schrift, das Brevier und den Rosenkranz; zugleich fastete er während des Adventes dieses Jahres mit einer Strenge, daß der Bischof sich genöthigt sah, ihm größere Mäßigung hierin zu befehlen. Als er einmal von einem solchen Ausfluge zurückkehrte, überraschte ihn die Nacht in einem Gehölze, welches ganze Rudel von Wölfen durchstrichen. Wie sollte er diesen Raubthieren entrinnen, die, vom Hunger getrieben, überall nach Nahrung suchten? Er fand kein anderes Mittel, als auf einen Baum zu steigen, um dort die Nacht zuzubringen; um nicht herabzufallen, wenn der Schlaf ihn überraschte, hatte er die Vorsicht gebraucht, sich mit seinem Gürtel an einen Ast festzubinden. Am folgenden Morgen war er vor Kälte so erstarrt, daß er nicht im Stande war, sich zu rühren und fast alles Gefühl verloren hatte. Er hätte wohl umkommen müssen, wenn nicht zum Glücke einige Bauern von einem benachbarten Dorfe, die in der Frühe in den Wald gegangen waren, ihn in diesem traurigen Zustande gefunden hätten. Wiewohl Protestanten, fühlten sie doch inniges Mitleid mit

ihm; sie trugen ihn nach Hause, erwärmten ihn allmählig und ließen ihm alle mögliche Sorgfalt zu Theil werden. Aus Dankbarkeit für ihre Pflege sprach er ihnen von der Nothwendigkeit der Rückkehr zur wahren Kirche, wenn sie selig werden wollten. Die guten Leute, gerührt von dem Eifer, mit dem er sich so vielen Gefahren aussetzte, hörten ihm aufmerksam zu, und bekehrten sie sich auch damals nicht, so waren doch diese zu so aufrichtigen, geraden Seelen gesprochenen Worte ein Keim, der später zu einem kräftigen Baume sich entfaltete und schöne Früchte trug.

Diese Gefahr, welcher Franz soeben entronnen war, war nur das Vorspiel zu andern viel ernsterer Natur. Am 8. Januar, dem nämlichen Tage als sein treuer Rolland bei ihm ankam, um sich nie mehr von ihm zu trennen, hatte ein Protestant, der sich später bekehrte, damals aber seinen Sekteneifer bis zum Fanatismus trieb, sich verpflichtet, ihn zu ermorden und seinen Kopf nach Genf oder Bern zu bringen. An drei zur Ausführung seines Vorhabens geeigneten Stellen lauerte er ihm hintereinander auf; drei Mal schoß er auf ihn, und jedes Mal versagte das Gewehr trotz seiner vorzüglichen Beschaffenheit, trotz aller angewandten Vorsicht, um ihn sicher zu treffen. Wüthend über das Mißlingen seines Anschlages, stellte er an verschiedenen Orten, wo Franz von Sales vorbeikommen mußte, Meuchelmörder auf, damit er, wenn er auch den Einen entging, den Andern doch sicher in die Hände fiele; aber, sei es, daß Gott diese Unglücklichen mit Blindheit schlug, sei es, daß er seinen Apostel unsichtbar machte, er ging vorbei und wurde nicht gesehen [1]).

Aber nicht allein von der gegen ihn verschworenen Wuth der Protestanten, welche eine jede seiner eifrigen Bemühungen, eine jede seiner Amtsthätigkeiten außer sich brachte, hatte er zu leiden; Hindernisse aller Art stellten sich seinem Muthe entgegen, ohne ihn aber je außer Fassung zu bringen. Als ihn eines Tages Geschäfte länger als gewöhnlich in Thonon aufgehalten hatten und er deßhalb sehr spät aufgebrochen war, um nach Allinges zurückzukehren, verirrte er sich mit Rolland in der Dunkelheit der Nacht mitten in einem dichten Walde. Lange irrten sie im Finstern tappend hin und her; endlich stießen sie auf Reste von Mauerwerk, welche sie als die Ruinen einer Kirche erkannten; da noch einige Bruchstücke vom Dache geblieben waren, welche sie gegen das Ungemach der Witterung schützen konnten,

---

[1]) Nach eidlicher Aussage dieses später bekehrten Protestanten im Prozesse der Seligsprechung des Heiligen. — De Cambis, p. 161 et 162.

so beschlossen sie an diesem Zufluchtsorte den Tag zu erwarten. Der heilige Apostel setzte sich auf diesen moosbedeckten Steinen nieder, wie einst der Prophet Jeremias auf den Ruinen von Jerusalem, und sich schmerzlichen Betrachtungen überlassend, wandte er mehrere schöne Stellen der heiligen Schrift auf die gegenwärtige Lage an: „O Tempel, rief er aus, welchem Heiligen du auch gewidmet sein magst, ich verehre in deinen Trümmern den Gott, der von Ewigkeit zu Ewigkeit lebt, und seinen eingebornen Sohn, unsern Herrn Jesus Christus, welcher, indem er so viel für mich gelitten, mir auch ein Beispiel gegeben hat, für ihn zu leiden. Hebe dich hinweg von hier, ungestümer Nordwind, und kommet ihr, laue Winde vom Mittag, und wohnt in diesem Garten, um die Blüthen jeglicher Tugend hervorzubringen [1]). O Herr, die Völker sind eingefallen in dein Erbe, sie haben dein Heiligthum entweiht [2]). Segne meine Bemühungen, gieße aus deinen Geist in die Herzen dieses armen Volkes und entzünde in ihnen das Feuer deiner Liebe. Gib in deiner endlosen Barmherzigkeit, daß die Mauern Jerusalems wieder aufgebaut werden, daß man dir daselbst Opfer der Gerechtigkeit bringe und auf deinem Altare das Lamm ohne Makel schlachte [3])." Nachdem er eine Zeit lang in diesen frommen Gedanken verweilt hatte, verfiel er in Schlaf, aus dem er bei Anbruch des Tages von Rolland geweckt wurde [4]).

Wer könnte all das Ungemach beschreiben, welches der eifrige Apostel und sein treuer Gefährte in so vielen andern Nächten zu ertragen hatte? Von einem wolkenbruchartigen Regen überrascht, waren sie einmal genöthigt, unter dem Dachvorsprung einer Scheune Schutz zu suchen und dort die ganze Nacht zuzubringen. Ein anderes Mal, als der Kanonikus Ludwig bei ihnen war, wurden sie von der Nacht in einem Dorfe überrascht, wo sie die Häuser alle verschlossen fanden; wie sie auch an jeder Thüre klopfen mochten und um Aufnahme baten, Niemand wollte ihnen öffnen, in Folge der Vorurtheile, welche die protestantischen Prediger gegen sie verbreitet hatten, indem sie dieselben als Zauberer im Bunde mit dem Teufel verschrieen, die überall, wo sie nur hinkämen, Unglück brächten. Der noch warme Backofen des Dorfes war der einzige Zufluchtsort, den sie finden konnten, um sich vor der außerordentlich heftigen Kälte zu schützen [5]).

Der Tag hatte bisweilen nicht weniger Unannehmlichkeiten für den unerschrockenen Missionär als die schlimmsten Nächte. Ging er

[1]) H. Lied IV, 16. — [2]) Ps. LXXVIII, 1. — [3]) Ps. L, 20 u. 21. — [4]) Charl.-Aug., p. 83 — De Cambis, p. 153. — [5]) Ebendas. p. 83.

in die Dörfer predigen, so wies man ihn verächtlich ab, schloß die Häuser vor ihm zu, und weigerte sich sogar, ihm für Geld Speise und Trank zu geben; so sehr fürchtete man sich, mit einem Manne in Berührung zu kommen, den die calvinischen Prediger mit so schwarzen Farben geschildert hatten. Doch war er weit davon entfernt, den Muth zu verlieren; und als ihm eines Tages ein eifriger Katholik, Herr von Blonay, der ihm in seinem zwei Stunden von Thonon gelegenen Schlosse oft Gastfreundschaft gewährte, die Bemerkung machte, daß so wenig Hoffnung vorhanden sei, so hartnäckige Leute zu bekehren, erwiederte er demselben: „Ich beginne erst mein Werk, mein Bruder, und ich will es fortsetzen im Vertrauen auf Gott, mag auch anscheinend jede Aussicht auf Erfolg noch so gering sein[1]."

So fuhr er fort, in Thonon und der Umgegend mit dem Eifer eines Apostels zu predigen; aber sei es aus Menschenfurcht, oder Scheu vor ihren Predigern, oder daß die gegen ihn verbreiteten Vorurtheile schuld daran waren, die Protestanten kamen nicht zu seinen Predigten. Um Jenen nun, welche die Wahrheit nicht hören wollten, dieselbe auf anderm Wege zur Kenntniß zu bringen, schlug man ihm vor, eine Reihe von Belehrungen über die Wahrheiten der katholischen Religion, mit gleichzeitiger Widerlegung des Calvinismus zu schreiben und davon Exemplare in den Familien zu vertheilen. In seiner besonnenen Klugheit ging er weder auf diesen Gedanken auf der Stelle ein, noch verwarf er ihn sofort; bevor er entschied, nahm er sich Zeit zur Ueberlegung und erwog reiflich die Gründe dafür und dagegen; auf der einen Seite hatte er eine große Abneigung gegen das Schreiben; „denn, sagte er mit ebenso viel Demuth als Geist, am Besten wäre es gewesen, wenn man mich gehört hätte; das Wort, das aus dem Munde kommt, ist lebendig, aber auf dem Papier ist es todt; schreiben ist Etwas für Gelehrte und fähigere Köpfe, wie ich; um Etwas gut zu schreiben, muß es durch und durch unser innerstes Eigenthum geworden sein; mittelmässige Geister müssen sich damit begnügen zu reden, da alsdann Geberde, Stimme, die ganze Erscheinung dem Worte Leben und Kraft verleihen; und demgemäß kann ich, der ich zu den Geringsten gehöre, oder doch höchstens zur letzten Klasse der Mittelmässigen, auch nur einen mittelmässigen Erfolg durch Schreiben erzielen." Auf der andern Seite boten sich ihm auch triftige Gründe dar, den gegebenen Rath zu befolgen; es war das einzige Mittel, denen, die ihn nicht hörten, die Wahrheit zugänglich zu machen; es

---

[1]) Nach de Chaugy.

war ein sicheres Mittel, weil die Neugierde sie um so eher dazu veranlassen dürfte, eine katholische Schrift zu lesen, je mehr die Prediger sie verbieten würden; und es war ein Mittel, das der Selbstbelehrung sehr förderlich war, da man über das Geschriebene besser nachdenken kann, als über das mündlich Gesagte. „Wenn es nicht genau die Lehre der Kirche wäre, sagt er in der Vorrede zu dieser Abhandlung, so würden meine Vorgesetzten mich darüber zurecht weisen. Wenn ich also die vielen Abgeschmacktheiten, welche man den Katholiken vorwirft, als Lüge hinstelle, so geschieht es nicht, um mich vom Kampfe zurückzuziehen, wie Einige gesagt haben. Die schriftliche Darlegung der katholischen Lehre wird Jene zufrieden stellen, welche statt jeder Antwort auf meine Gründe nur immer das vorbrachten, sie möchten dieselben in Gegenwart irgend eines Predigers vernehmen, um zu sehen, was dieser darauf antworten werde; sie denken wohl, die bloße Anwesenheit des Gegners würde mich schon zum Wanken bringen; sind unsere Beweise aber einmal niedergeschrieben, so kann man sie jedem beliebigen Prediger vorlegen [1])."

Da er trotz all dieser Erwägungen noch zu keinem bestimmten Entschluß kommen konnte, so zog er seine vertrautesten Freunde zu Rathe, welche eine schriftliche Vertheidigung und Erklärung der katholischen Lehre für sehr nützlich hielten. Auch bat er Gott um Erleuchtung im Gebete, und da ihm diese während des heiligen Opfers zu Theil geworden, so begann er die Arbeit am 7. Januar, hatte jedoch nicht die Absicht, die Abhandlung auf einmal ganz zu vollenden; dazu hatte er keine Zeit. War ein Abschnitt fertig, so vertheilte man ihn in vielen Exemplaren in den Familien oder schlug sie auf öffentlichen Plätzen und in den Straßen an [2]). Aus diesen zerstreuten, während einem Zeitraume von vier Jahren in einzelnen Augenblicken verfaßten Abhandlungen, die nachher in ein Ganzes gesammelt wurden, entstanden die Controversen, das Erste, was aus der Feder des heiligen Franz von Sales hervorging; daher kommt es, daß sie unvollständig und voller Lücken sind. Sie bilden nur einen Entwurf, aber einen Entwurf von Meisterhand; und wenn man sie liest, nicht in der Verunstaltung, die sie durch ihren ersten Herausgeber, in der Absicht, sie zu vervollkommnen, erfahren, sondern so wie sie aus der Feder des Verfassers hervorgegangen, und wie sie noch im fünften Bande seiner Heiligsprechungs-Akten, welche in den Archiven des Ordens von der Heimsuchung in Annecy aufbewahrt werden, erhalten sind, so wird man finden, daß sie einen

---

[1]) Préface des Controverses. — [2]) Nach Passis.

großen Werth besitzen, daß sie die Beweise für den katholischen Glauben mit unwiderstehlicher Kraft und großer Klarheit auseinandersetzen, so daß die apostolischen Commissäre, die im Jahre 1658 mit dem Prozesse der Heiligsprechung beauftragt waren, in Wahrheit sagen konnten, daß ein Athanasius, Ambrosius und Augustinus den Glauben nicht besser vertheidigt haben.

Das ganze Werk zerfällt in vier Theile: der erste handelt von der rechtmäßigen Sendung. Der Verfasser zeigt darin, daß die Urheber der Reformation und ihre Nachfolger sich ohne Sendung in das kirchliche Amt eingedrängt haben; und daraus zieht er den Schluß, daß sie falsche Hirten sind und ihre Kirche eine falsche Kirche ist; daß ihre Zuhörer keine Entschuldigung finden können, wenn sie dieselben hören, wie diese selbst nicht zu entschuldigen sind, wenn sie predigen. Nach Feststellung dieser Principien verfolgt er die Irrlehrer bis in ihre letzten Schlupfwinkel und Ausflüchte, hinter die sie sich vor den Pfeilen der katholischen Wahrheit verschanzten, und widerlegt siegreich ihre Lehre von einer außerordentlichen Sendung, der Unsichtbarkeit und des Verfalles der Kirche.

Der zweite Theil handelt von den Quellen des Glaubens, deren er acht angibt: Die heilige Schrift, Tradition, Kirche, Autorität des Papstes, die Concilien, Väter, Wunder und die natürliche Vernunft. Er zeigt, daß die heilige Schrift Quelle des Glaubens ist, aber nur insofern als sie von der Kirche, der einzigen rechtmäßigen Auslegerin derselben, erklärt wird; und hieraus zieht er den Schluß, daß die Irrlehrer, indem sie die Autorität der Kirche verwerfen, die heilige Schrift nicht mehr als Norm des Glaubens aufstellen können. Weiterhin beweist er ihnen, daß sie die Schrift selbst verstümmelt haben, indem sie das, was zu ihrem Systeme nicht paßte, ausmerzten, und daß sie sich durch Läugnung der Autorität der Kirche des einzigen Mittels beraubt haben, um die inspirirten oder kanonischen Bücher von den nicht inspirirten zu unterscheiden. Dann zur zweiten Glaubensquelle übergehend, zeigt er, daß es in Wirklichkeit eine wahre apostolische Tradition gebe, und daß die Protestanten nicht zu entschuldigen sind, wenn sie dieselbe verwerfen. — Dies sind die beiden formalen Hauptregeln des Glaubens; zur klugen Anwendung derselben bedarf es aber neuer Regeln und Grundsätze. Die erste ist das Lehramt der katholischen Kirche; hier zeigt er, daß die wahre Kirche unter einem Oberhaupte stehen muß, daß sie einig, heilig sein muß, ebenso alt wie das Christenthum selbst, allgemein, fruchtbar, apostolisch; daß alle diese Kennzeichen die römische Kirche schmücken, und der reformirten

Kirche abgehen. Die zweite Regel ist die Autorität des Papstes. Zuerst weist er den Vorrang des heiligen Petrus vor den übrigen Aposteln nach, und zeigt dann, daß die Nachfolger desselben diesen Vorrang besitzen, daß diese Nachfolger die römischen Bischöfe sind und als solche das Oberhaupt der Kirche, was auch vom ganzen christlichen Alterthume bezeugt werde: daraus zieht er den Schluß, daß Rom der nothwendige Mittelpunkt des Katholicismus ist und daß der Papst ohne die Concilien Glaubensentscheidungen geben kann Dann kommen die Concilien und die Väter; und hier zeigt er, wie unvernünftig und unbesonnen die Protestanten handeln, Autoritäten zu verachten, welche sich durch ausgezeichnete Gelehrsamkeit und große Heiligkeit so sehr empfehlen. Zuletzt hebt er die Beweiskraft der Wunder hervor, durch welche Gott in allen Jahrhunderten die Wahrheit der römischen Kirche hat bestätigen wollen. Stellt er die natürliche Vernunft als letzte Glaubensregel auf, so geschieht das nur negativ, in dem Sinne, daß der wahre Glaube Nichts enthalten kann, was der Vernunft, den guten Sitten und der christlichen Vollkommenheit zuwider ist.

Der dritte Theil der Schrift handelt, nach einer kurzen Wiederholung des Vorhergehenden, von den Sakramenten im Allgemeinen, und von der Aenderung der Form der Sakramente durch die protestantischen Prediger; leider besitzen wir hiervon nur mehr einige Bruchstücke.

Der vierte und letzte Theil handelt von dem Fegfeuer und dem Gebete für die Verstorbenen, und weist die Wahrheit der katholischen Lehre über diese beiden Punkte nach.

Das ist das Wesentliche dieser Abhandlung, welche der Verfasser im Alter von siebenundzwanzig Jahren schrieb. Als er sie den Bewohnern von Thonon hinsandte, schrieb er ihnen folgenden liebevollen Brief dabei: „Ich darf Euch wohl versichern, daß nie Jemand für Euch Etwas geschrieben hat, dem Euer geistiges Wohl mehr am Herzen liegt, als mir..... Nehmet denn diese Gabe wohlwollend entgegen und leset, was ich darin gesagt habe, mit Aufmerksamkeit. Habt Ihr so willig und eifrig die eine Partei angehört, so habt nun auch die Geduld, die andere zu hören. Und im Namen Gottes fordere ich Euch auf, nehmet Euch Zeit zu ruhiger Ueberlegung, und bittet den Herrn, Euch mit seinem Geiste in einer so wichtigen Sache zu erleuchten. Ich meinerseits werde ihn auch für Euch anflehen, daß Ihr diese Dinge nach seinem Geiste verstehen möget, und daß Ihr nie einer andern Leidenschaft Eingang in Euer Herz gestattet, als der unsers Herrn und Heilandes Jesus Christus. Versuchet also dies

Mittel, das ich Euch biete; prüfet meine Beweise und sie werden Euch sonnenklar erkennen lassen, daß Ihr nicht auf dem Wege seid, der zum Heile führt[1])."

Während der Apostel so durch seine in so gewinnendem Tone gehaltenen Schriften der Wahrheit in die Familien Eingang zu verschaffen suchte, ließ er sich außer seinen gewöhnlichen Berufspflichten auch das geistige Wohl der Garnison in Allinges angelegen sein. Durch seine Güte und Sanftmuth, wie durch seinen unerschrockenen Muth hatte er bereits ihre Achtung gewonnen; sie sprachen nur mit Bewunderung von ihm; und entzückt von seiner sich stets gleichbleibenden Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit machten sie sich eine Freude daraus, ihn, so oft es möglich war, nach Thonon hin und zurück zu begleiten. Alle liebten ihn wie einen Vater und hatten ein Zutrauen zu ihm, welches der Verehrung, die seine Tugenden ihnen einflößte, gleich kam. Franz benutzte diesen Einfluß, den er auf sie besaß, um sie an ein christlicheres Leben zu gewöhnen; so oft er sie etwas Unrechtes oder Unanständiges thun sah oder sagen hörte, wies er sie mit so liebevollem Ernste zurecht, daß sie ihm unmöglich böse darüber sein konnten. Es herrschten besonders zwei Uebelstände unter ihnen, die Franz am meisten Kummer verursachten, und die er auf alle Weise zu bekämpfen und zu unterdrücken suchte; einmal die böse Gewohnheit, beim Spiele und im Gespräche Flüche und Verwünschungen auszustoßen, und dann der Unfug des Duells, dieses traurige Ueberbleibsel aus einer barbarischen Zeit, welches weder die Religion, noch Bildung, noch der gesunde Menschenverstand hinwegzuräumen im Stande gewesen war. Wohl hatte der Herzog von Savoyen es unter strenger Strafe verboten; aber da dies Verbot nur für die eigentliche Dienstzeit galt, so baten sie den Gouverneur um Urlaub, und konnten sich dann in einer gewissen Entfernung von der Garnison schlagen. Franz, der mit tiefem Schmerze sah, wie der Name Gottes so oft entheiligt, und Menschenleben einem eines vernünftigen Wesens unwürdigen Vorurtheile zum Opfer fielen, bot zuerst die ganze Kraft seiner Beredsamkeit auf, um diese zwiefache Unsitte abzuschaffen. Da ihm dies nicht gelang, so wandte er sich an den Vorgesetzten; er gab dem Baron von Hermance zu bedenken, daß die Flüche und die Entheiligung des Namens Gottes den Zorn des Himmels auf die Soldaten herabziehen könne; sodann, daß er durch Bewilligung von Urlaub, zum Zwecke sich zu schlagen, gegen Gott sündige, der diese Art von

---

[1]) Préface des Controverses.

Zweikampf verbietet; gegen den Nächsten, zu dessen Tod und ewiger Verdammung er Anlaß gebe; gegen seinen Fürsten, der dadurch, daß er das Duell unter strenger Strafe verboten, jede Begünstigung desselben mit verbiete. Diese Vorstellungen verfehlten ihren Eindruck auf den Baron nicht, und er machte diesen Unordnungen für immer ein Ende; er untersagte unter schwerer Strafe das Fluchen und Lästern und bewilligte den Soldaten nicht mehr jenen grausamen und mörderischen Urlaub [1]).

Mittlerweile war die Fastenzeit herangekommen; während derselben hielt er den Soldaten häufig Religionsunterricht, um sie zu einem christlichen Lebenswandel zu bringen, und hörte Alle Beichte, welche sich nur immer an ihn wandten. Diese Art Mission brachte wunderbare Früchte hervor; die Soldaten schienen in andere Menschen umgewandelt zu sein und zeigten in ihrem ganzen Betragen jene aufrichtige Reue über das Vergangene, jenen festen Willen, in Zukunft ein besseres Leben zu führen, welcher das Kennzeichen einer wirklich zu Gott zurückgekehrten Seele ist, und jene offene und männliche Tugend, welche den echten Ruhm des christlichen Soldaten ausmacht. Einer dieser wackern Männer war eines Tages durch eine Predigt des jungen Apostels auf's tiefste ergriffen worden; eine solche Angst wegen seiner Sünden befiel ihn, daß er keine Vergebung mehr zu hoffen wagte, er war außer sich vor Reue und Kummer. In diesem Zustande suchte er Franz auf und theilte ihm seine Angst mit; bis zu Thränen gerührt, nahm dieser ihn auf, wie der Vater seinen verlornen Sohn, der voll Reue über seine Verirrungen zu ihm zurückkehrte, tröstete und ermunterte ihn, Vertrauen zu fassen; und da er besorgte, dieser wahre Büßer möchte, wenn er sich selbst überlassen bleibe, auf's neue seinen düstern Gedanken, am Ende gar der Verzweiflung anheim fallen, so ließ er ihn an seinem Tische essen, sogar in seinem Zimmer schlafen, bereitete ihn selbst zur Beichte vor, und da seine Reue so tief und innig war, gab er ihm vor der Absolution als ganze Buße ein „Vater unser" und „Ave Maria" auf. „Wie, mein Vater, rief da der Soldat aus, wollen Sie mich denn verderben? Für solche Verbrechen legen Sie mir eine so kleine Buße auf!" — „Nein, erwiederte Franz, ich will dich nicht verderben; vertraue auf die Barmherzigkeit Gottes, die größer ist als alle deine Missethaten. Den Rest deiner Buße nehme ich auf mich." — „Das ist nicht recht, mein Vater, versetzte der Soldat; denn ich bin der Sünder und Sie

[1]) Charl.-Aug., p. 84.

der Unschuldige.“ Nach einigen Wochen kam der wackere Soldat wieder zu Franz, um ihm mitzutheilen, daß er seinen Abschied erhalten und sich auf immer in ein Karthäuserkloster zurückziehen wolle, da er überzeugt sei, er müsse den Rest seiner bis dahin so schlecht angewandten Lebenszeit der Buße widmen [1]).

Die glücklichen Erfolge, welche die Arbeiten des eifrigen Missionärs bei der Garnison von Allinges krönten, entschädigten ihn einigermaßen für seine fruchtlosen Bemühungen bei den Protestanten von Thonon. Seit den sieben Monaten, die er unter diesen mit Wort und Beispiel predigte, war es ihm nur bei Dreien oder Vieren gelungen, sich Gehör zu verschaffen, und auch diese waren nur vier bis fünf Mal und das nur im Geheimen gekommen. Jede Gelegenheit suchte er zu benutzen, sich bei ihnen Eingang zu verschaffen; aber die Einen wollten ihn nicht hören, die Andern wagten es nicht, aus Furcht als Katholiken verfolgt zu werden, wenn eines Tages die Genfer und Berner sich Chablais' wieder bemächtigen sollten; Andere hatten den Glauben zwar im Herzen, aber die Furcht hinderte sie, denselben offen zu bekennen. Sprach man ihnen von der Hölle, deren Strafen sie sich aussetzten, so beriefen sie sich auf die Güte Gottes; setzte man ihnen eifriger zu, so gingen sie auf der Stelle fort; und, als ob es mit der eigenen Hartnäckigkeit eines Jeden nicht genug gewesen wäre, die Angesehensten von Thonon hielten auf Antrieb der protestantischen Prediger eine Versammlung, in der sie sich gegenseitig verpflichteten, niemals einer katholischen Predigt beizuwohnen. Nicht zufrieden mit diesem Siege, verboten die Prediger den Ihrigen auf das Strengste, jemals die katholischen Priester zu hören und irgend welche Gemeinschaft mit ihnen zu haben. Andererseits that auch der Herzog selbst Nichts, um durch sein Ansehen die begonnene Mission zu einem guten Ende zu führen; und seine Beamten bewiesen nicht mehr Eifer, dieselbe zu unterstützen. Alle, der Baron von Hermance ausgenommen, sahen mit kalter Gleichgültigkeit, wie die Bemühungen des heiligen Missionärs durchkreuzt wurden und fruchtlos blieben; an eine thätige Hülfe dachten sie nicht.

Trotz all dieser Hindernisse verlor Franz den Muth nicht. „Das späte Obst, pflegte er zu sagen, hält sich besser, als das frühzeitige; und ich hoffe, daß, wenn der Herr einmal sein „Oeffnet Euch“ den Ohren zuruft, diese späten Früchte stetiger und besser reifen werden. Der Müller verliert seine Zeit nicht, wenn er seinen Mühlstein

[1]) De Cambis, p. 155.

schärft; und schade wäre es, wenn ein Anderer, der sonst wo mehr wirken könnte, hier seine Mühe umsonst verlöre; für mich aber paßt diese Stelle herrlich, da ich kaum zu etwas Anderm gut bin, als den Steinen zu predigen, wie ich es in dieser Stadt thue[1])."

Gott, der mehr als eine Mutter für Jene sorgt, welche sich selbst vergessen, um sich ganz seinem Dienste zu weihen, belohnte bald durch außerordentliche Gnaden eine solche Hingebung. Franz hatte sich für die Frohnleichnahmsoctave nach Annecy begaben, um diese Zeit ausschließlich den Uebungen der Frömmigkeit zu widmen, während sein Vetter Ludwig ihn in Thonon vertrat; am Frohnleichnamsfeste selbst begab er sich mit dem frühesten Tagesgrauen zur Kirche, und gegen drei Uhr Morgens, während er in tiefe Betrachtung vor dem allerheiligsten Sakramente versunken war, wurde seine Seele von einer solchen Fülle der Gnaden überschüttet, daß er vor Liebe fast ohnmächtig wurde und zu Boden fiel. „Halte ein, o Herr, rief er aus, halte ein mit dem Strome deiner Gnade: entferne dich von mir, denn ich bin nicht im Stande, die Menge deiner Tröstungen zu ertragen. Domine, continue undas gratiae tuae; Domine, recede a me, quia non possum sustinere tuae dulcedinis magnitudinem; unde prosternere me cogor." Das sind die eigenen Worte des Heiligen, welche wir der von ihm selbst unter der Ueberschrift: Visitavit Dominus servum suum[2]) niedergeschriebenen Erzählung dieser Begebenheit entlehnt haben. (Er hatte nämlich die Gewohnheit, die besondern Gnaden, welche er von Gott erhielt, aufzuzeichnen, um nie die Erinnerung daran zu verlieren.) Der Eindruck dieser himmlischen Gunstbezeugung war ein so tiefer, daß er während des übrigen Tages einem Seraph glich. Sein Antlitz, glühend vor göttlicher Liebe, schien Strahlen des Lichtes auszuströmen, besonders als er die heilige Messe las und auf der Kanzel stand.

Anfangs Juni nach Thonon zurückgekehrt, nahm er daselbst seine apostolischen Arbeiten mit einem Eifer wieder auf, als wäre ihm nie ein Hinderniß begegnet. Herr von Boisy vermochte das nicht zu begreifen; und untröstlich darüber, daß sein Sohn durch die Fortsetzung eines Werkes, das ihm unmöglich vorkam, nach seiner Meinung seine Ehre auf's Spiel setzte, versuchte er es noch einmal, ihn zu bestimmen, die Mission aufzugeben. „Dein Eifer, schrieb er ihm, kann zu nichts Gutem führen. Deine Ausdauer ist eine unvernünftige Hartnäckigkeit,

---

[1]) Préface des Controverses. — [2]) „Der Herr hat seinen Diener heimgesucht."

und es heißt Gott versuchen, noch weitere Versuche zu machen. Ich beschwöre dich, sobald als möglich unserer Unruhe ein Ende zu machen und dich deiner Familie, die so sehr nach dir verlangt, wiederzugeben, vor Allem deiner Mutter, welche die schmerzliche Furcht, dich zu verlieren, noch tödten wird; und wenn meine Bitten nicht hinreichen, so befehle ich dir als Vater, unverzüglich zurückzukommen." Franz dachte jedoch nicht im Entferntesten daran, den Willen eines Menschen, welche Ehrfurcht er demselben auch immerhin schulden mochte, höher als den Willen Gottes zu achten, und als letzterer galt ihm der Auftrag seines Bischofs. „Wenden Sie sich an den Bischof, schrieb er seinen Vater zurück, ich bin zur Abreise bereit, sobald er es verlangt. Vergessen Sie aber nicht den Ausspruch der ewigen Wahrheit: Nur wer ausharret, wird gerettet werden[1]), nur wer gesetzmäßig gekämpft hat, wird gekrönt werden[2])." Auf diese Antwort begab sich Herr von Boisy tief betrübt zum Bischofe; und mit einer Heftigkeit, die an Zorn grenzte, beklagte er sich bitter über ihn, daß er seinen Sohn wie ein Schaf den Wölfen Preis gebe; dann bat und flehte er, beschwor den Bischof, mit dem zufrieden zu sein, was der Probst bereits gethan habe, und nicht mehr zu verlangen.

Von dem Schmerze des ehrwürdigen Greises gerührt, schien der Bischof, um ihn zu beruhigen, Anfangs auf seine Bitten einzugehen, und versprach Alles zu thun, was ihm sein Gewissen und seine Pflicht als Bischof erlauben würde; sodann theilte er ihm mehrere Briefe seines Sohnes mit, in denen er über den Stand der Mission und die aufdämmernden Hoffnungen auf einen guten Ausgang derselben berichtete, und da er wußte, daß Herr von Boisy im Punkte der Ehre sehr feinfühlend war, so stellte er ihm vor, wie wenig ehrenvoll es sein würde, im Augenblicke der Erndte die Sichel wegzuwerfen, den Füchsen und Vögeln die Trauben zu überlassen, wenn sie zu reifen beginnen, und wie ein solches Benehmen dem Ansehen des Probstes schaden würde, da es ihn zum Gespötte der ganzen Gegend machen, und man nicht ermangeln würde, die Worte des Evangeliums auf ihn anzuwenden: Er hat angefangen zu bauen, und konnte das Gebäude nicht vollenden[3]). Auch hielt er es gerathen, vor Allem an seinen Sohn zu schreiben, um bestimmte Nachrichten über den Stand der Mission zu erhalten. Da Herrn von Boisy dieser Vorschlag gefiel, schickte der Bischof noch am nämlichen Tage durch einen

[1]) Matth. X, 22. — [2]) 2. Tim. II, 5. — [3]) Luk. XIV, 30.

Expressen einen Brief an Franz ab. Er beschwor ihn in demselben, ein Leben zu schonen, das ihm ebenso werthvoll wie das seinige sei, und bat ihn, ihm genau auseinander zu setzen, wie es um die Mission stehe. „Hochwürdigster Herr, schrieb Franz zurück, ich will Ihnen offen den Stand der Dinge mittheilen: Die Hartnäckigkeit dieses Volkes ist derart, daß man auf's neue das öffentliche Verbot verschärft hat, unsern Predigten beizuwohnen; und da wir hofften, daß man uns wenigstens aus Neugierde hören würde, oder weil noch etwas Sinn für die alte Religion übrig geblieben, da fanden wir, daß sie sich gegenseitig in dem gefaßten Entschluß bestärkt hatten, niemals zu unsern Predigten zu kommen, indem sie sich damit entschuldigten, daß die Berner und Genfer nach Ablauf des Waffenstillstandes unsere Zuhörer, als Verräther ihres Glaubens, sicherlich eine üble Behandlung würden erfahren lassen. Doch haben die protestantischen Prediger in Privatunterredungen zugestanden, daß wir für unsern Glauben aus der heiligen Schrift starke Beweise beibrächten, und wenn die Furcht nicht wäre, würden Alle dasselbe Geständniß ablegen oder in unsere Predigten kommen. Hoffen wir, daß dieser bewaffnete Starke, der das Haus bewacht, durch einen Stärkern, unsern Herrn Jesus Christus, daraus vertrieben werde."

Zugleich mit diesem Briefe schickte er einen andern an den Senator Favre, welchen Herr von Boisy gebeten hatte, seinem Sohne zu schreiben, er möge doch zurückkommen. Seinem Freunde öffnete er sein ganzes Herz: „Wenn es mein Bischof befiehlt, schrieb er ihm[1]), so werde ich mich der Last der Mission in Thonon gerne entledigen; sie ist für meine Schultern zu drückend. Der Gedanke jedoch, andere Arbeiter an meine Stelle zu setzen und ihnen die nothwendigen Existenzmittel verschaffen zu müssen, wofür ich keine Möglichkeit sehe, bereitet mir große Unruhe und Sorge. Wahrlich, mein geliebtester Bruder, wir sind von so vielen Gefahren bedroht, daß man kaum einen ruhigen Augenblick zum Gebete finden kann; und es ist doch so nothwendig, die heilige Flamme desselben zu unterhalten. Aber ein Blick auf Jesus Christus richtet den wankenden Muth wieder auf. Er hat ja gesagt: Wenn ihr höret von Krieg und Aufruhr reden, so fürchtet euch nicht, selbst wenn man Hand an Euch legen würde[2]). O, mein theurer Bruder, richten wir inmitten dieser Wirren, oder vielmehr dieser Gräber unseres Vaterlandes, wo unserm Auge nur Trauriges begegnet, unsern Blick fest auf das himmlische

---

[1]) Brief VI. — [2]) Luk. XXI, 9 u. 12.

Vaterland, und erinnern wir uns immer des Propheten Elias, der nur im Sturmwinde gegen Himmel fahren konnte[1]).“

Auf diese Nachrichten hin hatte der Bischof mit dem Senator Favre und Herrn von Boisy eine lange Berathung, was bei diesem Stande der Dinge wohl am Besten zu thun sei. Herr von Boisy drang auf's neue auf die Rückkehr seines Sohnes; der Bischof blieb bei der schon früher gemachten Bemerkung, daß es für die Ehre des Probstes sehr unangenehm sein würde, wenn das Publikum argwöhnen könne, es habe ihm zum Gelingen eher an Muth als an den nöthigen Mitteln gefehlt. Der Senator Favre, der Eingebung edler und christlicher Freundschaft folgend, war der Ansicht, daß Franz, wenn er keine Hoffnung auf Erfolg habe, zurück kommen solle, gebe er diese aber noch nicht auf, so solle er bleiben und das Gelingen der Mission nicht auf's Spiel setzen, indem er sie weniger geschickten Händen überlasse. Diese Meinung fand keinen Beifall, und den Bitten des Herrn von Boisy nachgebend, entschied sich der Bischof dahin, Franz zurückzurufen[2]). Bevor es aber dazu kam, hatte eine ruhigere Ueberlegung ihm alle Folgen dieses Schrittes so klar und deutlich gezeigt, daß er seine Ansicht änderte und Franz seine Mission fortsetzen ließ.

Der Senator war im Interesse des Glaubens erfreut darüber; nichtsdestoweniger ging er selbst, da ihm die Lage seines Freundes die lebhafteste Unruhe verursachte, an Ort und Stelle, um sich persönlich von dem Stande der Dinge zu überzeugen. Er sah wohl, daß das Böse daselbst überhand genommen und die Gefahr sehr groß war; aber als christlicher Freund, den der Glaube über die Gefühle der Natur erhebt, ermuthigte und bestärkte er den Probst in seinen edelmüthigen Vorsätzen. Und die Erinnerung an diesen edlen Freund, der ganz das Herz eines Apostels besaß, blieb in der Seele des Missionärs als ein freundlicher Lichtstrahl zurück, der seinen Verstand erleuchtete, und seinen Eifer belebte. Wir ersehen das aus einem Briefe, den er einige Zeit nachher an ihn schrieb. „Es gibt für mich nichts Süßeres, sagt er[3]), als Dein Bild mir täglich in Gedanken so gut als möglich zu vergegenwärtigen; es ist mir dann, als sähe ich mitten in der dichtesten Finsterniß ein freundliches Licht; denn, wahrlich, der Fürst der Finsterniß herrscht in der Luft, die man hier einathmet, und verbreitet Dunkel rings umher. Seit Deiner Abreise hat der Satan nicht aufgehört, den Geist dieses Volkes zu neuen Verirrungen zu treiben, die noch schlimmer als die ersten sind. Der

[1]) 4. Kön. II, 11. — [2]) Brief VII. — [3]) Brief VIII.

Gouverneur sowie die übrigen Katholiken hatten einige Bauern und selbst einige Bürger aus der Stadt dahin gebracht, unsere Predigten zu besuchen. Das wirkte viel Gutes. Bald aber traten die Verbote der Prediger und die erneuerten gegenseitigen Versprechen der angesehensten Familien, nie in unsere Predigten kommen zu wollen, hindernd dazwischen. Sie möchten uns alle Hoffnung auf jeden Erfolg benehmen und uns dadurch vertreiben; aber es wird ihnen nicht gelingen. So lange der Waffenstillstand, sowie der Herzog und der Bischof es uns gestattet, werden wir von unserm Vorhaben nicht abstehen und unser vorgesetztes Ziel verfolgen, indem wir nicht nachlassen zu ermahnen, zu flehen, zurechtzuweisen, zu predigen in aller Geduld und Weisheit der Lehre. Ja, ich will noch mehr thun: sobald es möglich ist, werde ich öffentlich das heilige Opfer in Thonon feiern, um ihnen zu zeigen, daß all' ihre Kunstgriffe unsern Muth nur erhöhen, anstatt ihn zu schwächen."

Eine solche Unerschrockenheit erregte die allgemeine Bewunderung. Man konnte diesen hochherzigen Muth nicht genug rühmen, der unter beständigen Gefahren, Entbehrungen und erfolglosen Anstrengungen unerschütterlich blieb wie ein Fels in mitten der tobenden Wogen, und ohne das geringste Bedenken bei seinem Unternehmen verharrte. „Alle Segenswünsche unsers Bischofs und aller Gutgesinnten, schrieb ihm der Senator Favre, begleiten Dich bei Deinem Werke, mein theurer Bruder: selbst, wenn es dir auch nicht gelingen sollte, was Gott verhüten möge, so werden doch Alle Deinen Eifer loben und nur die Bosheit der Irrgläubigen anklagen." Herr von Boisy allein, der nur der Stimme der geängstigten Vaterliebe Gehör gab, mißbilligte laut bei jeder Gelegenheit die Unbesonnenheit seines Sohnes, wie er sich ausdrückte, und zeigte sich taub gegen alle Vorstellungen. Doch sparte Favre dieselben nicht bei ihm; innig betrübt, daß ein so apostolischer Muth diesen Tadel erfuhr, bestrebte er sich unaufhörlich dem guten Vater eine bessere Ansicht beizubringen und ihn zu überzeugen, daß die Vorsehung seinem Sohne als Schild gegen die Pfeile seiner Feinde dienen werde. „Ich suche so viel als möglich unsern guten Vater zu beruhigen, schrieb dieser würdige Freund an Franz, ich ermuntere ihn, gutes Muthes zu sein und betheuere ihm unaufhörlich, wovon Du auch wohl überzeugt bist, daß ich Dich nie verlassen haben würde, wenn ich Dich in Gefahr geglaubt hätte."

Mittlerweile schienen die Protestanten immer aufgebrachter zu werden je unerschrockener sie Franz sahen. Am 1. Juli hatte er auf dem Berge Voirons eine der allerseligsten Jungfrau gewidmete Kapelle,

welche die Berner zerstört hatten, zu ihrer Verehrung wieder herrichten wollen; als die Protestanten das erfuhren, strömten sie eilig dahin, und nicht zufrieden, sich seinem frommen Vorhaben zu widersetzen, überhäuften sie ihn noch mit Schmähungen. Bald von Drohungen zu Thätlichkeiten schreitend würden sie ihn ihrer Wuth geopfert haben, wenn er sich ihnen nicht durch eilige Flucht entzogen hätte. Wie er den Händen dieser Wüthenden entrinnen konnte, möchte schwer zu erklären sein; er selbst schrieb es einer Art Wunder bei und sagte, nur durch den besonderen Schutz der allerseligsten Jungfrau sei er gerettet worden, und daß er wohl Ursache habe, sich zu verdemüthigen, da er nicht für würdig befunden worden, bei dieser Gelegenheit durch seinen Tod Christus und seine heilige Mutter zu verherrlichen.

Nach diesem Vorfalle wurde in Franz mehr als jemals die Hoffnung lebendig, daß er doch zum Ziele gelangen werde, und mit dem heiligen Paulus sprach er: Da wir vorher viele Leiden und und große Schmach erduldet, so können wir jetzt voll Vertrauen das Evangelium predigen[1]).

Als er einige Tage nachher am Feste des heiligen Romanus in Thonon predigte, hatte er in der That den Trost, eine ziemliche Anzahl Protestanten um die Kanzel herum zu sehen, die genug Muth hatten, dem allgemeinen Verbote zu trotzen. Von seinen Worten gerührt, theilten sie Anderen ihre Empfindungen und Eindrücke mit, und diese waren denselben um so eher zugänglich, weil die Unerschrockenheit und die Ruhe des Apostels unter so vielen Verfolgungen, seine Frömmigkeit, seine Sanftmuth, sein in Allem musterhaftes Leben ihre Herzen zum Glauben geneigt machten und zu gleicher Zeit seine Controversschriften ihnen die Augen zu öffnen begannen. In größerer Zahl kam man am 17. Juli, dem Feste des heiligen Alexis in seine Predigt und sie machte noch mehr Eindruck als die vorhergehende. Einzelne bekehrten sich und eine allgemeine Bewegung zum Rücktritte in die katholische Kirche schien nahe bevorzustehen; voll Schrecken hielten die protestantischen Prediger eine Versammlung, in der sie, um seinen Eifer zu lähmen, kein anderes Mittel ersinnen konnten, als überall, in Predigten sowohl wie in Privathäusern, immer zu wiederholen, daß er ein Hexenmeister, ein Zauberer sei, der durch seine magische Kunst die Leute zu sich heranziehe; daß er in Verbindung mit dem Teufel stehe, der ihn zur Nachtszeit unterweise, was er am Tage thun solle, und ihm die Kunstgriffe beibringe, durch welche er die

---

[1]) 1. Theff. II, 1.

Einfältigen verführe, darum müsse man ihn auf das sorgfältigste fliehen, um seinen Schlingen zu entgehen. Man brachte sogar einen elenden Wicht herbei, der beschwor, er habe ihn bei der nächtlichen Hexenversammlung, gewöhnlich der Sabbat genannt, gesehen, und er wolle seinen Kopf verlieren, wenn man nicht an dem Leibe dieses großen Freundes des Teufels Zeichen finde, die ihm der Geist der Finsterniß aufgedrückt habe. Das Volk glaubte in seiner Unwissenheit und Leichtgläubigkeit an diese Verläumdungen, und forderte sogar, daß man diesen abscheulichen Zauberer öffentlich verbrennen sollte. Weit entfernt, über diese abgeschmackten Anschuldigungen in Schrecken zu gerathen, vernahm sie Franz mit verächtlichem Lächeln, und das Zeichen des Kreuzes machend, sprach er: „Sehet, das sind die einzigen Zeichen, die ich an meinem Leibe trage, der einzige Zauber, den ich anwende; mit diesem Alles vermögenden Zeichen gebiete ich Schweigen dem Toben der Stürme und zerstreue ich die bösen Wetterwolken, die man gegen mich heraufbeschwört. Mit diesem heiligen Zeichen bewaffnet, fürchte ich Nichts von Allem, was die Menschen mir auch thun können, und ohne Zagen werde ich ganze Heere gegen mich aufstehen sehen [1]."

Trotz dieser kühnen Sprache glaubte der Apostel doch, mit einem festen Charakter die Klugheit verbindend, daß er sich nicht ohne Noth der Wuth seiner zu Allem fähigen Feinde bloßstellen dürfe; er ging darum an jenem Abende nicht nach Allinges zurück, weil er besorgte, er möchte auf dem Wege überfallen werden, sondern blieb bei dem Fiscalprokurator Marin. Am folgenden Tage, am 18. Juli, predigte er über die Verehrung der Heiligen mit einer Klarheit und Gründlichkeit, daß alle seine Zuhörer davon ergriffen wurden. In der ganzen Stadt sprach man davon; je mehr Gutes man aber davon sagte, um so aufgebrachter wurden die Protestanten gegen den Prediger, so daß sie sogar beschlossen, sich seiner um jeden Preis zu entledigen, und zu diesem Zwecke auf dem Wege nach Allinges Meuchelmörder aufstellten, die ihn umbringen sollten. Seine Freunde erhielten Kenntniß von diesem scheußlichen Anschlage und baten ihn flehentlich, diesen Abend nicht nach Allinges zu gehen, da es nicht möglich sei, ohne sein Leben auf's Spiel zu setzen; gewisse Papiere jedoch, die er dort in seiner Wohnung gelassen, waren ihm zu einem Briefe, den er in einer höchst wichtigen Angelegenheit an den Nuntius in Turin sobald als möglich abschicken mußte, unumgänglich nothwendig, und da er glaubte, es sei

[1]) Charl.-Aug., p. 86.

dem Willen der Vorsehung gemäß, wenn er sie holen ginge, antwortete er mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit: „Wer auf die Hülfe des Allerhöchsten baut, wird sicher wohnen unter dem Schutze des Gottes des Himmels[1]). Die Verheißung des Herrn ist ein Schild, der mich decken wird gegen die Pfeile meiner Feinde. Auf den allmächtigen Gott habe ich mein Vertrauen gesetzt." Von zwei Katholiken, die zu seiner Sicherheit mitgehen wollten, begleitet, ging er also, und zwar nahm er den gewöhnlichen Weg und nicht abgelegene Seitenpfade, wie man ihm dringend gerathen hatte. Kaum war er bei Anbruch der Nacht unten am Fuße des Berges, auf dem Allinges lag, angekommen, als plötzlich aus einem Hinterhalte zwei Meuchelmörder mit bloßem Dolche und schreckliche Verwünschungen ausstoßend auf ihn losstürzten. Seine beiden Begleiter, sowie Georg Rolland warfen sich ihnen entgegen, um ihn zu beschützen. „Steckt euer Schwert in die Scheide und ziehet euch zurück, sprach er nach dem Beispiele des Heilandes zu ihnen, ich will Denen, die mein Leben wollen, allein entgegengehen." Und seine Schritte verdoppelnd, ging er gerade auf die Mörder los. Von seiner Sanftmuth und dem ehrfurchtgebietenden Ausdrucke seines Antlitzes ergriffen, ließen diese ihre Waffen zu Boden fallen; ganz beschämt schlugen sie die Augen nieder, und sich ihm zu Füßen werfend baten sie ihn um Verzeihung: ihre Prediger seien allein Schuld an all' Diesem, und feierlich gelobten sie, künftig nicht nur Nichts mehr gegen ihn unternehmen zu wollen, sondern ihm auch jeden in ihrer Macht stehenden Dienst zu leisten[2]).

Auf dem Schloße angekommen, eilte Georg Rolland, noch ganz außer sich über die Gefahr, der sein geliebter Herr soeben entronnen war, auf der Stelle zum Gouverneur und erzählte ihm das Geschehene. Nicht minder beunruhigt, beschwor dieser Franz, er möge sich doch immer einige Soldaten zu seinem Schutze mitnehmen; aber wie dringend er auch darum bat, Franz wollte sich nie dazu verstehen. „Der heilige Paulus und die andern Apostel, antwortete er, haben keine Soldaten zu Hülfe genommen; sie wollten gegen weit furchtbarere Feinde sich keiner andern Waffen bedienen, als des Schwertes des göttlichen Wortes; und mit diesem allein haben sie die Macht der Dämonen und der Kaiser gebrochen, die Eitelkeit der Philosophen und den Stolz der Welt besiegt und auf dem ganzen Erdkreis das Reich Jesu Christi auf den Trümmern der umgestürzten Götzenbilder ge=

---

[1]) Ps. XC, 1. — [2]) Nach Franz Favre. — De Cambis, p 162. — Charl.-Aug., p. 87.

gründet. Luther und Calvin dagegen haben ihre Irrlehren durch Feuer und Schwert, durch die zwingende Gewalt der weltlichen Macht verbreitet. Das ist für mich ein Grund, es nicht ebenso zu machen, und nur die gewaltige Kraft des göttlichen Wortes anzuwenden, welches ohne menschliche Hülfe die Cedern des Libanon zu zerschmettern und die Wüste von Cades fruchtbar zu machen vermag; Leiden und Gottvertrauen sind mir mehr werth als eine Legion Soldaten. Uebrigens, wenn Gott mir die Gnade gibt, mit meinem Blute die Lehre, welche ich predige, besiegeln zu dürfen, so kann mir nichts Ruhmvolleres begegnen [1])."

Der Gouverneur wußte darauf nichts zu erwidern und drang nicht länger in ihn; da er ihn aber unter so vielen Feinden nicht hilflos im Stiche lassen wollte, so gab er Befehl, daß künftig sechs oder wenigstens fünf Soldaten ihm immer in der Ferne folgen sollten, wenn er Morgens nach Thonon oder in eine andere Ortschaft in Chablais ging, und Abends in einer bestimmten Entfernung vor ihm mit ihm zurückkehren. Diese Vorsichtsmaßregeln beruhigten jedoch Rolland nicht; und in seiner Angst schrieb er an Herrn von Boisy, um ihn von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen. Bei dieser Nachricht mehr als je für das Leben seines Sohnes zitternd, sandte ihm der gute Greis auf der Stelle den strengsten Befehl, augenblicklich zurückzukommen. „Mein Herr und verehrtester Vater, antwortete ihm Franz durch denselben Boten, der den Befehl zur Abreise gebracht hatte, wäre Rolland Ihr Sohn und nicht blos Ihr Diener, dann würde er nicht so feige vor einer so kleinen Gefahr, wie diejenige war, in der er sich befunden, zurückbeben und nicht ein Geschrei machen, als sei es eine Schlacht gewesen. Ganz gewiß sind die Protestanten gegen uns aufgebracht, aber man thut uns auch Unrecht, wenn man an unserm Muthe zweifelt. Ich bitte Sie also inständigst, mein Vater, meine Ausdauer nicht als Ungehorsam zu betrachten und mich für Ihren ehrfurchtsvollsten Sohn zu halten."

Eine so hochherzige Gesinnung gefiel Herrn von Boisy, der, selbst ein alter tapferer Soldat, auch an seinem Sohne Muth und Kühnheit zu schätzen wußte, und die Bewunderung für ihn ließ seine Klagen verstummen. Franz von Sales, dessen Unerschrockenheit immer größer wurde, verließ bald darauf das Schloß Allinges, um seinen beständigen Aufenthalt in Thonon zu nehmen. Er wußte wohl, daß er sich dadurch großen Gefahren aussetze, aber er hielt seine Anwesenheit in der

---

[1]) Charl.-Aug., p. 88.

Stadt für doppelt nothwendig, einmal der Neubekehrten wegen, um ihren Muth in den Versuchungen, denen sie ausgesetzt waren, aufrecht zu erhalten, und dann, um besser mit den Protestanten verkehren zu können, damit Jene, welche am Tage nicht zu ihm zu kommen wagten, die Dunkelheit der Nacht dazu benützen könnten. Angesichts solch' triftiger Gründe, glaubte er, könne es keine Gefahr geben, der man nicht Trotz bieten müsse. Er wohnte zuerst bei einer bejahrten, ehrenwerthen Dame, Frau von Foug; sie war die Wittwe des früheren Fiskalprokurators von Chablais und mit dem Hause von Sales befreundet. Schon früher hatte er sich oft, wenn er von Allinges nach Thonon kam, in ihre Wohnung zurückgezogen, um zu studiren und bei ihr seine Mahlzeiten zu nehmen; sie nannte ihn ihren Sohn, und er gab ihr dafür den Namen Mutter. Dem Glücke, welches diese Dame darin fand, den heiligen Missionär in ihrem Hause zu beherbergen, kam nur die Freude der Katholiken gleich, ihren Apostel unter sich zu sehen. „Nun brauchen wir den Grimm der Wölfe nicht mehr zu fürchten, sprachen sie, da unser guter Hirt bei uns ist, um uns zu bewachen und zu vertheidigen[2])."

Die Protestanten dagegen waren wüthend, da er es nun selbst wagte, beständig in ihrer Stadt zu wohnen und berathschlagten auf's neue, auf welche Weise sie sich seiner entledigen könnten. Sie fanden kein anderes Mittel, als ihn zu ermorden. „Diesmal aber, sprachen sie, müssen wir unsere Maßregeln so gut nehmen, daß er uns nicht entrinnen kann." Sie schlichen sich also während der Nacht heimlich in die Wohnung der Frau von Foug. Glücklicher Weise hatte sich Franz noch nicht zur Ruhe begeben; einsam wachte er in seinem Zimmer unter Studium und Gebet. Ein dumpfes Geräusch von Waffen und leise flüsternde Stimmen vernehmend, merkte er auf der Stelle, daß es Mörder seien, die seine Thüre erbrechen wollten. In der That dauerte es nicht lange, so drangen sie in sein Zimmer; doch den sie suchten, fanden sie nicht, sei es nun, daß Gott durch ein Wunder ihn unsichtbar machte, wie Einige berichten, sei es, daß er sich, wie Andere glauben, in einem geheimen Verstecke, das die fromme Wittwe vorsichtiger Weise für ihn wohl hätte können anbringen lassen, verborgen hatte. Voll Wuth, sich in ihren Hoffnungen betrogen zu sehen, durchsuchten sie alle Ecken und Winkeln im ganzen Hause, ohne ihn entdecken zu können, und es blieb ihnen nichts übrig, als das ewige Lied zu

[1]) Charl.-Aug., p. 96.

wiederholen, daß er ein Zauberer und Hexenmeister sei, und sich allein durch seine schwarzen Künste ihren Nachforschungen habe entziehen können [1]).

## Drittes Kapitel.

### Die ersten glücklichen Erfolge der Mission in Chablais. — Neue Hindernisse.

(1595—1596.)

Ohne sich um die Verläumdungen und die meuchelmörderischen Anschläge der Protestanten zu kümmern, war Franz von Sales einzig darauf bedacht, alle Pflichten zu erfüllen, welche man von dem Seeleneifer und der Liebe eines guten Hirten erwarten kann. Er predigte fast jeden Tag; zu jeder Stunde hörte er Alle, welche es nur immer verlangten, Beichte; er besuchte die Armen und Kranken, erkundigte sich nach den geistigen und körperlichen Bedürfnissen eines Jeden, tröstete mit liebevollen und theilnehmenden Worten die Betrübten, unterstützte die Nothleidenden mit reichlichen Almosen, indem er Alles, was ihm nicht durchaus nothwendig zu seinem eigenen Unterhalte war, dahingab; und hatte er nichts mehr zu geben, so wandte er sich an seine Mutter, die ihn mit Allem, so viel es in ihrer Macht stand, reichlich versorgte [2]).

Der Anblick eines so apostolischen Lebens war für die Protestanten die beredteste Predigt. Manche erkannten in diesen Zügen den Mann Gottes, den Diener der wahren Religion; und glücklich, unter dem Stabe eines so würdigen Hirten leben zu dürfen, kehrten sie in den Schafstall der katholischen Kirche zurück. Diese glücklichen Erfolge reizten die Protestanten bis zu einem Grade, daß sie den Neubekehrten schwere Rache androhten, und einige derselben auch so schlimm behandelten, daß dieselben sich gezwungen sahen, ihre Heimath zu verlassen. Der gute Hirt vergaß ihrer in diesem Unglücke nicht. Er eröffnete ihnen da eine Zufluchtsstätte, wo eine solche am wenigsten zu hoffen war. Herr von Boisy sah endlich ein, daß ein so sichtbar von Oben gesegnetes Unternehmen von Gott kommen müsse; da er auch das Seinige zu dem guten Werke beitragen wollte, hatte er ihm Schloß Sales als Zufluchtsort für seine Neubekehrten ganz zur Verfügung gestellt, und Franz schickte Alle dahin, welche vor der Unduld-

---

[1]) Charl.-Aug., p. 87. — [2]) Ebendas. p. 98.

samkeit der Protestanten flüchten mußten. Frau von Boisy nahm sie mit der wohlwollendsten christlichen Liebe auf, und sorgte für alle ihre geistigen und leiblichen Bedürfnisse.

Sehr befremdend war es, daß man in einem Lande des Herzogs von Savoyen, der doch fortwährend dem Bekehrungswerke seinen Schutz und seine Unterstützung versprach, zur katholischen Religion nicht zurücktreten konnte, ohne sich solchen Verfolgungen auszusetzen. Allein seine Beamten kümmerten sich leider außerordentlich wenig um die Mission; dem Protestantismus gestatteten sie alle mögliche Freiheit, und Franz ließen sie in seinen Mühen und Arbeiten allein. Doch ließ Letzterer dadurch sich nicht irre machen; je weniger er bei den Menschen Unterstützung fand, um so mehr vertraute er auf den Beistand Gottes und setzte sein Werk mit freudiger Zuversicht fort.

Diesen Muth, der ihn alle Hindernisse überwinden ließ, schöpfte er vorzüglich in dem heiligen Meßopfer; da erhielten seine Kräfte jeden Morgen neues Leben. Auch hielt er sehr darauf, es jeden Tag darzubringen. Und da das in Thonon noch nicht möglich war, so ging er jeden Morgen nach der Stephanskirche, nahe bei dem Flecken Marin, jenseits des Flüßchens la Drauce, wo der katholische Cultus sich noch erhalten hatte. Im Monat Januar 1596 war einer der Bogen der Brücke, welche über den Fluß führte, durch das in Folge des vielen geschmolzenen Schnees außergewöhnlich angeschwollene Wasser mit weggerissen worden, und es gab, um hinüberzukommen, kein anderes Mittel, als ein langer Balken, den man vorläufig von einem Bogen zum andern gelegt hatte; diese Schwierigkeit vermochte ihn nicht abzuhalten, jeden Morgen, wie gewöhnlich, nach Marin zu gehen. Als kurze Zeit nachher frischer Thau fiel, dem eine heftige Kälte folgte, wurde der Balken so mit Glatteis bedeckt, daß es ohne augenscheinliche Lebensgefahr nicht möglich war, sich auf demselben hinüber zu wagen. Diese weit ernstere Schwierigkeit hielt ihn ebenso wenig zurück. Man stellte ihm vergebens vor, er möge doch die heilige Messe für eine Zeit lang lieber unterlassen, als sein Leben so in Gefahr bringen. Die Wichtigkeit, welche er der Darbringung des heiligen Opfers beilegte, das Verlangen, einige Irrgläubige in Marin zu bekehren und die bereits Bekehrten zu ermuthigen, trug über jede Bedenklichkeit den Sieg davon. Jeden Tag kroch er auf Händen und Füßen über den mit Eis bedeckten Balken, unter dem ein schauriger Abgrund gähnte, und auf die nämliche Weise bewerkstelligte er mit jener ruhigen, aller Prahlerei fernen Unerschrockenheit, wie sie nur

eine Liebe mittheilen kann, die stärker als der Tod ist, seinen Rückweg [1]).

Dieser tägliche Gang nach Marin hörte erst auf, als ihm die Kapelle der Sankt Bernhards-Mönche von Montjou, die in der Nähe des Sees unterhalb Thonon lag, zur Benützung eingeräumt wurde. Hier las er nun gewöhnlich die heilige Messe, der fünfzehn bis sechszehn Katholiken beiwohnten; daselbst betete er sein Brevier, hielt er seine Betrachtungen und verblieb vor dem Tabernakel mehrere Stunden täglich im Gebete. Hie und da jedoch las er auch noch die heilige Messe auf dem Schlosse Allinges, um Gelegenheit zu haben, die braven Soldaten zu sehen, und sie in ihren guten Gesinnungen zu befestigen. Von da ging er in die Pfarrkirche, die am Fuße des Hügels lag, um dort zu predigen, Beichte zu hören und die heilige Kommunion auszutheilen; die heilige Messe konnte er, weil es an den heiligen Gewändern und Gefäßen dazu fehlte, nicht lesen. Als er eines Tages so seinem heiligen Dienste oblag, kam ein guter Alter, der am Morgen schon das unaussprechliche Glück gekostet, den Erlöser in der heiligen Kommunion zu empfangen, zum zweiten Male an die Kommunionbank, um auf's neue an dem heiligen Genuße, der ihn so glücklich gemacht, Theil zu nehmen. „Habe ich Dir nicht, mein Freund, sprach Franz zu ihm, schon diesen Morgen die Kommunion gereicht? Gehe, man kann nicht zwei Mal an demselben Tage kommuniziren." — „Ach, mein Vater, erwiedert der Greis, da der liebe Gott hier ist, so bitte ich, mir ihn noch einmal zu geben; ich bin zu glücklich in seiner Gesellschaft." Eine solche Herzenseinfalt bewundernd, sprach Franz: „Gehe jetzt, mein Freund, und komme Morgen zurück, ich werde ihn Dir dann wieder geben." Der Alte war nun zufrieden, und kam am andern Morgen pünktlich, um seinen Gott zu empfangen [2]).

Manchmal kamen nur wenige Leute in diese Kirche; Franz aber zeigte dann doch denselben Eifer und that Alles mit demselben Interesse, wie wenn er eine zahlreiche Versammlung vor sich gehabt hätte. Als sich eines Tages zu seiner Predigt nur sieben Personen eingefunden, bemerkte man ihm, er solle sich doch nicht die Mühe geben, vor so wenigen Zuhörern zu sprechen. „Meine Schuldigkeit ist es, ebenso wohl eine kleine Heerde, wie eine große zu belehren und zu unterweisen; und selbst wenn nur ein Einziger da wäre, der irgendwie Nutzen daraus ziehen könnte, so wäre das genug, um mich zum Predigen zu verpflichten." Als Gegenstand seiner Predigt hatte er die Verehrung der

---

[1]) Charl.-Aug., p. 98. — [2]) De Cambis, p. 155.

Heiligen, sowie der Reliquien und Bilder gewählt. Während er die Wahrheit der katholischen Lehre über diesen Punkt gründlich nachwies und alle Einwürfe der Irrgläubigen klar widerlegte, da fing auf einmal einer der Zuhörer, der kürzlich zum katholischen Glauben bekehrte Prokurator von Thonon, laut zu seufzen und zu schluchzen an; Franz, der in dem Augenblicke im einfachen Tone der Belehrung und durchaus nicht ergreifend oder rührend sprach, konnte nicht anders denken, als daß der Mann unwohl geworden sei. Er hielt darum inne und bot ihm seine Hülfe an, wenn er deren etwa bedürfe. „Nein, nein, mein Vater, erwiedert der Prokurator, fahren sie fort; gerade Ihre Predigt ist das Heilmittel, dessen ich bedarf.“ Als sie zu Ende war, warf er sich dem Heiligen zu Füßen mit dem Ausrufe: „Sie haben mir das Leben wieder gegeben; Sie haben heute meine Seele gerettet! Gesegnet sei diese Stunde, in der ich Sie gehört habe! Diese Stunde ist mir eine Ewigkeit werth.“ Er erzählte sodann vor allen Zuhörern, daß ein protestantischer Prediger ihn zu dem Glauben verleitet habe, die Verehrung der Heiligen sei eine Abgötterei, und darum habe er am nächsten Donnerstag zum zweiten Male die katholische Religion abschwören wollen; als er zur Predigt habe läuten hören, sei er nun zur Kirche gekommen, und da er nur einige arme Landleute darin fand, habe er bei sich selbst gesagt: „Wenn der Probst nur für Gott predigt, so wird er jetzt gleichwohl sprechen; predigt er aber nur seines eigenen Ruhmes willen, so wird er eine so kleine Zuhörerschaft verschmähen und nicht predigen, und das soll mir ein Beweis sein, daß er nur ein lügenhafter Großsprecher ist; er sei darum sehr erbaut gewesen, als er gesehen habe, daß er mit demselben Eifer gepredigt habe, wie wenn er die glänzendste Versammlung vor sich gehabt hätte; sein Vortrag habe ihn vollständig eines Bessern belehrt; er verabscheue aus innerstem Herzen sein dem protestantischen Prediger gegebenes Versprechen und gelobe Gehorsam und vollkommene Unterwerfung unter die römische Kirche.“ Diesen merkwürdigen Vorfall pflegte der Heilige gerne in der Folge zu erzählen, um zu zeigen, daß man nie eine Predigt unterlassen solle, wie klein auch die Anzahl der Zuhörer sein möge [1]).

Dieses Ereigniß wurde bald in der ganzen Umgegend bekannt und trug nicht wenig dazu bei, eine günstige Stimmung für die Mission hervorzurufen. Um diese Bewegung bestens zu unterstützen, durchzog der Probst Städte und Dörfer und predigte mit unerhörter

[1]) Année de la visitation, 26. Dec. — Geist des hl. Franz von Sales, II, 38.

Anstrengung und trotz der größten Ermüdung drei bis vier Mal des Tages. Weit entfernt, sich bei seiner Rückkehr die nöthige Ruhe zu gönnen, brachte er noch einen Theil der Nacht damit zu, Jene, welche zu einer andern Zeit nicht kommen konnten oder es nicht wagten, zu belehren und Beichte zu hören, sowie sich auf seine Predigten, deren Haupttheile und Gedankengang er immer niederschrieb, vorzubereiten; und das nahm wenigstens drei Stunden in Anspruch. So viele Arbeiten führten oft eine solche Erschöpfung herbei, daß er nothwendig unterliegen mußte. „In meiner Gegenwart, sagt ein Augenzeuge[1]), befiel ihn manchmal ein unwiderstehlicher Schlaf sogar im Gehen, so daß er sich einmal unter einem Baume niederlegen mußte, um ein wenig Ruhe zu genießen." Dieser unermüdliche Eifer, der mit einer noch bewunderungswürdigeren Heiligkeit des Lebens verbunden war, brachte die Vorurtheile, welche man gegen ihn hatte, zum Schweigen; man achtete ihn, zeigte sich geneigt, ihn zu hören, öffentlich sowohl wie in Privatunterredungen, und das Wohlwollen für ihn ging so weit, daß er mehrere Male sogar auf dem Markte von Thonon predigen konnte; ein Mal sprach er da zwei Stunden lang, und entwickelte die Beweise des Glaubens mit einer solchen Wärme und Beredsamkeit, daß die Menge ihre Geschäfte unterbrach und in tiefem Schweigen zuhörte. Als die Predigt zu Ende war, faßten Manche den Entschluß, katholisch zu werden; Andere, in ihrem Glauben wankend geworden, riefen aus: „Ach, möge doch Gott uns das Rechte und Wahre zeigen[2])."

Unter allen Verrichtungen seines heiligen Amtes, denen sich der würdige Hirt so eifrig widmete, gab es eine, die seinem Herzen besonders theuer war, den Schwachen und Kranken, welche nicht in die Kirche kommen konnten, die heilige Kommunion hinzutragen. Da die Klugheit ihm nicht gestattete, ihnen dieselbe öffentlich zu bringen, so hatte er sich eine silberne Kapsel, die er um den Hals hängen konnte, eigens zu diesem Zwecke anfertigen lassen; in diese verschloß er das heiligste Sakrament und begab sich, in seinen Mantel gehüllt, mit gesetzter und ernster Miene, ohne Jemanden zu grüßen, nur mit seinem Gott und Heiland beschäftigt, den er auf seiner Brust zu tragen das Glück hatte, in die Wohnung des Kranken. Da strahlte das himmlische Feuer, welches sein Herz während dieser heiligen Handlung verzehrte, auf seinem Antlitze wieder, das wie das Antlitz eines Cherubs leuchtete, und mit Mühe hielt er die Thränen zurück. „O mein Heiland, sprach er dann, herrsche Du mitten unter Deinen Feinden[3])!"

---

[1]) Nach Marignier. — [2]) Nach Claude Marin. — [3]) Ps. CIX.

Oft auch legte ihm die Liebe diese Worte in den Mund, die er später bei ähnlichen Gelegenheiten so häufig sprach: „Mein Geliebter ist bei mir, er ruht auf meiner Brust; der Sperling findet ein schützendes Obdach und die Turteltaube ein Nest für ihre Jungen. O Königin des Himmels, keuscheste Taube! Wie kommt es doch, daß Dein göttlicher Sohn meine Brust zu seiner Ruhestätte auserkoren hat?" Es war für ihn ein großer Schmerz, dieses Geheimniß der göttlichen Liebe den Blicken der Menschen verbergen zu müssen; aber, um so viel als möglich die öffentliche Verehrung desselben, die er ihm nicht erweisen konnte, zu ersetzen, hatte er den Gläubigen gesagt, daß, wenn sie ihn ernst und gesetzt in seinen Mantel gehüllt, ohne Jemanden zu grüßen, dahergehen sähen, dies ein Zeichen sei, daß er den Gott der Majestät trage, und sie sollten alsdann Alles verlassen und ihm von ferne folgen, um den Protestanten keinen Verdacht einzuflößen [1]). So begaben sie sich mit ihm zur Wohnung des Kranken, um Jesus Christus in dem Geheimnisse seiner Liebe ihre tiefste Anbetung und Huldigung darzubringen [2]). Eines Tages begegnete der Fiskalprokurator Marin dem eifrigen Apostel auf einem solchen Gange zu einem Kranken; da er an dem verabredeten Zeichen dies nicht sogleich bemerkte, so redete er ihn an, weil er wichtige Dinge mit ihm zu besprechen hatte. „Ich trage soeben den König der Könige, und den Herrn der Herren, unterbrach ihn Franz mit leiser Stimme; wir wollen später von Geschäften reden; gehen Sie jetzt, ich bitte Sie, und geben Sie sich nicht den Anschein, als wollten Sie mich begleiten [3])."

So viel Arbeit und Aufopferung waren von neuen glücklichen Erfolgen begleitet und Franz, der in der Fastenzeit des vorigen Jahres so sehr wenig Zuhörer in seinen Predigten gehabt, sah dieses Jahr (1596) immer eine wirklich zahlreiche Versammlung vor sich. „Ein weiteres und mehr entsprechendes Feld, schrieb er damals an Favre [4]), öffnet sich unserer Missionsthätigkeit; und es fehlte wenig, so wären gestern der Baron von Avully und die Stadträthe öffentlich zu meiner Predigt gekommen, weil sie wußten, daß ich über das heiligste Altarsakrament sprechen sollte, und vor Verlangen brannten, die katholische Lehre über dieses Geheimniß, sowie ihre Begründung zu hören; diejenigen jedoch, welche wegen des Verbotes nicht öffentlich zu kommen wagten, haben mich von einem verborgenen Platze aus gehört." Franz benützte diese Stimmung der Gemüther und fand es für gut, die

---

[1]) Nach Chantal, art. 15. — [2]) Nach Dunon. — [3]) Charl.-Aug., p. 97. — [4]) Brief XIII.

Prediger der ganzen Gegend zu einer öffentlichen Disputation einzuladen, damit Jedermann, wenn sie sich weigerten, auf dem Kampfplatze zu erscheinen, die Ueberzeugung erlange, daß dieselben sich ihrer Schwäche bewußt seien. Er ließ darum bekannt machen, daß er in der nächsten Predigt die Wahrheit der katholischen Lehre mit einer solchen Klarheit aus der heiligen Schrift beweisen werde, daß er es kühn darauf ankommen lasse, ob nicht alle seine Gegner gestehen müßten, sie seien bis jetzt in grobem Irrthume gewesen.

Der damalige Prediger von Thonon war Ludwig Viret, ein Mann, der mehr Verschmitztheit als Gelehrsamkeit besaß, und dessen Hauptstärke in der Kunst bestand, einfältige und arglose Seelen zu täuschen. Anstatt die öffentliche Herausforderung des Probstes anzunehmen, fand er es bequemer, mit hochmüthiger Verachtung von dessen Predigten zu sprechen und ihn überall in Verruf zu bringen: „Trauet nicht, sprach er, dem eitlen Prunke, mit dem er seine Wissenschaft umgibt; er ist weiter nichts als ein Sophist, und sein ganzes Verdienst besteht darin, daß er ziemlich wohl mit den Regeln der Beredsamkeit vertraut ist." — „Aber, erwiederte man ihm, warum machen Sie ihn denn nicht zu Schanden, indem Sie ihn widerlegen? Er versichert hoch und theuer, daß seine Beweise unumstößlich sind und daß er Den sehen wolle, der etwas Vernünftiges dagegen vorbringen könne; er rühmt sich, daß kein Prediger im Stande sei, mit ihm zu disputiren und daraus zieht er den Schluß, daß Sie recht wohl die Haltlosigkeit Ihrer Sache fühlen. Wenn Sie sich nicht vertheidigen können, dann glauben wir Ihnen nicht mehr: Ihr Schweigen beweist, daß Sie ein Lehrer des Irrthums und der Lüge sind; Sie sind verloren, wenn Sie dem Kampfe ausweichen [1])." Von dieser Sprache, die er aus Aller Munde immer wieder hören mußte, auf's empfindlichste verletzt, und unschlüssig, was er thun solle, berief der Prediger eine Versammlung aller seiner Amtsbrüder von Chablais und dem Waadtlande, um mit ihnen zu berathen, wie man sich aus einer so mißlichen Lage am besten herausziehen könne. Das Ergebniß dieser Berathung war, daß man versuchen müsse, diesen Vertheidiger des Papstthums einzuschüchtern, indem man ihm eine öffentliche Disputation vorschlage, in der er sich ganz allein gegen die versammelten Prediger werde zu vertheidigen haben. Ihr Erstaunen war aber nicht gering, als der Prediger, der beauftragt worden war, dem Probste diese Herausforderung zu überbringen, ihnen als Antwort zurückbrachte,

---

[1]) Charl.-Aug., p. 100 et 101.

daß derselbe mit Entzücken diesen Vorschlag als die angenehmste Nachricht begrüßt habe; so daß er seinerseits gezwungen gewesen sei, alsbald Ort und Tag der Disputation zu bestimmen. Da ihnen so jeder Ausweg abgeschnitten war, hielten sie noch einige Zusammenkünfte, um die Gegenstände, über die man disputiren sollte, näher zu bestimmen. Man wollte beginnen mit dem Glaubensbekenntniß, das heißt, die genauere Darlegung der einzelnen Lehren, die man als zum Heile nothwendig glauben müsse; denn man erwartete wohl, daß der Probst darnach zuerst fragen würde, und es war nicht möglich, dieser Frage auszuweichen. Aber als man versuchte, die Glaubensartikel zu bestimmen, konnte man über dieselben nicht einig werden; was die Einen glaubten, verwarfen die Andern, und es gab so viele verschiedene Meinungen, als es Prediger gab, so daß man darauf verzichten mußte, ein gemeinschaftliches Glaubensbekenntniß aufzustellen.

Die fruchtlosen Bemühungen, ein gegenseitiges Verständniß herbeizuführen, brachte sie nicht wenig in Verlegenheit; gerne wäre Jeder seines Weges gegangen und hätte mit Freuden auf die öffentliche Disputation verzichtet; der Baron von Avully jedoch, der das Hauptbollwerk des Protestantismus dieser Provinz war und ihren Conferenzen beiwohnte, widersetzte sich ihrer Abreise, da ihm sehr viel daran gelegen war, daß die vorgeschlagene Disputation stattfände. Er war ein Mann von großem Wissen, hatte sich viel mit den theologischen Fragen beschäftigt und war durch häufige Besprechungen mit den Predigern von Genf und Bern im Irrthum bestärkt worden, da diese nicht ermangelt hatten, ihm alle möglichen Vorurtheile gegen die römische Kirche einzupflanzen, deren Lehre sie ihm als eine Menge von Ungereimtheiten darstellten. Da aber seine vorgefaßten Meinungen durch die erste Predigt des Probstes, die er in Annecy gehört hatte, schon einen bedeutenden Stoß erlitten hatten, immer mehr an Halt verloren, je mehr er einerseits den Mann Gottes kennen lernte und anderseits die Unfähigkeit seiner Prediger ihm zu antworten sah, so wünschte er dringend die öffentliche Disputation, um endlich zur klaren Wahrheit zu kommen; darum bestand er denn darauf, daß die Prediger ihr Wort hielten. Am bestimmten Tage strömte die ganze Stadt voll lebhafter Neugierde zu dem Orte, wo die Zusammenkunft stattfinden sollte. Franz fand sich pünktlich ein, nicht so die Prediger; die festgesetzte Stunde war schon vorüber, und noch war Keiner erschienen. Nach langem Warten kam endlich Viret ganz allein. Als er das Wort ergriff, erwartete die ganze Versammlung voll Spannung, daß er den Kampf beginnen werde, aber sieh da, zur großen Enttäuschung Aller erklärt er in seinem und in

seiner Mitbrüder Namen, daß er es nach reiflicher Ueberlegung nicht für angemessen halte, in einer Angelegenheit so ernster Natur ohne vorherige Ermächtigung des Herzogs zu handeln. Das war das Geständniß einer kläglichen Niederlage, und der Probst antwortete, indem er sich eines Lächelns nicht erwehren konnte, daß die Prediger offenbar nur der Disputation auszuweichen suchten, da sie zu so nichtssagenden Entschuldigungen ihre Zuflucht nähmen; die Zustimmung des Herzogs zu dieser Zusammenkunft könne für Niemanden zweifelhaft sein, übrigens werde man sie, da sie verlangt werde, in wenigen Tagen haben. Er begab sich deshalb zum Baron von Hermance, und dieser stellte ihm ein eigenhändiges, mit seinem Insiegel versehenes Schreiben aus, in welchem er als Statthalter der Provinz den Predigern die ausgedehnteste Erlaubniß gewährte, eine Zusammenkunft zu halten und mit den katholischen Priestern über religiöse Fragen zu disputiren. Da nun die Prediger diesen Vorwand nicht mehr anführen konnten, ersannen sie neue Ausflüchte, die aber vom Probste als ebenso nichtig zurückgewiesen wurden. Statt jeder weitern Antwort darauf gingen sie alle nach Hause und ließen Viret seinem Gegner allein gegenüber[1]).

Dies Benehmen der Prediger hatte Jedermann auf das deutlichste gezeigt, daß sie sich nicht stark genug fühlten, mit dem gewaltigen Vorkämpfer des römisch-katholischen Glaubens den Kampf aufzunehmen. Wurden die Katholiken dadurch sehr in ihrem Glauben befestigt, so errötheten die Protestanten nicht wenig über die Feigheit ihrer Führer, und der Vorfall flößte ihnen eine bessere Meinung von der wahren Lehre ein. Mehrere sogar baten Franz um besondere religiöse Unterredungen; gerne und freudig erklärte er sich dazu bereit, da er diese Besprechungen unter vier Augen für unvergleichlich nützlicher zu einer Bekehrung hielt, als die öffentlichen Disputationen. „Denn, sagte er, bei letztern erhitzen sich beide Theile, und selbst wenn es gelingt, den Andersgläubigen zu überführen, so hat seine Niederlage nur zur Folge, daß in seinem Herzen Aerger und Mißvergnügen entsteht, was dann seine Bekehrung noch erschwert; in einer Unterredung unter vier Augen dagegen hat die Eigenliebe nichts bei einer Niederlage zu leiden, und man kann besser auf die Seele einwirken." Es fanden sich denn auch sehr Wenige, die er bei solchen Besprechungen nicht eines Bessern belehrte; mit freundlicher Güte hellte er ihre Zweifel auf, löste mit großer Bestimmtheit die Bedenken, welche sie vorbrachten, setzte ihnen die Schönheiten des Glaubens

---

[1]) Charl.-Aug., p. 101. — De Cambis, I, 193.

auseinander, ohne viel auf ihre Einwendungen einzugehen, und sprach überhaupt mit ihnen nicht als ein Gegner, dem es mehr um den Sieg als um die Wahrheit zu thun ist, sondern als ein Freund und Vater, der nur für ihr Wohl besorgt war[1]. Unter diesen Besuchern befand sich auch eine schon bejahrte Dame; drei bis vier Mal des Tages kam sie und brachte mit nicht endenwollendem Wortschwall immer wieder die nämlichen Einwendungen vor; und immer empfing sie Franz auf das Zuvorkommendste, ließ sie reden, so lange sie wollte, und antwortete auf alle diese ewigen Wiederholungen ohne das geringste Zeichen von Ungeduld oder übler Laune blicken zu lassen; er brachte sie endlich so weit, daß ihr nur mehr Eines Bedenken machte, der Cölibat der Priester; vergebens setzte er ihr alle Gründe dafür auseinander, sie wollte die Vernünftigkeit desselben nicht einsehen. „Was Sie auch sagen mögen, erwiederte sie stets, es ist von der römischen Kirche eine abscheuliche Tyrannei, ihren Dienern ein so hartes Joch aufzulegen." — „Wenn denn nun, bemerkte zuletzt Franz, die Priester Familie hätten, wie könnten sie da die Zeit finden, für die Bedürfnisse des Volkes so zu sorgen, wie ihr Amt es verlangt? Würde ich selbst, Madame, wenn ich verheirathet wäre und für Frau und Kinder zu sorgen hätte, Sie so häufig haben empfangen und jedes Mal so viel Zeit darauf verwenden können, Ihre Zweifel zu lösen?" Dieser Grund leuchtete der Dame ein; ihre letzte Bedenklichkeit schwand und sie entsagte dem Irrthum[2].

Bedeutender aber als alle Uebrigen, die den Probst um Rath und Belehrung angingen, war der Baron von Avully. Das Benehmen seiner Prediger, die es nicht gewagt hatten, bei der öffentlichen Disputation zu erscheinen, war ihm sehr aufgefallen; die Uneinigkeit, welche unter ihnen über die ersten Glaubensartikel herrschte, berührte ihn noch unangenehmer, und er hatte daraus den Schluß gezogen, daß ihre Lehre zum wenigsten verdächtig sei. Um sich in einer Sache von so ernster Natur Klarheit zu verschaffen, suchte er Franz von Sales auf, der ihn mit der größten Herzlichkeit und Freundlichkeit empfing. In der ersten Unterredung, die sie miteinander hatten, kam die Sprache gerade auf die Uneinigkeit der protestantischen Prediger, die sich über ein allgemeines Glaubensbekenntniß nicht verständigen konnten. Franz zeigte ihm, daß diese Uneinigkeit die nothwendige Folge der Grundsätze der Reformation sei, wonach Jeder das Recht

---

[1]) Geist des hl. Franz von Sales, III, 16 u. 17. — [2]) La Rivière, p. 176 et suiv.

besitze, die heilige Schrift nach eigenem Gutdünken zu erklären; daß die Einheit des Glaubens, welche das sichtbare Kennzeichen der Kirche Jesu Christi ist, nur in der römischen Kirche zu finden sei, und nur da gefunden werden kann, weil sie eine oberste Autorität anerkennt, welche mit Unfehlbarkeit die heilige Schrift erklärt und die Glaubensartikel genau feststellt. Sodann wies er ihn einerseits auf das hohe Alter des katholischen Glaubens hin, der von den Aposteln her immer derselbe geblieben und sich auf unumstößliche Beweise stützt; andererseits auf die Neuheit der Irrlehre, die, um sich zu halten, gezwungen ist, die heilige Schrift zu fälschen und zu handgreiflichen Unwahrheiten ihre Zuflucht zu nehmen, wovon man sich ja leicht überzeugen könne, wenn man die Schriften der Neuerer nur oberflächlich ansehe. Der Baron, welcher als ernster und bedächtiger Mann nur auf vollgültige Beweise hin eine andere Meinung annahm, gab sich sogleich an's Studium, um durch eigene Forschung zu finden, ob die Behauptungen seines neuen Lehrers wahr seien; und je weiter er in seiner Untersuchung kam, um so mehr gelangte er zu der Erkenntniß, daß die Aufrichtigkeit und Wahrheit auf der Seite der Katholiken war, die Lüge und der Irrthum auf der Seite ihrer Gegner.

Jeden Tag theilte er Franz das Ergebniß seiner Forschungen und die Schwierigkeiten, die ihm dabei aufstießen, getreulich mit; und um nicht mehr in diesem traulichen Verkehre durch ungelegene Besuche gestört zu werden, was zu seinem Leidwesen häufig vorkam, machte er ihm den Vorschlag, sich auf einer eine Stunde von Thonon entfernten großen Wiese einzufinden, welche einsam in einem Walde majestätischer, hundertjähriger Eichen lag, und die angenehmsten Spaziergänge darbot. Franz willfahrte gerne dieser Bitte, und eine gewisse Zeit hindurch hielten sie an diesem einsamen Orte fast täglich zwei bis drei Stunden lang ihre religiösen Besprechungen. Als der Baron zu jener Stärke der Ueberzeugung gelangt war, die auch dem geringsten Zweifel keinen Raum mehr läßt, wünschte er eine kurze Darstellung derjenigen Beweise für die Wahrheit der katholischen Lehre, welche ihm die wichtigsten und schlagendsten schienen, den Genfer und Berner Predigern vorzulegen, mit der Bitte, auf dieselben zu antworten, und zwar nicht mit unbewiesenen Behauptungen, sondern mit direkten und sichern Gründen. Obgleich dies seinen Rücktritt noch um eine Zeitlang verzögerte, so war Franz dennoch vollkommen damit einverstanden, in der Ueberzeugung, es werde den Baron noch mehr im wahren Glauben befestigen und viel dazu beitragen, ihn zu einer festen Stütze des Katholicismus zu machen. Avully führte sein Vorhaben aus; er

schrieb an die Prediger, konnte aber, wie wir später sehen werden, keine Antwort vor ihnen erhalten [1]).

Mittlerweile wurde bis zur förmlichen Bekehrung des Barons, die ein so großes Aufsehen machen sollte, die Kirche durch eine andere, wenn auch nicht ebenso wichtige, so doch wenigstens mehr als gewöhnliche erfreut. Seit langer Zeit schon hatte ein berühmter Advokat und sehr tüchtiger Rechtsgelehrter, Namens Peter Poncet, mit Franz von Sales im Geheimen manche Besprechung über religiöse Dinge gehabt; und da sein richtiges Urtheil seinem umfassenden Verstande gleich kam, war er zur Erkenntniß der Wahrheit des katholischen Glaubens gelangt und hatte das Vorsprechen gegeben, in den Schooß der Kirche zurückzukehren. Sein Gewissen drängte ihn, zur Ausführung seines Entschlusses; andererseits hielten ihn aber noch manche Bedenklichkeiten zurück: Seine Freunde würden ihn mit Vorwürfen überhäufen; seine Güter, die er auf protestantischem Gebiete besaß, würde man einziehen. Der Waffenstillstand konnte bald zu Ende gehen, die Berner die Provinz wieder an sich reißen, und was sollte dann aus ihm selbst werden? So schwankte er zwischen Pflicht und irdischen Rücksichten, bis es endlich den dringlichen und doch freundlichen Vorstellungen des Probstes gelang, den höhern Beweggründen des Glaubens und des ewigen Heiles über alle Rücksichten der menschlichen Klugheit den Sieg zu verschaffen. Am 20. April entsagte er öffentlich in Thonon, in Gegenwart des Schloßgeistlichen von Allinges und eines seiner Freunde, die er sich zu Zeugen erbeten hatte, dem Irrthume und legte feierlich das katholische Glaubensbekenntniß ab [2]).

Diese Bekehrung war von neuem Vortheile für die Sache der Mission, weil Poncet mit dem Ansehen, in welchem er bei den Protestanten stand, eine so warme und lebendige Ueberzeugung von der Wahrheit des katholischen Glaubens verband, daß er, wie man allgemein der Meinung war, allein hinreichte, um alle protestantischen Prediger zum Schweigen zu bringen. Auch Diejenigen, welche bis dahin nicht viel Gutes von der Mission erwartet hatten, begannen von jenem Tage an auf einen bessern Erfolg zu hoffen; schon sagte man laut, der Katholicismus werde über den Irrthum triumphiren, und die Zeit sei wohl nicht mehr so ferne, in der das bekehrte Chablais gleichsam zu einer geistlichen Rüstkammer werden würde, aus der man sich mit Waffen zur Bekämpfung des Babylon des Irrthums, wie man Genf nannte, versehe. — Die Einwohner dieser unglücklichen Stadt dagegen waren,

---

[1]) Charl.-Aug., p. 106 et 107. — [2]) Ebendas. p. 103.

wie alle andern Protestanten, über den Verlust, den ihre Religion erlitten, tief betrübt. Um die Wirkung einer Bekehrung, die ihrer Sache so verderblich sein konnte, zu schwächen, verbreiteten sie das Gerücht, daß der Advokat zur Strafe seines Abfalles grausam vom Teufel gequält werde, und daß der Probst einen großen Theil der Nächte darauf verwende, denselben von ihm auszutreiben [1]. Zu dieser abgeschmackten Fabel, die keinen Glauben finden konnte, fügten sie wieder ihre alten Verläumdungen gegen die katholische Kirche hinzu, aber man achtete auf diese ebenso wenig; das heilige Leben des Probstes war auf all diese Lügen die beste Antwort; je abscheulicher sie die katholischen Priester schilderten, desto gerührter war man beim Anblicke der Demuth und Sanftmuth, der Uneigennützigkeit und des Eifers des Gottesmannes, welcher den Verläumdungen seiner Feinde nur den Wohlgeruch seiner Tugenden, die hinreißende Gewalt seiner Predigten und seine glühenden Gebete entgegensetzte, welch' letztere er nach der mühevollen Arbeit des Tages noch tief bis in die Nacht hinein verlängerte.

Diese erfreulichen Nachrichten gelangten bald dem Senator Favre zu Ohren, der gewissermassen mit brüderlicher Theilnahme allen Schritten seines heiligen Freundes folgte; und wie er ihn ermuntert hatte, in all den Widerwärtigkeiten und Gefahren der Mission standhaft auszuharren, so beeilte er sich nun, ihm zu seinen schönen Erfolgen Glück zu wünschen. „Die Ausdauer, schrieb er ihm, mit der Du Dein vorgesetztes Ziel verfolgst, gewährt mir eine unaussprechliche Befriedigung; nicht minder auch die jeden Tag sich mehrenden Früchte, welche Du und die ganze Kirche erndtest, der Sieg, der nunmehr sich auf Deine Seite neigt, und der Triumph, den du bald über den Baron von Avully und andere hochgestellte Persönlichkeiten, welche die Protestanten gleichsam als Götter ersten Ranges ansehen, feiern sollst. Die schriftliche Darlegung Deiner Beweise für die katholische Lehre allein schon macht Deine Feinde kampfunfähig; um wie viel mehr, wenn sie dieselben aus Deinem eigenen Munde hören?" So ermuthigte dieses Vorbild eines christlichen Freundes den Apostel von Chablais in seinen mühevollen Arbeiten.

Gott stärkte ihn noch mehr durch besondere Gnaden, die er ihm um diese Zeit verlieh. Oefters empfand er während des Gebetes eine solche Liebesgluth in seinem Herzen, daß er seiner kaum mehr mächtig war; er fühlte einen gewaltigen Drang, sich für die Ehre

---

[1]) Charl.-Aug., p. 103.

Gottes, die Bekehrung der Irrgläubigen und der Sünder zum Opfer zu bringen; und dieser innere Drang versetzte ihn, so zu sagen, in eine heilige Wuth, Gott immer mehr zu lieben und Seelen für ihn zu gewinnen. Ein Brief von dem frommen und gelehrten P. Possevin, unter dessen religiöser Leitung er während seiner Studien in Padua gestanden hatte, fachte die Flamme seines Eifers noch mehr an. Der gelehrte Jesuit wünschte ihm darin Glück zu seinen Erfolgen, von denen er in Chambéry, wo er kürzlich angekommen war, so viel Schönes und Herrliches vernommen hatte; er drückte ihm ferner seinen glühenden Wunsch aus, ihn persönlich zu sehen und aus seinem eigenen Munde die Geschichte seiner Mission zu erfahren. Der Baron von Hermance, der sich damals in Chambéry befand, habe ihm zwar schon Vieles davon erzählt und bei jeder Gelegenheit die Tugenden und Arbeiten des Apostels, sein tiefes Wissen, seinen unermüdlichen Eifer und die herrlichen Folgen, welche die Bekehrung des Advokates Poncet haben würde, nicht genug rühmen können; aber gerade die Erzählung dieser Einzelnheiten hätte nur sein Verlangen, den Urheber so vieles Schönen und Herrlichen selbst zu sehen, gesteigert, und zuletzt erbot er sich sogar, Franz in seinen Arbeiten zu unterstützen, wenn der Gehorsam es ihm nicht verbiete[1]). Mit diesem freundlichen Briefe sandte ihm P. Possevin als Zeichen seiner Hochachtung ein Büchlein, das er über Poesie und Malerei geschrieben hatte; und gleichzeitig erhielt er von dem P. Chérubin, der sich damals ebenfalls in Chambéry befand, ein seinem Werthe nach zwar nur mittelmäßiges, ihm aber liebes Andenken, nämlich ein Bildniß, welches die allerseligste Jungfrau darstellte, wie sie das in ihren Armen schlummernde Jesukind anbetet. Franz, der getreulich Alles benutzte was seiner Frömmigkeit förderlich sein konnte, erbaute sich sehr an diesen kleinen Geschenken. „Es ist eine Erholung für mich, schrieb er an Favre, dieses Bildchen zu betrachten, das liebe und theuere Geschenk eines treuen Freundes. Nicht weniger Freude hat mir das Büchlein verursacht, besonders wegen eines herrlichen Lobgesanges der allerseligsten Jungfrau auf ihren Sohn, der mir gleich, als ich es zum ersten Male aufschlug, in die Augen fiel. Das Bild hat mein von dem Anblicke der verlassenen und zerstörten Tempel ermüdetes Auge erheitert, und das Gedicht war eine Erquickung für meine Ohren, die so lange von schrecklichen Gotteslästerungen zerrissen wurden[2])."

Eine viel erfreulichere Tröstung noch wurde um diese Zeit dem

---

[1]) Charl.-Aug., p. 104. — [2]) Ebendas. p. 104 et 105.

unermüdlichen Apostel zu Theil. Sein Bischof sandte ihm als Zeichen seiner vollkommenen Zufriedenheit einige fromme Geschenke von einem Schreiben begleitet[1]), in welchem er ihn seinen Sohn nannte, den Stab seines Alters, oder vielmehr seinen Hirtenstab, mit dem er die verirrten Schafe zur Heerde zurückführe, und ihn ermunterte, mit immer frischem Muthe in seinem ruhmvollen Unternehmen auszuharren und die Worte der heiligen Schrift nicht zu vergessen: Zahlreich sind die Trübsale der Gerechten, aber aus allen wird sie der Herr erlösen[2]).

Franz beeilte sich, diesen wohlwollenden Brief gleich zu beantworten: „Wenn Sie zu wissen wünschen, schrieb er ihm unter Anderm voll Demuth, wie viele Hindernisse und Verfolgungen wir hier zu erdulden hatten und noch jetzt immer erdulden, so dürfen Sie nur in den Briefen des heiligen Paulus nachschlagen. Nicht als ob ich würdig sei, mit diesem großen Apostel verglichen zu werden; aber der Herr weiß sich sehr wohl auch des Schwachen zur Verherrlichung seines Namens zu bedienen. Wir machen einige Schritte vorwärts, aber gerade wie ein Kranker, der, wenn er zum ersten Male sein Bett verläßt, in welchem er den Gebrauch seiner Beine verloren, nicht weiß, ob er nicht eher krank als gesund ist. Ja, hochwürdigster Herr, diese Provinz ist wahrhaftig siech und gichtbrüchig, und nur eine Frömmigkeit wie die Ihrige kann die Gnade der Heilung für sie erflehen, welche ich nie werde verdienen können; denn ich bin ein Sünder, weiter Nichts, und ganz und gar der Gnaden unwürdig, die Gott mir so reichlich zu Theil werden läßt."

In der That setzte die Irrlehre den Kampf immer noch fort und bediente sich aller Mittel, um die Einfältigen zu verhindern, dem Calvinismus untreu zu werden. Der berühmte du Perron, später Kardinal, hatte eben einen französischen Edelmann, Johann de Sponde, in den Schooß der wahren Kirche zurückgeführt. Der Ruf von dieser Bekehrung war selbst bis nach Chablais gedrungen. Um zu verhindern, daß dies Beispiel Nachahmung finde, gab man sich Mühe, tausend abgeschmackte Gerüchte auszustreuen, und man erröthete nicht, unter Anderm zu sagen, der Himmel selbst habe die Vertheidigung der Reformation übernommen, indem er den Ueberläufer mit Wahnsinn geschlagen, der sich bis zur Wuth gesteigert habe, so daß man gezwungen sei, ihn gebunden und gefesselt an einem einsamen Orte eingesperrt zu halten. Ohne den darin liegenden Widerspruch zu beachten, behauptete man

---

[1]) Charl.-Aug., p. 105. — [2]) Ps. XXXVIII, 20.

sogar, daß er, ehe er wahnsinnig geworden sei, zum Calvinismus zurückgekehrt sei, wozu ihn ein berühmter Prediger, der sich durch seine Beredsamkeit den Beinamen Demosthenes erworben, bestimmt habe. Die Vorsehung gab Franz von Sales ein Mittel an die Hand, diese Ungereimtheiten lügenstrafen zu können. Girard, Propst an der Kirche von Bourg-en-Bresse, schickte ihm ein Buch zu, das der Neubekehrte so eben veröffentlicht hatte, um die Abhandlung Beza's über die Kennzeichen der wahren Kirche zu widerlegen. Franz brauchte den Katholiken als die beste Widerlegung der Verläumdung, die man überall verbreitete, nur diese Schrift zu zeigen. „Seht da, sprach er, welchen Glauben die Behauptungen unsrer Gegner verdienen; wenn sie so unverschämt eine so leicht zu beweisende Thatsache wegläugnen, was werden sie denn nicht Alles im Uebrigen erfinden [1])?

Auf einer Seite zurückgeschlagen, richteten die Protestanten ihre Angriffe gleich nach einer andern. Der Senator Favre, der seinen Freund wenigstens mit der Feder unterstützen wollte, hatte eine Abhandlung über die Buße und göttliche Liebe geschrieben, die man füglich als eine Reihe von Sonetten auf diese beiden Gegenstände bezeichnen konnte. Franz hatte die Lektüre des Buches empfohlen, da er den frommen Inhalt desselben für geeignet hielt, vielen Nutzen stiften zu können, und es wurde auch allerseits vom Volke eifrig gelesen. Ein Exemplar kam zufällig auch einem Prediger in die Hände. Sein erster Blick fiel gerade auf die Worte des heiligen Augustinus über die Sünde Adam's: „O glückselige Schuld, die uns einen so erhabenen und herrlichen Erlöser verdient hat! Felix culpa, quae talem ac tantum meruit habere Redemptorem.“ Das gereichte ihm zum Anstoße, und er hatte nichts Eiligeres zu thun, als mit triumphirender Miene überall bekannt zu machen, daß jene Worte eine Ketzerei enthielten, daß sie gotteslästerlich und verdammungswürdig seien. Doch war sein Frohlocken von kurzer Dauer; Franz hatte bald durch eine klare, auf entscheidende Gründe sich stützende Auseinandersetzung der Stelle diese Angriffe zurückgewiesen, und der Prediger blieb stille [2]).

Der eifrige Missionär begnügte sich nicht damit, das Gebäude der Irrlehre niederzureißen, es lag ihm noch weit mehr daran, an ihrer Stelle in den Seelen den katholischen Glauben fest zu begründen und zu einem herrlichen Tempel auszubauen; und dazu bot er alle Mittel der Unterweisung und Belehrung auf. Zuerst hielt er den gewöhnlichen

---

[1]) Charl.-Aug., p. 103. — [2]) Ebendas. p. 105. — De Cambis, p. 193 et 194.

öffentlichen Unterricht, welchen er in der Form von Predigten ertheilte; er bemühte sich hier, alle Geheimnisse der überzeugenden Beredsamkeit zu vereinigen: Klarheit der Darstellung, welche die Wahrheit in ihrer Einfachheit als solche erkennen läßt und die Vorurtheile zerstreut, vollgültige und entscheidende Gründe in den Beweisen, Sanftmuth und Salbung selbst in der Disputation. Sodann hielt er, so oft es ihm nur möglich war, Katechese, bald in der Kirche, bald in Privathäusern, da er diese Weise des Unterrichts für die nützlichste von allen und am meisten geeignet hielt, in das Verständniß der Sache einzuführen, die Theilnahme zu erregen und dem Gedächtnisse die Wahrheiten der Religion einzuprägen. Zu andern Malen veranstaltete er Dialogne oder öffentliche Besprechungen, um durch den Reiz der Neuheit das Volk in größerer Anzahl zusammenzubringen. Im Monat Juli hatten ihn zwei seiner Brüder besucht; bei dieser Gelegenheit ließ er den jüngsten einen Theil eines Dialogs einüben, den er über die wesentlichsten Dogmen der Religion und die Pflichten, welche der Name eines Christen auferlegt, geschrieben hatte; als der Jüngling seiner Aufgabe vollkommen mächtig war, ließ er in der ganzen Stadt bekannt machen, daß am Abende ein öffentliches Gespräch über religiöse Gegenstände in der Kirche des heiligen Hippolyt stattfinden werde. Die Neuheit der Sache lockte eine Menge Neugieriger herbei, Katholiken sowohl wie Protestanten. Franz stellte die Fragen und sein Bruder beantwortete dieselben, Beide mit solcher Theilnahme an dem Gegenstande und solcher Anmuth, daß alle Zuhörer davon entzückt waren [1]).

Keiner bewunderte diesen Eifer und einen so heiligen Wandel mehr als der Baron von Avully; er verglich damit das bequeme und im Ganzen wenig erbauliche Leben, welches die protestantischen Prediger führten, sowie die Gereiztheit und den eifersüchtigen Zorn, den sie statt guter Beweise dem Katholicismus entgegensetzten; und dieser Vergleich ließ ihn mehr und mehr die Herrlichkeit der römischen Kirche und die Heiligkeit ihres Sittengesetzes erkennen. Lange wartete er auf eine Antwort auf sein Schreiben an die Prediger von Genf und Bern. Da er aus ihrem Schweigen den Schluß zog, daß sie ihm nichts Vernünftiges auf seine Fragen zu erwiedern wüßten, so beschloß er denn, den letzten Schritt zu thun; er ging zu Franz, legte bei ihm eine Generalbeichte ab und bestimmte mit ihm den Tag, an welchem er öffentlich zur katholischen Kirche zurücktreten wollte. Alle Menschenfurcht verachtend und entschlossen, dieser Handlung die größte Feier-

---

[1]) De Cambis, I, 171 et 172.

lichkeit zu verleihen, lud er die hervorragendsten Persönlichkeiten aus ganz Chablais, die ihm nur bekannt waren, sowie eine große Zahl der vornehmsten Bewohner von Genf dazu ein; und am 4. Oktober 1596 legte er vor dieser auserlesenen Versammlung und einer zahlreichen Menge Volkes, das Zeuge eines so außergewöhnlichen Schauspieles sein wollte, mit lauter und fester Stimme den Eid ab, durch welchen er den Irrthümern des Calvinismus entsagte und sich zum römisch-katholischen, apostolischen Glauben bekannte [1]).

Diese Nachricht von einem für die Religion so glücklichen Ereignisse wurde bald durch den päpstlichen Nuntius am Hofe von Turin nach Rom gesandt, und Clemens VIII. beeilte sich, in einem Breve den Neubekehrten zu beglückwünschen [2]): „Geliebter Sohn, sagt er, mit großer Freude haben wir von der herrlichen Gnade gehört, die Ihnen derjenige hat zu Theil werden lassen, der mächtig und reich ist an Barmherzigkeit, der durch die Stärke seiner Rechten Sie der Finsterniß des Irrthums entrissen und zu seinem wunderbaren Licht geführt hat, um Sie die katholische Wahrheit sehen und kosten zu lassen und Sie in die katholische Kirche aufzunehmen, außer der kein Heil ist. .... Wir freuen uns Ihres Glückes mit der ganzen Kirche, mit Ihrem Fürsten, der sie liebt und schätzt, mit Ihrer edlen Gemahlin, deren Thränen und Gebete zum Throne Gottes aufgestiegen sind und Sie Jesus Christus haben gewinnen lassen. .... Gehen Sie darum, mein Sohn, und verkünden Sie der ganzen Welt die Wunder, welche der Herr an Ihnen gewirkt hat, und, da Sie die Kirche verfolgt haben, wie Saul, so thuen Sie jetzt Ihr Möglichstes, um sie zu vertheidigen und mit aufzubauen wie Paulus."

Inniger als irgend Jemand nahm Franz an der Freude Antheil, welche dies Ereigniß dem heiligen Stuhle gewährte und bis zum Ende seines Lebens gedachte er jedes Jahr am 4. Oktober ganz besonders dieser ausgezeichneten Gnade in der heiligen Messe, da nach seinem Dafürhalten die Bekehrung das Barons von Avully der Irrlehre in Chablais den ersten tödtlichen Stoß versetzt hatte. Durch dies Beispiel wurde in der That eine große Anzahl Protestanten bewogen, zur Kirche zurückzukehren, und für den Katholicismus in der Provinz begann gleichsam die Morgenröthe einer neuen, bessern Zeit.

Die protestantischen Prediger wurden durch diese Strömung nach der katholischen Kirche hin auf's Aeußerste gebracht; auf alle mögliche Weise suchten sie derselben Einhalt zu thun. Während man in dieser

---

[1]) Charl.-Aug., p. 107. — [2]) Brief 14.

Absicht beim Volke überall ausstreute, der Probst habe mit Hülfe der schwarzen Kunst den Baron bezaubert, wollte der Prediger la Faye, nach Beza der angesehenste der protestantischen Parteiführer, den Versuch machen, Avully zu überzeugen, daß er hintergangen worden, und erbot sich, zu diesem Zwecke nach Thonon zu reisen, um in Gegenwart des Barons seinem Verführer sonnenklar zu zeigen, daß alle von ihm zu Gunsten der römischen Kirche vorgebrachten Beweise nichtig und unhaltbar seien. Der Baron nahm ihn beim Worte und benachrichtigte eilends Franz, daß der Prediger ihn besuchen und über Glaubenssätze mit ihm sprechen wolle. Das Gerücht davon verbreitete sich rasch in der ganzen Gegend und die Protestanten, durch diese Prahlerei ihres Predigers übermüthig geworden, rühmten sich laut, daß das Papstthum jetzt bald eine schmähliche Niederlage erfahren werde, während die Katholiken wegen des Kampfes mit einem so gewandten und verschlagenen Menschen in großer Besorgniß waren. In der Erwartung dieses wichtigen Ereignisses gingen so mehrere Tage dahin; aber der Prediger kam nicht. Von Avully ging nach Genf und forderte ihn auf, sein gegebenes Wort zu halten, erhielt aber nur ausweichende Antworten. Zu wiederholten Malen drang er in ihn, nach Thonon zu kommen, nicht allein seines gegebenen Wortes wegen, sondern auch im Namen der Religion und seiner Ehre; es war vergebens [1]). Franz, der besorgte, man möge, wenn die öffentliche Disputation nicht stattfände, das Gerede verbreiten, er selbst habe aus Furcht sich geweigert zu erscheinen, erklärte nun öffentlich von der Kanzel herab, daß er zum Kampfe bereit sei, sein Gegner aber demselben ausweiche, trotz aller ihm gemachten Vorstellungen, er möge doch nicht mehr zurücktreten, nachdem er sich schon so weit in die Sache eingelassen habe. „Nicht als ob, fügte er mit ebenso viel Demuth als Gottvertrauen hinzu, ich mich nicht für den Geringsten von Allen hielte, welche die Vertheidigung der Sache der Kirche übernehmen können; auch vertraue ich nicht auf mich selbst und auf meine eigene Erkenntniß und Tüchtigkeit, sondern einzig auf die gute Sache und meine rechtmäßige Sendung. Ich hoffe, daß Gott, der mich durch meinen Bischof gesandt hat, sein Wort zu verkünden, mich erleuchten wird, um die Diener des Irrthumes zu Schanden zu machen, Er, der durch zwölf unwissende, ungelehrte Männer die Weisheit aller Philosophen zu Schanden gemacht hat [2])."

Von einer so wahrhaft apostolischen Gesinnung erfüllt, theilte

---

[1]) Charl.-Aug., p. 108. — [2]) Nach Franz Favre.

Franz dem Baron sein Vorhaben mit, wenn er ihn begleiten wolle, in eigener Person sich aufzumachen und in Genf selbst la Faye den Kampf anzubieten. Avully ging mit der größten Freude auf diesen Vorschlag ein, und sie reisten ohne Verzug ab. Um bei der Disputation glaubwürdige Zeugen zu haben, nahmen sie den Kanonikus Ludwig von Sales, den Bürgermeister von Thonon und mehrere andere angesehene Einwohner der Stadt, von denen einige Katholiken, die Meisten aber noch Calvinisten waren, mit nach Genf. Bei la Faye angekommen, sprach Franz zu ihm: „Seit langer Zeit hatten Sie dem Baron von Avully Ihr Wort gegeben, nach Thonon zu kommen, um ihm in meinem Beisein den Beweis zu liefern, daß ich ihn in Irrthum geführt und mit falschen Lehren erfüllt habe. Da Sie nun trotz wiederholter Aufforderung nicht erschienen sind, so komme ich nun selbst zu Ihnen, um meine Lehre zu vertheidigen und die Ihrige des Irrthums zu überführen. Die Wahl der zu besprechenden Gegenstände überlasse ich Ihnen, da ich mich anheischig mache, mit Gottes Hülfe in Gegenwart des Herrn von Avully bei einem jeden einzelnen mit unwiderlegbaren Beweisen zu zeigen, daß Alle, welche vom römisch-katholischen Glauben abweichen, in grobem Irrthume sind [1]."

Nie war eine Ueberraschung größer, als die des Predigers, da er nun wider Willen gezwungen war, sich mit einem so gewaltigen Gegner zu messen; da es aber nicht möglich war, der Disputation auszuweichen, ohne zum Gespötte des Publikums zu werden, so blieb ihm nichts Anderes übrig, als Stand zu halten, und mit der sichersten Miene von der Welt nahm er den Kampf an. Die Disputation fand öffentlich auf dem sogenannten Molardsplatze statt. Von der Erlaubniß, die zu besprechenden Gegenstände selbst zu wählen, den freiesten Gebrauch oder auch Mißbrauch machend, warf der Prediger einzelne Fragen auf, blieb aber nur kurze Zeit bei denselben; sobald er sich zu hart bedrängt sah, ging er rasch zu einer andern über. „Einen Augenblick! rief Franz, indem er diese List aufdeckte, antworten Sie mir erst hierauf, bevor Sie weiter gehen." — „Ich mache von meinem Rechte Gebrauch", sprach der Prediger und ging weiter. Aber bei der neuen Frage brachte ihn Franz ebenso in's Gedränge, verfolgte ihn hartnäckig bis in seine letzten Ausflüchte und Schlupfwinkel. Zuletzt, nach einem dreistündigen Dispute über die Einheit der Kirche, das Altarssakrament und das Meßopfer, über die guten Werke, das Feg-

---

[1]) Charl.-Aug., p. 108.

feuer, die Heiligenverehrung und einige andere Punkte, brach der Prediger, da seine letzten Gründe über den Haufen geworfen worden und er keinen Ausweg mehr finden konnte, um den unumstößlichen Beweisen seines Gegners zu entgehen, plötzlich im heftigsten Zorne und mit einer Fluth von Schimpfreden die Disputation ab, indem er Franz einen spitzfindigen Sophisten nannte, einen Zauberer, falschen Propheten, der mit Hülfe einer verfänglichen Beredsamkeit das Volk verführe. Darauf ging er trotz aller Vorstellungen des Barons von Avully fort. Letzterer ergriff nun das Wort, um laut vor der ganzen Versammlung zu erklären, wie sehr er bedauere, daß er sich so lange von diesen Dienern des Irrthums habe hintergehen lassen, und um nachdrücklich die Haltlosigkeit und Nichtswürdigkeit ihrer Sache hervorzuheben, da sie auf gute Gründe und Beweise nur mit gemeinen Schmähungen zu antworten wüßten[1]).

Dieser glänzende Sieg der katholischen Religion am Mittelpunkte der Irrlehre selbst war von der größten Tragweite. Ganz Chablais kam in Bewegung; mehrere Protestanten bekehrten sich auf der Stelle. Die Katholiken wurden in ihrem Glauben befestigt und priesen Gott, daß er ihnen einen solchen Apostel zum Vertheidiger ihres Glaubens erweckt habe, wiewohl Einige nicht recht zufrieden mit dieser Disputation waren; es war ihnen nicht recht, daß der Probst sich so mit Schmähungen hatte überhäufen lassen, ohne darauf zu antworten, und sie fanden seine Geduld den groben Gemeinheiten la Faye's gegenüber alle Grenzen überschreitend, seine Mäßigung tadelnswerth. „Hat nicht unser Herr, antwortete er diesen, die wahre Lehre immer mit Güte und Freundlichkeit gepredigt, und soll ich mir da nicht die höchste Weisheit unsers Heilandes, der nicht irren konnte, zum Muster nehmen? Nie habe ich mich verletzender Antworten oder unfreundlicher Worte bedient, ohne es bereut zu haben. Man gewinnt die Leute eher durch Liebe als durch Strenge; wir sollen nicht blos gütig sein, sondern sehr gütig[2])."

Je mehr Sünder und Irrende Franz durch seine bewunderungswürdige Sanftmuth zur Kirche und zu einem christlichen Lebenswandel wieder zurückführte, um so aufgebrachter wurden die im Bösen hartnäckig Verharrenden gegen ihn; alle Verläumdungen wurden wiederholt, und sie überhäuften ihn mit Verwünschungen und Schmähreden, wenn er auf der Straße vorbeiging, auf welche der Apostel keine andere Ant-

---

[1]) Charl.-Aug., p. 109. — De Cambis, p. 194 et 195. — [2]) De Cambis, I, p. 195.

wort, als einen freundlichen, liebevollen Gruß hatte. Um diese Zeit kam ein Protestant nach Thonon, der mit seiner Gottlosigkeit prahlte und sich rühmte, in Languedoc und der Dauphiné mehr Priester umgebracht zu haben, als deren jemals auf dem großen Jubiläum in Rom gewesen seien. Solche Reden brachten die Calvinisten auf den Gedanken, die Anwesenheit eines Menschen, der bereits so schöne Proben seines Mördertalentes abgelegt hatte, zu benutzen, um sich endlich eines Gegners zu entledigen, welcher dem Calvinismus in Chablais den baldigen Untergang drohte. Sie gewannen den Fremden mit leichter Mühe für die Ausführung ihres Mordplanes. Er gab sein Wort, daß der Probst um zwei Uhr Nachmittags nicht mehr am Leben sein solle, unter der Bedingung, daß man ihm dreißig Thaler als Mörderlohn auszahle und ein gutes Pferd bereit halte, um sich nach geschehener That schnell durch die Flucht retten zu können. Die dreißig Thaler wurden ihm sofort eingehändigt und ihm ein Pferd gebracht; er führte es bis an's Stadtthor, um es, wie er vorgab, an einem sichern Orte unterzubringen und im Augenblicke gleich zur Hand zu haben; hier aber, nachdem er sich vorher versichert, daß er nicht beobachtet wurde, bestieg er eilends dasselbe, gab ihm die Sporen und verschwand; der Apostel blieb heil und unverletzt, und vergeblich warteten seine Feinde auf die Nachricht von seinem Tode; sie erfuhren nicht einmal, was aus dem Menschen, der sie so listig betrogen, geworden war.

All' diesen Schmähungen und verbrecherischen Anschlägen gegenüber bewahrte der Probst immer die nämliche Freundlichkeit und Gelassenheit in Wort und That, und empfahl dieselbe auch all' seinen Neubekehrten: „Laßt uns mit Geduld leiden, sprach er zu ihnen, Gott wird uns beschützen; hoffen wir auf seine Barmherzigkeit; der Herr, der in das Innere unsers Herzens schaut, wird unsere Stütze sein." Eine solche Sanftmuth erregte allgemeine Bewunderung; und Favre, der ihm damals ein von ihm verfaßtes Werk über die Rechte widmete, war nur das Echo der öffentlichen Meinung, die Stimme der Wahrheit, nicht der Schmeichelei, wenn er ihm in der Zuschrift folgendes herrliche Lob spendete: „Seit Dein Wohlwollen, schrieb er ihm, mir Zutritt zu dem innersten Heiligthum Deiner Freundschaft gewährt hat, habe ich es klar erkannt, wie sehr Du es verdienst, selbst von Jenen geliebt zu werden, die durch kein innigeres Band mit Dir verknüpft sind. Und wer sollte nicht alle jene schönen Eigenschaften bewundern, lieben und ehren, welche Dir, obgleich noch so jung, so viel Ehre erworben haben? ... Ich spreche nicht allein von Deiner

Gelehrsamkeit und Rednergabe, den Früchten eines reichen und sorgfältig gebildeten Geistes; es ist etwas weit Besseres in Dir; das ist Deine Weisheit, Deine Mäßigung, Deine stets sich gleich bleibende Gemüthsruhe, und alle anderen Tugenden einer herrlich begabten Seele, wovon eine einzige sich selten bei einem Menschen in so hohem Grade findet, in welchem sie bei Dir sich alle vereinigt finden, so daß keine Verläumdung sie verdunkeln kann, und daß allein Jene im Stande sind, dieselben nicht zu lieben oder zu ehren, deren Natur so verdorben ist, daß sie glauben, es sei eine Tugend, die Tugend zu hassen.

Was mich betrifft, fügt er hinzu, so glaube ich, Alles gewonnen zu haben, wenn mein Buch als ein kleines Denkmal unserer innigen Freundschaft auf die Nachwelt kommt, um es Allen zu sagen, daß Niemand Dich mehr liebte und Deine Freundschaft höher schätzte, als ich [1]."

Als der Herzog von Savoyen von dieser religiösen Bewegung in Chablais Kunde erhielt, wollte er jetzt wenigstens sein Möglichstes thun, um die Mission zu unterstützen, und ließ deshalb durch den Baron von Avully bei Franz anfragen, wie er am besten seinem Eifer zu Hülfe kommen und zur weitern Entwicklung des so segensreich Begonnenen beitragen könne. Franz antwortete ihm in einem Schreiben, in welchem sich so recht seine vernünftigen und weisen Ansichten, die ihm eigen waren, offenbarten. Da die Religion sich nur durch Priester ausbreiten und halten konnte, in Chablais aber weder Wohnungen noch Mittel zum Lebensunterhalte für die Geistlichen geboten waren, so verlangte er vor Allem, der Herzog möge zum Unterhalt katholischer Priester jene Gehälter anweisen, welche vor dem Kriege an mehr als zwanzig hugenottische Prediger ausbezahlt worden waren. „Sonst, sagte er, so lange der Priester kein gesichertes Einkommen besitzt, wird das Volk nicht glauben, daß Eure Hoheit an unserer Mission Antheil nimmt, und das so gut angefangene Werk wird aus Mangel an Arbeitern, die es stützen und fördern, bald zerfallen."

Da aber Priester, die einzeln im Lande umherzogen, nicht genügen konnten, sondern der beständige Aufenthalt einiger an den meist bevölkerten Ortschaften geboten war, um daselbst den heiligen Dienst zu besorgen und regelmäßig dem Predigtamte obzuliegen, so verlangte er zweitens, daß an bestimmten dazu geeigneten Orten die zerstörten Kirchen wieder aufgebaut oder hergestellt würden, daß daselbst wieder

---

[1]) Charl.-Aug., p. 110.

Pfarreien errichtet und Pfarrer an denselben angestellt werden sollten, daß man auf die Beschaffung der Mittel sinne, welche zur Ausschmückung der Kirchen und zur würdigen Feier des katholischen Gottesdienstes nothwendig wären.

Da er voraussah, daß Vorurtheil oder Gleichgültigkeit noch Manche von der wahren Lehre fern halten werde, bat er ferner den Herzog, er möge an die Bewohner Chablais' ein Sendschreiben richten, in welchem er sie als Fürst und liebevoller Vater dringend ermahne, sie möchten doch eifrig den katholischen Predigten beiwohnen, um sich zu überzeugen, wie nothwendig zum Heile es sei, zur wahren Kirche zurückzukehren, welcher ihre Väter gewaltsam durch die Berner entrissen worden, von der sie sich aber nicht mit freier Ueberzeugung getrennt hätten. Zugleich ersuchte er ihn dringend, nach Thonon einen Senator zu schicken, welcher die gesammte Einwohnerschaft von diesem Wunsche in Kenntniß setze, und bezeichnete ihm seinen Freund Favre als besonders geeignet hierzu.

Sodann bemerkte er dem Herzoge, daß er auf das gute Beispiel und die Ermahnungen des Baron von Avully zwar große Hoffnungen setze, daß ihm aber doch noch dreierlei durchaus wünschenswerth erscheine. Erstens möge der Fürst aus den jungen Leuten Chablais', um sie zu beschäftigen, da sie sonst durch Müssiggang verdorben würden, eine Compagnie Infanterie oder Cavallerie bilden, um sie durch militärische Zucht an Ordnung und Gehorsam zu gewöhnen, um durch sie nöthigenfalls die immer zu erwartenden Angriffe der Protestanten zurückzuschlagen, endlich um sie in der katholischen Religion gehörig unterrichten zu lassen, damit sie dieselbe, nachdem sie aus dem Dienste ausgetreten, in den Familien und unter dem Volke weiter verbreiten könnten. Zweitens möge er die frühern Erlasse, wodurch die Protestanten von Staatsämtern ausgeschlossen wurden, wieder in Kraft treten lassen, und auf diese Weise den Katholiken wieder jene Stellen verleihen, aus denen sie von erstern vertrieben worden; zuletzt gab er ihm noch den Rath, zu Thonon ein Jesuiten-Collegium zu errichten, da dies dem ganzen Lande sicher zum größten Segen gereichen würde, und schloß dann mit folgenden Worten: „Es bleibt mir nur noch übrig, Gott von ganzem Herzen zu danken, daß er Eurer Hoheit eine so schöne Gelegenheit gewährt, seiner himmlischen Majestät so wichtige Dienste zu leisten; und dazu hat er Sie ja zum Fürsten und Herrn dieses Volkes gesetzt. Ohne Zweifel werden hier viele Auslagen nothwendig sein; aber der höchste Grad des christlichen Almosens ist ja der, für das Heil der Seelen zu sorgen."

Man dürfte es vielleicht befremdend finden, daß Franz von Sales, dieser so sanfte und liebevolle Mann, hartnäckige Protestanten von allen öffentlichen Aemtern entfernen und ausschließen wollte; aber hierin verlangte er weiter Nichts, als was bei allen katholischen Nationen seit undenklichen Zeiten immer zu Recht bestanden hatte, daß nämlich die Häretiker von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen sein sollten; und selbst wenn dies nicht das allgemeine Recht jener Zeit gewesen wäre, so würde es, um den Grund einer solchen Maßregel zu begreifen, genügen, sich daran zu erinnern, wie wir im Vorhergehenden auch gesehen haben, daß die Beamten die Neubekehrten ganz ungestraft verfolgen ließen oder gar selbst sie verfolgten, so daß dieselben schließlich gezwungen wurden, ihr Vaterland zu verlassen und eine Zuflucht auf dem Schlosse Sales zu suchen. Weit entfernt, den Probst zu unterstützen, war man ihm auf jede Weise in seinem Werke hinderlich, wiewohl man wußte, daß dasselbe nur auf ausdrücklichen Wunsch und Befehl des Fürsten begonnen worden war; der Baron von Hermance war beinahe der Einzige, der die Mission aufrichtig unterstützte und dem ein guter Erfolg derselben am Herzen lag; und dazu hatte Franz um diese Zeit noch das Unglück, diese kostbare Stütze durch den Tod zu verlieren. Zu seinem Nachfolger war Lambert ernannt worden, der zwar ein verdienstvoller Officier, aber in der Gegend nicht beliebt war, und darum keinen Einfluß besaß.

Während der Gottesmann so sein Apostolat aller menschlichen Hülfe beraubt, die Häresie dagegen durch die Obrigkeiten unterstützt sah, hatte er außerdem noch den eiteln Schimmer eines großen Namens gegen sich. Das Orakel des Calvinismus, Theodor Beza, übte auf die Bevölkerung des Landes noch immer einen verderblichen Einfluß aus, obschon derselbe lange nicht mehr so bedeutend war, als zur Zeit, wo er in frischer Jugendkraft den katholischen Glauben auf der Zusammenkunft von Poissy bekämpfte, zu Montbéliard in öffentlicher Conferenz mit dem Tübinger Theologen Jakob André disputirte, auf den Synoden von la Rochelle, Nîmes und Bern den Vorsitz führte, in Paris vor dem Prinzen Condé predigte, kurz überall hin eilte, wo er nur dem Katholicismus Schaden zufügen konnte. Er war nun bereits siebzig Jahre alt, und dies hohe Alter versetzte ihn in die Unmöglichkeit, so verderblich wie früher zu wirken; nichts desto weniger aber blieb der eitle Schimmer seines Namens und seiner geistigen Begabung immer noch gleichsam eine Apologie des Calvinismus und eine Waffe gegen den katholischen Glauben. Der Papst hatte diese Bemerkung schon gemacht, und da ihm das Unglück eines Greises, der

wohl bald vor Gott Rechenschaft wegen des Mißbrauchs seiner Talente ablegen mußte, und dessen Rückkehr zur wahren Kirche von so großem Segen gewesen wäre, tief zu Herzen ging, war er ernstlich mit dem Gedanken umgegangen, seine Bekehrung zu versuchen, ohne sich jedoch die Schwierigkeit des Unternehmens zu verhehlen; denn es handelte sich um die Besiegung eines Mannes, der, ganz von sich selbst und von seinem Talente eingenommen, sich Allen überlegen glaubte und kein andere Autorität als die seinige anerkannte; es handelte sich darum, einen reich begabten, gewandten und scharfsinnigen Geist zur Unterwerfung zu bringen, dessen Scharfsinn aber von der Art war, daß er auch die klarsten Wahrheiten zu verneinen wußte, den gegründetsten Einwürfen gegenüber immer Ausflüchte zu finden und sich in ein verworrenes Labyrinth von dunkeln Fragen geschickt zurückzuziehen im Stande war; es handelte sich endlich darum, einen Gelehrten, der bei seiner Meinung um so hartnäckiger verharrte, weil er sich seiner ebenso umfassenden als geordneten und gründlichen Gelehrsamkeit bewußt war, einen Parteiführer, den der Reiz des Herrschens und der Unabhängigkeit an seine hohe Stellung fesselte, zu dem Bekenntniß zu bringen: „Ich habe geirrt.“ Um sich mit Erfolg mit einem solchen Gegner messen zu können, dazu bedarf es eines Kämpfers von nicht gewöhnlicher Stärke. Clemens VIII. suchte einen solchen, als der Kapuziner P. Esprit de Baume nach Rom kam und ihm den Apostel Chablais' als den Mann bezeichnete, der wegen seines Wissens, seiner Sanftmuth und Klugheit der geeignetste sei, diese wichtige Angelegenheit zu einem guten Ende zu führen. Der Papst sah dies als einen Fingerzeig des Himmels an, und schickte den Pater Esprit, nachdem er mit ihm näher berathen, wie die Sache am besten anzugreifen sei, nach Thonon mit einem Breve an Franz von Sales zurück, mit dem weitern Auftrage, demselben noch mündlich die Absichten des heiligen Stuhles auseinanderzusetzen. „Mit inniger Freude wurden Wir erfüllt, sagt der Papst in seinem Schreiben[1]), als Wir aus dem Munde des Pater Esprit all' das Gute vernahmen, das Deine Frömmigkeit und Dein Eifer in Chablais wirkt. Dieser Religiose wird Dich in Unserm Namen von einem Vorhaben in Kenntniß setzen, das die Ehre Gottes betrifft und dessen Gelingen Uns sehr am Herzen liegt. Seinen Worten darfst Du denselben Glauben schenken, als kämen sie aus Unserem eigenen Munde, und Wir hoffen, daß Du alle Sorgfalt und Umsicht, welche Wir von Deiner Weisheit und Ergebenheit gegen Uns und den heiligen Stuhl

---

[1]) Charl.-Aug., p. 115.

erwarten dürfen, auf die Ausführung dieses Planes verwenden wirst."

Franz nahm mit Ehrfurcht einen Auftrag entgegen, der ihm von so hoher Stelle wurde, und traf schon seine Vorbereitungen, sich desselben zu entledigen, als ihn der Herzog nach Turin beschied, um mit ihm über die verschiedenen Vorschläge, die er ihm in seinem Briefe in Betreff der Mission in Chablais gemacht hatte, das Weitere zu besprechen [1]). Angesichts dieser Einladung glaubte er Ursache zu haben, mit dem Auftrage des Papstes noch zu warten; der gute Wille, welchen der Fürst, die Mission zu unterstützen, an den Tag legte, war ihm so nothwendig, daß es unklug gewesen wäre, denselben durch Zögern erschlaffen zu lassen, während der Versuch bei Beza, weit entfernt durch einen Aufschub fehl zu schlagen, im Gegentheil mehr Aussicht auf Gelingen hatte, sobald man mehrere bedeutende Erfolge in Chablais, wie man sie wohl mit Hülfe des fürstlichen Schutzes erwarten durfte, erreicht haben würde. Der Bischof von Genf, den er hierüber um Rath gefragt, war auch dieser Meinung; und nachdem Franz mit demselben die dem Fürsten vorzuschlagenden Maßregeln noch näher erwogen und eine reiflich durchdachte Denkschrift darüber verfaßt hatte, reiste er von seinem treuen Rolland begleitet ohne Verzug ab. Es war gegen Ende November; die Kälte war bereits sehr empfindlich und wurde noch durch einen scharfen Nordwind gesteigert, der besonders auf den hohen Bergen, die sie übersteigen mußten, sehr heftig war. Ohne sich dadurch abschrecken zu lassen, nahm Franz den kürzesten, aber beschwerlichsten Weg über den Sankt Bernhard. Die größte Strecke hatten sie schon zurückgelegt und waren beinahe auf der Höhe angelangt, als plötzlich ein furchtbarer Sturm losbrach, der solche Schneemassen vor sich hertrieb, daß sie in kurzer Zeit Alles bedeckten und weder Weg noch Steg mehr erkennen ließen. Zu der Gefahr, bei jedem Schritte in einen verborgenen Abgrund zu stürzen, gesellte sich eine erstarrende Kälte, und das Pferd des Heiligen war so erschöpft, daß es ihn kaum weiter zu tragen vermochte. Einige Augenblicke stand er rathlos. Das Vertrauen auf die Vorsehung aber, die ihn sicher aus dieser Irre herausführen würde, verlieh ihm neuen Muth und auf's gerathewohl weiter vordringend, erblickte er nach einem langen, unsichern Marsche das Kloster, welches der heilige Bernhard von Menthon auf dem höchsten Punkte dieses Berges als einen gastfreundlichen Zufluchtsort für müde und verunglückte Reisende hatte erbauen lassen.

[1]) Charl.-Aug., p. 116.

Freudig eilte Rolland zur Pforte und begehrte Einlaß. Die guten Mönche empfingen die vor Kälte erstarrten und eher Bildsäulen als lebenden Menschen ähnlich sehenden Reisenden mit der größten Herzlichkeit. Die sorgfältigste Pflege und liebevollste Gastfreundschaft genossen sie bei diesen irdischen Engeln, welche die christliche Religion allein auf diesen eisigen Höhen zu halten vermag. Und nicht zufrieden damit, Alles aufzubieten, was nur immer zur Erholung unserer Reisenden von den ausgestandenen Mühseligkeiten dienen konnte, machten sie ihnen auch die dringendsten Vorstellungen, doch im Kloster zu bleiben, bis die in jener Jahreszeit herrschenden wilden Stürme ein wenig nachgelassen hätten. Franz wollte aber nicht darauf hören; vergebens erzählten sie ihm, daß sie an den beiden vorhergehenden Tagen ganz erfrorene Reisende gefunden hätten; der Probst blieb unerschütterlich, wie entsetzt der arme Rolland auch darüber war. Seine einzige Antwort auf alles Drängen und Bitten war, daß sehr wichtige Angelegenheiten, welche das Heil der Seelen beträfen, ihn schleunigst nach Turin riefen, er müsse deshalb auf die Vorsehung vertrauen. Er machte sich also wieder auf den Weg, und die Vorsehung ließ ihn nicht im Stiche; glücklich gelangte er nach Aosta, am Fuße des Berges, und von da begab er sich ungesäumt weiter nach Turin.

Der Herzog empfing ihn auf das gnädigste; und nach Zusammenberufung seines Rathes, dem auch der päpstliche Nuntius beiwohnte, wünschte er, daß Franz von Sales vor dieser Versammlung die Schritte, welche er als die geeignetsten erachtete, um die vollständige Bekehrung Chablais' herbeizuführen, auseinandersetzte. Nachdem Franz die Hauptpunkte seines Briefes an den Herzog hinsichtlich dieser Angelegenheit in Erinnerung gebracht, trug er in weiterer Ausführung derselben Folgendes vor: Erstens, daß für jetzt wenigstens acht Prediger erforderlich seien, und zwar solche, die von allen andern Lasten und Pflichten frei sein müßten, Jeder mit hundert Goldthalern[1]) für seinen Unterhalt, damit sie zu jeder Stunde, wie ein fliegendes Lager, bereit seien, überall hin zu Hülfe zu eilen, wo es derselben am dringendsten bedürfe. Zweitens, zum Ersatz für die zweiundfünfzig Pfarrkirchen, die ehemals von der Drance bis nach Genf bestanden, und der neunzehn andern des Amtsbezirkes von Ternier, ohne die zahlreichen Abteien, Probsteien, Klöster und Kapellen mitzurechnen, verlangte er die Anstellung von fünfzehn bis sechszehn Pfarrern, welche mehrere Pfarreien zu gleicher Zeit zu verwalten hätten, bis die Mittel des Staatsschatzes die

---

[1]) Ein Goldthaler beträgt ungefähr 29½ Sgr. nach unserm Gelde.

Wiederaufbauung aller zerstörten Kirchen gestatten würden, und für einen jeden wenigstens hundertsechszig Goldthaler, nebst Wohnung und anderem Zubehör, was gewiß eine sehr mäßige Summe sei, da sie davon Vicarien, welche die Vereinigung mehrerer Pfarreien nothwendig erforderten, zu unterhalten, die Kosten für die zeitweiligen Hülfspriester zu bestreiten, sowie auch noch Almosen zu geben hätten, was sowohl der Noth der Armen als auch des guten Beispiels wegen geboten sei. Drittens, da Thonon als die erste Stadt der Provinz der Ort war, wo es besonders wichtig erschiene, den katholischen Gottesdienst auch mit äußerm Glanze zu begehen, so verlangte er nicht blos, daß die Feier der heiligen Messe öffentlich in der Hauptkirche gestattet werde, sondern auch, daß man daselbst einen Pfarrer mit einem Einkommen von vierhundert Goldthalern nebst noch sechs weiteren Hülfspriestern anstelle, um dadurch dem katholischen Cultus einen höhern Glanz zu verleihen und damit auch eine größere Bedeutung in den Augen des Volkes. Viertens wies er die Nothwendigkeit eines Jesuitenkollegiums nach, oder wenigstens, wenn man dies nicht auf der Stelle haben könne, eines katholischen Elementarlehrers. Fünftens verlangte er die Aufrechthaltung einer von den Calvinisten getroffenen Einrichtung, welche darin bestand, durch öffentliche Verweise oder selbst leichte Strafen solche Vergehen, welche nicht unter die Gerichtsbarkeit der weltlichen Obrigkeit fallen, zu züchtigen, wie z. B. Trunksucht, übermäßiges Tanzen und Spielen, zu große Kleiderpracht und verschwenderischen Aufwand bei Festmahlen, Hader zwischen Mann und Weib, Ungehorsam der Kinder gegen ihre Eltern, schlechte Behandlung ersterer von Seiten letzterer, Ehebruch, unsittliche Reden, schändliche Lieder, Fluchen, Gotteslästerungen und andere Fehler dieser Art.

Die ganze Versammlung und besonders der Herzog sahen die Zweckmäßigkeit dieser Vorschläge vollkommen ein, und Letzterer versprach Alles was nur in seiner Macht stünde, aufzubieten, um sie zur Ausführung zu bringen. Er benahm sich darüber noch mit den angesehensten Mitgliedern des Ritterordens vom heiligen Moriz und Lazarus, welche in Folge dessen einen ihres Ordens beauftragten, mit Franz das Nähere noch zu besprechen, und sich gleichzeitig nach Savoyen zu begeben, um selbst nachzusehen, was bei dieser Lage der Dinge am besten zu thun sei. Einstweilen bevollmächtigte der Herzog Franz von Sales, sechs Pfarrer, welche von dem ebengenannten Ritterorden unterhalten werden sollten, einzusetzen, und bat den päpstlichen Nuntius, darauf Acht zu haben, daß dies zur Ausführung gelange.

Es war dem Herzog viel daran gelegen, von der Weisheit und

den großen geistigen Fähigkeiten, dem heiligen Eifer und der Frömmigkeit, welche er an dem heiligen Franz von Sales so sehr bewunderte, den größtmöglichen Nutzen für das Wohl seiner Unterthanen zu ziehen. Er hatte noch eine lange Unterredung über verschiedene wichtige Angelegenheiten mit ihm, befragte ihn nochmals umständlich über alle Verhältnisse in Savoyen, sowie über Alles, was sich daselbst thun lasse, und sprach besonders angelegentlich über die Stadt Genf mit ihm. Franz bemühte sich, dem Herzoge klar zu machen, daß das wirksamste Mittel zur Ausrottung der Häresie in der Vertreibung derselben aus Genf bestände, was nicht schwer sein dürfte, wenn er diese rebellische Stadt zur Unterwerfung brächte; denn diese Stadt sei in Wahrheit der Sitz des Satans, der von ihr aus sein verderbliches Gift über die ganze Welt hin verbreite, die Hauptstadt des Calvinismus, die Königin des Irrthums, die Beherrscherin aller reformirten Kirchen Frankreichs, denen sie Gesetze vorschreibe und Entscheidungen gebe, sowohl in Hinsicht der Lehre als auch der Disciplin; es sei die heilige Stadt der Protestanten, welche nach ihr wallfahrteten, wie die Katholiken nach Rom; der Herd aller Verschwörungen gegen den heiligen Stuhl und die katholischen Fürsten, der Zufluchtsort und die Freistätte der Abtrünnigen, die Nährmutter der Irrlehre, welche Frankreich und England mit Predigern versehe, welche mit Hülfe ihrer großartigen Druckereien, auf Kosten des Staatsschatzes und von freiwilligen Gaben unterstützt, die ganze Welt mit schlechten Büchern überschwemme; kurz eine Stadt, welche durch ihre Schulen, ihre Predigten und Conferenzen, alle ihre verderblichen Erzeugnisse Menschen aus allen Nationen verführe, die ihrer vortheilhaften geographischen Lage wegen sich innerhalb ihrer Mauern niederließen.

Dann schlug er dem Fürsten als weitere Mittel zur Bekämpfung der Härsie folgende vor: Erstens: Er möge vom Papste Jesuiten und Kapuziner, die sich im Lande dauernd niederließen, verlangen, indem er seinerseits sich verpflichte, ihnen den nothwendigen Lebensunterhalt zu gewähren. Zweitens: Er solle in Annecy eine Buchdruckerei gründen, um katholische Bücher gegen die Irrlehre zu verbreiten, zu deren Unterstützung eine bestimmte Summe aus den Einkünften irgend einer Abtei vom Papste wohl würde bewilligt werden. Drittens: Er möge in Thonon oder in Annecy eine gastfreundliche Zufluchtsstätte für Neubekehrte errichten, in der Handwerker, Studirende und Gelehrte aufgenommen und unterhalten würden. Dies würde mit den Einkünften so vieler reichen Abteien, welche der Papst auch für dies gute Werk wohl bereitwillig zur Verfügung stellen dürfte, nicht schwer werden;

bestände ein solches Haus, so würden auf der Stelle viele Protestanten, selbst aus Genf, ihre Irrthümer abschwören; denn Manche möchten sich wohl gerne bekehren, wenn die Furcht vor Noth und Armuth sie nicht zurückhielte. „Zwar sind all' diese Mittel, fügte er hinzu, noch unvollkommen und werden erst allmählig mit der Zeit die beabsichtigte Wirkung hervorbringen; aber wir leben in einem eisernen Zeitalter, welches uns keine andern übrig läßt." Ermuthigt durch die Güte und das Wohlwollen, womit der Herzog ihn anhörte, bat Franz sodann noch, er möge doch gnädigst den Befehl geben, daß dem Genfer Domkapitel, welches durch die Einziehung seiner Güter beinahe in die äußerste Armuth gerathen sei, das ihm so unrechtmäßig Entrissene und besonders die Pfründen der Kirche von Armoy wieder zurückgegeben würden, um so mehr, da er schon die Gnade gehabt habe, in Savoyen die Rückgabe der geraubten Kirchengüter zu verfügen.

Der Herzog ließ so billigen Forderungen Gerechtigkeit widerfahren und befahl, daß der Feier der heiligen Messe in der Hauptkirche Thonons kein Hinderniß in den Weg gelegt werde, daß auch den Pfarrern in Chablais, wie es schon für Savoyen befohlen war, die Kirchengüter, und dem Genfer Domkapitel die Pfründe von Armoy zurückgegeben werde. Gleichzeitig erhielt er die dem nämlichen Kapitel schon früher gewährte Vergünstigung, die Befreiung von dem Zehnten, dem Wunsche des Papstes gemäß aufrecht, und ließ sich ein bis in's Einzelne gehendes Verzeichniß aller kirchlichen Einkünfte Chablais' einreichen, um darnach zu ermessen, was als das Zweckmäßigste und das Nützlichste gethan werden dürfte. Schließlich übergab er Franz noch drei Briefe, einen an den Oberrichter der Provinz Chablais und einen zweiten an den Befehlshaber von Allinges, in welchen er ihnen die Weisung ertheilte, die Mission nach ihren besten Kräften zu unterstützen und darüber zu wachen, daß Jedermann ungehindert den Predigten der katholischen Priester beiwohnen könne. Der dritte Brief war für die Einwohner Thonons; er enthielt die dringendsten und liebevollsten Ermahnungen, die ihnen gebotene Gelegenheit, die Wahrheit kennen zu lernen, ihres Heiles wegen eifrig zu benützen.

Mit diesen Schreiben versehen, machte sich Franz auf den Rückweg zu seiner lieben Heerde. Da er glaubte, daß die Straße über den kleinen Sankt Bernhard weniger als die übrigen durch Schnee ungangbar sei, so reiste er über diesen zurück und kam wohlbehalten auf Schloß Sales an. Er blieb jedoch nur sehr kurze Zeit daselbst, da es ihn drängte, wieder nach Thonon zu kommen.

# Viertes Kapitel.

## Neue Erfolge der Mission in Chablais und Conferenzen mit Theodor Beza.

(1596—1597.)

Die Rückkehr des heiligen Franz von Sales nach Thonon erfüllte die Katholiken mit der herzlichsten Freude; sie hatten sich während seiner Abwesenheit ganz verwaist und verlassen gefühlt. Als sie ihn nun wieder sahen, waren sie glücklich wie Kinder, die ihren geliebten Vater nach einer schmerzlichen Trennung wieder finden. Als er ihnen erzählte, was er Alles in Turin erreicht hatte, und was er für die Zukunft noch mehr von der gnädigen Gesinnung des Herzogs hoffe, wurde ihre Freude noch erhöht, und sie lobten und priesen Gott, der die Herzen der Fürsten nach seinem Wohlgefallen lenkt [1]).

So sehr die Katholiken sich über den glücklichen Erfolg der Reise ihres Apostels freuten, so heftig waren die Protestanten, welche auch bald Alles erfahren hatten, darüber ergrimmt. Als sich in der Stadt die Nachricht verbreitete, daß der Probst zu Weihnachten die heilige Messe in der Hippolytskirche öffentlich und feierlich lesen wolle, kannte die Wuth der Prediger keine Grenzen mehr. „Du rühmst Dich (mit solchen Redensarten griffen sie den Probst auf offener Strasse an), daß Deine Religion in dieser Gegend den Sieg davon tragen werde; aber wir werden schon Vorkehrungen dagegen zu treffen wissen, und wir werden sehen, ob Du ein Prophet oder ein Zauberer bist.“ — „Durch die Barmherzigkeit Gottes, antwortete ihnen der Apostel, bin ich nie ein Zauberer gewesen und will es auch nicht sein; ebenso wenig bin ich ein Prophet, diese Gnadengabe Gottes verdiene ich nicht; sie ist solchen Seelen aufbewahrt, welche derselben würdiger sind, als ich es bin. Aber trotzdem sage ich Euch, daß in kurzer Zeit der Calvinismus der katholischen Religion weichen wird; Gott selbst wird es herbeiführen und endlich Herr in diesem Lande sein [2]).“ — „Sollte man es wagen, unsere Vorrechte zu verletzen, bemerkten Jene dagegen, so werden wir eher das Aeußerste versuchen, als das zu dulden.“ Franz kümmerte sich wenig um solche Drohungen und beschäftigte sich eifrig damit, manche Ausbesserungen in der Kirche vornehmen zu lassen, sowie einen Altar in derselben zu errichten. Zu diesem Zwecke hatte er auf einen bestimmten Tag Arbeiter gemiethet, und ihnen versprochen, sich an

[1]) La Rivière, p. 157. — [2]) De Cambis, I, p. 202.

ihre Spitze zu stellen, im Falle man es wagen sollte, ihnen ein Hinderniß in den Weg zu legen oder sie gar gewaltsam zu vertreiben. In der That versammelte sich am festgesetzten Tage die protestantische Bevölkerung, von den angesehensten Einwohnern hiezu aufgewiegelt, mit Waffen und Stöcken versehen, auf dem Platze vor der Kirche, um den Arbeitern den Eintritt streitig zu machen. Die Katholiken ihrerseits eilten auch bewaffnet zur Vertheidigung ihrer Sache herbei, und der Tumult war nahe daran, in einen blutigen Kampf auszuarten; da erschien Franz und begann unerschrocken, mit ruhigem und heiterm Antlitze, mit ernster und würdevoller Haltung zu dem aufrührerischen Volke zu reden; bei dem Tone seiner zugleich sanften und festen Stimme schwieg plötzlich jede Drohung, schwand alle zornige Aufwallung und der Eingang zur Kirche wurde nicht mehr verwehrt; die Menge zog sich zurück, und höchstens hörte man auf Seite der Unzufriedenen ein unterdrücktes Murren, vergleichbar dem letzten Grollen der Leidenschaft gegenüber einer sie überwältigenden, geheimnißvollen Macht.[1])

Die Vorsteher und Räthe der Stadt hatten nicht sobald von dem Siege, den der Probst davon getragen, Nachricht erhalten, als sie auch auf der Stelle selbst herbeieilten, um ihn von einer andern Seite anzugreifen. „Mit welchem Rechte, sprachen sie stolz und drohend zu ihm, maßen Sie sich an, in dieser Kirche einen Altar aufzurichten, und so die öffentliche Ruhe zu stören? Ist Ihnen denn ganz unbekannt, daß unsere Stadt durch den Vertrag von Nyon zu einer freien erklärt wurde, und daß Sie demgemäß ohne unsere Zustimmung in derselben keine Messe lesen können?" — „Ist diese Stadt eine freie, entgegnete der Probst, so habt Ihr nicht das Recht, Euch der Ausübung unserer Religion zu widersetzen, ebenso wenig als wir der Ausübung der Eurigen ein Hinderniß in den Weg legen. In dem Sinne versteht auch der Herzog diese Freiheit der Stadt; und den Beweis davon können Euch diese Briefe liefern, in denen er mir das, was ich jetzt thue, selbst befiehlt, und dem Befehle des Fürsten dürft Ihr keinen Widerstand entgegensetzen." — „Sie haben ihn überrascht und hintergangen, riefen sie da aus; der Fürst will uns nicht unserer Rechte berauben, und wir verbieten Ihnen hiemit in aller Form, Ihre Arbeit fortsetzen zu lassen." Und auf der Stelle ließen sie durch einen Notar einen feierlichen Widerspruchsakt aufsetzen. Der Probst antwortete ihnen, daß er ihre Widersetzlichkeit als Aufruhr und Majestätsverbrechen betrachte, und daß Nichts in der Welt im Stande sein würde, ihn an

---

[1]) Charl.-Aug., p. 126.

der Ausführung der Befehle seines Fürsten zu hindern. „Alles was ich thun kann, sprach er zu ihnen, ist, Euch eine amtliche Urkunde auszustellen, daß ich durch die Errichtung eines Altars in dieser Kirche und die Benützung desselben zur Feier der heiligen Messe durchaus nicht Euren Rechten, wenn Ihr deren in Wahrheit besitzt, zu nahe treten will, und ich erkläre, mich hierin der weiteren Entscheidung des Herzogs unterwerfen zu wollen. Ich werde auf der Stelle über die Angelegenheit an ihn schreiben; schreibt Ihr ihm ebenfalls, wenn Ihr es anders für gut findet, und wir werden uns dann an seine Antwort halten [1])."

Eine solche Festigkeit, mit so weiser Zurückhaltung gepaart, beschämte die Protestanten, und sie begnügten sich mit der Forderung, daß man einstweilen nur einen Altar aus Holz errichte. Der Probst glaubte des Friedens halber nachgeben zu müssen und ließ eilig den Altar herrichten; so weit es ihm seine geringen Mittel gestatteten, sorgte er auch für eine geziemende Ausschmückung der Kirche, ließ Statuen und fromme Bilder darin anbringen, seidene und leinene Vorhänge, sowie viele Lampen und Kerzen; und so konnten die Katholiken in der Weihnachtsnacht in dieser Kirche, wo das allerheiligste Opfer seit sechzig Jahren nicht mehr gefeiert worden war, zum ersten Male wieder die heilige Messe hören. Mit unaussprechlicher Freude empfingen sie aus den Händen ihres eifrigen Apostels die heilige Kommunion, der es nicht unterließ, in dieser heiligen Nacht einige Worte über das Geheimniß der Krippe an sie zu richten, die von einer Salbung und Frömmigkeit durchweht waren, daß Alle gleichsam voll der Gnade des heiligen Geistes, der aus ihm redete, nach Hause zurückkehrten. In der dritten Messe, welche er gegen zehn Uhr las, hatte Franz den Trost, sieben bis acht hundert Personen derselben beiwohnen zu sehen, von denen Manche aus den Dörfern jenseits der Drance gekommen waren [2]). Seit diesem Tage konnte er ohne weitere Unterbrechung in dieser Kirche immer die heilige Messe lesen, sowie auch an den Sonn- und Festtagen mit den Priestern der Umgegend den Gottesdienst mit entsprechender Feierlichkeit begehen [3]).

Doch vergaß er nicht, an den Herzog zu schreiben, um sich über die Widersetzlichkeit der Protestanten Thonons zu beklagen, und ihn auf's neue zu bitten, die katholische Mission, ohne jedoch den Rechten, welche den Protestanten früher zugestanden worden waren, Eintrag zu

---

[1]) Charl.-Aug., p. 127. — De Cambis, I, p. 202. — [2]) La Rivière, p. 158. — [3]) Charl.-Aug., p. 129.

thun, mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht zu schützen. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Der Herzog gab in einem gnädigen Schreiben seine volle Zustimmung zu Allem was Franz von Sales bis jetzt gethan hatte, besonders zu der Herstellung eines Altars in der Hauptkirche Thonons, und versprach bereitwillig seinen fernern Schutz.

Ein weiterer Beweis seiner gnädigen Gesinnung war die Erfüllung des Wunsches, den ihm der Probst in einem frühern Schreiben geäußert hatte; er schickte nämlich den Senator Favre nach Chablais, um den Bewohnern Thonons seinen Willen kund zu thun. Dieser würdige Gesandte, glücklich, den Eifer seines heiligen Freundes unterstützen zu dürfen, ließ die Einwohner im Stadthause zusammenkommen und erklärte ihnen mit ruhiger, fester Stimme, daß der Herzog alle Priester und Katholiken des Landes unter seinen Schutz nehme, daß es sein Wille sei, daß die katholische Religion öffentlich in Thonon ausgeübt, daß die Messe in der Hippolytskirche gelesen, sowie daß daselbst öffentlich gepredigt und zur Predigt jedesmal ein Zeichen mit der großen Glocke gegeben werde.

Das brachte die beste Wirkung hervor, um so mehr, da die Vorsehung den Senator selbst in die Lage setzte, über die Ausführung dieser Bestimmungen zu wachen. Die Präsidentenstelle im Rathe der Provinz Genf war nämlich erledigt worden, und der Herzog ernannte, auf den Vorschlag des Herzogs von Nemours, Favre zu dieser hervorragenden, wenngleich mit geringem Gehalte verbundenen Würde; doch ließ er ihn gleichzeitig im Besitze seines Titels und Einkommens als Senator von Chambéry. Letzterer war dadurch genöthigt, sich in Annecy, wo der Rath seinen Sitz hatte, niederzulassen. Da sein neuer Wohnsitz Thonon so nahe war, besuchte er oft seinen Freund daselbst und unterstützte ihn aus allen Kräften; und dazu trug schon seine bloße Erscheinung das Ihrige bei, denn sein ganzer Wandel trug das Gepräge der Religion, seine Gegenwart war schon eine Predigt. Noch ein anderer Beweggrund, sein geistiges Wohl, führte ihn so oft nach Thonon; da er sich wie seine ganze Familie der geistlichen Leitung seines heiligen Freundes anvertraut hatte, so kam er häufig zu ihm, um ihm genaue Rechenschaft von dem Zustand seines Gewissens abzulegen, und in kindlichem Gehorsam gegen seinen Seelenführer mit ihm das, was er thun oder lassen müsse, zu besprechen; während der neunzehn Jahre, die er in Annecy wohnte, ging er nie davon ab, pünktlich jede Woche die heiligen Sakramente der Buße und des Altares zu empfangen.

Wie sehr der Anblick eines so erbaulichen Lebens der katholischen Sache nützte, ist leicht begreiflich. Die erhabenen Lehren und Vorschriften der Religion hatten in ihm gleichsam eine sichtbare Gestalt gewonnen, was ihr Achtung und Liebe erwarb. Durch sein Beispiel und seine Ermahnungen bewogen, gelobten die Bewohner von Allinges, Mezinges und Brens, wenigstens zum größten Theile, dem Irrthume feierlich zu entsagen, und sobald sie erfahren hatten, daß die Feier der heiligen Messe wieder öffentlich in Thonon stattfand, erfüllten sie ihr Versprechen. Dies verschaffte ihnen von Seite des Herzogs die Verleihung mehrerer Privilegien, und von Seite des Bischofs den Vortheil, daß ihnen vor allen übrigen ein Pfarrer mit beständigem Wohnsitze gegeben wurde. Gemäß der ihm vom Bischofe verliehenen Vollmacht ernannte Franz einen sowohl durch sein Rednertalent ausgezeichneten, als auch in der Seelenführung bewährten Priester zum Pfarrer von Allinges und Mezinges zugleich, und zum Pfarrer von Brens setzte er seinen getreuen Mitarbeiter, den Kanonikus Ludwig von Sales ein, welcher, da er zugleich Lehensherr dieser Pfarrei war, sicher einen großen Einfluß auf die Bevölkerung haben mußte und sie dadurch leichter für den wahren Glauben gewinnen konnte[1]).

Während Franz auf diese Weise die ersten Pfarreien in Chablais ordnete, erhielt er von dem Erzbischofe von Bary, der unlängst zum Nuntius in Turin ernannt worden, ein Schreiben, worin er ihn bat, ihm doch etwas Näheres über den Stand der Mission mitzutheilen, und nebst dem anerkennendsten Lobe für Franz seine eifrige Betheiligung an dem Werke zusagte. Dankend antwortete ihm der Apostel auf diesen Brief und theilte ihm Alles mit, was er zu wissen wünschte, seine Hoffnungen auf einen guten Erfolg, wenn der Friede einmal dauernd zwischen dem Herzoge von Savoyen und den Bernern gesichert sei, und die Mittel und Wege, die er dem Fürsten bereits vorgeschlagen habe, um das ganze Land zum katholischen Glauben zurückzuführen.

Um diese Rückkehr, die der Gegenstand seiner innigsten Wünsche war, sobald als möglich herbeizuführen, arbeitete Franz unaufhörlich; aber viele Schwierigkeiten und Hindernisse hatte er noch zu überwinden. Selbst die gewöhnlichen Amtsverrichtungen, wie sie im katholischen Cultus gebräuchlich sind, konnten seine Feinde gegen ihn aufbringen. Als sie am Aschermittwoche erfuhren, daß er an demselben Morgen die geweihte Asche ausgetheilt habe, fanden sie diese

[1]) Charl.-Aug., p. 129.

Ceremonie, die so viel Stoff zu ernstem Nachdenken bietet, die so geeignet ist, den Stolz des Menschen zu demüthigen, indem sie ihn daran erinnert, daß er Staub ist und zum Staube zurückkehren wird, nur spaßhaft und lächerlich. Am folgenden Tage kamen sie abermals auf denselben Gegenstand zurück, und sie erklärten, daß jener Gebrauch eine Abgeschmacktheit sei, daß er ihrer Gegend zum Schimpfe gereiche und darum nicht geduldet werden dürfe. Solche und andere Ausdrücke der Art verfehlten nicht, die Köpfe zu erhitzen; die Aufregung wuchs und drohte gefährlich zu werden; man lief haufenweise am folgenden Morgen in der Straße zusammen, wo Franz vorbeigehen mußte, und als man seiner ansichtig wurde, fiel man wie rasend über ihn her. Glücklicherweise waren die Nichtswürdigen nicht einig untereinander; die Einen wollten ihn in's Gefängniß führen und als einen Verrückten einsperren, der die Narrheit so weit getrieben habe, daß er sogar Asche gesegnet und dieselbe seinen Glaubensgenossen auf's Haupt gestreut habe; Andere wollten ihn an einen gewissen Ort in der Stadt schleppen und dort als Uebelthäter steinigen [1]). Während sie so miteinander stritten, gelang es dem Apostel zu entkommen, ohne daß ihm ein Leid widerfahren war. Nach dieser Gefahr noch unerschrockener als vorher, ließ er keinen Tag der Fastenzeit vergehen, ohne in der Kirche des heiligen Hippolyt Morgens die Messe zu lesen und Abends zu predigen; und jeden Sonntag Nachmittag gab er einer so großen Zahl von Kindern und Erwachsenen beiderlei Geschlechts, als er nur zusammenbringen konnte, Katechismusunterricht, in welchem er ihnen mit eben so großer Klarheit als Begeisterung die Grundwahrheiten der christlichen Lehre auseinandersetzte.

Der Contrast, in welchem ein solcher Eifer mit dem ganzen Benehmen des Predigers Viret stand, der nur eine Predigt jeden Sonntag hielt, und das noch mit Widerwillen, hob den katholischen Priester sehr in der allgemeinen Achtung, während der protestantische Prediger selbst bei den Seinigen an Bedeutung verlor und jeden Tag immer tiefer in seinem Ansehen sank [1]). Um in dieser für ihn so demüthigenden Lage das geschwächte Vertrauen wieder zu gewinnen, versuchte Viret, seinen Gegner sammt seiner Lehre verächtlich zu machen, indem er das Meßopfer eine Abgötterei, ein Sakrilegium nannte und bis zum Ueberdrusse wiederholte, daß die Lehre von der wahren Gegenwart das Glaubensbekenntniß zerstöre und die Analogie des Glaubens vernichte: ein Ausdruck, sagt Franz, den keiner von seinen Zuhörern verstand, dessen

[1]) Charl.-Aug., p. 145. — la Rivière, p. 159.

er sich aber gerne bediente, um gelehrter zu scheinen[2]). Zur Widerlegung dieser lügnerischen Behauptungen schrieb der eifrige Apostel auf dringendes Bitten eine kleine Abhandlung mit dem Titel: Betrachtungen über das apostolische Glaubensbekénntniß zur Bekräftigung der katholischen Lehre über das heiligste Altarssakrament[2]). Er setzt hierin in Form von Gebeten nicht allein die Gründe auseinander, welche am meisten geeignet sind, Jene im Glauben zu befestigen, welche die Unbegreiflichkeit des Geheimnisses der wahren Gegenwart abschrecken könnte, sondern zeigt auch, wie dieser Glaube seine angemessene Begründung in allen Artikeln des Symbolums finde. So ruft beim ersten Worte des apostolischen Bekenntnisses: Ich glaube, der Verfasser voll Glauben und Liebe aus: „Wenn ich, o mein Erlöser und mein Gott, auf Deinem Altare Deinen allerheiligsten Leib, den Du, um uns in dieser Wüste zu nähren, mit so vielen Wundern umgibst, voll des höchsten Entzückens betrachte, was bleibt mir da anders übrig, als meine Schwäche und Armseligkeit bekennend auszurufen: Was ist dies? O Herr! mein natürliches Urtheil und meine Sinne bestürmen mich mit zahllosen Einwendungen: Wie, sagen sie mir, wie ist es möglich, daß der Erlöser sein Fleisch zur Speise gegeben hat? . . . . . . . . Aber, o mein Gott, ich glaube mit Deiner Gnade; ich bin gläubig und treu und begehre nicht, es zu verstehen oder zu begreifen; und darum wird mir dies Sakrament um so glaublicher und ehrwürdiger, je schwerer mir ein Verständniß und Begreifen desselben wird, da der Glaube um so heller glänzt, je dunkler für uns das Verständniß ist.“ Dann geht er zum zweiten Satze des Glaubensbekenntnisses über: an Gott den allmächtigen Vater, Schöpfer Himmels und der Erde: „Gott ist Gott in allen Dingen, sagt er; in den schwierigen aber offenbart sich seine Gottheit noch mehr. . . . Wenn das Wort Gottes von solcher Kraft gewesen ist, daß die Dinge, welche noch nicht waren, durch es geworden sind, um wie viel mehr wird das der Fall sein, um die Dinge, welche bereits sind, da sein zu lassen, wo er will, und sie in etwas Anderes zu verwandeln! Es hat ja dem, was einst noch nicht war, seinen Ort im Raume gegeben; warum sollte es nun nicht im Stande sein, das, was an einem Orte war, an verschiedenen Orten erscheinen zu lassen?“ Bei dem Artikel: Jesus Christus, der geboren ist von der Jungfrau Maria bemerkte er: „O mein Gott! wozu soll man denn bei

---

[1]) Vorrede zu der Abhandlung über die Liebe Gottes. — [2]) Entretiens spirituels, X, p. 138.

Deinem heiligsten Leibe nach den Gesetzen der Natur forschen wollen, da er doch außerhalb der natürlichen Ordnung in's Dasein trat und von einer Jungfrau geboren ist? Wenn aber Dein Leib durch den jungfräulichen Schooß Maria's hindurch ging, wie ein Sonnenstrahl durch ein Glas, und daraus hervorkam ohne an einen bestimmten Raum gebunden zu sein, wird man es dann unglaublich finden, daß er nicht an einen bestimmten Raum in diesem Sakramente gebunden ist?"

Viret glaubte in den letzten Worten einen Angriffspunkt zu finden und wagte gegen die gewöhnliche Meinung der Protestanten selbst die Behauptung zu äußern, daß Maria Jesus Christus nach Weise eines gewöhnlichen Weibes geboren habe, und daß der Satz, sie habe durch ein Wunder geboren, nicht allein falsch, sondern auch häretisch sei. Es machte Franz von Sales geringe Mühe, diese Behauptung des Predigers zu widerlegen; er bewies ihm aus der heiligen Schrift, daß die Jungfräulichkeit Maria's durch die Geburt des Heilandes nicht im Geringsten verletzt worden sei, da es bei Jesaias nicht nur heiße, daß eine Jungfrau empfangen, sondern auch, daß eine Jungfrau gebären werde. Sodann führte er den heiligen Ambrosius gegen ihn an, aus dem jene von Viret des Irrthums bezüchtigte Stelle wörtlich genommen war; den heiligen Augustinus, der den Jovinian der Ketzerei beschuldigt, weil er denselben Irrthum wie der Prediger lehrte, und schloß mit einer vollständigen Widerlegung aller nichtssagenden Gründe, die Viret zur Stütze seiner Behauptung angeführt hatte. Der Prediger verfaßte eine Antwort hierauf; Franz aber ließ derselben auf der Stelle eine Erwiderung folgen, in welcher er ihm so zusetzte, daß der Arme von der ganzen Sache Nichts als Schimpf und Schande davon trug und dazu noch den Tadel seiner Mitbrüder erfuhr, die sehr unzufrieden damit waren, daß er eine von der Reformation allgemein angenommene Lehre bestritten habe. [1])

Diese Niederlage des Predigers schadete seiner Sache außerordentlich; das Ansehen, welches er noch unter den Seinen hatte, büßte er fast gänzlich ein. Der erste Rathsherr von Thonon, Peter Fournier, nahm solchen Anstoß daran, daß er in seiner Anhänglichkeit an den Calvinismus bedeutend erschüttert wurde. Jemehr er über das Benehmen Viret's in diesem Streite nachdachte, um so mehr wurde er mit Mißtrauen gegen die Lehren erfüllt, welche dieser Mann predigte. Zuletzt faßte er den Entschluß, Franz um eine Unterredung über jene Punkte zu bitten, in denen Katholiken und Protestanten so getheilter Mein-

[1]) Charl.-Aug., p. 143.

ungen sind. Die Wahrheit wurde ihm bald klar, und da er eine gerade, aufrichtige Seele war, wollte er sich auch auf der Stelle zu ihr bekennen und verlangte inständig, sobald als möglich zur Religion seiner Väter zurückzukehren. Der Probst wollte die Sache nicht übereilen; da er der Meinung war, daß der Rücktritt eines Mannes, der das erste öffentliche Amt bekleidete, auch öffentlich stattfinden müsse, so machte er diese Feierlichkeit schon mehrere Tage vorher bekannt, und lud dazu so viele Personen als möglich ein. Am bestimmten Tage und zur festgesetzten Stunde begab er sich, den Syndikus an der Hand führend und von allen Katholiken begleitet, die herbeigeeilt waren, um Zeuge einer so erhebenden Feier zu sein, nach der St. Hippolytskirche. Während die Prozession so mit frommer Heiterkeit einherzog, fielen auf einmal die von ihren wüthenden Predigern aufgewiegelten Protestanten über die Katholiken her und überschütteten sie mit einem Hagel von Steinen, so daß Mehrere schwer getroffen wurden. Die empörten Katholiken wollten Gewalt mit Gewalt erwidern; doch Franz gestattete das nicht; er hieß die Prozession ruhig weiter ziehen, und nachdem sie bis zur Kirche gekommen war, wandte er sich von den Stufen des Portales aus zu den Angreifern, und es gelang ihm durch seine sanften und freundlichen Worte ihre Aufregung so vollständig zu beschwichtigen, daß Alles zur Ruhe und Ordnung zurückkehrte und die Feierlichkeit ohne weitere Störung vor sich gehen konnte [1]).

Nach seinem Rücktritte wollte Fournier alsbald vor aller Welt Zeugniß für den Katholicismus ablegen und im Namen der Stadt Thonon an den Papst schreiben, um ihn ihrer Treue und ihres Gehorsams zu versichern; „denn, sagte er, eine Stadt, in der die erste obrigkeitliche Person und eine so große Zahl von Einwohnern den wahren Glauben angenommen haben, darf nicht mehr eine calvinische, sondern muß eine katholische Stadt genannt werden.“ Franz versammelte den Stadtrath, um hierüber das Nähere zu berathen. Demgemäß wurde ein Schreiben, das alle Katholiken Thonons unterzeichneten, abgefaßt, in welchem die Neubekehrten, nachdem sie dem Papste für das ganz besondere Wohlwollen, mit welchem er sie beehrt, ihren Dank ausgesprochen hatten, erklärten, daß sie in ihm den einzigen und obersten Hirten anerkennen würden, dem Jesus Christus mit der Sorge für alle seine Schafe die höchste Würde und Gewalt des apostolischen Priesterthums anvertraut habe, und sich ihm demüthig zu

---

[1]) Charl.-Aug., p. 143 et 144. — De Cambis, I, p. 260.

Füßen werfend, flehten sie ihn an, ihnen seine väterliche Sorgfalt und sein gütiges Wohlwollen auch ferner zuzuwenden.

Die Bürger Thonons waren nicht die Einzigen, welchen die Predigten ihres Apostels zu Gute kamen. Dem Regimente des Grafen von Martinengues war gegen Ende der Fastenzeit Thonon als Garnison zugewiesen worden. Es bestand aus lauter Katholiken, welche den religiösen Belehrungen des Apostels mit großem Eifer gefolgt waren und davon so ergriffen wurden, daß sie alle bei ihm beichten wollten. Mit seiner gewöhnlichen Sanftmuth und Liebe hörte Franz ihre Beichten, und es gereichte ihm zu großem Troste und inniger Erbauung, ihnen am grünen Donnerstage, Charsamstage und Ostersonntage die heilige Kommunion reichen zu können. Eine Unachtsamkeit, die sich Einer von denen, welche am letzten Tage kommunizirten, unvorsätzlich hatte zu Schulden kommen lassen, bot ihm Gelegenheit, zu erkennen, in welch' guter Seelenverfassung diese Soldaten waren. Jener Brave hatte, ohne daran zu denken, daß er noch kommuniziren solle, am Morgen mit seinen übrigen Kameraden gegessen und getrunken. Bald darauf ging er zur heiligen Messe und empfing die heilige Kommunion, ohne daß es ihm einfiel, daß er nicht mehr nüchtern sei: seine Kameraden, die Zeugen von Allem gewesen waren, machten ihm die heftigsten Vorwürfe, und ein Offizier sagte ihm sogar mit den härtesten Worten, daß er eine schreckliche Todsünde begangen habe. Der arme Mann war ganz untröstlich darüber und wie außer sich. Die Anderen redeten ihm deshalb zu, den guten Vater, wie sie Franz nannten, aufzusuchen. Er folgte auch diesem Rathe; als er aber vor dem Gottesmanne stand, hatte er nicht die Kraft, nur ein Wort hervorzubringen und warf sich ihm schluchzend zu Füßen. „Was hast Du denn, mein Sohn? fragte ihn Franz ganz bewegt. Fasse Dich und sage mir, was ich für Dich thun kann." — „Ach, mein Vater, ich habe ein großes Verbrechen begangen!" Mehr konnte er nicht sagen. „Nun denn, mein Sohn, erwiderte Franz, weißt Du denn nicht, daß Gott unendlich barmherzig ist, und daß ein zerknirschtes Herz für alle Sünden, welcher Art sie auch immer seien, Verzeihung erlangt? Sag mir, was Du gethan hast." — „Ach, mein Vater! sprach der Soldat, ich habe die heilige Kommunion empfangen, nachdem ich schon gefrühstückt hatte; wenn Sie mir nicht helfen, so bin ich verloren." — „Hast Du es denn mit Ueberlegung gethan?" fragte Franz. — „O nein, mein Vater, Gott bewahre, es geschah aus Zerstreuung, und lieber würde ich tausend Mal sterben, als eine solche Sünde begehen." — „Nun denn, mein Sohn, erwiderte Franz,

ich versichere Dir, daß der Herr Dir schon verziehen hat; sei getrost und gib Acht, daß Du nicht wegen einer Nachlässigkeit in die Todsünde der Verzweiflung fällst." — „Aber, mein Vater, bemerkte der Soldat, welche Buße werden Sie mir denn für meine Sünde auferlegen?" — „Bete ein Vater unser und Gegrüßt seist du Maria!" — „Wie, rief der Soldat erstaunt, eine so kleine Buße für eine Sünde wie die meinige!" — „Geh', mein Sohn, sprach der liebevolle Apostel, thu', was ich dir sage, und Gott wird zufrieden sein." Auf diese Worte hin wurde es wieder Friede im Herzen dieses christlichen Soldaten. Getröstet ging er weg, und fortan hatte er eine solche Anhänglichkeit und Liebe zu seinem Tröster, daß er ihm überall hin, wenn es nur möglich war, folgte und sich nur mit Gewalt von ihm trennte [1]).

Bei all' seinen Arbeiten vergaß Franz keineswegs den Auftrag, welchen er vom heiligen Stuhle rücksichtlich Theodor Beza's erhalten hatte. Zuerst zog er seine klügsten und umsichtigsten Freunde hierüber zu Rathe, um im Vereine mit ihnen die Mittel zu finden, durch welche am ehesten ein Gelingen seines Vorhabens ermöglicht werden könnte. Zu gleicher Zeit flehte er inbrünstig zu Gott, empfahl das Unternehmen dringend dem Gebete des Bischofs und jener Geistlichen, die er in sein Geheimniß glaubte einweihen zu dürfen, und erwartete im Uebrigen vom Himmel allein einen günstigen Ausgang in einer so schwierigen Sache. Und nicht allein betete er, er bot auch sein Leben zum Opfer dar; denn er war sich wohl bewußt, daß die Genfer, wenn sie den Zweck seiner Reise erführen, ihn mit seinem Kopfe die Kühnheit, sogar bis in ihre Mauern vorzudringen und der Irrlehre ihre Hauptstütze rauben zu wollen, würden bezahlen lassen [2]).

In den drei ersten Monaten des Jahres 1597 ging er mehrere Male nach Genf, ohne jedoch eine Gelegenheit zu finden, mit Beza über den Zweck seines Kommens zu reden, da er ihn nie allein, sondern immer in Gesellschaft Anderer traf, so daß er es nicht einmal für gerathen hielt, sich melden zu lassen. Waren nun diese Reisen auch vergeblich, was den eigentlichen Zweck derselben anging, so dienten sie doch dazu, seine erhabene Tugend im schönsten Glanze erkennen zu lassen. Mehrere Male tobten bei seiner Ueberfahrt über den Genfer See die wildesten Stürme, und er schwebte in der größten Todesgefahr; aber in solchen Tagen war er von einer so vollkommenen Ruhe und Heiterkeit der Seele erfüllt, wie er sie, nach seinem eigenen

---

[1]) Charl.-Aug., p. 146. — [2]) Ebendas. p. 130.

Geständniß, nie in seinem ganzen Leben empfunden hatte. Der Name Jesus verlieh ihm eine solche Sicherheit, daß er nicht einmal an die Gefahr dachte; in den tobenden Wogen erblickte er nur ein Bild der Wuth der Dämonen gegen die Seelen, welche sie in den Abgrund der Sünde und der Hölle begraben möchten, und sein Herz und sein Geist waren mit keinem andern Gedanken beschäftigt[1]).

Am Osterdienstage endlich, den 8. April, war er doppelt glücklich; er konnte die frommen Bedürfnisse einiger Katholiken in Genf befriedigen, und Beza erwartete seinen Besuch. In dieser unglücklichen Stadt gab es mehrere Katholiken, denen es nicht möglich war, sich von Hause zu entfernen, und welche doch gerne ihre österliche Kommunion gehalten hätten. Franz hatte ihnen versprochen, selbst zu kommen und sie ihnen zu reichen, und hatte zu dem Ende von Thonon fünf heilige Hostien in einer silbernen Büchse, in der er den Kranken die heilige Wegzehrung hinzutragen pflegte, mitgebracht. Als er mit Ludwig von Sales und seinem treuen Rolland in Genf angekommen war, hatte er gleich eine unerwartete Gelegenheit, Gebrauch von dem kostbaren Schatze zu machen, den er auf der Brust trug. Er hatte sich in dem Hotel, in welchem er wohnte, eben in sein Zimmer begeben, als ein tugendhaftes Mädchen, Namens Jacqueline Coste, die später Nonne von der Heimsuchung wurde, weinend zu ihm kam, und ihm erzählte, daß sie als ein armes Dorfmädchen bei einem reichen Calvinisten in Genf in Dienst getreten sei, der Alles aufgeboten habe, um sie zum Abfalle von ihrem Glauben zu bringen: sie sei aber standhaft geblieben, habe jeden Sonn- und Feiertag in einem benachbarten Orte der heiligen Messe beigewohnt, und zuletzt diesen gefährlichen Herrn verlassen und sich eine Stelle in diesem Gasthofe verschafft, um sich den Katholiken, namentlich den Priestern und Ordensleuten, welche hier abstiegen, nützlich machen zu können. Seitdem sie gehört und gesehen, wie der Prediger la Faye auf dem Molards-Platze von ihm öffentlich überführt und beschämt worden sei, habe sie ohne Unterlaß zum Himmel um das Glück gefleht, ihn doch sprechen zu können, um aus seinem Munde zu erfahren, was sie thun müsse, um Gott wohlgefälliger zu werden.

Die Wirkungen der Gnade in einer so einfachen und aufrichtigen Seele bewundernd, bestärkte Franz sie in ihren guten Gesinnungen und gab ihr die weisesten Rathschläge in Bezug auf ihr jetziges und einstiges Leben; sodann hörte er sie Beichte und sagte ihr, daß er ihr selbst die

---

[1]) Méditations de la mère de Chaugy.

heilige Kommunion geben werde, da er heilige Hostien mitgebracht habe: „Mein Herr, bemerkte sie in ihrer Einfalt, wie könnten Sie das? Sie haben ja keinen Diener zur Hand?“ — „Beunruhige Dich deswegen nicht, antwortetete er; die Engel, welche unsichtbar gegenwärtig sind, werden uns dienen; das ist ja ihr Amt bei dem heiligsten Sakramente. Ich werde Dir nur die Hälfte einer Hostie geben, da ich nur fünf mitgebracht habe, und noch fünf andere brave Katholiken die heilige Kommunion empfangen wollen; in dieser halben Hostie wirst Du aber nicht weniger als in einer ganzen empfangen, da jedes einzelne Theilchen deinen Schöpfer und Erlöser mit all' seinen Schätzen und allen Verdiensten seines heiligen Leidens in sich birgt [1]).“

Hierauf begab er sich zu Beza [2]), den er in einem Saale seines Hauses auf und ab spazierend fand. Franz grüßte ihn mit der vollendetsten Höflichkeit, stellte sich vor und sagte mit der feinsten Liebenswürdigkeit zu ihm, daß er, angezogen sowohl von dem großen Rufe seines Wissens und seiner Beredsamkeit als auch von Allem, was er von seiner fesselnden Unterhaltung und angenehmen Gesellschaft gehört habe, sich die Freiheit nehme, zu ihm zu kommen, sowohl um ihm seine Ehrerbietung zu bezeigen, als auch über Angelegenheiten von hohem Interesse vertrauensvoll mit ihm zu reden. Diese feine, angenehme Sprache, welche durch das vornehme Aeußere des heiligen Franz von Sales, der ein großer, schöner, wohlgewachsener Mann war, durch die aus seinem Antlitze leuchtende Sanftmuth und die unvergleichliche Anmuth seiner ganzen Person noch vortheilhaft gehoben wurde, verschafften ihm den zuvorkommendsten Empfang.

Nachdem sie eine Zeit lang über mehrere gleichgültige Dinge gesprochen hatten, führte Beza seinen liebenswürdigen Besuch in sein Studirzimmer, um sich dort mit mehr Muße mit ihm unterhalten zu können. Nachdem sie Platz genommen, begann Franz: „Mit eigenen Augen überzeuge ich mich heute, mein Herr, mit welchem Rechte die öffentliche Meinung Sie unter die größten Männer zählt; lange Zeit schon sehnte ich mich nach einer Unterredung mit Ihnen; ich hege nun das Vertrauen, daß Sie mich gütig anhören werden, und daß Sie freimüthig Ihre Ansicht über die Fragen, welche ich Ihnen vorlegen möchte, äußern [3]).“

Beza, der nicht wußte, was eine so feine Einleitung bezweckte, beobachtete eine Zeit lang ein unschlüssiges Schweigen. „Mein Herr,

---

[1]) Année de la Visitation, 10. avril. — De Cambis, p. 213. — [2]) La Rivière, p. 181. — [3]) Charl.-Aug., p. 131. — De Cambis, p. 214.

fuhr da Franz fort, seien Sie ohne alles Mißtrauen; sehen Sie mich an, Sie werden finden, daß ich nicht wie ein Mensch aussehe, der Ihnen eine Falle stellen will; ich handle frei und offen." — „Sie überhäufen mich mit liebenswürdiger Höflichkeit, antwortete Beza, und Ihr Benehmen entzückt mich; ich halte sehr viel auf Offenheit und Freimüthigkeit, und es war stets mein Wunsch, diese schönen Eigenschaften vor Allem auch bei religiösen Besprechungen zu finden. Stellen Sie mir darum alle Fragen, welche Sie wollen; ich werde versuchen, nach meinem besten Wissen, wie ich es mir durch mein langes Studium und langjährige Erfahrung erworben habe, darauf zu antworten."

„Nun denn, mein Herr, begann Franz, kann man in der römischen Kirche sein Heil wirken [1])?" — Bei dieser Frage gerieth Beza in große Verlegenheit. Antwortete er „Nein", so hieß das, daß es zur Zeit, als Luther und Calvin zu predigen begannen, keine wahre Kirche mehr gegeben habe; es hieß folglich, die Verheißung Jesu Christi, bei seiner Kirche alle Tage bis an's Ende der Welt zu bleiben, als unwahr darstellen; antwortete er „Ja", so hieß das die römische Kirche als die wahre Kirche Jesu Christi anerkennen, da die Protestanten damals einstimmig lehrten, daß es außerhalb der wahren Kirche kein Heil gebe. Da er also um eine Antwort verlegen war, so verharrte er, die Augen starr in eine Ecke des Zimmers gerichtet, in tiefem Schweigen. Dann ging er in sein Cabinet, um über die zu gebende Antwort reiflicher nachzudenken; Franz hörte aus dem Nebenzimmer, wie er wohl eine Viertelstunde lang unruhig auf und ab ging, dann plötzlich stille stand, dann wieder hastig das Gemach durcheilte, und schloß daraus, daß der Unglückliche von grausamen Gewissensqualen gefoltert werde. Alle, die sich von dem Mittelpunkte der katholischen Einheit getrennt haben, innig bedauernd, dankte er Gott von ganzem Herzen, daß er ihn im wahren Glauben bewahrt habe und versprach ihm fest und heilig, im Schooße der römischen Kirche leben und sterben zu wollen [1]).

Beza kam endlich erschöpft, ganz bleich und angegriffen zurück, und nachdem er sich entschuldigt, daß er so lange auf sich habe warten lassen, sprach er: „Mein Herr, ich will offen sein und Ihnen mit einer der Ihrigen gleichkommenden Freimüthigkeit antworten. Sie haben mich gefragt, ob man in der römischen Kirche sein Heil wirken könne; ich trage kein Bedenken, zu erwidern: Ja, man kann sein Heil wirken; dies ist eine unbestreitbare Wahrheit und es unterliegt keinem

---

[1]) De Maupas, p. 113. — [2]) Charl.-Aug., p. 132.

Zweifel, daß Ihre Kirche die Mutterkirche ist." — „Ich danke Ihnen herzlich für diese Antwort, sprach Franz. Erlauben Sie jetzt, daß ich Ihnen eine andere Frage vorlege: Da man sein Heil in der römischen Kirche wirken kann, warum haben denn die Calvinisten so viel Blut vergossen, um ihrem Glaubensbekenntnisse in Frankreich Eingang zu verschaffen? Warum so viel Aufruhr und Empörung, so viele Kriege und blutige Scenen, so viele Gräuel aller Art?" Beza, der mit am eifrigsten das Feuer des Bürgerkrieges in Frankreich geschürt hatte, schien ganz bestürzt, als ihm Franz in kurzen Zügen all' das Elend schilderte, welches die Häresie über jenes unglückliche Land gebracht hatte. Er schwieg und maß mit unruhigen Schritten das Zimmer; zuletzt gab er mit verlegener und unsicherer Stimme die Antwort: „Weil, obgleich man in der römischen Kirche sein Heil wirken kann, es in dieser Kirche aber doch Mißbräuche gab, die einer Reform bedurften [1]). Kann man, zum Beispiel, Eure Lehre von der Nothwendigkeit der guten Werke zur Seligkeit wohl dulden? Ihr lehrt das Volk, daß der Glaube allein nicht genüge, daß die guten Werke nothwendig hinzukommen müssen, während sie doch nur angemessen sind. Und da das Volk sie gewöhnlich nicht thut, so zieht es sich die Verdammung zu, indem es gegen sein Gewissen handelt. Zum Heile des armen Volkes also, welches Eure Lehren in die Hölle stürzen, mußte unsere Religion um jeden Preis eingeführt werden, da sie durch ihr Grunddogma: der Glaube macht selig ohne die Werke, die Heilswirkung bedeutend erleichtert." — „Aber, entgegnete Franz, wenn die guten Werke zum Heile nicht nothwendig sind, warum wiederholt uns denn die heilige Schrift so oft, daß es, um selig zu werden, nicht blos genügt, keine schlechten Früchte zu tragen, sondern daß man auch gute hervorbringen muß; daß es also nicht genug ist, das Böse zu meiden, sondern daß man auch das Gute thun muß? Erinnern Sie sich doch der Stelle aus dem fünfundzwanzigsten Kapitel des heiligen Matthäus: Weichet von mir, ihr Verfluchte, in das ewige Feuer; denn ich war hungrig und ihr habt mich nicht gespeist; ich war durstig, und ihr habt mir nicht zu trinken gegeben; ich war nackt und ihr habt mich nicht bekleidet; ich war im Gefängnisse und ihr habt mich nicht besucht. Ist es hiernach nicht ganz klar, daß gute Werke strenge geboten sind, weil man durch die Unterlassung derselben allein schon der Verdammung anheim fällt? Ihre Freimüthigkeit und Offenheit,

[1]) De Cambis, p. 215.

mein Herr, geben mir die sichere Gewähr, daß Sie, wenn Sie gegen diesen Beweis keine gegründete Antwort vorbringen können, der Lehre der katholischen Kirche beipflichten werden[1])."

Beza, der gewöhnlich bemüht war, eine stoische Ruhe zu zeigen, konnte sich bei den letzten Worten nicht mehr halten; eine zornige Röthe übergoß sein Gesicht, und in seinem Unwillen, keine Antwort hierauf mehr zu finden, brach er in laute Schmähungen gegen die Papisten aus. „Mein Herr, sprach Franz mit unveränderlicher Ruhe, Ihre Kaltblütigkeit im Anfange unserer Unterredung hatte mich glauben lassen, daß Sie Ihre Lehren für die unbezweifelbare Wahrheit hielten, die unsrigen dagegen als ebenso viele Irrthümer ansehen; Ihr Zorn aber zeigt mir, daß Sie die Stärke meiner Beweise empfunden haben und daß Sie nichts Vernünftiges dagegen vorbringen können. Doch, ich bin nicht gekommen, um Ihnen wehe zu thun; ich wünschte blos über einige Controverspunkte mit Ihnen zu sprechen, von Ihnen selbst Ihre Meinung darüber zu erfahren und Ihnen freimüthig und aufrichtig meine Ansichten auseinanderzusetzen; da Sie aber das so aufbringt, so entschuldigen Sie mich; ich verspreche Ihnen, nicht mehr über Streitfragen mit Ihnen zu sprechen." Beschämt, daß er sich so vom Zorne hatte hinreißen lassen, suchte sich Beza zu entschuldigen: man sei nicht immer Herr seiner ersten Regungen und er habe sich vom Eifer für seine Religion hinreißen lassen. Und um seinen Fehler wieder gut zu machen, lud er Franz ein, ihn noch oft zu besuchen, mit dem Versprechen, daß er ihn immer auf's beste empfangen und sich nicht mehr den Ausbrüchen übler Laune überlassen werde, was auch immer der Gegenstand des Gespräches sein möge[2]).

So schloß die erste Conferenz mit Beza, nachdem sie drei Stunden gedauert hatte. Dieser so lange Besuch hatte den Argwohn der Domestiken des Hauses erregt, so wie auch einiger anderer Personen, die im Vorzimmer warteten, und es währte nicht lange, so lief überall in ganz Genf das Gerücht um, es habe sich ein gefährlicher Mensch in die Stadt geschlichen, vor dem man auf seiner Hut sein müsse. Franz beunruhigte sich über diese Reden nicht; er kehrte sich so wenig daran, daß er sogar, da er von einem Soldaten von Allinges auf der Straße erfahren, in dem Hause eines Protestanten liege ein Katholik gefährlich krank, sich auf der Stelle aufmachte, um ihm geistlichen Trost und Hülfe zu bringen. Vergebens stellte man ihm vor, daß er sein Leben auf's Spiel setze, daß die Genfer in ihrer Stadt

---

[1]) Charl.-Aug., p. 133. — [2]) Ebendas. — De Cambis, p. 235 et 236.

die Ausübung der katholischen Religion nicht duldeten, und daß er in augenscheinlicher Gefahr sei, ermordet zu werden, im Fall er entdeckt würde; die Furcht, einen Menschen ohne die Sakramente sterben zu lassen, überwog jedes andere Bedenken. In dem bezeichneten Hause angekommen, ließ er sich zu dem Kranken führen, und nach einigen Worten der Theilnahme und des Trostes an ihn, forderte er die Anwesenden auf, das Zimmer zu verlassen, da er mit dem Kranken allein zu sprechen habe. Alle, wiewohl Protestanten, leisteten alsbald Folge; Keiner dachte daran, ihn in seinem Amte zu stören, noch auch eine Anzeige zu machen, die ihm wahrscheinlich das Leben gekostet haben würde. Sobald er mit dem Kranken allein war, hörte er ihn Beichte, reichte ihm die heilige Wegzehrung, und bereitete ihn auf einen heiligen Tod vor. Alle diese heiligen Verrichtungen nahm er mit eben der Ruhe vor, als habe er sich mitten unter seinen treuen Katholiken befunden; der Soldat, der ihn gerufen hatte und Zeuge von dieser Seelenstärke war, wurde davon so ergriffen, daß er von diesem Tage an eine außerordentliche Verehrung für ihn wie für einen Heiligen und Martyrer hegte [1]).

Am folgenden Tage ließ er es sich angelegen sein, für die geistlichen Bedürfnisse der fünf Katholiken, welche sich in der Stadt befanden, Sorge zu tragen. Nachdem er dafür Alles was in seinen Kräften stand, gethan hatte, reiste er mit kummervollem Herzen und unter vielen Thränen wieder ab. Als ihn sein Vetter nach der Ursache seiner Thränen frug, antwortete er: „Ach, theurer Bruder, Jesus weinte über sein geliebtes und undankbares Jerusalem, sollte ich da nicht auch weinen über unser armes Genf?"

Nach Thonon zurückgekehrt, schrieb er sogleich an den Papst, um ihm das Ergebniß seiner Unterredung mit Beza mitzutheilen. „In diesem Prediger, sagt er, habe ich ein Herz von Stein gefunden, das im Bösen seit langer Zeit verhärtet, noch nicht erschüttert, noch nicht zur Umkehr entschlossen ist. Doch würde ich an seiner Bekehrung nicht verzweifeln, wenn es möglich wäre, häufiger, sicherer und leichter zu ihm zu gelangen, besonders wenn man mit Zustimmung Euerer Heiligkeit eine öffentliche Disputation mit den Predigern zu Wege bringen könnte. In schwierigen und wichtigen Dingen ist es schon viel, einen Versuch gemacht und den Angriff begonnen zu haben." Weiterhin theilte er dem Papste mit, daß die Bewohner von Gex und

---

[1]) Charl.-Aug., p. 134. — Nach dem Kanonikus Gard, Franz Favre, dem Marquis de Lullin u. A.

Gaillard inständig verlangten, zum wahren Glauben zurückzukehren, daß sie aber an der Ausübung des katholischen Cultus durch die Genfer verhindert würden, wiewohl Letztere nur so viel Macht über dieselben hätten, als ihnen von dem französischen Könige zugestanden werde; und darum beschwor er den Papst, doch an Heinrich IV., der unlängst zum Katholicismus zurückgekehrt war, zu schreiben, daß er dieser gehässigen Tyrannei ein Ende mache, und von der Republik Genf Gewissensfreiheit für alle ihre Bürger erlange, damit Jeder dem religiösen Bekenntnisse, welches ihm das beste schiene, folgen könne.

Clemens VIII. beantwortete diesen Brief durch ein ehrenvolles Breve, in dem er sehr den Eifer des Probstes lobte, ihn ermunterte, in dem begonnenen Unternehmen beharrlich fortzufahren, und ihm versprach, an den König von Frankreich zu schreiben, damit er jene Maßregeln ergreife, welche seine apostolischen Arbeiten zu fördern im Stande wären.

Mittlerweile hatte sich in Thonon das Gerücht verbreitet, daß der Graf von Martinengues binnen Kurzem in der Eigenschaft eines Generalstatthalters des Herzogs von Savoyen daselbst eintreffen werde, mit dem besondern Auftrage, alle Schritte zu thun, welche der Erhaltung des Friedens und der Wiederherstellung der katholischen Religion dienlich sein könnten. Franz versammelte darauf hin die Neubekehrten, um mit ihnen zu berathen, was man in dieser Hinsicht dem Grafen am besten in Vorschlag bringen solle. Man verständigte sich ohne Schwierigkeit und nachdem Alles mit gemeinsamer Uebereinstimmung vorbereitet war, sah Franz freudig der Ankunft des Generalstatthalters entgegen. Da erfuhr er, daß derselbe nicht weiter als Fort Saint-Cathérine[1]) kommen, und daß er zudem nur sehr kurze Zeit daselbst bleiben würde. Diese Nachricht erhielt er gegen Abend, und trotz der ungelegenen Stunde machte er sich auf der Stelle zu dem Grafen auf den Weg. Er reiste die ganze Nacht hindurch und gelangte am frühen Morgen nach Viry, wo er von Martinengues zu finden hoffte; aber derselbe war am Tage vorher schon abgereist. Rasch eilte er ihm nach, und aus den unterwegs eingezogenen Erkundigungen erlangte er die Gewißheit, daß er nach Chambéry, wo er eine Zeit lang verweilen sollte, zurückgekehrt war. Da gab er dies unnütze Hin- und Herreisen auf, und ging nach Annecy, um mit dem Bischofe über ver-

---

[1]) Dies Fort war von dem Herzog von Savoyen auf einer Anhöhe in geringer Entfernung von der Straße, die von St. Julien nach Éluiset führte, erbaut worden. In dem Kriege des Jahres 1600 wurde es zerstört.

schiedene Angelegenheiten der Mission zu sprechen; und nach langen Berathungen begab er sich von da nach Schloß Sales, wo seine Eltern sehnlichst nach ihm verlangten. Er verweilte daselbst nur so lange, bis er einige Denkschriften, deren er voraussichtlich bedürfen mochte, verfaßt hatte, und reiste dann ungesäumt nach Chambéry [1]).

Hier erhielt er von seinem Freunde Favre, in dessen Hause er wohnte, ein Schreiben des Herzogs, in welchem der Bischof von Genf bevollmächtigt wurde, einstweilen schon, bis die Genehmigung des Papstes erfolgt sei, von den Einkünften aller Beneficien Chablais' und des Amtes Ternier so viel zu nehmen, als zum Unterhalte schon angestellter oder noch anzustellender Pfarrer erforderlich war. Die protestantischen Prediger sandten auf die Nachricht hiervon sogleich Abgeordnete, um gegen diese Verfügung Widerspruch zu erheben. Sie beklagten sich laut, daß ihnen großes Unrecht geschehe, und ließen es an Schmähungen und Drohungen gegen Franz, der, wie sie wußten, jene Maßregel veranlaßt hatte, natürlich nicht fehlen. Letzterer jedoch ließ sich nicht einschüchtern und war nur für das Beste seiner Mission besorgt. Durch geschickte Unterhandlungen wußte er es zu erreichen, daß ihm außer dem, was ihm der Fürst schon zugestanden hatte, noch einige andere Summen, welche die Prediger von verschiedenen Beneficien bis dahin erhoben, zur Bestreitung der Kosten des katholischen Cultus angewiesen wurden.

Auf diese Weise war es ihm möglich geworden, mehrere fromme und eifrige Geistliche zu unterhalten, die er als Mitarbeiter gewonnen hatte. Einige hielt er zu seiner eigenen Unterstützung bei sich und vier andere schickte er auf eben so viele wieder neu errichtete Pfarreien. Er selbst führte dieselben in ihren seelsorgerlichen Wirkungskreis ein, und ließ bei dieser Gelegenheit in einer jeden der vier Pfarreien ein Kreuz errichten, um gewissermaßen im Namen des gekreuzigten Jesus von ihnen Besitz zu ergreifen, ein Verfahren, das er in der Folge stets beobachtete: überall, wo er die katholische Religion wieder herstellte, pflanzte er die Fahne des Kreuzes auf [2]).

Außer den Geistlichen, welchen er schon ihre Stellen angewiesen, hatte er noch einen Mann von seltenem Verdienste, einen Doktor der Theologie und ausgezeichneten Prediger, zu seiner Verfügung; er hatte ihn für den schwierigsten Posten, die Pfarrei von Bellevaux, deren Einwohner hartnäckige Protestanten waren, zurückbehalten. Er führte ihn selbst dahin; aber kein Mensch wollte sie bei ihrer Ankunft auf-

[1]) Charl.-Aug., p. 147. — [2]) Ebendas. p. 148 et 150.

nehmen, so sehr war es den Predigern gelungen, dem Volke den Glauben beizubringen, sie seien Zauberer und Hexenmeister, die überall, wo sie nur hinkämen, Unglück brächten. Nur mit großer Mühe und gegen theure Bezahlung gelang es ihnen, ein Stück Kleienbrod, womit man die Thiere zu füttern pflegte, ein wenig Käse und Wasser zu erhalten; um keinen Preis wollte man ihnen ein Glas Wein verabreichen. Und dies kärgliche Mahl mußten sie noch stehend oder auf der Erde sitzend verzehren, da man sich weigerte, ihnen einen Stuhl oder etwas Derartiges zu leihen. Franz, der an eine solche Behandlung gewöhnt war, freute sich, bei solchen Gelegenheiten die Armuth Jesu Christi und seiner Apostel nachahmen zu können. „Das ist das apostolische Leben," sprach er heiter zu seinem Gefährten. Und dieser, als ein würdiger Mitarbeiter dieses Apostels, erklärte sich freudig zur Uebernahme einer Pfarrei bereit, welche so wenig Anziehendes bot. Gott segnete auch diesen hochherzigen Muth: das Volk erkannte bald, daß ein so uneigennütziger und edelmüthiger, so eifriger und unterrichteter Priester nicht ein so verabscheuenswerther Mensch sein könne, wie die Prediger ihn beschrieben hatten; sie erblickten nur einen Engel des Herrn in ihm, einen guten Hirten, dessen Stimme sie bald folgen lernten; und dieser anscheinend so wüste und unfruchtbare Weinberg brachte Früchte über alles Erwarten hervor [1]).

Da Franz wohl einsah, daß man nicht nur den Eifer dieser Priester in all' den Schwierigkeiten, denen sie auf jedem Schritte begegneten, beleben und aufrecht halten müsse, sondern daß es in der Verwaltung der Pfarreien und der Seelenführung eines einheitlichen Verfahrens bedürfe, so versammelte er dieselben zwei Mal wöchentlich in Thonon. Daselbst besprach er dann mit ihnen verschiedene Gegenstände der Theologie, besonders Fälle aus der Moral; und für das Wohl der Mission, sowie für die Belehrung des Clerus waren diese Besprechungen von dem größten Vortheil. Die Priester hörten ihm voll Theilnahme und gerne zu, nicht nur weil er als vollendeter Meister sprach, sondern auch weil er es bei jeder Gelegenheit vermied, seine Ueberlegenheit fühlen zu lassen: immer stellte er sich tiefer als seine Mitbrüder, und betrachtete sich als den Geringsten unter ihnen. So erzählt uns der Pfarrer Marrignier, daß der Heilige auf einer Reise, die sie zusammen machten, nie der Vorbeter bei den kirchlichen Tageszeiten sein wollte, da diese Ehre Marrignier als Pfarrer zukomme. Als die Nacht sie zwang, unterwegs in einem ärmlichen

---

[1]) Charl.-Aug., p. 148 et 149.

Wirthshause einzukehren, in welchem nur ein Bett zu haben war, war er mit diesem Obdache zufriedener als mit einem Palaste, verzehrte vergnügt das kärgliche Mahl, das man ihnen vorsetzen konnte und überließ das Bett dem Pfarrer, wie sehr dieser auch bat, er möge es doch für sich nehmen; er selbst schlief auf dem Boden.

Mittlerweile suchte der Teufel in seiner Wuth gegen Alles, was der eifrige Apostel that, um sein Reich in Chablais zu zerstören, sich auf jede Weise dafür zu rächen, und es geschah, daß in dieser Provinz mehrere Personen durch Besessenheit grausame Qualen durch ihn zu erdulden hatten. Sie wandten sich an Franz um Hülfe, welcher die Beschwörungen der Kirche bei ihnen anwandte und dadurch Einige von ihm befreite, die Lage Anderer wenigstens um Vieles erträglicher machte, so daß die Bosheit der Hölle nur zur Verherrlichung der Kirche diente. Die protestantischen Prediger sahen mit Mißvergnügen, daß das Volk hieraus die günstigsten Schlüsse für die katholische Religion zog, und arbeiteten darum eifrig daran, gegentheilige Ideen zu verbreiten. Die Einen wiederholten die alte Verläumdung, daß der Probst ein Zauberer und Hexenmeister sei, und mit Hülfe des Teufels selbst den Teufel austreibe; Andere waren schlauer und sagten, diese Fälle von anscheinender Besessenheit seien nur die natürliche Wirkung einer aufgeregten Einbildungskraft oder kranker Nerven; noch Andere läugneten sogar die Existenz der Dämonen und ihre Gewalt über die Körper, und um diese lügenhaften Behauptungen zu stützen, verbreitete man überall ein schlechtes Buch voller Schmähungen und Verläumdungen, welches von einem angeblichen Arzte aus Paris gegen die in der katholischen Kirche üblichen Beschwörungen geschrieben war. Franz hielt es für nothwendig, diese nicht weniger gefährliche als gottlose Schrift zu widerlegen und verfaßte zu dem Zwecke eine Abhandlung über die bösen Geister oder die vom Teufel Besessenen. Dieselbe ist niemals im Drucke erschienen, aber das Manuscript wurde lange in den Archiven des Hauses Sales aufbewahrt. Zuerst weist er nach, daß die Geisterwelt mit der Menschenwelt verkehrt; daß der Teufel seit dem Sündenfalle in Beziehung zu dem Menschen steht, bald ihn zum Bösen zu verleiten sucht und seiner Seele die härtesten Kämpfe bereitet; bald mit Zulassung Gottes, wie die heilige Schrift sowohl als auch die Profangeschichte bezeugt, im Stande ist, seinen Körper auf das grausamste zu quälen, ihn an verschiedene Orte zu versetzen, hin- und herzuschütteln, niederzuwerfen, nach seinem Willen handeln und reden zu lassen, so daß er als der Herr desselben erscheint, ihn besitzt. Sodann handelt er von der Ausdehnung und den Grenzen

dieser Besessenheit, die niemals so weit gehen kann, daß sie auch die Freiheit aufhebt, so daß der Mensch Gott wider Willen beleidigt. Hierauf gibt er die verschiedenen Ursachen einer solchen Besessenheit an: Bald läßt Gott diese zu als eine Strafe der Sünde, bald um die Tugend seiner Getreuen zu erproben, und der Teufel benutzt diese Erlaubniß, um seinen Haß gegen die Menschen zu befriedigen. Ferner beschreibt er die Kennzeichen und Merkmale dieses Zustandes, und gibt zuletzt die Mittel an, welche Gott in seiner Güte dem Menschen gegen ein so schreckliches Uebel an die Hand gegeben hat. Das vorzüglichste derselben ist die der Kirche verliehene Gewalt, die Teufel auszutreiben, eine Gewalt, sagt er, welche wir schon in den ersten christlichen Jahrhunderten in Ausübung finden, indem die Apologeten des Christenthums den Heiden gegenüber als einen der glänzendsten Beweise für die Göttlichkeit desselben gerade jene wunderbare Macht anführten, durch welche alle Christen die Dämonen von den Besessenen austrieben. Zum Schlusse fügt er noch die Bemerkung hinzu, daß Gott, der die Wuth der Dämonen gegen die Besessenen zügelt, auch ihrer Bosheit eine Grenze setzt, wenn sie die Seele in Irrthum zu führen bemüht sind, und ihre Kunstgriffe vereitelt, indem er sie durch die Klugheit der Kirche aufdeckt; daß sie auf diese Weise bloßgestellt, alsdann ihre Zuflucht zur Welt, ihrem dienstfertigen Werkzeuge nehmen, und dieselbe zu Gewaltthätigkeit und Verläumdung reizen, deren sie sich als zweier mächtiger Waffen gegen die Kinder Gottes bedient; die Kirche allerdings habe keine andern Mittel, der Gewalt Widerstand zu leisten, und sich gegen Verläumdungen zu schützen, als die Reinheit ihres Handelns, die Wahrheit ihres Wortes und die Unfehlbarkeit ihres Urtheils [1]).

Obgleich die Prediger durch diese Schrift, die man im Volke zahlreich verbreitet hatte, vollständig geschlagen worden, wagten sie dennoch auf's neue, Franz von einer andern Seite her anzugreifen; sie ließen für Geld seine Predigten Wort für Wort niederschreiben, in der Hoffnung, in denselben irgend eine gewagte Behauptung zu entdecken, einen ungenauen Ausdruck, der einen Anhaltspunkt für böswillige Kritik liefern und bei dem Volke die hohe Meinung, welche es von dem großen Wissen des Probstes hatte, vermindern könnte. Aber Alles war umsonst. Franz hatte Alles was er sagte, sowohl Inhalt wie auch Form, zu sorgfältig überdacht und ausgearbeitet, als daß es seinen Feinden möglich gewesen wäre, auch nur ein Wort zu finden, das zu schiefen und böswilligen Deutungen Anlaß geben konnte.

---

[1]) Charl.-Aug., p. 141. — De Cambis, I, p. 245.

Abermals in ihrer Erwartung getäuscht, versuchten sie noch ein anderes Mittel, ihm zu schaden; dazu bot ihnen das wenig erbauliche Leben der Mönche des Klosters Abondance auf der Grenze von Chablais und Faucigny, bei denen leider die alte Regel in Verfall gerathen war, willkommenen Anlaß. Die hämischen Vorwürfe, welche man gegen diese Wenigen vorbringen konnte, dienten als ebenso viele Anschuldigungen gegen Franz und die katholische Kirche überhaupt. Um dieselben in ihrem Ursprunge selbst zu vernichten, begab sich der Probst persönlich nach dem Kloster und suchte die Mönche auf alle mögliche Weise zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Da er Nichts hatte ausrichten können, so brachte er seine Klagen gegen dieselben vor den heiligen Stuhl durch den Nuntius von Turin, vor den Herzog und den Senat von Chambéry zugleich. In seinem Schrecken über die möglichen Folgen, welche diese Klagen für seine zeitliche Stellung und sein Einkommen nach sich ziehen konnten, beeilte sich der Abt von Abondance, an den Herzog und den Nuntius eine Schrift zu richten, die voll der größten Lobeserhebungen für seine Mönche, und voll bittern Tadels gegen den Probst war, den er unter Anderm der Doppelzüngigkeit und der Lüge beschuldigte. Sowohl der Herzog wie der Nuntius merkten leicht diesen Kunstgriff, und der Abt wurde einstweilen, bis für die Reform des Klosters weitere Schritte geschähen, angehalten, auf seine Kosten eine gewisse Anzahl katholischer Prediger in Chablais zu unterhalten und jedes Jahr eine beträchtliche Summe an die Nonnen von St. Claire d'Évian zu zahlen, welche in der größten Entbehrung und Dürftigkeit lebten[1]).

In all' seinen Arbeiten fand Franz eine mächtige Stütze in dem hingebenden Eifer und dem großen Ansehen des Barons von Avully. Dieser glaubenswarme Katholik trat selbst als Apostel auf, ergriff jede Gelegenheit, um den Protestantismus zu bekämpfen, durch unwiderlegbare Beweise die Wahrheit der katholischen Religion zu zeigen und die Schönheit ihrer Lehre, mit der er gründlich vertraut war, hervorzuheben, und so war es ihm gelungen, eine große Anzahl Calvinisten zur wahren Kirche zurückzuführen. Die Prediger, namentlich Viret, knirschten darüber vor Wuth; was sie aber am meisten aufbrachte und mit dem größten Mißvergnügen erfüllte, war, daß Avully noch immer, wie vor seiner Bekehrung, die Stelle eines Präsidenten in ihrem Rathscollegium bekleidete. Sie gaben sich alle mögliche Mühe, seine Absetzung zu erlangen; allein Franz, der stets ein wach-

---

[1]) Charl.-Aug., p. 149. — De Cambis, I, p. 261.

sames Auge auf Alles hatte, was den Interessen der Religion schädlich oder förderlich sein konnte, beeilte sich, den Herzog mit all' diesen Ränken bekannt zu machen, und wies mit besonderm Nachdruck auf die Dienste hin, welche der Baron der katholischen Sache in dieser Stellung leisten könne. Der Fürst ließ darauf hin den Bürgern Thonons ungesäumt zu wissen thun, es sei sein Wille, daß v. Avully nicht nur als erster Richter bei jenem Collegium fernerhin verbleibe, sondern auch, daß er diese Stelle mit unbeschränkter Machtvollkommenheit bekleide.

Unter all' diesen Kämpfen vergaß Franz nicht, daß Beza ihn am Schlusse seiner ersten Unterredung mit ihm eingeladen hatte, ihn wieder zu besuchen. Kurze Zeit nachher reiste er darum in Begleitung seines Freundes Favre zum zweiten Male nach Genf, und begab sich ungesäumt nach der Wohnung Beza's. Da derselbe sie nicht sogleich empfangen konnte, führte man sie in einen Saal, in dem sich ein Portrait Calvin's mit folgender Inschrift befand:

Hoc vultu, hoc habitu Calvinum sacra docentem
 Geneva felix audiit,
Cujus scripta piis toto celebrantur in orbe,
 Malis licet ringentibus [1]).

Auf der Stelle verbesserte Franz diese lügenhaften und gottlosen Verse durch Umänderung dreier Worte, und da Beza gerade in das Zimmer trat, sprach er zu ihm: „Ich war gerade in die Betrachtung der Schönheit Ihrer Poesie versunken; erlauben Sie mir die Bemerkung, daß man diese Verse, um sie unsterblich zu machen, mit goldenen Buchstaben schreiben sollte, wenn man sie nur durch folgende Umänderung dreier Wörtchen mehr mit der Wahrheit in Uebereinstimmung bringen wollte:

Hoc vultu, hoc habitu Calvinum falsa docentem
 Geneva demens audiit,
Cujus scripta piis toto damnantur in orbe,
 Malis licet ringentibus [2]).

---

[1]) Das sind die Züge, dies die Gestalt des das Heilige lehrenden Calvin,
 Den Genf, das glückliche, hörte,
Dessen Schriften die Frommen rühmend preisen auf der ganzen Erde,
 Wie sehr auch wüthen die Bösen.

[2]) Das sind die Züge, dies die Gestalt des das Falsche lehrenden Calvin,
 Den Genf, das unsinnige, hörte,
Dessen Schriften die Frommen verdammen auf der ganzen Erde,
 Wie sehr auch wüthen die Bösen.

Dieser von solcher Liebenswürdigkeit und Feinheit begleitete Freimuth mißfiel Beza nicht, und die Begrüßung war eine recht höfliche. Franz stellte seinen Freund vor, und der Prediger begann alsbald, nach einigen verbindlichen Worten, daß er es sich zur Ehre rechne, einen Mann von so seltenem Verdienste kennen zu lernen, ein langes Gespräch über gelehrte Gegenstände. Darum war es Franz nicht zu thun; um einen Anknüpfungspunkt für die Disputation, welche ja der Zweck seiner Reise war, zu finden, richtete er seine Blicke auf die Werke der heiligen Väter, die ganz mit Staub bedeckt in einem Winkel des Zimmers standen und fragte, was denn das für dicke Bände seien[1])? „Es sind, antwortete Beza mit verächtlichem Kopfschütteln, die Schriften der alten Väter; ich halte wenig darauf." — „Und ich, entgegnete Franz, ich schätze sie außerordentlich." Mit diesen Worten nahm er den ersten, besten Band und öffnete ihn; es war ein Band des heiligen Augustinus und er las daraus eine Stelle, wo der heilige Lehrer sagt, daß die Gnade dem Menschen seine volle Freiheit lasse. „Es ist schwer zu begreifen, bemerkte Beza, wie der Mensch Etwas thun kann, ohne vom heiligen Geiste dazu angetrieben zu sein; was der Mensch aus sich allein thut, kann ihm niemals angerechnet werden." Das hieß mit andern Worten: der heilige Geist bewegt den Willen zum Bösen wie zum Guten, Gott handelt allein, und der Mensch ist nur eine Maschine. Das ist die nothwendige Folgerung aus der Lehre der Reformatoren, daß der Mensch keinen freien Willen habe. Zur Widerlegung dieses groben Irrthums bediente Franz sich eines sinnlichen Vergleiches. „Ein Uhrmacher, sagt er, verfertigt eine Uhr nach den Regeln seiner Kunst; sodann stellt er sie auf eine bestimmte Stunde und zieht sie auf, um ihr die Bewegung zu geben; als besitze sie nun einen eigenen Willen und eine ihr natürliche Bewegung, durchläuft ihr Zeiger das Zifferblatt und zeigt die Stunden, kraft einer Bewegung, die ihr von Anfang an mitgetheilt wurde; so muß auch die Seele des Sünders, wenn sie vom heiligen Geiste die erste Anregung zur Reue und Buße erhalten hat, um gerechtfertigt zu werden, mit dieser ersten Bewegung mitwirken, und stets mit der Gnade mitwirkend durch alle andern Stufen der Rechtfertigung hindurchgehen."

Beza war von diesem Vergleiche überrascht, und bemerkte, daß derselbe in eine Frage, die ihm immer sehr dunkel vorgekommen sei, ein bewunderungswürdiges Licht bringe. Franz jedoch, der fürchtete,

[1]) De Maupas, p. 121.

Beza möchte außer Acht lassen, „daß jeder Vergleich hinkt" und den Vergleich so urgiren, daß er selbst seinen Irrthum daraus folgern könne, beeilte sich, eine weitere Erklärung hinzuzufügen, indem er sagte: „Nichtsdestoweniger besteht ein gewaltiger Unterschied zwischen Gott und dem Uhrmacher; der Uhrmacher erzwingt die Bewegungen der Uhr durch die sie bewegende Feder, so daß sie nicht nach Belieben gehen oder auch nicht gehen kann; Gott aber zwingt uns nicht im Werke der Rechtfertigung; seine Gnade läßt uns volle Freiheit; sie wirkt auf den Willen ein, zieht denselben an, aber hindert nicht seine freie Selbstbestimmung; wir können immer ihren Regungen zustimmen oder auch widerstehen; und wie ihre sanften Lockungen das Können verleihen, so hält das sanfte, ruhige Wesen derselben die Freiheit des Wollens aufrecht. „Mit ewiger Liebe habe ich dich geliebt, darum habe ich voll Erbarmen dich an mich herangezogen[1]," sagt Gott bei dem Propheten Jeremias. Gott zieht also zu sich heran, er zwingt nicht. „Wenn du die Gabe Gottes kännteſt und Denjenigen, der zu dir sagt: Gib mir zu trinken, so würdest du vielleicht ihn darum gebeten haben[2]," sprach Christus zur Samaritanerin, was mit andern Worten heißt: Es würde in deiner Macht gewesen sein, diese Bitte zu stellen, aber du würdest auch frei gewesen sein, sie nicht zu stellen. Sie zweifeln wohl nicht, mein Herr, daß dies der Sinn ist, den der heilige Augustinus den Worten Christi beilegt. Die Behauptung also, daß der Mensch nicht frei ist, der Gnade seine Zustimmung zu geben oder ihr zu widerstehen, ist im Widerspruche mit der heiligen Schrift, den alten Vätern, der täglichen Erfahrung, und mit Recht hat das Concilium von Trient diese Lehre mit dem Anathem belegt. Sprechen Sie darum nicht eine solche Gotteslästerung aus, mein Herr; es heißt nichts Anderes, als Gott beschuldigen, daß er die Ursache des Verderbens der Bösen ist; und wie es eine Beleidigung seiner Freigebigkeit gegen die Gerechten ist, wenn man die Gnade nicht anerkennt, welche sie in den Stand setzt, das Gute zu thun, so ist es eine Lästerung seiner Güte gegen die Sünder, wenn man sagt, daß sie denselben den nöthigen Beistand versage[3]."

Franz brachte dann die Rede auf die in der ersten Conferenz schon behandelte Frage rücksichtlich der römischen Kirche; und da Beza wiederholte, daß man in derselben sein Heil wirken könne, weil sie die Mutterkirche sei, daß aber die protestantische Kirche ebenso die

---

[1]) Jer. XXXI, 3. — [2]) Joh. IV, 10. — [3]) Charl.-Aug., p. 151 et 152.

wahre Kirche sei, mit diesem Vorzuge vor jener, daß sie den Weg zum Himmel bedeutend erleichtere durch ihre Lehre von den guten Werken, so antwortete Franz: „Ich kann nicht glauben, daß Jemand, der so belesen ist in der heiligen Schrift und in den Vätern, in seinem Innern wirklich die Ueberzeugung hat, daß gute Werke nicht geboten seien, als ob der heilige Paulus nicht sage: „daß Gott einem Jeden nach seinen Werken vergelten werde[1]),“ als ob eine Spitzfindigkeit Sie vor den schrecklichen Drohungen Jesu Christi gegen Jene, welche keine guten Werke thun, sichern könnte.“ — „Ach, mein Herr, erwiderte Beza mit einem tiefen Seufzer, ich bin nicht auf dem guten Wege, ich flehe zu Gott jeden Tag, daß er mich darauf zurückführe.“ Und mehrere Male wiederholte er diese Betheuerung unter den nämlichen Seufzern. Da Franz sah, daß er nichts Anderes erreichen konnte, zog er sich zurück. Beza begleitete ihn bis zur Thüre seiner Wohnung, und ihm mit großer Herzlichkeit die Hand schüttelnd wiederholte er abermals die nämlichen Worte so laut, daß sie im anstoßenden Zimmer gehört wurden[2]).

Franz ging nach dieser Unterredung mit Beza unmittelbar nach Thonon zurück, wo er bald Gelegenheit fand, jene Macht der Tugend zu zeigen, die man schon so oft an ihm bewundert hatte. Der Pater Esprit de Baume, einer der thätigsten Mitarbeiter an dieser Mission, war eines Tages in einer Predigt Viret's gewesen und hatte beim Herausgehen denselben der Lüge beschuldigt, mit der Aufforderung, er möge das beweisen, was er soeben behauptet habe. Viret antwortete mit einer Fluth von Schmähungen. Pater Esprit bemerkte ihm mit großer Ruhe, das seien keine Gründe, und da er seinerseits den eben ausgesprochenen Behauptungen des Predigers gegenüber unwiderlegbare Beweise vorbrachte, so schimpfte derselbe nur um so wüthender und wurde immer heftiger. Die anwesenden Protestanten ergriffen natürlich seine Partei: Einer faßte den Pater rauh beim Arme und ihn gewaltsam hinwegreißend, schrie er ihm zu: „Wer hat Dich hierhin geschickt, Du gemeiner Kerl? mit welchem Rechte darfst Du uns hier beunruhigen und stören?“ Die Andern, unter denen sich auch mehrere Frauen befanden, erfüllten die Luft mit dem Geschrei: „Nieder mit dem Papisten, der es wagt, unsere Prediger öffentlich und in unserer Mitte anzugreifen!“ Schon raffte man Steine auf, und das Getümmel und der Unwille nahmen auf eine sehr beunruhigende Weise zu, als Franz, der von dem Vorgange in Kenntniß gesetzt worden, rasch herbeieilte;

[1]) Röm. II, 6. — [2]) Charl.-Aug., p. 152.

durch sanfte und begütigende Worte gelang es ihm, die Aufregung selbst der Wüthendsten zu beschwichtigen, indem er ihnen vorstellte, daß solche Straßenaufläufe vom Herzog auf's strengste geahndet werden würden, da die Missionäre mit seiner Erlaubniß und auf seinen Befehl hier predigten und über Controvers-Gegenstände disputirten [1]).

Nichtsdestoweniger empfahl Franz, als sie nach Hause gekommen waren, dem Pater Esprit, künftig mit mehr Behutsamkeit und Schonung zu Werke zu gehen, um nicht die Gemüther zu erbittern und zu reizen, anstatt sie zu besänftigen und zu gewinnen. Doch beeilte er sich, den Herzog von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen. In seinem Schreiben bat er ihn dringend, er möge doch den Protestanten wiederholt kund thun, daß es ihm sehr angenehm sei, wenn sie den Predigten der katholischen Missionäre beiwohnten; daß er sie keineswegs zwinge, ihren Glauben zu ändern, gemäß dem mit den Bernern geschlossenen Vertrage; sondern daß er sie nur ermahne, aus Liebe zu ihrem ewigen Heile, reiflich über die katholische Religion nachzudenken, mit Aufmerksamkeit die Beweise für dieselbe anzuhören und dann dem zu folgen, was ihr Gewissen ihnen sagen würde.

Kurz nach diesem Straßenauflauf fand eine Scene anderer Art statt, wo die Unerschrockenheit des Probstes und die Macht, welche er über die Herzen besaß, sich nicht weniger offenbarten. Zwei Edelleute waren mit einander in Zwist gerathen, und die Sache war so weit gekommen, daß sie sich zum Zweikampf forderten. Ort und Stunde wurden bestimmt und die Duellanten erschienen. Schon hatten sie den Kampf begonnen, als der Heilige, der zu rechter Zeit davon Kunde erhalten, in der größten Hast herbeeilte. „Meine Herren, rief er ihnen schon von Weitem zu, richtet Eure Seelen doch nicht zu Grunde einer armseligen Beleidigung willen; wenn Ihr noch ein wenig Gottesfurcht besitzt, so höret auf, Euch zu schlagen." Die beiden Gegner, von der Aufregung zu sehr hingerissen, schienen ihn nicht zu hören, und ihre Klingen fuhren fort, sich zu kreuzen. Franz, der sehr gewandt in der Führung der Waffen war, warf sich da zwischen Beide und es gelang ihm, ihnen ihre Degen zu entreißen. Ueberrascht, sich so plötzlich entwaffnet zu sehen, bequemten sie sich, ihn anzuhören und durch seine vernünftigen und liebreichen Vorstellungen fühlten sie sich bald überwunden. Sie bereuten das Vorgefallene aufrichtig, baten, sich gegenseitig umarmend, um Verzeihung und schieden versöhnt und als Freunde [2]).

---

[1]) Charl.-Aug., p. 165. — [2]) Ebendas. p. 135.

So Sieger in der Sache der christlichen Liebe, strebte Franz doch noch weit mehr darnach, es in der Sache des Glaubens zu werden, für welche er unablässig kämpfte. Seitdem die Prediger des Waadtlandes sich feige der Conferenz in Thonon, welche doch von ihnen selbst in Vorschlag gebracht worden, entzogen hatten, führten sie stets zu ihrer Entschuldigung an, daß sie in Thonon, da es unter der Herrschaft eines katholischen Fürsten sei, den Kampf nicht angenommen hätten, weil sie der Herzog den Triumph, den sie errungen haben würden, hätte schwer entgelten lassen können. Um sie dieses nichtigen Vorwandes zu berauben, erbot sich Franz, von sechs Priestern seiner Wahl begleitet, nach Genf selbst zu gehen, und dort die katholische Lehre gegen alle Prediger zusammen zu vertheidigen, und zwar ohne Beihülfe anderer Bücher, als solcher, die in Genf selbst gedruckt worden seien.

Die Prediger lehnten abermals diese Herausforderung ab, mit Ausnahme eines einzigen, der ehrlicher und wahrheitsliebender als alle seine Collegen war. Galletier, so hieß derselbe, kam selbst nach Thonon, um mit Franz zu sprechen. Seine Augen erschloßen sich dem Lichte der Wahrheit und der Heiligkeit der katholischen Religion; offen gestand er dies ein, besaß aber zu wenig Muth, als daß er es gewagt hätte, auf der Stelle sich zum römischen Glauben zu bekennen, den er als den wahren erkannt hatte, und beschränkte sich einstweilen darauf, dem großen Wissen und der aufrichtigen Frömmigkeit des Apostels von Chablais seine innigste Bewunderung zu zollen. In seine Heimath zurückgekehrt, war es ihm jedoch nicht möglich, die Gefühle und die mächtigen Eindrücke, die er in Thonon erhalten, zu bergen; und als die Berner, unter deren Herrschaft der Canton Waadt stand, seine Hinneigung zum Katholicismus bemerkten, machten sie ihm den Proceß und, wenn man vielen Geschichtsschreibern Glauben schenken darf, verurtheilten ihn zum Tode [1]).

Dieser glückliche Erfolg bei einem protestantischen Prediger ermuthigte Franz, noch einen dritten Versuch bei Beza zu machen. Es gab Einzelne, welche ihn von diesem Vorhaben abzubringen suchten. „O Herr, sagten sie zu ihm, Sie gehen so oft nach Genf zu diesem hartnäckigen Protestanten, daß es uns zum Aergerniß gereicht. Warum wenden Sie Ihre Zeit nicht besser bei so vielen guten Seelen an, die so gerne all' Ihre Worte befolgen und sich zu nutze machen möchten?" — „Ach, erwiderte er, erinnert ihr euch denn nicht, daß Jesus unser

---

[1]) Charl.-Aug., p. 153 et 154.

Herr gesagt hat, daß er nicht sowohl um der Gerechten, als vielmehr der Sünder willen in diese Welt gekommen sei, daß, nach dem heiligen Paulus, das erfreulichste Wort, welches vom Himmel herniedergestiegen, dieses ist, „daß Gott gekommen ist, um die Sünder zu retten?“ Wenn wir nun unserm Herrn nachahmen müssen und Sünderfischer sein sollen, warum sollte ich denn da für Beza nicht Alles thun, was ein Diener Jesu Christi nur immer thun kann? Er ist ein Schaf, das in die Irre gegangen; sollte ich nicht den Versuch machen, es dem Rachen des Wolfes zu entreißen und zur sichern Hürde zurückzubringen?“

Von solch rührendem Eifer beseelt, suchte der Heilige abermals Beza auf. „Mein Herr, sprach er nach dem ersten Austausche der Höflichkeit zu ihm, ich komme nicht, um mit Ihnen zu disputiren, sondern um offen mit Ihnen über das Wichtigste, was es auf der Welt für Sie geben kann, zu sprechen. Da Sie die römische Kirche als die Mutterkirche anerkennen, so müssen Sie von innigem Verlangen durchdrungen sein, zu dieser wahren Mutter zurückzukehren, welche Sie einst mit der Milch ihrer Lehre genährt hat. Vielleicht halten zeitliche Rücksichten Sie noch ab, diesen Schritt zu thun, etwa die Furcht, die Mittel zu verlieren, außerhalb Genf ein sorgenfreies Leben zu führen. In dieser Hinsicht kann ich Sie beruhigen; denn ich habe vom Papste den Auftrag, Ihnen in seinem Namen ein jährliches Gehalt von viertausend Goldthalern anzubieten, und außerdem die Versicherung zu geben, daß Ihre sämmtlichen Möbel noch einmal so theuer bezahlt werden sollen, als Sie deren Werth anschlagen mögen[1]).“ Auf dies Anerbieten erwiderte Beza nicht ein Wort, sondern verharrte, die Augen starr auf den Boden heftend, in schweigendem Sinnen. „Nun, sprach Franz weiter mit inniger Herzlichkeit, wollen Sie noch länger der Wahrheit, die Sie erkannt haben, widerstehen? Benützen Sie doch die günstige Gelegenheit, die Gott Ihnen sendet; machen Sie Ihrem grauen Haare Ehre durch eine aufrichtige Rückkehr zur katholischen Kirche, und bringen Sie Ihr Heil durch eine edle Selbstüberwindung in Sicherheit[2]).“

Beza brach endlich das Schweigen, aber nur, um zu wiederholen, daß er, obgleich die römische Kirche die Mutterkirche sei, nicht daran verzweifle, sein Heil in der protestantischen Kirche wirken zu können. Mehr vermochte der Heilige bei ihm nicht zu erreichen, und Alles was er nun noch für den unglücklichen Irrlehrer thun konnte, war,

---

[1]) Charl.-Aug., p. 154. — De Maupas, p. 124. — [2]) La Rivière, p. 193.

ihn in eifrigem Gebete Gott zu empfehlen und für ihn beten zu lassen, namentlich während eines Jubiläums in Thonon. Auch der Bischof von Genf gedachte seiner mit einer Inbrunst vor Gott, deren nur die Seele des Gerechten und Heiligen fähig ist, und übersandte ihm im Geheimen ein Crucifix, das er vom Papste für ihn erbeten hatte. Solche Gebete blieben nicht ohne Wirkung. Am ersten Tage des Monats Juli hatte Beza einen Traum, in welchem er sich vor dem Richterstuhle Gottes sah; sein Verdammungsurtheil sollte eben gesprochen werden, als die heilige Jungfrau, welche er in seiner Jugend kindlich verehrt hatte, ihm noch eine Frist zur Buße erwirkte. Dieser Traum ließ einen tiefen Eindruck in seiner Seele zurück, und er schrieb ihn den Gebeten des Bischofs von Genf zu, für den er immer eine besondere Verehrung gehegt hatte. „Ich weiß, schrieb er an Franz[1]), daß dieser heilige Mann schon seit langer Zeit zu Gott für meine Bekehrung betet; um mir diese Gnade zu erwirken, muß er wohl gut gebetet haben. Gerne möchte ich ihm Gesellschaft im Himmel leisten, wo die Seligen ihn Alle erwarten und nach ihm verlangen; aber ach, ich bin nicht werth, ihm die Schuhriemen aufzulösen. Ich wünsche, daß er fortfahre für mich zu beten, damit ich durch seine Verdienste Verzeihung meiner abscheulichen Sünden erlangen möge, die meine Seele und mein Fleisch mit Furcht und Schrecken erfüllen. Vor mehr als zwanzig Jahren drang dieser heilige Bischof in mich, zur katholischen Kirche zurückzukehren; ich erkundigte mich da nach seinem Leben und seinen Sitten, und ich erfuhr, daß er drei Mal in der Woche faste, daß man nie gesehen, daß er eine Minute Zeit verloren, und daß man ihn fast immer auf seinen Knieen im Gebete vor Gott, oder lesend und schreibend finde. Heilig muß ich ihn nennen, selbst wenn man ihm sonst nichts Gutes nachrühmen könnte, als die Aenderung bewirkt zu haben, die ich in meinem Herzen fühle.“ Eine große Umwandlung zeigte sich in der That bei Beza: er widerrief mehrere Irrthümer, die er bis dahin gelehrt hatte, erklärte sich gegen den Protestantismus, dagegen für die katholische Kirche und die Verehrung der Mutter Gottes. Das beweist einmal ein eigenhändiges Schreiben von ihm, das später unter den Papieren des heiligen Franz von Sales gefunden wurde, an welchen er dasselbe durch Jemand, der Genf verließ um Katholik zu werden, geschickt hatte[2]); sodann eine

[1]) Vie de Claude de Granier, par de Magny, p. 282. — [2]) Der Verfasser der Lebensgeschichte Claudius de Granier's, P. Constantin de Magny, versichert, S. 280, daß die heilige Chantal ihm dies Schreiben, welches sie unter den Papieren des heiligen Franz von Sales gefunden, übergeben habe.

Menge anderer Thatsachen, welche von den Geschichtsschreibern angeführt werden. Der Franziskaner Feu-Ardent erzählt unter Anderm, daß Beza dem Prediger Corneille den Rath gegeben habe, die Sache der Reformation zu verlassen und zur katholischen Kirche zurückzukehren, mit der Versicherung, daß er es selbst thun würde, wenn es ihm gelänge, aus Genf zu entkommen. Der Abbé Joly bemerkt in seinen kritischen Noten über das Dictionnär von Bayle ebenfalls, daß Beza, als er von einer Verwandten deshalb befragt wurde, ihr empfahl, fest an der römischen Kirche zu halten und sich nicht an das, was er gethan oder geschrieben, zu stören; und als dieselbe ihm ihr Erstaunen über einen Rath zu erkennen gab, der so ganz im Widerspruche mit seinem eigenen Benehmen stand, gab er ihr als einzige Antwort die traurigen Worte eines Menschen, der nicht den Muth hat, seine Ueberzeugung zu bekennen: „Mein Entschluß ist gefaßt." Da diese Sinnesänderung ihres Hauptpredigers für den Protestantismus von verdrießlichen und verderblichen Folgen sein konnte, so suchten die Genfer dem entgegenzuwirken, indem sie Beza als einen alters- und verstandesschwachen Greis darstellten, auf dessen Geschwätz man Nichts geben dürfe.

Was ihn selbst angeht, so beharrte er bei seiner Ueberzeugung und wollte mehrere Male aus der Stadt fliehen, um die Irrlehre abzuschwören; man erzählt, er habe sich sogar schon verkleidet gehabt, um sein Vorhaben besser ausführen zu können. Die Genfer erfuhren jedoch zeitig seine Absicht und ließen ihn deshalb bewachen, um seine Flucht zu verhindern, so daß er äußerlich wenigstens im protestantischen Bekenntnisse bis zum Alter von sechsundachtzig Jahren verharrte. Er starb am 23. Oktober 1605, seine Landsleute anklagend, daß sie die Schuld an seiner Verdammung trügen. Seine feige Menschenfurcht, welche ihn in einer Religion zurückhielt, die ihm sein Gewissen als eine verkehrte bezeichnete, lassen allerdings für sein Heil fürchten. Auch ein Brief von ihm an Wilhelm Stuckins zeigte, daß, wenn er auch im Herzen Katholik war, er doch nicht den Muth besaß, seine Ueberzeugung frei und offen zu bekennen. In diesem Schreiben macht er sich über die Jesuiten lustig, welche das Gerücht ausgestreut hätten, er sei gestorben und habe vor seinem Tode sich zum Katholicismus bekehrt[1]).

---

[1]) Ein Brief des Canonicus Ludwig von Sales vom Jahre 1598 liefert jedoch den Beweis, daß jenes den Jesuiten untergeschobene Schreiben, in welchem sie das Gerücht von Beza's Tode und Bekehrung verbreitet haben sollten, von Beza selbst erfunden worden.

## Fünftes Kapitel.

### Die Bevölkerung Chablais bekehrt sich massenweise zur katholischen Religion.

(1597—1598.)

Franz hatte sich nach seiner letzten Unterredung mit Beza auf die damals in Annecy versammelte Synode begeben. Nach Darlegung des Standes der Mission in Chablais, bat er den Bischof dringend um neue Mitarbeiter, da er mit einer so geringen Anzahl von Priestern, als er bis jetzt besaß, den Bedürfnissen der Gläubigen seines so ausgedehnten und immer mehr und mehr sich erweiternden Wirkungskreises nicht genügen könne. Einem so gerechten Verlangen willfahrend, gab ihm der Bischof noch drei tüchtige Männer: seinen Freund, den Pater Chérubin de Maurienne, einen berühmten Prediger und Controversisten; den Pater Esprit de Baume, der schon mehrere Male, aber nur vorübergehend in Chablais gewesen war. Beide gehörten dem Capuzinerorden an. Außer diesen erhielt er noch den Pater Saunier, einen Jesuiten aus Chambéry. Groß war die Freude des Probstes, diese würdigen Arbeiter im Weinberge des Herrn mit sich nehmen zu können. Am 28. Juli kamen sie in dem eine Stunde von Genf gelegenen Flecken Annemasse an, dessen Bewohner trotz der wilden Verwüstungen der Berner und Genfer dem Glauben ihrer Väter stets treu geblieben waren. Am folgenden Tage hielten sie Rath unter sich, durch welche Mittel ein guter Fortgang der Mission am meisten beschleunigt werden könnte [1]), und sie beschlossen, dem Herzoge ein neues Bittgesuch zu überreichen, um von ihm für die schon angestellten oder noch anzustellenden Pfarrer alle jene, zur Zeit im Besitze des St. Lazarus- und Moritz-Ordens sich befindlichen Beneficien zu erhalten, mit denen die Seelsorge verbunden war. Ferner wurde er in dem Gesuche ergebenst gebeten, er möge in der Stadt Thonon ein Jesuitencolleg gründen, dessen Mitglieder in der Umgegend zu predigen hätten, und sich von da allmählich in allen Theilen der Diözese verbreiten sollten. Die Gründung dieses Colleg's dürfte nicht schwer fallen, da die Collegialkirche von Viry sich bereit erkläre, gegen eine Entschädigung die Priorei St. Hippolyte mit ihren geräumigen und schönen Gebäuden und zwölfhundert Thaler Einkünften für diesen

---

[1]) Charl.-Aug., p. 155.

Zweck abzutreten. Außerdem machten sie seiner Hoheit noch die gehorsamste Vorstellung: er möge den Katholiken einen Theil der gewöhnlichen und außergewöhnlichen Abgaben erlassen, damit dies ein Anziehungsmittel für die Protestanten würde, bereitwilliger in den katholischen Predigten zu erscheinen, wo man ihnen die ächten und übernatürlichen Beweggründe des wahren Glaubens einpflanzen werde. Sodann möge er als eine Entschädigung für die Priorei St. Hippolyte die Kirchen von St. Julien und Thoiry mit der Collegialkirche von Viry vereinigen und ihr außerdem den Zehnten beider Pfarreien zuerkennen, unter der Bedingung jedoch, daß sie der Besatzung des Forts St. Cathérine einen Geistlichen unterhalte. Endlich, er möge die Genfer zu einer öffentlichen Disputation mit den katholischen Theologen verpflichten, welche sie so oft schon begehrt, aber niemals angenommen hätten, und der Pfarrei von Annemasse den Zehnten verleihen, der einst dem Kloster Bellerive gehörte, zur Zeit aber in dem unrechtmäßigen Besitze eines Genfer Protestanten war.

Der Pater Chérubin, welcher am Turiner Hofe in hohem Ansehen stand, wurde dazu bestimmt, dem Herzoge diese Bittschrift zu überreichen. Er wurde gnädig aufgenommen und erhielt auch günstigen Bescheid vom Fürsten, wiewohl die gemachten Zusagen erst geraume Zeit nachher erfüllt wurden, sei es nun, daß man die Berner nicht unzufrieden machen durfte, so lange man in Krieg mit Frankreich war, oder daß der gute Wille und die Absichten auch der besten Fürsten oft Hindernissen begegnen, welche eine Ausführung lange verzögern können [1]).

Außerdem bat Chérubin um die Erlaubniß, einen Plan verwirklichen zu dürfen, den er mit Franz und dem Bischofe von Genf vorher schon besprochen hatte; nämlich die Abhaltung des vierzigstündigen Gebetes in Annemasse. Er hoffte, daß diese erhabene Feierlichkeit durch den großen Glanz, den sie dem katholischen Cultus verleihe, zu einem glücklichen Fortgange der Mission bedeutend beitragen werde, und der Bischof, der diese Hoffnung theilte, hatte versprochen, daß er zur Erhöhung der Feier selbst kommen und den Andachtsstunden beiwohnen werde. Der päpstliche Nuntius und der Herzog billigten nicht allein diesen Plan, sondern sie wollten auch jeder zur Bestreitung der Kosten, die das Fest verursachen würde, das Ihrige mit beitragen; der Nuntius gab zu diesem Zwecke zweihundert Thaler, der Herzog fünfhundert, daneben noch die schönsten und reichsten Teppiche,

---

[1]) Vie de Claude de Granier, p. 170. — Charl.-Aug., p. 157.

sowie alles Silbergeräthe aus seiner eigenen Kapelle, um damit den Altar, auf dem das Allerheiligste ausgesetzt werden sollte, in möglichst würdiger Weise zu zieren. Zugleich befahl er seinen Beamten, Nichts zu vernachlässigen, was nur immer den Glanz des Festes erhöhen könnte; und da er nicht persönlich erscheinen konnte, wie er es gewünscht hätte, so beauftragte er den Gouverneur von Savoyen, ihn bei dieser Gelegenheit zu vertreten.

Der Pater Chérubin beeilte sich, diese guten Nachrichten dem Bischof mitzutheilen, der auf der Stelle in allen Pfarreien seiner Diözese verkündigen ließ, daß am 7. September und den beiden folgenden Tagen die Feier des vierzigstündigen Gebetes in Annemasse stattfinden werde, wobei er die Gläubigen möglichst zahlreich zu erscheinen bat. Franz sann seinerseits auf Mittel, sie anzuziehen. Zu jener Zeit herrschte der fromme Gebrauch, die Geheimnisse und Haupt-Thatsachen der Religion dramatisch darzustellen, und das christliche Volk jener Tage war nach solchen geistlichen Schauspielen nicht weniger begierig, als man es heute nach weltlichen Theaterscenen ist. Und da die Tugend durch solche naive Darstellungen nur gewinnen konnte, und der lebendige Glaube unserer Vorfahren in denselben einen Gegenstand der Erbauung und zugleich eine angenehme Erholung fand: so glaubte Franz dieses unschuldige Mittel anwenden zu können, um möglichst viele fromme Zuschauer herbeizulocken. Er bat seinen Vetter, den Canonicus von Sales und seinen Bruder Ludwig, die Geschichte des Opfers Abrahams in einer für eine dramatische Aufführung passenden Weise zu behandeln. Das war bald geschehen und Franz selbst verschmähte es nicht, eine Stelle dabei zu übernehmen, und zwar die, welche am meisten Würde und Ernst erheischte, die Stelle Gott des Vaters. Der Pater Chérubin, der kürzlich von Turin zurückgekehrt war, gab sich seinerseits alle Mühe, die äußeren Vorbereitungen für die Aufführung zu treffen; ein Theater wurde auf dem freien Platze hergerichtet, sowie auch Zelte rings umher aufgeschlagen, um, im Falle es regnen sollte, einen Zufluchtsort zu gewähren. Bald sprach man in der ganzen Gegend weit und breit von all' diesen Zurüstungen für das vierzigstündige Gebet; und als der festgesetzte Tag gekommen war, hätte man glauben sollen, ganz Savoyen ströme herbei, um an einer solchen Feier Theil zu nehmen; alle Wege nach Annemasse waren von frommen Wanderern bedeckt; die Menge derselben war so groß, daß die Genfer in wahren Schrecken geriethen, so viele Katholiken in der Nähe ihrer Stadt sich versammeln zu sehen, und deshalb mehrere Abtheilungen Soldaten schickten, welche dieselben

verhindern sollten, ihren Weg durch das Gebiet der Republik zu nehmen. Beim Anblicke solcher nichts weniger als freundlichen Kundgebungen wurden Manche mit lebhafter Unruhe erfüllt und befürchteten zwischen Soldaten und Katholiken ein Zusammentreffen, welches das größte Unglück zur Folge haben könne. Man benachrichtigte Franz davon, und dieser wollte, um jede Furcht zum Schweigen zu bringen, selbst ein Beispiel unerschrockenen Muthes geben. Er beschloß, in Procession von Thonon bis nach Annemasse zu gehen, was ein Weg von ungefähr fünf Stunden war, und das Kreuz, dies Zeichen des Heiles, vorantragen zu lassen, um dem gekreuzigten Jesus eine feierliche und öffentliche Sühne für all die Schmach anzubieten, die er in der ganzen Gegend während der Herrschaft der Irrgläubigen hatte erdulden müssen. Zuerst jedoch theilte er dies Vorhaben dem Befehlshaber von Allinges, Herrn von Lambert, mit, der sich damit einverstanden erklärte und versprach, selbst an der Procession Theil nehmen zu wollen; dann berieth er sich darüber noch mit den Katholiken von Thonon, die, wie sehr sie auch seine Gründe billigten, doch ihre Furcht nicht verheimlichen konnten, daß sie unterwegs von den Protestanten möchten angegriffen werden, welche durch den Anblick des Kreuzes, das zum ersten Male mit solcher Verehrung öffentlich in ihrer Gegend umhergetragen werde, sehr aufgebracht werden würden, und welche außerdem noch die Gewißheit, von den von den Genfern ausgesandten Truppen unterstützt zu werden, zu einem boshaften Streiche gegen die Pilger um so mehr ermuthigen dürfte. Nichtsdestoweniger versammelten sie sich am 6. September Morgens früh in der Hippolytskirche, von wo man ausgehen sollte, und Franz ordnete, nachdem er die heilige Messe gelesen, die Procession. Zuerst jedoch mußte er Jemand bestimmen, der das Kreuz tragen sollte; da aber Niemand sich hierzu aus Furcht vor den Protestanten verstehen wollte, so befahl er seinem Diener Rolland, sich dieser Aufgabe zu unterziehen. Dieser, nicht weniger ängstlich als die Uebrigen, wollte Einwendungen machen, und äußerte laut seine Befürchtungen. „Sei unbesorgt, sprach da der Heilige lächelnd zu ihm, ich werde stets in deiner Nähe sein; es wird dir nichts Böses widerfahren, ohne daß es auch mir widerfährt, und wenn wir sterben sollen, so sterben wir zusammen.“ Rolland gab sich nun zufrieden. Man begann mit der Absingung des Hymnus „Vexilla regis“, worauf die Litanei von allen Heiligen folgte, und die Procession setzte sich während dessen in Bewegung [1]). Voran ging Rolland

---

[1]) La Rivière, p. 172.

mit dem Kreuze; alle Gläubigen, die stark genug waren, die Bittfahrt zu Fuß zu machen, schloßen sich ihm an und Franz, mit Röckel und Stola bekleidet, ging zuletzt. Aus allen Ortschaften, durch welche man kam, schloßen sich immer wieder neue Pilger in großer Zahl an, und ohne Unfall gelangte die Procession glücklich nach Annemasse[1]).

Am folgenden Tage, Sonntags, begann die vierzigstündige Andacht mit einem feierlichen Pontifical-Amte; beim Evangelium hielt Franz an das Volk eine Ansprache, voll jenes apostolischen Feuers, von dem sein Herz entflammt war. Bei der Communion nahm eine sehr große Zahl von Gläubigen Theil an diesem heiligen Mahle, und nach der Messe wurde der in dem Geheimnisse seiner Liebe verborgene Heiland mit tiefer Ehrerbietung in Mitten seines getreuen Volkes in Procession einhergetragen, nach deren Beendigung der Bischof in dem eigens dazu hergerichteten kostbaren Tabernakel das Allerheiligste zur Anbetung aussetzte. Der Pater Chérubin hielt die Eröffnungs-Predigt und die Andachten fanden in der Ordnung statt, daß alle Processionen, die zahlreich aus dem ganzen Lande herbeigepilgert waren, immer je nach der Zeit ihrer Ankunft, ihre eigene Stunde hatten.

Am ersten Tage des vierzigstündigen Gebetes fand noch eine andere erbauliche Feierlichkeit statt. Auf der Strasse von Annemasse nach Genf hatte ehedem ein steinernes Kreuz mit zwei Marmorstatuen gestanden, die von den Protestanten aber längst verstümmelt und niedergerissen worden waren. Die Katholiken hatten nun ein hölzernes Kreuz, da es ihnen zu einem bessern an den Mitteln fehlte, machen lassen, um es an die frühere Stelle zu setzen, und den Wunsch geäußert, die Aufrichtung möge doch am ersten Tage des vierzigstündigen Gebetes stattfinden. Franz kam diesem Wunsche auf's bereitwilligste entgegen; am Sonntag Morgen segnete er das Kreuz ein und ließ ein Täfelchen mit einer von ihm selbst verfaßten Inschrift daran anbringen, welche kurz und deutlich die katholische Lehre von der Verehrung des Kreuzes enthielt. Sie lautete folgendermassen:

Nicht das Bild von Holz und Stein
Wird vom Gläubigen verehrt,
Sondern Der, der an dem Kreuz
Sterbend hat das Kreuz verklärt.

Abends kamen sodann die Mitglieder der Bruderschaft vom heiligen Kreuze von Annecy mit dem Bischofe und von einer großen Volksmenge gefolgt in Procession nach dem Orte, wo das Kreuz sich

[1]) Charl.-Aug., p. 158 et 159.

befand; sie nahmen es auf ihre Schultern und den Hymnus „Vexilla regis“ singend, trugen sie es nach der Stelle, wo es aufgerichtet werden sollte. Als das Zeichen des Heiles sich nun wieder so nahe vor den Thoren des protestantischen Genf segnend über die Erde erhob, erfüllte heilige Rührung und Freude Aller Herzen. In einer begeisterten und salbungsvollen Rede zeigte der Pater Esprit, wie das Kreuz uns an die unendliche Liebe eines Gottes erinnere, der für uns sein Blut bis zum letzten Tropfen vergossen, und wies so nachdrücklich auf die Ehre hin, welche wir dem Kreuze als dem Zeichen unserer Erlösung schulden, daß nicht nur Katholiken, sondern selbst Protestanten, welche die Neugierde herbeigelockt hatte, reichliche Thränen der Rührung und Reue über ihre Sünden vergossen.

So war der erste Tag, ein Tag reichen geistlichen Segens und heiliger Freude für alle Katholiken, vorübergegangen, ohne daß die Protestanten Miene gemacht hätten, diese Feier stören zu wollen. Die beiden folgenden Tage boten ebenfalls das Schauspiel einer Frömmigkeit und einer religiösen Begeisterung, wie das arme Land sie lange nicht mehr gesehen hatte; fortwährend kamen noch Processionen aus allen Theilen Chablais’ und gewährten einen wahrhaft erbaulichen Anblick; aus der ganzen Haltung, aus dem Gange, den Gebeten und Gesängen der frommen Pilger athmete der Geist der innigsten Andacht. Die Procession aus dem Amte Ternier war vor allen übrigen bemerkenswerth; sie bestand aus sieben bis achttausend Menschen, von denen siebenhundert Neubekehrte waren. Der Anblick einer solchen Zuhörerschaft flößte dem Pater Chérubin ein solches Feuer der Beredsamkeit ein, daß seine Worte auf Alle den lebhaftesten Eindruck machten. Eine tiefe Bewegung entstand namentlich, als er am Schluße ausrief: „Wir stellen hier keine Behauptungen auf, meine Brüder, die wir nicht bereit wären, überall zu vertreten und vor allen Predigern zu vertheidigen; letztere hatten uns eine öffentliche Disputation über verschiedene Streitfragen angeboten; freudig hatten wir uns dazu bereit erklärt, und um zu derselben hinzureisen, warteten wir nur mehr auf einen Schutzbrief, der uns unsere persönliche Sicherheit verbürgen sollte; aber diesen Schutzbrief hat man uns nicht gesandt. Was uns nun betrifft, so rufen wir vor Euch Gott zum Zeugen an, daß wir mit Freuden stets bereit sind, alle Disputationen anzunehmen, um Euch sonnenklar zu beweisen, daß man Euch betrogen und unglücklicherweise von der wahren Kirche so lange ferne gehalten hat[1].“

---

[1]) Charl.-Aug., p. 160.

Bei diesen Worten konnten sich Manche der Thränen nicht erwehren, und voll Dank gegen Gott, daß er sie erleuchtet, beweinten sie aufrichtig ihre früheren Irrthümer.

Es ist leicht begreiflich, wie sehr alles dies, die vielen Predigten, das innere Glück, welches sich auf dem Gesichte der Neubekehrten wiederspiegelte, der Ausdruck der Freude einer Seele, welche die verlorene Wahrheit wiedergefunden hat, geeignet war, die Protestanten, welche nach Annemasse kamen, zum Nachdenken zu stimmen. Die am Fuße des Kreuzes angebrachte Inschrift allein reichte hin, um Manchen die Augen zu öffnen. „Unsere Prediger haben uns also schändlich betrogen, sprachen sie untereinander, indem sie behaupteten, die Katholiken beteten Holz und Stein an; und dies Täfelchen zeigt uns im Gegentheil, daß sie nur Jesus Christus im Kreuze verehren[1]." So gelangte die Wahrheit zu ihrer Erkenntniß und sie verschlossen derselben ihr Herz nicht; Viele bekehrten sich und die Feier des vierzigstündigen Gebetes hatte durch ihre glücklichen Erfolge reichlich den gehegten Erwartungen entsprochen.

Voll Bestürzung über all' diese Vorgänge, und nicht weniger verdrossen über die Art und Weise, in welcher der Pater Chérubin von ihrer Weigerung, die Disputation anzunehmen, gesprochen hatte, ersuchten die protestantischen Prediger den Stadtrath von Genf, an die Berner eine Klageschrift zu senden, des Inhalts, daß die Papisten, besonders die Capuziner, ohne Rücksicht auf die geschlossenen Verträge, eifrig an dem Untergange der protestantischen Religion in den Amtsbezirken von Thonon und Ternier arbeiteten. Die Berner säumten nicht, alsbald ihre Beschwerden bei dem Befehlshaber von Allinges und dem Herzoge selbst vorzubringen, und drohten, die Feindseligkeiten auf's neue zu beginnen, wenn man den Capuzinern nicht Schweigen auferlege. Der Commandant von Allinges suchte darauf hin den Pater Chérubin und seine Gefährten zu bewegen, sich des Friedens halber in ihr Kloster zurückzuziehen. Chérubin war aber nicht der Mann, der so leicht nachgab; er berichtete über die Sache an den Papst, an den Nuntius in Turin, und vor Allem an den Herzog, dem er eindringlich vorstellte, wie es eines katholischen Fürsten unwürdig sei, sich von verschmitzten Predigern hintergehen zu lassen, da dieselben bei dieser Gelegenheit die Berner nur deshalb zu jener Drohung veranlaßt hätten, um der Disputation, zu der man sie öffentlich aufgefordert habe, zu entgehen; übrigens sei ihm und seinen Mitbrüdern

---

[1]) Nach dem Marquis de Lullin.

das Glück zu Theil geworden, bis jetzt schon eine große Menge von Protestanten zu bekehren, und da der zahlreiche Besuch ihrer Predigten ihnen für die Zukunft eine noch reichere Erndte verspreche, so würde die Entfernung der Missionäre, gleichviel ob diese Ordensleute oder Weltpriester seien, der katholischen Sache zum größten Nachtheile gereichen. Der Herzog ging auf diese gerechten und vernünftigen Vorstellungen ein, ohne sich durch die Drohungen der Berner einschüchtern zu lassen, wünschte dem Pater Chérubin Glück zu den bisher errungenen Erfolgen und ermunterte ihn, mit dem nämlichen Eifer in seinem heiligen Unternehmen fortzufahren.

Die Prediger aus den Bezirken von Thonon und Ternier wurden durch diese Antwort so sehr in ihren Berechnungen getäuscht, daß mehrere derselben, da sie ihre Stellung unhaltbar geworden sahen, das Land verließen und sich anderswo ein Unterkommen suchten. Die Genfer ihrerseits, nicht weniger mißstimmt und für ihre Ehre fürchtend, wenn sie sich nicht zum wenigsten den Anschein gäben, die vorgeschlagene Disputation annehmen zu wollen, theilten dem Pater Chérubin schriftlich mit, daß sie unter gewissen noch näher zu verabredenden Bedingungen sich bereit erklärten, über die Differenzpunkte in ihren beiderseitigen Bekenntnissen öffentlich zu disputiren. Der Bischof von Genf und sämmtliche Missionäre begrüßten freudig diese Nachricht und sandten auf der Stelle den Canonicus Ludwig von Sales nach Genf, um das Weitere zu besprechen und die Sache so bald als möglich zum Abschluß zu bringen. Derselbe machte sich unverzüglich auf den Weg und begab sich zuerst zu dem Verfasser des Briefes; dieser wies ihn an den Stadtrath, der Stadtrath wies ihn an den Prediger Perrot, von dem er zur Antwort erhielt, daß die Sache nur auf einer allgemeinen Versammlung aller Prediger entschieden werden könne. Ludwig drang inständig darauf, daß diese Versammlung ungesäumt berufen werde, konnte aber nichts erreichen, und sah sich gezwungen, unverrichteter Sache zurückzukehren. Gezwungen, ein solches Benehmen der öffentlichen Meinung gegenüber, welche kein besonders günstiges Urtheil darüber fällte, zu erklären, erfanden die Prediger zu ihrer Rechtfertigung zwei erbärmliche Entschuldigungen, die aber zu nichts führten, als sie noch mehr der allgemeinen Verachtung Preis zu geben. Einmal stellten sie in Abrede, das herausfordernde Schreiben an den Pater Chérubin gesandt zu haben; sodann gaben sie vor, daß die Katholiken zu der vorgeschlagenen Disputation Jesuiten schicken wollten, und daß sie mit so verschmitzten und ränkevollen Leuten, die sich in Alles einzumischen suchten und weiter nichts als die geheimen Spione

Spaniens seien, durchaus nichts zu thun haben wollten. Niemand ließ sich jedoch durch solche Ausflüchte hintergehen, da der wahre Grund ihrer Weigerung Jedermann hinlänglich bekannt war, und nach zweimonatlichen fruchtlosen Unterhandlungen blieb die ganze Sache zur großen Schande der Prediger auf sich beruhen [1]).

Franz war unterdessen nach Thonon zurückgekehrt, wo er unermüdlich darnach strebte, die Frommen auf dem Wege der Vollkommenheit weiter zu führen, die Neubekehrten im Glauben zu befestigen, und Jene, welche die Augen des Geistes dem Lichte der Wahrheit noch nicht geöffnet hatten, dem Irrthume zu entreißen. Um sich Vertrauen zu erwerben, war er stets darauf bedacht, Allen in Allem Freude zu machen, und ihnen alle nur möglichen Dienste und Gefälligkeiten zu erzeigen, selbst solche, die seinem Berufe ganz und gar fremd waren. Da er in Padua Jurisprudenz studirt hatte und mit dem bürgerlichen Rechte wohl vertraut war, so kam es nicht selten vor, daß Solche, die einen Rechtsstreit mit einander hatten, ihn zum Schiedsrichter wählten, und er schlichtete den Proceß meistens zur Zufriedenheit beider Parteien. Ebenso nahm man vielfach seine medicinischen Kenntnisse, deren er sich in seiner Jugend auch manche erworben hatte, in Anspruch, und gerne ertheilte er Rath und Hülfe in leichtern Fällen; war die Krankheit mehr ernster Natur, so schickte er den Leidenden zum Arzte und sah dann selbst nach, daß die vorgeschriebenen Mittel pünktlich angewandt wurden. Dadurch gelang es ihm, sich Liebe und Zutrauen zu erwerben; er erschien Allen als ein wahrer Apostel, der Allen Alles war, um Alle für Christus zu gewinnen. Während er so der Knecht und Diener Aller war, vermied er es so viel als nur immer möglich, sich selbst bedienen zu lassen, so daß er oft mit eigener Hand seine Kleider ausbesserte. Ein neubekehrter Edelmann überraschte ihn eines Tages bei dieser Arbeit und konnte ihm sein Erstaunen nicht verhehlen, daß ein Mann von seiner Stellung und seinem Verdienste sich so sehr erniedrigen könne. „Ei, bemerkte Franz lächelnd, ich kann nichts Ungeziemendes darin finden, wenn ich das, was ich selbst zerrissen habe, auch selbst ausbessere." Der Edelmann wurde von dieser Demuth so erbaut, daß er später erklärte, Nichts habe mehr zur Befestigung seines Glaubens beitragen können, als dieser unbedeutende Vorfall [2]).

Das Beispiel eines solchen Lebens konnte nicht verfehlen, der wahren Kirche täglich neue Anhänger zu gewinnen, deren Namen

[1]) Charl.-Aug., p. 160 et 161. — [2]) Ebendas.

Franz alle in eine besondere Liste eintrug [1]), um im Stande zu sein, sich nach ihren Verhältnissen zu erkundigen. Waren sie arm, so schickte er sie auf das Schloß des Herrn von Blonay, der mit seiner Gemahlin nicht nur für alle ihre leiblichen Bedürfnisse sorgte, sondern es sich noch mehr angelegen sein ließ, durch Ermahnung und Beispiel sie im Glauben zu befestigen. Diese beiden tugendhaften Gatten waren seine größte Hilfsquelle, und sowohl aus Dankbarkeit wie auch in dem Wunsche, diese starken Stützen seines Apostolates zu behalten, vergalt er ihnen mit geistlichen Gütern Alles, was sie für seine Armen thaten. Er pflegte sie oft zu besuchen, war ihr Gewissensrath, spendete ihnen die Sacramente, ermunterte sie zu einem vollkommenen Leben und wies sie gerne auf die heilige Verbindung zwischen Christus und seiner Kirche als das Vorbild jener himmlischen Verbindung hin, welche zwischen Mann und Weib herrschen soll. Sie kamen ihrerseits aus aufrichtigster Seele den Bemühungen seines heiligen Eifers entgegen, und um Jesu Christo, der nie eine andere Braut als die eine Kirche gehabt, ähnlicher zu werden, gaben sie sich gegenseitig das Versprechen, daß der Theil, welcher den andern überlebe, keine neue Ehe eingehen, sondern in den geistlichen Stand oder in eine religiöse Genossenschaft eintreten wolle; dies nach andächtigem gemeinschaftlichem Empfange der heiligen Communion gegebene Versprechen, war nicht eine jener leeren Betheuerungen, die heute gemacht werden und morgen wieder vergessen sind. Herr von Blonay trat, da er das Unglück hatte, seine geliebte Gemahlin durch den Tod zu verlieren, seinem gegebenen Worte gemäß in den geistlichen Stand, in welchem er ein Muster der Frömmigkeit unter der Leitung des heiligen Apostels wurde, der ihn nicht mehr anders als seinen Bruder nannte und immer bei ihm seine Wohnung nahm, wenn ihn seine apostolischen Reisen in die Nachbarschaft führten. Bei diesen Besuchen auf dem Schlosse seines Freundes, beschränkte Franz seine geistliche Sorgfalt nicht auf das Haupt der Familie allein; sie wurde allen Hausgenossen und besonders den Kindern zu Theil. Er fand eine innige Freude daran, sie zu unterrichten und ihnen Liebe zur Tugend und Frömmigkeit einzuflößen. Die jüngere von zwei Schwestern, Namens Aimée, gewann vor den Uebrigen seine besondere Theilnahme durch den Eifer, mit dem sie auf seine Belehrungen horchte, seine Fragen beantwortete und geistliche Lieder von ihm zu lernen suchte, namentlich jene, die er auf das Kreuz von Annemasse verfaßt hatte. So oft sie nur konnte,

---

[1]) Charl.-Aug., authent. Actenstücke, Nr. 130.

war sie bei dem Heiligen, für den sie eine tiefe Verehrung fühlte. Um ihn besser betrachten und beobachten zu können, verbarg sie sich zuweilen in einem Winkel des Zimmers hinter einem Vorhange oder sonst etwas derart, so daß sie ihm in's Gesicht sehen konnte, und sein Anblick machte denselben Eindruck auf sie, wie der eines Engels in Menschengestalt. Das pflegte sie oft und gerne in ihrem spätern Leben zu erzählen. Franz, der damals schon voraussah, daß dies Kind eines Tages eine eifrige und heilige Klosterfrau werden würde, war ihr seinerseits nicht minder herzlich zugethan und widmete ihr alle Sorgfalt. „Ich liebe die theure Kleine, schrieb er an Herrn von Blonay, ebenso innig, als wäre sie meine eigene Tochter oder meine eigene Schwester; unsere Vaterschaft aber ist darin verschieden, daß der leibliche Vater ihr die Ausstattung geben und der geistliche Vater sie lehren wird, dieselbe zum Dienste Gottes anzuwenden." Vor Allem suchte er ihr einen großen Abscheu vor jeder Sünde, auch der läßlichen, einzuflößen, da sie die Liebe verletzt, die wir Gott schulden und seine Gnaden vermindert, weit mehr aber noch vor der Todsünde, welche er ihr als die Hingabe der Seele an den Teufel schilderte, als eine tiefe Bosheit, durch welche das Geschöpf dem Schöpfer vorgezogen wird, und, indem sie von dem geheimen Wunsche begleitet ist, Gott möge die Schuld nicht erkennen oder nicht bestrafen, dadurch auch den Wunsch der Vernichtung des höchsten Wesens mit in sich begreift. Diese Lehren trugen so herrliche Früchte bei der Kleinen, daß sie damals schon zu sagen pflegte, die Sünde müsse man mehr fürchten als Krankheit, Pest und jegliches Uebel, ja mehr als selbst die Hölle, und daß es unbegreiflich sei, wie eine Seele, die nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen und mit Gnaden und Gaben von ihm überhäuft worden, jemals freiwillig die kleinste Beleidigung gegen seine unendliche Güte sich erlauben könne. In einem Alter von kaum neun Jahren hatte sie einmal in einem benachbarten Hause häretische Bücher gefunden. Sie brachte dieselben Franz und verlangte voll Entrüstung, man solle sie verbrennen. Gefragt, ob sie nicht aus Neugierde in denselben gelesen habe, antwortete sie: „Gelesen! Lieber wollte ich mich verbrennen lassen, als Etwas lesen, das gegen die katholische Kirche ist [1])."

Weit besser und wirksamer noch, als Herr von Blonay es vermochte, unterstützten die Capuzinerpatres den eifrigen Apostel Chablais' in seiner Mission, unter denen sich der Pater Chérubin, wie wir schon Gelegenheit hatten zu sehen, vor Allen auszeichnete. Er war von

[1]) Vie de la mère de Blonay, p. 395.

einem Eifer beseelt, der vor keinen Schwierigkeiten, keinen Hindernissen zurückschreckte. Es war ihm unerträglich gewesen, daß die Kirche des heiligen Hippolyt in Thonon von Katholiken und Protestanten gemeinschaftlich benutzt werden sollte, und durch seine Bemühungen bei dem Herzoge hatte er es so weit gebracht, daß die Protestanten die Kirche räumen mußten, ohne andere Rechte darin zu behalten, als den Gebrauch der großen Glocke zur Ankündigung ihrer gottesdienstlichen Versammlungen, für welche ihnen nun die Augustinerkirche angewiesen worden. Dem ungestümen Capuziner war auch das noch zu viel, und er wußte es beim Herzoge durchzusetzen, daß auch die Glocke ausschließlich den Katholiken gehören solle. Als dies dem Rathe von Thonon mitgetheilt wurde, gerieth derselbe in nicht geringe Besorgniß, daß die plötzliche Ausführung einer solchen Maßregel gefährlich werden könnte; er stellte vor, daß man die Leute allmählich daran gewöhnen müsse, sonst könnten durch einen solch allzu eiligen und unklugen Schritt Unruhen entstehen, die großes Unglück zu weitern Folgen haben möchten. Aber Chérubin wollte von Aufschub nichts wissen; ohne Verzug sollte der Befehl des Herzogs zur Ausführung kommen; und darum begab er sich, einen Tag benutzend, an dem Franz von Thonon abwesend war, mit dem Pater Esprit und zwei andern Männern nach der Kirche. Nachdem er die Thüre derselben hinter sich verschlossen, stieg er in den Glockenthurm, zog die Stränge und die Leitern herauf, und wartete geduldig, bis die Protestanten kämen, um zu ihrer Predigt zu läuten. Als dieselben bald darauf kamen und die Thüre verschlossen fanden, stießen sie dieselbe mit Gewalt ein und gingen geraden Weges zum Glockenthurme; wie groß war aber ihr Erstaunen, als sie weder Stränge noch Leitern fanden. Da erschien der Pater und verkündigte ihnen oben vom Thurme herab, daß er einen Erlaß des Herzogs in Händen habe, demgemäß die Glocken künftighin nur mehr von den Katholiken gebraucht werden sollten, und fügte noch hinzu, daß diese Verfügung nur ganz gerecht sei, da es sich nicht gezieme, daß ein und dieselbe Glocke dazu diene, die Predigt der Wahrheit und die Predigt des Irrthums anzuläuten. Bei dieser unerwarteten Mittheilung geriethen die Protestanten in die größte Wuth und Aufregung. Sie liefen zusammen, holten Waffen herbei und Einige schoßen sogar auf den Pater Chérubin und seine Gefährten, glücklicherweise jedoch, ohne sie zu treffen; Andere legten Leitern an, um in den Thurm zu gelangen, wurden aber von den unerschrockenen Vertheidigern der Glocke immer wieder zurückgeworfen. Durch diesen Widerstand auf's äußerste gebracht, faßten sie den

Entschluß, den Thurm von Grund aus zu zerstören, als ein protestantantischer Edelmann, Herr von Vallon, der großen Einfluß auf seine Glaubensgenossen besaß, auf den Schauplatz des Tumultes kam. Es gelang ihm, durch beschwichtigende Worte die Ruhe wieder herzustellen, und er bat dann laut den Pater Chérubin herunter zu kommen; letzterer begnügte sich damit, an ein Fenster zu treten und unter Vorzeigung der herzoglichen Verfügung zu erklären, daß er entschlossen sei, derselben Geltung zu verschaffen, selbst mit Gefahr seines Lebens, wenn es sein müsse. Die Protestanten, durch de Vallon's Anwesenheit in Schranken gehalten, zogen sich nun für den Augenblick zurück, mit dem festen Vorsatze jedoch, sich zu rächen. Das geschah auch. In der folgenden Nacht stiegen sie ihrerseits in den Thurm, zündeten ein großes Feuer unter der Glocke an und zertrümmerten sie mit Hämmern, nachdem sie vorher die Vorsicht gebraucht hatten, sie mit Tuch zu umwickeln, um den Schall der Hammerschläge zu dämpfen. Trotzdem hatte der immer wachsame Pater Chérubin ein dumpfes Geräusch von jener Seite her vernommen, und als er ein Fenster öffnete, um nach der Ursache desselben zu forschen, sah er, daß man in den Thurm gedrungen war. Auf der Stelle eilte er mit dem Pater Esprit zum Fiscalprocurator, und verlangte, daß er diesem ungesetzlichen Beginnen Einhalt thue. Letzterer weigerte sich, da er es für höchst unbesonnen hielt, mitten in der Nacht diese Leute zu reizen, deren verwegener und gewaltthätiger Charakter ihm hinlänglich bekannt war. Chérubin aber, der keine Furcht kannte, blieb auf seinem Verlangen bestehen und drang so in ihn, daß er endlich, wenn auch widerstrebend, mitging. Als die Protestanten ihrer ansichtig wurden, drohten sie, den Ersten, der es wage, heraufzukommen, niederzuschlagen und warfen sogar mit glühenden Feuerbränden nach ihnen. Der dadurch eingeschüchterte Fiscalprocurator wollte umkehren; der unerschrockene Capuziner jedoch rief ihm, auf die Leiter zustürzend, zu: „Fürchten Sie nichts; die heilige Jungfrau beschützt uns; steigen wir kühn hinauf, sie werden uns nichts Böses anhaben können!“ In der That kamen sie ohne Unfall oben an und fanden da die ersten Bürger der Stadt, die Glocke aber in Stücken umherliegend. Der Procurator gebot ihnen, sich zu entfernen und ihm die Schlüssel des Thurmes zu überliefern; da sie ihren Zweck erreicht hatten, so gehorchten sie ohne Widerstand, und am folgenden Tage ergaben sie sich sogar darein, einer erhaltenen Weisung gemäß, das Metall der zerschlagenen Glocke auf Karren bis nach Allinges zu schaffen, von wo aus eine neue für die Katholiken beschafft werden sollte.

Franz hatte eine ganz andere Art und Weise, mit den Protestanten umzugehen; Sanftmuth und Mäßigung waren das Gesetz für alle seine Werke, für alle seine Handlungen. Als er eines Tages auf der Kanzel über den Text: „Wenn dich Jemand auf die rechte Wange schlägt, so halte ihm auch die linke dar[1]),“ gepredigt hatte, besaß ein Calvinist die Unverschämtheit, ihn beim Herausgehen aus der Kirche folgendermaßen anzureden: „Damit die eine Wange nicht bleicher sein solle, als die andere, das ist ohne Zweifel der Grund, weshalb man demjenigen, der Einen auf die rechte Wange schlägt, auch die linke darbieten soll, wie Sie eben gesagt haben? Wenn ich Ihnen jetzt eine Ohrfeige gäbe, würden Sie auch das thun, was Sie gelehrt haben? Sie würden wohl auch zur Zahl Jener gehören, die da schöne Worte sagen, aber nicht darnach handeln[2]).“ — „Mein Freund, antwortete Franz, ich weiß wohl, was ich in dem Falle thun sollte; aber ich weiß nicht, was ich wirklich thun würde, denn ich bin schwach und voll Elend; ich setze mein Vertrauen auf die Gnade Gottes, der ein gebrechliches Rohr zu einem unerschütterlichen Felsen machen kann; aber wenn ich auch, der Gnade untreu, diese Beleidigung nicht so, wie ein Christ es sollte, ertrüge, so befiehlt dennoch das Evangelium, und zwar an derselben Stelle, die Sie soeben angeführt haben, das zu befolgen, was Ihnen die Lehrer desselben sagen, und nicht, was sie thun.“ — „Aber, bemerkte dagegen der Calvinist, der Heiland bot nicht seine andere Wange dar, als ihm der Knecht des Hohenpriesters einen Backenstreich gegeben.“ — „Sie wollen also den Herrn, erwiderte Franz, auch zu denen rechnen, welche zwar lehren, diese Lehren aber nicht befolgen! Möge Gott uns davor bewahren, je etwas Aehnliches von Dem zu denken, Der das Vorbild aller Vollkommenheit ist; alle seine Werke sind höchst gut, und es steht uns nicht zu, darüber zu urtheilen oder Rechenschaft zu verlangen. Doch läßt sich unschwer erklären, warum der Heiland die andere Wange nicht darbot; voll Mitleid für diesen unseligen Knecht und aus Liebe zu seinem Heile wollte er ihn zur Reue bewegen, indem er ihm sein Vergehen vorhielt. Später aber, während seines ganzen Leidens, da übte er im höchsten Grade seine Lehre, auch die andere Wange zu reichen, durch die That aus, da er sich geduldig Backenstreiche geben und in's Antlitz speien ließ, da er seinen ganzen Leib willig den grausamsten Hieben und Schlägen darbot[3]).“

---

[1]) Matth. V, 39. — [2]) Matth. XXIII, 3. — [3]) Geist des heiligen Franz von Sales, XIV, 19. — Charl.-Aug., p. 165.

Der Protestant war mit dieser Antwort zufrieden und ging fort. Einige Katholiken, die zugegen gewesen, waren es jedoch weit weniger; sie hätten lieber gesehen, daß Franz durch eine derbe Zurechtweisung den Unverschämten das Unziemliche seines Benehmens habe fühlen lassen. Nicht so dachte der Heilige; und wäre die Rede dieses Menschen noch unverschämter gewesen, die Worte des Heiligen würden darum nicht weniger sanft und freundlich gewesen sein. Alles was die Protestanten nur im Geringsten verletzen konnte, mißbilligte er, und nie erlaubte er sich gegen sie Anspielungen und Ausdrücke, die beleidigend oder ehrenrührig waren. Nie sprach er von ihnen, weder auf der Kanzel noch sonst wo, im Tone des Zornes, des Unwillens oder der Verachtung; und anstatt sie durch Widerlegung ihrer Irrthümer zu überführen zu suchen, bemühte er sich vielmehr, ihre Herzen zu gewinnen, indem er ihnen zuerst die Wahrheit darlegte, dann die Schönheit der katholischen Lehre hervorhob, und beides that er mit einer Sanftmuth, mit so gewinnender Güte in Wort und Benehmen, daß es ihnen klar werden mußte, wie sehr er ihnen wohlwolle, wie er sie liebe. Mochten sie seine Lehre auch noch so heftig angreifen, ihm selbst mit Unverschämtheit begegnen, er antwortete ihnen mit einer beispiellosen Ruhe, frei von jeglichem Geiste des Zankes und Streites, gemäß jenem Worte des Apostels: „Ist ein Streitsüchtiger unter Euch, so möge er wissen, daß dies nicht unsere Gewohnheit ist, noch überhaupt die der Kirche Gottes[1].“ Er nannte sie Alle seine Brüder, wie die alten Väter den Irrlehrern ihrer Zeit diesen Namen zu geben pflegten, „denn, sagte er, die Protestanten sind unsere Brüder, sei es als Christen, sei es als Menschen, da wir Alle durch die Taufe Kinder eines himmlischen Vaters geworden sind, und durch unsere leibliche Geburt Alle von dem gemeinsamen Vater Adam abstammen; und da weiterhin Jene, zu denen ich rede, meine Landsleute und Mitbürger sind, so besteht zwischen ihnen und mir noch eine andere Art der Bruderschaft[2].“

Darum herrschte auch in all' seinen Predigten und Reden ein Ton unvergleichlicher Sanftmuth, welche wegen der Macht und Würde, die ihm sein erhabenes Amt verlieh, noch um so mehr hervortretend Allen eine ehrfurchtsvolle Liebe zu ihm einflößte und die Gemüther so sehr zur Bekehrung stimmte, daß manche hartnäckige Geister es vermieden, ihn zu sehen oder zu sprechen, aus Furcht, sie möchten ihm nicht widerstehen können und von ihm besiegt werden.

[1]) 1. Cor. XI, 16. — [2]) Geist des heiligen Franz von Sales, VII, 9.

Einzelne seiner Mitarbeiter waren mit dieser Handlungsweise nicht einverstanden; sie waren der Meinung, daß man im Gegentheil die Protestanten als Unbeschnittene an Herz und Ohren, als Rebellen gegen Gott, als hartnäckig Verstockte, als eine Schlangenbrut, als Kinder des Satans behandeln solle, und diese herben, ja rohen Benennungen glaubten sie durch die heilige Schrift rechtfertigen zu können. Franz suchte sie eines Bessern zu belehren, indem er ihnen vorhielt, daß man bei den Menschen mehr durch Sanftmuth als durch Heftigkeit erreicht, wie man mit einem Löffelchen voll Honig mehr Fliegen fange, als mit hundert Fässern voll Essig; man müsse den dem Menschen ohnehin natürlichen Stolz schonen, der aber vor Allem den Anhängern einer Religion eigen sei, welche, da sie keine unfehlbare Autorität anerkenne, als characteristisches Kennzeichen den Geist des Stolzes habe; jedes herbe Wort erbittere, mache widerspenstig und rege die Leidenschaften auf, anstatt eine Bekehrung zu erwirken[1]). Zur Bekräftigung seiner vernünftigen Ansicht führte er ihnen noch seine eigenen Erfahrungen an. „Nie, sprach er, habe ich mich zu einem heftigen Worte oder einem Vorwurfe hinreißen lassen, ohne daß ich nachher nicht Ursache gehabt hätte, es zu bereuen; wenn mir das Glück zu Theil geworden ist, manche Protestanten zur Wahrheit zurückzuführen, so ist es die Sanftmuth, welche sie überwunden hat. Liebe und Wohlwollen üben eine größere Gewalt über die Seelen, ich sage nicht allein als Härte und Strenge, sondern selbst als die zwingende Macht des Beweises." Schließlich wies er sie dann auf das Beispiel Jesu Christi hin, der Allen mit Ausnahme einiger Verstockten, die er mit strengem Tadel zurechtweisen mußte, seine Lehre mit wunderbarer Huld und Sanftmuth predigte[2]).

Aber all' diese Gründe vermochten es nicht, die Ansichten seiner Mitarbeiter zu ändern; überzeugt, daß Franz sich täusche, kamen sie in einer Versammlung dahin überein, daß man ihn nachdrücklich ermahnen und mit Ernst darauf aufmerksam machen müsse, daß er sich auf einem falschen Wege befinde. Man stellte ihm demgemäß vor, daß er, obgleich er es gut meine, Alles verderbe, daß seine Sanftmuth die Protestanten zu dem Glauben verleite, als fürchte man sie, und zu weiter nichts diene, als sie noch übermüthiger zu machen; die Pflicht des Predigers sei es, seine Zuhörer zurechtzuweisen und zu bessern, nicht ihnen zu schmeicheln, kurz, man werde die Irrgläubigen eher belehren, wenn man mit Entschiedenheit gegen sie auftrete, als

---

[1]) Nach Bonard. — [2]) La Rivière, p. 164. — Charl.-Aug., p. 166.

wenn man zu große Schonung gegen sie gebrauche. Der Heilige hörte diese Zurechtweisungen demüthig, wohlwollend und dankbar an, ohne zu seiner Rechtfertigung ein Wort zu sagen, da er zum Voraus sicher war, es würde nutzlos sein, so voreingenommenen Leuten eine andere Meinung beibringen zu wollen, „welchen es, wie er später sagte, wie Jenen ergeht, die durch ein gefärbtes Glas sehen und nun Alles in der Farbe ihrer Brille erblicken.“ Da ihm aber sein Gewissen nicht gestattete, ihre Anschauungen zu theilen, so fuhr er fort, mit gewohnter Sanftmuth zu predigen und zu lehren. Als die Andern sahen, daß er unverbesserlich war, so beschwerten sie sich über ihn beim Bischofe von Genf und beschworen denselben, Franz nach Annecy zurückzurufen, „denn, sagten sie, er reißt uns in einem Tage mehr nieder, als wir in einem Monat aufbauen können; er predigt eher wie ein protestantischer Prediger, denn wie ein katholischer Priester, und vergißt sich so weit, daß er die Irrgläubigen seine Brüder nennt. Das gibt ein solches Aergerniß, daß die Protestanten sich dessen rühmen, und laut aussagen, sie würden ihn auf ihre Seite bringen; darum laufen sie in Menge zu seinen süßlichen Predigten, die ihnen die Ohren kitzeln, und horchen gerne auf sein Geschwätz von Brüderlichkeit, als ob es eine Gemeinschaft zwischen dem Lichte und der Finsterniß geben könne, zwischen den Kindern Jesu Christi und den Söhnen Belials.“ Der Bischof kannte Franz zu genau, um diesem Verlangen zu entsprechen oder solchen Anschuldigungen Glauben zu schenken; er begnügte sich deshalb, den Anklägern, die er übrigens von den besten Absichten beseelt wußte, eine wohlwollende Antwort zu geben, in der er ihnen den Geist der Eintracht und der gegenseitigen Duldung anempfahl. Das war eine Lehre, die Franz ihnen jeden Tag gab; denn obwohl er sich immerwährend von ihnen getadelt sah, so bezeigte er ihnen doch stets die nämliche Theilnahme, spendete all' ihren Arbeiten Beifall, lobte sie bei jeder Gelegenheit und schrieb ihnen alles Verdienst an den Erfolgen der Mission zu.

Gezwungen, sich auf einige Tage zu entfernen, um in dringenden Angelegenheiten nach Annecy zu gehen, fand er hier ein neues Feld für seinen rastlosen Eifer. Er fand sein geliebtes Annecy von einer ansteckenden Krankheit heimgesucht, welche die größten Verheerungen anrichtete. Ohne sich lange zu besinnen, widmete er sich ganz dem Dienste der von ihr Befallenen; unaufhörlich arbeitete er Tag und Nacht, bis er selbst darniederlag. Am 4. Januar 1599 wurde er von einem bösartigen Fieber, begleitet von den empfindlichsten Schmerzen, so heftig ergriffen, daß die Aerzte gleich im Anfange alle Hoffnung

aufgaben. Die ganze Stadt gerieth bei dieser Nachricht in Bestürzung; aber Niemand mehr, als der Bischof selbst, der sich damals nach Ville en Salaz zurückgezogen hatte. In seinem Schmerze beschwor er unter heißen Thränen den Himmel, ihm einen so würdigen Mitarbeiter nicht zu nehmen, und der Himmel erhörte sein Flehen. Die Krankheit war nur von kurzer Dauer, und eine vollständige Genesung erfolgte so rasch, daß man ein Wunder darin hätte erblicken können. Franz selbst erklärte laut, das Gebet seines Bischofs habe ihn dem nahen Tode entrissen. Der Bischof ließ ihm in seiner Freude über die Wiederherstellung seiner so unschätzbaren Gesundheit ausdrücklich verbieten, sich auf's neue solchen Gefahren im Dienste der leiblich Kranken auszusetzen, da er ihn für den Dienst der Seelen behalten wolle; sobald die vorgeschriebene Quarantaine vorbei sei, solle er ungesäumt nach Chablais zurückkehren[1]).

Franz gehorchte. Am festgesetzten Tage reiste er zuerst nach Ville en Salaz, um dem Bischofe seine ehrfurchtsvolle Dankbarkeit für seine Liebe und Theilnahme zu bezeigen, ehe er sich nach Thonon begab. Als er nach einer Abwesenheit von drei Monaten in letztere Stadt zurückkehrte, fand er daselbst die religiösen Angelegenheiten im günstigsten Zustande: das Jesuitencollegium, um dessen Errichtung er so dringend den Papst und den Herzog gebeten hatte, war bereits in voller Thätigkeit; der Papst hatte zu dessen Unterhalt eine jährliche Rente von vierhundert Goldthalern versprochen, der Fürst hatte sich verpflichtet, das außer dieser Summe noch Fehlende zuzuschießen, und so arbeiteten denn die Jesuitenpatres, sechs an der Zahl, mit muthigem Eifer an der Bekehrung der Protestanten, befestigten die Katholiken im Glauben, predigten, hörten Beichte, ertheilten in der Stadt und Umgegend Katechismusunterricht und beschäftigten sich außerdem noch mit der Erziehung der Jugend.

Auch der Pater Chérubin hatte kaum minder segensreich als die Jesuiten durch seine Fastenpredigten, die er in Thonon gehalten, gewirkt. Seine starke und klangvolle Stimme konnte man von der Kirche her bis in die benachbarten Häuser vernehmen; und die Protestanten, die es noch nicht wagten, sich in der Kirche zu zeigen, kamen aus Neugierde im Geheimen in jene Häuser, um ihn von dort aus zu hören. Unbemerkt fielen die Samenkörner der Wahrheit in ihre Seele, keimten und schlugen Wurzel; reifliches Nachdenken beförderte die Entwicklung und das Wachsthum, und allmählig bildete sich der Glaube im Herzen.

---

[1]) Année de la visitation, 4. janvier.

Eine öffentliche Disputation, die Chérubin gerade zu jener Zeit mit einem protestantischen Prediger, Namens Lignarius, von Geburt ein Deutscher und Professor der Theologie in Genf, bestand, hatte reichlich das Ihrige zu dieser Bewegung der Gemüther nach dem Katholicismus hin beigetragen. Die Genfer Prediger schämten sich denn doch, daß sie ihr gegebenes Wort, sich zu einer religiösen Disputation einzufinden, nicht gehalten hatten, und da ihnen die Abwesenheit des Probstes, ihres gefürchtetsten Gegners, der günstigste Moment zu sein schien, ihr so vielfach gebrochenes Versprechen endlich zu lösen, so hatten sie Lignarius nach Thonon geschickt, der in einer Disputation mit den Capuzinern, wie sie hofften, den Sieg davon tragen könnte. Die Disputation hatte am 13. März stattgefunden; Gegenstand derselben waren die kanonischen Bücher und die Autorität, welche in Glaubenssachen über den wahren Sinn der heiligen Schrift zu entscheiden habe. Auf beiden Seiten war mit großer Mäßigung gesprochen worden; Secretäre hatten Einwürfe wie Antworten sorgfältig niedergeschrieben, und nachdem die Discussion schon mehrere Stunden gedauert hatte, wurde sie auf den folgenden Tag zurückgesetzt; Lignarius jedoch hatte es nicht gewagt, zum zweiten Male zu erscheinen. Schon am ersten Tage vollständig geschlagen, war er eilig nach Genf zurückgekehrt. Man hatte ihn aufgefordert, wiederzukommen, und um ihn durch das Ehrgefühl dazu zu zwingen, hatte man diese Aufforderung durch gedruckte Anschläge veröffentlicht, ihm selbst die ausgedehntesten Geleits- und Schutzbriefe vom Herzoge gesandt; Alles war umsonst gewesen [1]).

So standen die Dinge in Thonon, als Franz zurückkehrte. Er fand die Gemüther der Protestanten bedeutend erschüttert, wozu sowohl der öffentliche Bericht über die Conferenz, den v. Avully hatte drucken lassen, als auch die Weigerung des Lignarius, die Disputation fortzusetzen, Vieles beigetragen hatte. Ein calvinischer Edelmann aus dem Waadtlande, Namens Ferdinand Bouvier, verdient eine besondere Erwähnung. Wie durch eine Fügung der Vorsehung war er schon früher mit Franz bekannt geworden. Als er sich nämlich eines Tages mit dem Marquis de Lullin, einem Verwandten von ihm, auf der Jagd befand, sah er auf einmal die Hunde von der Verfolgung eines Wildes unruhig zurückkommen; da er weiter ging, um nach der Ursache zu forschen, stieß er zu seinem großen Erstaunen auf eine zahlreiche Versammlung von Männern, Weibern und Kindern, denen Franz auf

1) Charl.-Aug., p. 163.

offenem Felde, auf einem Steine sitzend und ohne den geringsten Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen die Lehren der katholischen Kirche predigte; er hatte mit eigenen Ohren gehört, und die Weisheit, sowie die Salbung und die Begeisterung, die sich in den Worten des Predigers kund gab, hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Seitdem war er mehrere Male im Geheimen zu Franz gekommen, um mit ihm über religiöse Gegenstände zu sprechen. Das Benehmen des Lignarius und das Ergebniß der Disputation bestärkten ihn mehr als je in dem Gedanken, daß die Lehre Calvin's unhaltbar sei. Franz hoffte schon, ihn in Kurzem zu den Seinigen zählen zu können, als Duplessis-Mornay, der damals das Haupt und die Seele der reformirten Partei war, so daß man ihn sogar den Papst der Hugenotten nannte, und der sich ebenso durch seine gewandte Feder, wie durch Führung des Degens auszeichnete, ein Buch gegen das heilige Meßopfer erscheinen ließ. Bouvier las es, und die darin vorgebrachten Gründe gegen die katholische Lehre schienen ihm der Art zu sein, daß sie keine Einwendung aufkommen ließen. Er brachte Franz das Buch, und da er ihn nicht zu Hause fand, ließ er es auf seinem Tische zurück, nachdem er vorher die Stellen, welche ihm am meisten aufgefallen waren, bezeichnet hatte. Als Franz in seine Wohnung zurückgekehrt war, sah er das Buch durch, unterstrich die Hauptirrthümer, welche er darin gefunden, und zerriß mit Entrüstung vier oder fünf Blätter, die mit schrecklichen Gotteslästerungen und gemeinen Verläumdungen bedeckt waren. Bouvier kam bald wieder. „Ihr Duplessis-Mornay, rief ihm Franz entgegen, ist der unverschämteste Lügner, der mir jemals begegnet ist." Und zum Beweise dafür zeigte er ihm eine Menge Stellen aus den Vätern, die vom Verfasser verstümmelt, verändert und entstellt worden waren[1]). Bouvier konnte vor Staunen kaum seinen Augen trauen, aber Franz fuhr fort, ihm alle die Verläumdungen aufzudecken, welche Mornay gegen die

---

[1]) Du Perron, Bischof von Evreux, erklärte rücksichtlich dieser Abhandlung von Mornay öffentlich, daß er sich anheischig mache, fünfhundert Fälschungen in derselben nachzuweisen. Das verletzte Mornay lebhaft und er nahm die Herausforderung an. Im Jahre 1600 fand diese Disputation in Gegenwart Heinrich's IV. statt. Du Perron bewies seine Behauptung, und Mornay zog sich mit Scham und Schande bedeckt auf sein Schloß Saumur zurück. Heinrich, mehr als je in der katholischen Religion befestigt, machte bei dieser Gelegenheit zu Sully die Bemerkung: „Der Papst der Reformirten ist zum Schweigen gebracht worden." — „Treffend nennt ihn Ew. Majestät so, versetzte Sully, denn er wird du Perron zum Cardinal machen." Wirklich erhielt du Perron kurz nachher den Purpur.

katholische Lehre von dem Meßopfer vorbrachte, und Bouvier wußte nichts Anderes vorzubringen, als daß er die Genfer Prediger auffordern werde, Mornay's Buch zu rechtfertigen. Das geschah, aber eine vernünftige, stichhaltige Antwort wurde ihm nicht zu Theil, und so entschloß er sich denn, sich von ihrer Sache zu trennen. Voll Freude über diesen Entschluß, unterrichtete ihn Franz auf das sorgfältigste in der katholischen Lehre und Bouvier entsagte feierlich vor dem Bischofe von Genf, als dieser zu dem vierzigstündigen Gebete, von dem im Folgenden noch die Rede sein wird, nach Thonon gekommen war, seinen Irrthümern [1]).

Bei aller Aufmerksamkeit und Sorgfalt für Herrn von Bouvier vernachläßigte Franz keineswegs die armen Landbewohner; häufig durchwanderte er die Umgegend, um, zuweilen mit Gefahr seines Lebens, die verirrten Schafe aufzusuchen, sie zu belehren und zur wahren Heerde zurückzuführen. Nie unterließ er es, auf diesen Wanderungen die Kirchen, an denen ihn sein Weg vorbeiführte, und welche der protestantische Vandalismus stehen gelassen, mit großer Andacht zu besuchen; nirgends empfand sein Herz mehr Trost im Gebete, als an diesen verödeten und verwüsteten Stätten, denen kein anderer Schmuck geblieben, als der Glaube und die Frömmigkeit ihrer wenigen Besucher [2]). Nach allen Seiten hin entfaltete er so seine unermüdliche, geistliche Thätigkeit, als ihn wichtige Angelegenheiten nach Annecy riefen, wohin auch der Bischof nach dem Verschwinden der Pest zurückgekehrt war. Hier erfuhr er die Nachricht von dem Vertrage von Vervins, der durch die Bemühungen des päpstlichen Legaten, des frommen Cardinals von Medicis, der später selbst unter dem Namen Leo XI. den päpstlichen Stuhl bestieg, am 2. Mai des nämlichen Jahres 1598 zu Stande gekommen war. Für die Bekehrung Chablais' konnte Nichts von größerm Segen sein, da durch ihn dem Herzoge von Savoyen der Besitz Chablais' und Ternier's gesichert und der zwischen ihm und dem Könige von Frankreich schwebende Streit rücksichtlich des Marquisates von Saluzzo vor den Papst zur Schlichtung gebracht wurde. Die Bewohner dieser Landestheile brauchten jetzt nicht mehr eine Wiederkehr der Herrschaft der Berner zu fürchten und in diesem Falle deren Rache wegen ihres Uebertrittes zum Katholicismus, welche Furcht bis jetzt für die Bekehrung des ganzen Landes das größte Hinderniß gewesen war. Der Bischof hielt es darum für sehr angemessen, auf eine feierliche Weise Gott für dies glückliche

---

[1]) De Cambis, I, p. 267. — Charl.-Aug., p. 164. — [2]) De Cambis, p. 204.

Ereigniß zu danken, was nach seiner Meinung am besten durch die Abhaltung des vierzigstündigen Gebetes in Thonon geschehen konnte, um so mehr, weil ihn der außerordentliche Erfolg dieser Andacht in Annemasse hoffen ließ, daß sie in Thonon von denselben Früchten begleitet sein werde. Er beauftragte demgemäß Franz, nach Chambéry zu reisen, wo man den Herzog erwartete, um mit demselben über das Weitere zu berathschlagen. Der Herzog war aber noch nicht angekommen, und Franz kehrte nach Schloß Sales zurück, um dort auf ihn zu warten. Trotz der innigen Liebe, die er zu seiner Familie hatte, fühlte er sich doch nicht glücklich zu Hause. Sein Herz litt darunter, fern von dem Schauplatze seiner apostolischen Thätigkeit sein zu müssen, die Ruhe machte ihn krank, er dürstete nach Arbeit. „Dieses lange Warten auf den Herzog, schrieb er an einen Freund, wird mir unerträglich; wenn er die nächste Woche nicht kommt, dann werde ich nach Thonon zurückkehren, um ihn dort zu erwarten." In der That harrte er umsonst; der Herzog kam nicht nach Chambéry, und Franz reiste ungesäumt nach Thonon zurück, um seine ihm so liebgewordene Missionsthätigkeit fortzusetzen.

Erst im Monat Juli kam der Herzog nach Chambéry. Der Bischof von Genf schickte, zweifelsohne weil er den eifrigen Apostel in seiner Thätigkeit nicht unterbrechen wollte, den Pater Chérubin nach Chambéry, um den Fürsten wegen des beabsichtigten vierzigstündigen Gebetes in Thonon um seine Meinung zu befragen. Derselbe billigte nicht nur diesen Plan, sondern versprach auch, alle dadurch entstehenden Auslagen zu bestreiten und dafür zu sorgen, daß diese Feier so würdig und glänzend als möglich begangen werde; auch wolle er in eigener Person dabei erscheinen. Auf die Bitte des Bischofs hatte ferner der Papst für Alle, welche sich an der Andacht betheiligen würden, einen vollkommenen Ablaß gewährt und eine ansehnliche Summe Geldes als einen Beitrag zur Deckung der Auslagen geschickt. Der Bischof von Genf ließ diesen Ablaß in seiner ganzen Diöcese verkündigen, die Bischöfe von Sion und Lausanne ebenso in den ihrigen, so daß die Betheiligung an dem Feste eine große zu werden versprach. Um das Interesse auf's höchste zu steigern, ließ man abermals an die Prediger von Genf und Bern die Einladung zu einer öffentlichen Disputation ergehen, zu deren Annahme selbst der Rath von Genf auf's dringendste rieth, indem er die Prediger besonders darauf hinwies, daß eine Weigerung von ihrer Seite dem ganzen Protestantismus die allgemeine Verachtung zuziehen werde. Alles war vergebens, die Prediger fürchteten nicht nur den Pater Chérubin, dem Lignarius erst

kürzlich unterlegen war, sondern vor Allem den Probst, der sich wieder in Thonon befand; mit zwei solchen Gegnern wagten sie nicht, sich zu messen. Die Folge ihrer hartnäckigen Weigerung war, daß sie ihre Achtung vollends einbüßten.

Während dessen war der Herzog nach Fort Barraux gekommen, und Franz benützte diese Gelegenheit, um ihm mehrere Angelegenheiten vorzutragen, die das Wohl der Mission betrafen. Er wurde auf das wohlwollendste vom Fürsten empfangen und erhielt von ihm Alles, um was er ihn zum Besten seiner Mission gebeten hatte. Glücklich, daß ihm alle seine Wünsche so freundlich gewährt worden, wollte er auf der Stelle wieder abreisen, allein der Herzog bat ihn, noch zu bleiben, da sich im Augenblicke eine schöne Gelegenheit zur Bethätigung seines apostolischen Eifers darbiete. Der Oberst des Regiments „Chablais", Namens Brotty, war nämlich ein hartnäckiger Protestant, dessen Bekehrung Franz versuchen sollte. Der Herzog ließ ihn kommen, stellte ihn Franz vor und ließ die Beiden dann allein, um ungestörter mit einander sprechen zu können, blieb jedoch aus Neugierde an der Thüre stehen, um die Unterredung zu belauschen. Als dieselbe schon drei Stunden gewährt hatte, trat er wieder ein und rief: „Nun, wer von Beiden ist der Sieger? Sie erkennen wohl jetzt die Wahrheit unserer Religion an, wie, Brotty?" — „Sire, erwiderte Brotty, ich kenne von der Theologie nicht viel mehr, als den Namen; darum ist es nicht zu verwundern, daß ich in diesem Kampfe unterliegen mußte. Aber Alles was der Herr Probst mir da gesagt hat, habe ich meinem Gedächtnisse wohl eingeprägt; ich werde noch mit unsern Predigern darüber reden, und sobald ich die Wahrheit erkannt habe, werde ich mich zu ihr bekennen." Der Herzog glaubte aus dieser Antwort schließen zu dürfen, daß Brotty wankend geworden sei und ermahnte ihn zu ernstem Nachdenken. Später werden wir noch auf ihn zurückkommen. Diese erste Unterredung mit Franz war nicht fruchtlos gewesen.

# Drittes Buch.

## Von der Erwählung des heiligen Franz von Sales zum Coadjutor von Genf bis zum Beginne seines Episcopates.

( 1598 — 1602. )

---

### Erstes Kapitel.

**Franz von Sales wird zum Coadjutor von Genf erwählt. — Vollständige Bekehrung Chablais'.**

Claudius von Granier gewahrte mit inniger Freude, wie die katholische Religion in seiner Diöcese so herrliche Fortschritte machte; zugleich aber fühlte er mehr und mehr die Last der Jahre seine müden Schultern drücken, und seine körperlichen Kräfte entsprachen nicht mehr dem Eifer, der ihn für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen verzehrte. Er sah ein, daß er eines Coadjutors bedürfe, und da die Wahl eines solchen ein Gegenstand von der größten Wichtigkeit war, so flehte er inbrünstig zum Himmel um Erleuchtung, den Besten und Würdigsten zu treffen. Wohl hatte er einen Neffen, den Abbé de Chissé, bei sich, der, durch Frömmigkeit und Wissenschaft gleich ausgezeichnet, bereits die Stelle eines General-Vicars und Officials bekleidete und alle zu dem bischöflichen Amte erforderlichen Eigenschaften zu besitzen schien. Aber dem Bischofe war es nicht blos darum zu thun, einen würdigen Mann zu finden; er wollte den Würdigsten der Würdigen heraussuchen, und nach reiflichem Nachdenken und anhaltendem eifrigem Gebete fiel seine Wahl auf den Probst.

Bevor er jedoch einen endgültigen Entschluß hierin faßte, befragte er noch seine vertrautesten Freunde um ihre Meinung und Alle zollten ihm den vollsten Beifall; auch sein eigener Neffe, seines Oheims würdig, gab seine ungeheucheltste Zufriedenheit und herzlichste Freude

über die getroffene Wahl zu erkennen. Nur Franz allein war anderer Ansicht und lehnte das Anerbieten des Bischofs entschieden ab. Wiederholt drang Letzterer in ihn, die Wahl anzunehmen, und die immer bestimmter ausgesprochene Weigerung des Probstes lieferte ihm den klaren Beweis, daß er den rechten Mann, den Würdigsten von Allen, getroffen habe. Ohne deshalb das Widerstreben desselben weiter zu beachten, sandte er im Geheimen den Pater Chérubin nach dem Fort Barraux, wo der Herzog noch weilte, um mit ihm die Sache in's Reine zu bringen. Dies bot keine Schwierigkeiten; denn der Herzog hatte bereits, als der Bischof vor Kurzem an einer bedenklichen Krankheit darniedergelegen, ernstlich daran gedacht, im Falle seines Todes seine Stelle durch Franz zu besetzen. Freudig stimmte er darum dem Vorschlage des Bischofs bei und ernannte den Probst am 29. August 1598 zum Nachfolger Granier's, indem er gleichzeitig den Papst gehorsamst ersuchte, er möge demselben mit Rücksicht auf seine große Gelehrsamkeit und andern seltenen Eigenschaften, wie auch wegen der großen Verdienste, die er sich um die Bekehrung Chablais' erworben und noch immer erwerbe, die Stelle eines Coadjutors von Genf verleihen. Mit inniger Freude sah Granier seinen Wunsch gewährt; doch hielt er die Sache einstweilen noch geheim, auch vor Franz selbst, und wartete auf den günstigen Augenblick, um von der Ernennungsurkunde Gebrauch zu machen.

Kaum war der Pater Chérubin von seiner so glücklich erfüllten Mission zurück, als ihm mitgetheilt wurde, daß ein Genfer Prediger, voll Scham über die fortwährende Weigerung seiner Amtsbrüder, eine Disputation anzunehmen, sich erboten habe, zum Zwecke einer solchen nach Thonon zu kommen, vorausgesetzt, daß der Herzog zu seiner eigenen wie seiner ihn begleitenden Collegen Sicherheit Geißeln nach Genf schicke, und daß man sich zu gewissen von ihm noch näher anzugebenden Bedingungen verstehe. Alles wurde ihm zugesichert, allein zur beabsichtigten Conferenz kam es ebensowenig, wie die früheren Male; als der dazu bestimmte Augenblick heranrückte, zog sich der Prediger wie alle seine Collegen, trotz aller Vorstellungen und alles Drängens, feige zurück.

Mittlerweile hatte Franz von Frau von Boisy die Mittheilung erhalten, daß sie mit vier seiner Geschwister auf dem Schlosse Brens in Chablais angekommen sei. Sie bat ihn, auch eine Zeit lang daselbst zuzubringen, da die ganze Familie das innigste Verlangen habe, ihn wiederzusehen, sie selbst aber ganz besonders seines Rathes in mehreren wichtigen Angelegenheiten bedürfe. Trotz der innigen Liebe,

welche Franz zu den Seinigen hatte, glaubte er doch dieser Bitte nicht willfahren zu dürfen, einmal, weil seine Abwesenheit der Mission zum Nachtheil gereichen könne, und dann, weil er dem Genfer Prediger, der gerade die Disputation vorgeschlagen, keine Gelegenheit zu der prahlerischen Behauptung geben wollte, der Probst habe sich aus Furcht vor ihm aus dem Staube gemacht. Die gute Mutter mußte sich deshalb, ohne die Freude gehabt zu haben, ihren Sohn zu sehen, zur Rückkehr nach Schloß Sales entschließen.

Unter den Protestanten, welchen der heilige Apostel mit so ausdauerndem Eifer nachging, um sie zur wahren Kirche zurückzuführen, befand sich auch eine Frau, die schon seit langer Zeit den klarsten Beweisen wie den rührendsten Bitten hartnäckig widerstanden hatte. Sie wohnte in Thonon selbst. Zwar hegte sie für Franz die größte Achtung, hörte gerne seine Predigten und fand Alles, was er sagte, durchaus richtig, aber trotzdem wiederholte sie stets, daß sie nie die protestantische Religion verlassen werde, weil sie darin geboren sei. Mittlerweile war sie Mutter geworden; leichtsinnig verschob sie die Taufe mehrere Tage lang, und währenddessen starb das Kind plötzlich. Ihr Jammer und ihre Betrübniß, daß sie ihr Kind ohne die Taufe hatte sterben lassen und ihm so den Himmel verschlossen hatte, war unbeschreiblich. Ganz aufgelöst vor Schmerz trug sie den geliebten Leichnam, von dem sie sich nicht trennen zu können schien, selbst nach dem Kirchhofe, und auf diesem traurigen Gange begegnete ihr gerade Franz; sie warf sich ihm zu Füßen, und den kleinen Sarg, der die theuren Reste ihres Kindes barg, vor ihm niedersetzend, rief sie unter einer Fluth von Thränen: „Gib mir mein Kind wieder, o mein Vater, gib es mir zurück, wenigstens so lange, bis es die Taufe erhalten hat, und ich will katholisch werden." Franz vermochte ihr vor innerer Bewegung nicht zu antworten; mit der trostlosen Mutter weinend warf er sich auf die Kniee und beschwor den Gott der Barmherzigkeit, Mitleid mit der Mutter und dem Kinde zu haben. Noch hatte er nicht aufgehört zu beten, als das Kind die Augen öffnete und zum Leben zurückkehrte[1]). Auf der Stelle empfing es die heilige Taufe und jubelnd trug es die glückliche Mutter nach Hause zurück. Es lebte noch zwei Tage lang, und Alle konnten sich mit eigenen Augen von dem Wunder überzeugen; die Mutter, sowie ihre ganze Familie bekehrten sich zum katholischen Glauben; auch viele andere Protestanten, welche den Vorgang auf's genaueste untersucht hatten

---

[1]) Charl.-Aug., p. 169.

und nicht umhin konnten, ein Wunder darin zu erblicken, schworen ihre Irrthümer ab.

Von großem Segen für das ganze Land und von nicht geringem Einflusse auf die Bekehrung Vieler war die Feier des vierzigstündigen Gebetes in Thonon, welche durch die Bemühungen des Bischofs selbst sowie seiner Missionäre zu einer recht glänzenden und erhebenden nicht nur für Katholiken, sondern auch selbst für Protestanten geworden war. An diesen Tagen feierte die katholische Religion einen ihrer schönsten Triumphe über den Irrglauben. Eine Menge Protestanten kehrten voll Begeisterung und Liebe zu ihr zurück und schienen zu der Hoffnung zu berechtigen, daß wohl das ganze Land bald ihrem Beispiele folgen werde. Leider hatte weder der Herzog noch der päpstliche Legat der Feier beiwohnen können, da sie durch wichtige Angelegenheiten verhindert worden waren. Darum war beschlossen worden, daß, sobald der Herzog nach Thonon kommen werde, eine Erneuerung der Andacht stattfinden sollte, auf welche, wie der Bischof in einem Briefe an den Fürsten sagte, diese erstere nur eine Vorbereitung gewesen sei. Mit inniger Freude vernahm der edle und fromme Herzog alle Einzelnheiten, die sich auf das vierzigstündige Gebet bezogen, und pries Gott, daß er seine Gnade so reichlich an diesen Tagen über Katholiken und Protestanten ausgegossen habe; und feierlich versprach er, die wahre Religion zu schützen und bis zum letzten Athemzuge zu vertheidigen und Alles aufbieten zu wollen, um ihr den vollständigsten Sieg über den Irrglauben zu verschaffen. Dem Bischof von Genf ließ er melden, daß er diesmal unfehlbar nebst dem päpstlichen Legaten nach Thonon kommen werde, um der Wiederholung der schönen Feier beizuwohnen. Den Tag seiner Ankunft setzte er auf den 28. September fest; der Legat, Cardinal Alexander von Medicis, werde zwei Tage später eintreffen, so daß die Andacht am 1. Oktober beginnen könne.

Durch den Ueberbringer dieser Botschaft war es gleichzeitig bekannt geworden, daß der Herzog eine gerichtliche Untersuchung gegen jene Protestanten Thonons einleiten wolle, die im Jahre 1594 die Berner und Genfer zu Hülfe gerufen hatten, um das Fort zu demoliren und die katholische Besatzung daraus zu vertreiben. Die kriegerischen Wirren hatten ihn gezwungen, die Sache bis jetzt auf sich beruhen zu lassen; da nun aber der Friede wieder hergestellt war, beschloß er durch die strengste Bestrafung der Aufrührer ein warnendes Beispiel für die Zukunft aufzustellen. Die Bestürzung der Schuldigen war groß bei dieser Kunde; in ängstlicher Hast kamen sie zusammen, um zu berathen, auf welche Weise man den Herzog am besten besänftigen

und zur Milde bewegen könne. Ihre einzige Hoffnung beruhte darauf, daß der Bischof von Genf, der allein so viel Einfluß auf den Fürsten besaß, sich bestimmen ließe, Fürbitte für sie bei demselben einzulegen. Unverzüglich begaben sich die Führer der protestantischen Partei zu dem Prälaten, Herr von Vallon, der gerade bei Tische war. Das Haupt derselben, schilderte ihm weinend die Noth, in der seine Glaubensbrüder sich befanden, und bat ihn inständig um seine Hülfe. Mit der größten Freundlichkeit und herzlicher Theilnahme hörte ihn der Bischof an und erklärte sich gleich bereit, Alles für sie zu thun, was nur in seiner Macht stünde. Ohne seine Mahlzeit zu beendigen, erhob er sich auf der Stelle, um dem Herzoge entgegen zu gehen und ihn um Gnade für die Schuldigen zu bitten. Sein General-Vicar und Franz von Sales, sowie die protestantischen Bittsteller nebst einer großen Anzahl anderer Bürger von Thonon begleiteten ihn. Nachdem man schon lange gewartet hatte, kam der Herzog endlich. Als er des Bischofs ansichtig wurde, stieg er alsbald vom Pferde und begrüßte ihn mit dem herzlichsten Wohlwollen. Der würdige Prälat fiel auf seine Kniee und bat unter Thränen um Gnade für die Schuldigen, die voll Angst des fürstlichen Ausspruches harrten. Den rührenden Bitten des ehrwürdigen, vor ihm knieenden Greises konnte der Herzog trotz seines tiefen Unwillens gegen die Empörer und trotz seines festen Entschlusses, dieselben auf das strengste zu bestrafen, nicht widerstehen; gütig hob er den Bischof auf und versicherte ihm, daß er um seinetwillen der Rache keine Folge geben werde und daß er den Schuldigen verzeihe. Mit rührenden Worten dankte ihm der edle Greis für diese große Milde und Gnade und bat ihn, auch ferner ganz Chablais sein Wohlwollen und seine Liebe bewahren zu wollen. „Ja, das verspreche ich Ihnen, antwortete der Herzog. Die Vorschläge, die Sie mir für das Beste des Landes machen mögen, werde ich zu befolgen suchen; ich werde es thun aus Liebe zu meinen Unterthanen, die ich alle in meinem Herzen trage, und aus Rücksicht auf einen Prälaten, der meine volle Achtung und Freundschaft besitzt."

Das edle Benehmen des Bischofs von Genf bei dieser Gelegenheit gewann ihm Aller Herzen; die hartnäckigsten Protestanten waren davon gerührt und wurden der Wahrheit zugänglicher. Herr von Vallon ging ihnen mit gutem Beispiel voran, indem er nicht lange nachher in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehrte.

Das vierzigstündige Gebet, welches zwei Tage nachher begann, wurde, durch die Gegenwart des Herzogs und des päpstlichen Legaten

verherrlicht, mit einer Pracht und einem Glanze gefeiert, wie ihn Chablais selbst in seinen gläubigsten und frömmsten Tagen nicht gesehen hatte. Zahlreiche Processionen pilgerten von Nah und Fern herbei, man scheute keine Unbequemlichkeit, keine Strapazen, um Zeuge zu sein von dem Triumphe, den die katholische Kirche nach langen Prüfungen und Duldungen in Chablais wieder feierte, und um sich selbst freudig und stolz als Kind dieser heiligen, erhabenen Mutter zu bekennen, oder reumüthig in ihre liebevoll geöffneten Arme wieder zurück zu kehren. Die Zahl derjenigen, welche feierlich vor dem päpstlichen Legaten, dem Bischofe von Genf und Franz von Sales dem Protestantismus entsagten und das katholische Glaubensbekenntniß ablegten, war in der That bedeutender, als man erwartet hatte; bei keiner Gelegenheit hatten die Bekehrungen in solcher Menge stattgefunden. Die Freude der ehrwürdigen Kirchenfürsten und des edlen Herzogs war groß; aber Keiner genoß ein heiligeres Glück, als der Apostel Chablais', Franz von Sales, der während dieser Tage sich reichlich belohnt glaubte für Alles, was er in den letzten Jahren auf seiner Mission gelitten und erduldet. Tief und innig war sein Dank gegen Gott, der in seiner Barmherzigkeit das Licht seiner Wahrheit in der Finsterniß des Irrthums hatte aufgehen lassen, und er flehte mit Inbrunst zu ihm, daß er die Zeit herbeiführen möge, in der die geistige Nacht der Seelen vollends verschwinde und dem hellen, sonnigen Tage vollständig Platz mache.

Nach Beendigung des vierzigstündigen Gebetes reiste der päpstliche Legat unverzüglich wieder ab, der Herzog blieb noch in Thonon. Während seines Aufenthaltes in dieser Stadt kam eine Gesandtschaft von Bern mit der Bitte, dem Calvinismus in ganz Chablais dieselbe Religionsfreiheit wie dem Katholicismus zu gestatten und demgemäß wenigstens drei Prediger in der Provinz zu dulden. „Als ihr Euch dieses Landes bemächtigt hattet, antwortete ihnen der Herzog auf dies Begehren, habt Ihr die Bewohner gezwungen, Eure neuen Lehren anzunehmen; und nun, da ich wieder Herr bin und fast die Gesammtheit meiner Unterthanen das Verlangen bezeigt, die alte und wahre Religion wieder hergestellt zu sehen, so könnt Ihr es wohl nicht hart oder sonderbar finden, daß ich, ihr rechtmäßiger Landesherr, die religiösen Angelegenheiten nach ihrem Wunsche ordne und nicht nach dem Eurigen." Auf diese Worte wußten die Berner nichts Vernünftiges zu erwidern und gingen unverrichteter Sache wieder fort[1]).

---

[1]) De Cambis, I, p. 299. — Charl.-Aug., p. 179.

Doch war der Herzog trotz dieser edlen und entschiedenen Sprache nicht ohne Unruhe. Die zwischen Frankreich und Savoyen noch nicht geregelten Streitigkeiten rücksichtlich des Marquisates Saluzzo konnten leicht zu einem neuen Kriege führen, und in diesem Falle stand zu befürchten, daß der Canton Bern, wenn man ihn unzufrieden mache, sich wieder auf die Seite Frankreichs gegen Savoyen stellen werde. Es konnte somit klug und gerathen erscheinen, ihm sowie den andern Cantonen, allerdings unangenehme, aber am Ende nothwendige Zugeständnisse zu machen. Mehrere Minister und sogar manche hervorragende und tugendhafte Geistliche waren ebenfalls dieser Meinung und so fand sich der Herzog bewogen, den Abgesandten des Cantons Freiburg einen bessern Empfang zu Theil werden zu lassen, welche übrigens auch, ganz verschieden von den Bernern, nur gekommen waren, um ihm wegen der Wiederherstellung der katholischen Religion in Chablais Glück zu wünschen. Welches Verhalten aber den protestantischen Cantonen gegenüber in Zukunft zu beobachten sei, und ob ihnen wirklich irgend welche Zugeständnisse gemacht werden sollten, war eine Frage von großer Wichtigkeit, die der Herzog erst nach Anhörung seiner Räthe zu entscheiden wagte. Auch Franz war gebeten worden, bei dieser Berathung zu erscheinen. Die meisten waren von mehr politischem als religiösem Standpunkte aus dafür, daß man den drei Hauptstädten Chablais' je einen protestantischen Prediger lassen solle. Allein Franz war durchaus nicht dieser Ansicht. „Protestantische Prediger in dieser Provinz zu dulden, sprach er zum Herzog mit apostolischem Freimuthe, würde ebenso viel heißen, als Ihre Länder verlieren zu wollen, ja, was mehr ist, ebenso viel, als den Himmel verlieren, von dem ein Fuß breit mehr werth ist, als die ganze Welt zusammen. Zwischen Christus und Belial kann es keine Gemeinschaft geben; die Prediger sind zudem nur geduldet in dieser Gegend, und es zwingt Sie nichts, dieselben gegen das Interesse Ihres Volkes hier zu lassen [1])." Der Herzog war mit dieser Meinung einverstanden, und als einer der Räthe die Bemerkung wiederholte, daß es doch höchst unklug sei, die Berner gegen sich aufzubringen, weil sie sich im Falle eines etwaigen Bruches mit Frankreich der Provinz wieder bemächtigen könnten, erwiderte er: „Je weniger von der Erde, um so mehr vom Himmel. Die Prediger müssen fort, und damit ist die Sache abgethan." Nach beendigter Sitzung lud der Herzog die schweizer Abgeordneten zur Tafel. Während der Mahlzeit erneuerten die Berner ihre Bitte, man

[1]) Dom Jean de Saint-François, p. 127.

möge ihnen drei Prediger zugestehen. „Ich bin damit einverstanden, antwortete der Herzog, unter der Bedingung, daß auch ihr die katholischen Priester, die ich nach Bern schicken will, aufnehmet.“ Allein das gefiel ihnen nicht; auf diese Bedingung wollten sie nicht eingehen, und so mußten sie denn auch ihrerseits auf die Gewährung ihrer Bitte verzichten und unverrichteter Sache wieder zurückkehren.

Von dem innigsten Wunsche beseelt, die vollständige Bekehrung Chablais' sobald als möglich herbeizuführen und dieselbe zu einer dauernden zu machen, ließ sich der Herzog eine Denkschrift von Franz einreichen, in welcher derselbe ihm die dazu geeignetsten Mittel und Wege auseinandersetzte. Es waren im Wesentlichen folgende: Die Einkünfte aller Beneficien zum Besten der katholischen Sache zur unumschränkten Verfügung zu stellen, die protestantischen Lehrer und Prediger von Thonon fortzuschicken und die Erziehung der Jugend katholischen Lehrern anzuvertrauen, sowie sämmtlichen Katholiken Thonons das Bürgerrecht zu verleihen, um bei den Gemeindeversammlungen die Majorität immer auf katholischer Seite zu haben. Mit all' diesen Vorschlägen erklärte sich der Herzog einverstanden und versprach für deren Ausführung Sorge tragen zu wollen, da es sein fester Vorsatz sei, den Calvinismus aus seinem Lande auszurotten.

In Thonon gab es immerhin noch eine ziemliche Anzahl Protestanten; ein Theil gehörte der gewöhnlichen Volksklasse an und waren darum von untergeordneter Bedeutung, da sie keinen Einfluß besaßen. Der Herzog wollte diese darum auch nicht weiter beunruhigen; er hoffte, daß sie durch Güte und Sanftmuth, durch das gute Beispiel der Katholiken und die Ermahnungen und Belehrungen der Geistlichen allmählig für den wahren Glauben gewonnen werden könnten. Viele aber gehörten den höhern Ständen an, welche durch ihre Stellung, ihr Vermögen, die mannichfaltigen, ihnen zu Gebote stehenden Mittel großes Ansehen bei der Menge genoßen und dadurch, wenn sie im Lande blieben, die Neubekehrten wieder verführen oder eine Bekehrung der noch nicht zum Katholicismus Zurückgetretenen verhindern, wenigstens sehr erschweren konnten. Nachsicht gegen Letztere schien dem Herzog ein eben so großer Fehler gegen die Interessen des Staates als der Religion zu sein, und er hielt es darum für geboten, diesen die Wahl zu lassen, entweder zum Katholicismus überzutreten oder das Land zu verlassen. Man könnte ein solches Verfahren auffallend finden, aber man bedenke, daß es der damaligen politischen Anschauungsweise ganz gemäß war, und hatten doch die protestantischen Fürsten selbst zuerst den Grundsatz aufgestellt: „cujus est regio ejus est religio,“ wonach

der Landesherr seinen Unterthanen ihr Glaubensbekenntniß vorschrieb. Zudem möge man sich erinnern, mit welcher Intoleranz die Katholiken Chablais' und die Neubekehrten in den letzten Jahren von den Protestanten behandelt worden waren, und das Verfahren des Herzogs von Savoyen wird ganz erklärlich und für die damalige Zeit ganz natürlich erscheinen.

Um die Protestanten von seinem Entschlusse in Kenntniß zu setzen, berief der Herzog eine Versammlung der Bürgerschaft von Thonon, sowie der angesehensten Bewohner Chablais', welcher auch die Bischöfe von Genf und St. Paul-Trois-Châteaux nebst Franz von Sales und dem Pater Chérubin beiwohnten. Letzterer setzte in einer längeren Ansprache die Absichten des Fürsten auseinander und ermahnte die Protestanten dringend, seiner Aufforderung, zur katholischen Kirche überzutreten, Folge zu leisten, da er sonst strenge Maßregeln gegen sie ergreifen werde. „Ja, fügte der Herzog den Worten des Paters hinzu, es ist nun Zeit, daß ich durch Euch selbst Euren letzten Entschluß erfahre; diejenigen, welche das weiße Kreuz auf dem Herzen tragen[1]), und welche also unserer Religion angehören oder angehören wollen, mögen zu meiner Rechten, und Jene, welche die schwarzen Farben des Irrthums tragen und das Schisma Calvin's der Kirche Jesu Christi vorziehen, zu meiner Linken treten[2])."

Die Wenigsten traten bei dieser Aufforderung zur Linken des Herzogs. Mit seiner gewohnten Sanftmuth und liebevollen Worten beschwor sie Franz, sich doch auch zur Rechten zu stellen; man verlange ja nur, daß sie sich in der katholischen Religion unterrichten ließen; sicherlich werde ihnen, wenn sie nur aufrichtigen Herzens seien, bald das Licht der Wahrheit aufgehen, und sie möchten doch die traurigen Folgen bedenken, welche ihr Starrsinn, wenn sie bei ihrer hartnäckigen Weigerung verharrten, nach sich ziehen werde. Die Meisten ließen sich durch diese Vorstellungen bewegen; nur einige Bürger und Edelleute blieben unbeweglich auf ihrem Platze, unter denen sich auch der Oberst Brotty, von dem früher schon die Rede war, befand. Mit unwilligem Blicke wandte sich der Herzog an diese: „Ihr also, sprach er, Feinde Gottes und Eures Fürsten, wollet mir Widerstand leisten? Aber ich werde Euch zeigen, daß ich Euer Fürst und Herr bin. Innerhalb drei Tagen werdet Ihr mein Land

---

[1]) D. h. diejenigen, welche mir und meinem Hause ergeben sind. Ein weißes Kreuz war nämlich das Wappen der Könige von Savoyen. — [2]) De Cambis, I, p. 301. — Charl.-Aug., p. 183.

verlassen haben.“ Stumm und trotzig schritten sie aus der Versammlung und begaben sich nach Nyon auf die andere Seite des Genfer See's [1]).

Als der Berner Senat erfuhr, daß ein Verbannungsbefehl gegen alle Protestanten erlassen worden, die sich hartnäckig weigerten, sich in der katholischen Religion unterrichten zu lassen, sandte er einen drohenden Brief an den Herzog, in welchem ihm unter Anderm die Verletzung des Nyoner Vertrages zum Vorwurfe gemacht wurde; die Genfer waren nicht minder aufgebracht, und wandten sich an Elisabeth von England, die Protestanten Frankreichs und der Niederlande, sowie die deutschen Fürsten, welche dringend für ihre Religionsgenossen in Chablais Gewissensfreiheit verlangten. Der Herzog ließ sich durch nichts einschüchtern, am wenigsten konnten Vorstellungen auf ihn Eindruck machen, die von einer Seite kamen, wo die Gewissensfreiheit der Katholiken auf das empörendste und beispielloseste verletzt und mit Füßen getreten wurde. Eifrig fuhr er fort, im Vereine mit seinen unermüdlichen Missionären an der Bekehrung seines Landes zu arbeiten, und seine Bemühungen wurden mit dem herrlichsten Erfolge gekrönt. Ganze Pfarreien und Dörfer traten zur katholischen Kirche zurück, einzig und allein durch die Stimme der Liebe und der väterlichen Ermahnung, durch die, wenn man aufrichtigen und redlichen Herzens ist, nicht zu verkennende Wahrheit der katholischen Lehre bewogen, nicht durch Gewaltmaßregeln dazu gezwungen. Nur klein war die Zahl derjenigen, gegen welche der Herzog, wenn auch mit innerem Widerstreben und tiefer Betrübniß, Strenge hatte anwenden müssen und in einzelnen Fällen sich noch dazu genöthigt sah. In verhältnißmäßig kurzer Zeit trug so Chablais wieder das Gepräge eines katholischen Landes, der Calvinismus war so gut wie ganz verschwunden.

Die fortwährenden, ununterbrochenen Anstrengungen der letzten vier Jahre hatten Franz von Sales so erschöpft, daß er sich genöthigt sah, zu seiner Erholung eine Zeit lang auf Schloß Sales im Schooße seiner Familie zuzubringen. Unbeschreiblich war die Freude seiner betagten Eltern, seiner Geschwister, den so innigst geliebten Sohn und Bruder nach einer so langen Abwesenheit wieder in ihrer Mitte zu haben, ihn, für dessen theures Leben sie so manches Mal gezittert, wieder sicher und frei von allen Gefahren im Vaterhause zu wissen. Alle wetteiferten, ihn mit der zärtlichsten Liebe und Sorgfalt zu umgeben, um ihm Ersatz zu bieten für die vielfachen Entbehrungen und

[1]) Charl.-Aug., p. 302.

Mühseligkeiten, die er in den letzten Jahren erduldet hatte. Diese Liebe zu ihm war mit der größten Hochachtung für ihn gepaart; was man am meisten bewunderte, war seine gänzliche Anspruchslosigkeit und tiefe Demuth; er allein war sich keines Verdienstes bewußt, schien nicht einmal eine Ahnung davon zu haben, daß er etwas Großes gethan, während Aller Mund seines Ruhmes und Lobes voll war. Das Gefühl aber, welches alle anderen überwog, war eine gewissermassen religiöse Verehrung für seine Heiligkeit. In seiner Nähe glaubte man das Wehen des Geistes Gottes, der in ihm war, zu empfinden, in seiner bloßen Gegenwart schon fühlte man sich angehaucht von dem lieblichen Geruche der Frömmigkeit und Tugend, wurde man von Achtung und Liebe zu ihm erfüllt. Die ganze Zeit über, welche der Heilige bei seinen geliebten Eltern zubrachte, theilte er den Tag in vier Theile: der erste und zweite waren dem Gebete und dem Studium gewidmet; der dritte war bestimmt für die Heiligung seiner Familie, indem er seine Angehörigen Beichte hörte, ihnen gute Rathschläge und Belehrungen gab; der vierte endlich wurde auf unschuldige Erholungen verwandt, die in freundlichen Gesprächen oder ruhigen Spaziergängen bestanden.

Mittlerweile war auch der Bischof von Genf nach Annecy zurückgekehrt. Seinen Plan, Franz zu seinem Coadjutoren mit dem Rechte der Nachfolge zu ernennen, verlor er nicht aus dem Auge. Seine großen natürlichen Anlagen, sein heiliger Eifer und seine Tugenden, welche die Mission in Chablais zu größerer und schöner Entwicklung in ihm gebracht hatte, machten mehr als je den Wunsch in ihm rege, die königliche Ernennung des Heiligen zu dieser Würde in Kraft treten zu lassen. Durch einen Traum, den er um diese Zeit hatte, fühlte er sich noch mehr angetrieben, die Angelegenheit zum Abschluße zu bringen. Es schien ihm nämlich, als falle eine große Menge von Wölfen unversehens über seine Schafe her; er warf sich ihnen entgegen, um seine Heerde zu vertheidigen, konnte aber diese gefräßigen Thiere, weil er allein war, nicht zurückhalten. Trotz all seiner Anstrengungen mußte er sehen, wie sie ihm einige Schafe raubten, und in seinem Schmerze rief er mit klagender Stimme um Hülfe. Sein Caplan, der in einem Zimmer über dem seinigen schlief, eilte, durch sein Rufen wach geworden, bestürzt herbei, um zu sehen, was ihm fehle. Selbst wach geworden, erzählte ihm der Bischof, noch ganz entsetzt, seinen Traum. „Ach, fügte er sodann hinzu, es ist nur zu wahr, daß meine Schafe von reißenden Wölfen umringt sind; und ich alter Mann habe nicht Kraft genug, um so viele Feinde abzuwehren!

O, wenn ich nur Hülfe zu finden wüßte!" Der Caplan suchte ihn zu beruhigen; er stellte ihm vor, daß seine Diöcese ja in einem vortrefflichen Zustande sei, daß er so viele tüchtige Priester besitze, was ein großer Trost für ihn sein müsse, und daß die Vorsehung ihn einen kostbaren Schatz in dem Apostel Chablais' habe finden lassen, der als sein Coadjutor ihm eine kräftige Stütze sein werde. „Ach, gebe das der Himmel! rief da der ehrwürdige Prälat unter Thränen aus. Aber wird er es wollen?" Nachdem ihn der Caplan verlassen hatte, brachte er den übrigen Theil der Nacht damit zu, auf Mittel zu sinnen, wodurch er den Probst bewegen könne, die ihm zugedachte Würde anzunehmen, und sobald der Tag graute, ließ er ihm sagen, er möge unverzüglich zu ihm kommen. Ohne die geringste Ahnung von dem zu haben, was ihm bevorstehe, begab sich Franz auf der Stelle zum Bischofe; kaum erblickte ihn dieser, als er auf ihn zueilte, ihn liebevoll an seine Brust drückte, und bei Allem was die Freundschaft und die Religion Heiliges hat, beschwor, ihm zu Hülfe zu kommen. „O von Herzen gern," antwortete Franz, der nicht wußte, was das Alles bedeuten solle. — „Was ich von Ihnen verlange, sprach da der Bischof, ist, daß Sie sich nicht weigern, mein Coadjutor zu werden." Bei diesen Worten gerieth der heilige Priester in die äußerste Bestürzung; unter tiefem Erröthen schlug er die Augen zu Boden und vermochte kein Wort hervorzubringen. Endlich gelang es ihm, seiner Verwirrung Herr zu werden, und eine Antwort zu finden. „Hochwürdigster Herr, sprach er, ich schrecke nicht vor Arbeit und Anstrengung zurück; gerne erkläre ich mich zu jeder bereit; aber Sie lassen sich täuschen durch Ihre Güte für mich; ich besitze nichts von all dem, was zu einer solchen Würde erforderlich ist. In Ihrer Diöcese gibt es viele Priester, welche sich auszeichnen durch Geburt, Geistesgaben und Tugend, und die viel mehr als ich im Stande sind, eine solche Bürde zu tragen. Erlauben Sie mir daher, diese hohe Ehre ausschlagen zu dürfen." Wie der Bischof auch bat und in ihn drang, Franz gab ihm stets die nämliche Antwort und kehrte unverzüglich nach Schloß Sales zurück[1]).

Ohne sich durch diesen ersten fehlgeschlagenen Versuch entmuthigen zu lassen, begab sich Claudius von Granier persönlich nach Schloß Sales, um da im Vereine mit der ganzen Familie gegen die Bescheidenheit des demüthigen Apostels einen neuen Angriff zu wagen. Aber Alles war umsonst; weder die Vorstellungen des Vaters noch die Bitten der Mutter und all seiner Verwandten vermochten Franz zum

[1]) Charl.-Aug., p. 202 et 203.

Nachgeben zu bewegen. Diese Hindernisse bestärkten den Bischof nur um so mehr in seinem Entschlusse und er suchte durch Jeden vom Adel und Clerus, der nach seiner Meinung irgend welchen Einfluß auf den Probst besaß, ihn seinem Wunsche gefügiger zu machen. Alles das hatte ebenso wenig Erfolg. „Ihr wollet mein Unglück, entgegnete ihnen stets der heilige Priester, ihr wollet mir goldene Ketten anlegen, die zwar sehr reich und kostbar sind, aber dennoch immer Ketten bleiben. Ihr wollet mich den Gefahren der irdischen Größe preisgeben, und ich besitze doch keineswegs die nothwendige Demuth, um nicht darin zu Grunde zu gehen; es herrscht in meinem Herzen mehr Eitelkeit, als ihr glaubt [1]." Dieses Drängens herzlich müde, war er froh, einen vernünftigen Grund zu finden, Schloß Sales verlassen zu können.

Der Oberst Brotty mit noch zwei andern Edelleuten waren ihrer Verbannung bereits überdrüssig und wandten sich an Franz, er möge ihnen doch vom Herzoge ihre Begnadigung erwirken. Dies war ihm eine willkommene Gelegenheit, allen jenen Bitten und Vorstellungen, mit denen man ihn unaufhörlich bestürmte, zu entgehen. Er eilte zum Herzoge und es gelang ihm auch unschwer, für die Verbannten die Erlaubniß zur Rückkehr in die Heimath zu erhalten. Er beeilte sich, dieselbe sogleich an Brotty zu schicken, der mit den beiden andern Edelleuten nicht zögerte, davon Gebrauch zu machen. Kurz nachher kamen sie nach Schloß Sales, wohin Franz mittlerweile zurückgekehrt war, um ihm ihren innigsten Dank abzustatten, und er hatte die Freude, sie alle drei in nicht langer Zeit in den Schooß der katholischen Kirche aufnehmen zu können [2]).

Um diese Zeit erhielt der Herzog vom französischen Könige ein Schreiben, welches seine Freude über das so erfreuliche Wachsthum der katholischen Religion in seinem Lande nicht wenig trübte. Heinrich IV. bemerkte ihm in demselben, daß die Stadt Genf mit in dem Friedensvertrage von Vervins einbegriffen sei, und daß er, der Herzog, demgemäß ihr auf keine Weise den Krieg erklären könne. Diese nichts weniger als freundliche Gesinnung des Königs überraschte und betrübte den Herzog sehr: denn der Vertrag von Vervins that in keiner Weise der Stadt Genf Erwähnung. Der Herzog stand ihr nun ganz machtlos gegenüber, indem er sich aller Möglichkeit beraubt sah, die Genfer zu zwingen, die dem Bischofe und seinem Capitel entrissenen Kirchengüter, sowie einzelne zu Savoyen gehörige Landestheile, deren sie sich

---

[1]) De Cambis, I, p. 514. — [2]) Charl.-Aug., p. 195 et 196.

bemächtigt hatten, zurückzugeben, da nicht daran zu denken war, sie würden sich gutwillig dazu verstehen. Dann war sicher vorauszusehen, daß sie, durch den Schutz des französischen Königs sicher gemacht, die gehässigen Gesetze, welche in ihrer Stadt gegen die katholische Religion bestanden, mit aller Strenge und Parteileidenschaft aufrecht erhalten würden.

Der Bischof von Genf war der Ansicht, man solle in dieser Sache den Probst nach Rom schicken, um den Papst auf die ernsten Folgen dieses Verbotes des französischen Königs aufmerksam zu machen und um ihn zu bitten, letzterm in einem Schreiben doch vorzustellen, daß Genf gar nicht in jenem Vertrage mit einbegriffen sei, und daß, wenn er dies doch durchaus so wolle, die Gerechtigkeit und die Religion ihm die Aufstellung zweier Bedingungen zur Pflicht mache: freie Ausübung der katholischen Religion in Genf und Zurückgabe sämmtlicher Kirchengüter, welche die jetzigen Genfer selbst oder ihre Vorfahren dem Bischofe und dem Capitel gewaltsam entrissen hatten.

Bei derselben Gelegenheit wollte der Bischof den Probst noch mit einer andern Angelegenheit beauftragen, die für das Beste der Religion von nicht geringerer Wichtigkeit war. Der Ritterorden von St. Moritz und Lazarus war trotz der Befehle des Fürsten und den Vorstellungen des Bischofs nicht dazu zu bewegen, die Beneficien von Chablais, welche Gregor XIII. ihm nur bis zur Wiederherstellung der katholischen Religion zeitweilig verliehen hatte, zurückzugeben; und die Einkünfte dieser Beneficien waren doch so dringend nothwendig zum Unterhalte von Pfarrern und Missionären. Nur durch eine päpstliche Bulle, welche diese Güter dem Orden entzog und unter Verwaltung des Bischofs stellte, konnten sie für ihren eigentlichen Zweck verwandt werden; und um dies zu erreichen, war Keiner geeigneter, als der Probst.

Vorher sandte der Bischof ihn aber noch nach Fort Barraux, wo der Herzog noch immer weilte, um denselben über seine Meinung wegen dieser Reise zu fragen. Er erklärte sich vollständig dafür, und um Franz von Sales die Unterhandlungen rücksichtlich der Beneficien zu erleichtern, gab er ihm eine Erklärung an den Papst mit, daß er, der Herzog, mit der Verwendung der Kirchengüter zum Unterhalte der in der Seelsorge thätigen Priester und Pfarrer vollkommen einverstanden sei.

Als der Herzog dieses Schreiben Franz übergab, fragte er ihn, ob er keinen Wunsch für sich selbst habe. „Ich bitte Ew. Hoheit, antwortete Franz mit einer tiefen Verbeugung, mich jedesmal, so oft

ich Ihnen die Anliegen der Kirche empfehle, gnädig anhören zu wollen; diese sind auch die meinigen und andere habe ich keine." Manche drangen in ihn, die Gunst des Fürsten zu benutzen, aber nie konnte man ihn dazu bewegen, etwas für seine eigene Person zu verlangen; selbst nicht einmal eine Vergütung für die Kosten und Auslagen, welche ihm die Mission in Chablais verursacht hatte, wollte er annehmen. Eine solche Uneigennützigkeit erbaute den Herzog sehr und bestärkte ihn in der hohen Meinung, die er von seinen Tugenden hatte. „Der Probst, sprach er öfters, ist der Vater und Apostel der Bewohner Chablais'; und wenn Gott seiner Kirche eine kleine Zahl von ebenso tapferen, eifrigen und ergebenen Soldaten gäbe, so würde die Erde eine andere Gestalt gewinnen: aber das verdienen wir nicht."

## Zweites Kapitel.

### Franz von Sales erklärt sich endlich bereit, die Würde eines Coadjutoren anzunehmen. — Er wird gefährlich krank. — Nach seiner Genesung begibt er sich nach Rom.

(1598 und 1599.)

Es war der lebhafteste Wunsch des Bischofs, Franz noch vor seiner Abreise nach Rom zu bestimmen, die wiederholt ausgeschlagene Würde eines Coadjutoren endlich anzunehmen. Um über die Demuth des heiligen Apostels diesen nicht leichten Sieg davon zu tragen, übersandte er ihm durch seinen ersten Caplan die herzogliche Urkunde, welche ihn zu dieser Stelle ernannte, gleichzeitig mit einem Schreiben des Cardinals von Medici, worin dieser versprach, die Bestätigung der Ernennung vom Papst zu erwirken; außerdem hatte er den Caplan noch beauftragt, er möge dem Probste ernstlich vorstellen, daß ihm sein Gewissen angesichts dieser Aktenstücke eine längere Weigerung nicht mehr erlauben könne; dem so deutlich ausgesprochenen Willen seiner weltlichen und geistlichen Vorgesetzten Widerstand zu leisten, hieße nichts anders, als sich dem Willen Gottes widersetzen. Abbé Critain, so hieß der Caplan, kam gegen Abend auf Schloß Sales an, hielt aber seinen Auftrag noch geheim bis zum folgenden Morgen. Er lud da Franz ein, mit ihm unter dem Säulengange des Schlosses das Brevier gemeinschaftlich zu beten. Als sie dasselbe beendet hatten, fragte er ihn, ob er wohl eine Vermuthung über den Zweck seiner Reise habe? „Nein, durchaus nicht," antwortete Franz. — „Nun denn, sprach Critain, so vernehmen Sie, daß unser Bischof mich ge-

sandt hat, um Ihnen förmlich zu erklären, daß es sein entschiedener Wille sei, Sie zum Coadjutor zu haben, und daß er Ihre letzte entscheidende Antwort erwarte. Er selbst hat Sie in eigener Person gebeten, seinem Herzenswunsche zu willfahren; er hat Sie durch Andere dazu zu bestimmen gesucht. Ihre stete Antwort war eine hartnäckige Weigerung. Der gute Bischof ist äußerst bekümmert darüber, und Sie müssen wahrhaftig in Ihrem Gewissen unruhig sein, daß Sie am Ende gegen den Willen Gottes angehen. Bedenken Sie das wohl, und sagen Sie mir, welche Antwort ich ihm dies Mal bringen soll." — „Sagen Sie, antwortete Franz, unserm verehrten Bischofe, daß ich die tiefste Verehrung für ihn hege und ihm höchst dankbar bin für all seine Güte gegen mich, aber die Würde, die er mir anbietet, geht zu weit über meine Verdienste. Fügen Sie noch hinzu, daß er sich, wenn ich sein Coadjutor wäre, eines Theiles seines Einkommens berauben müsse, welches so schon kaum zu seinem eigenen Unterhalte ausreicht, und daß es mir schmerzlich sein würde, ihn meinetwegen darben zu sehen. Sagen Sie ihm sodann noch, daß ich von Herzen bereit sei, allen seinen Befehlen nachzukommen, daß ich gerne predige, gerne Missionen abhalte, gerne überall hingehe, wohin er mich nur schicken mag, aber was die bischöfliche Würde angehe, daran möge er nicht mehr denken, ich bin nicht geeignet zum Regieren." — „Aber, entgegnete Critain, Sie wollen sich doch ohne Zweifel nicht dem Willen Gottes widersetzen? Die Wahl unsers Bischofs trägt die sichtbarsten Spuren des göttlichen Willens; erstlich hat er nicht der Stimme des Fleisches und Blutes Gehör gegeben, da er sonst Jemanden aus seiner Familie zu seinem Coadjutoren ernannt hätte; dann hat er nicht mit Uebereilung gehandelt, sondern die Sache lange und reiflich erwogen; er hat nicht seiner Einsicht und Klugheit allein vertraut, sondern auch noch die erleuchtetsten Männer um Rath gefragt, und Alle ohne Ausnahme haben seiner Wahl Beifall gezollt. Ist diese Einhelligkeit nicht ein Beweis des göttlichen Willens? Die Bischöfe der alten Kirche wurden immer auf dies Zeichen hin gewählt und es war damals ein feststehender Grundsatz, daß des Volkes Stimme als Gottes Stimme angesehen werde. Außerdem sehen Sie hier noch die Ernennungsurkunde des Herzogs, sowie einen Brief des Cardinals von Medici, der sich mit Freuden erbietet, Ihre Bestätigung beim heiligen Stuhle zu beantragen und zu befürworten. Welches fernere Zeichen des göttlichen Willens können Sie noch verlangen[1])?"

---

[1]) Charl.-Aug., p. 204.

Franz war bei diesen Worten wie zu Boden geschlagen und stieß einen tiefen Seufzer aus. Ohne zu antworten, ging er lange mit gekreuzten Armen und in tiefes Nachdenken versunken in der Gallerie auf und ab. Auf der einen Seite erfüllte ihn der Gedanke an die bischöfliche Würde mit Furcht und Zittern, auf der andern wollte er sich nicht dem Willen Gottes widersetzen. In dieser äußersten Verlegenheit nahm er seine Zuflucht zum Gebete und forderte den Abbé Critain auf, mit ihm zur Kirche von Thorens zu gehen und dort mit ihm eine Messe vom heiligen Geiste zu lesen; „wir werden dann thun, was unser Herz uns sagen wird!" sprach er. Nachdem beide ihre Messe beendet hatten, kniete Franz an den Stufen des Altares nieder; lange verharrte er, die Augen fest und unbeweglich auf den Tabernakel geheftet, wie in Verzückung, in dieser Stellung, sein Antlitz schien übergossen von einem strahlenden Lichte, und Alles um sich her vergessend, wandte er sich in lautem Gebete an den in der Brodsgestalt verborgenen Gottmenschen: „Mein Gott, du siehst in mein Herz; und aus der Tiefe desselben flehe ich zu Dir. Was willst Du, daß ich thun soll? O, was Du willst, will ich auch, und wenn Du meinen Willen und meine Neigungen zum Opfer verlangst, o, so bin ich ja bereit, sie Dir zu Füßen zu legen. Zwar wäre es mein Wunsch, keine andere Aufgabe hienieden zu haben, als Dich zu lieben, und Jedermann dienstbar zu sein um Deiner Liebe willen; aber doch bin ich entschlossen und bereit Alles zu thun, was Du von mir begehrst. Alle Ehren der Welt sollen mir niemals etwas Anderes sein als Stufen, auf welchen ich zu Dir hinaufsteige" [1]). Nach diesen Worten verweilte er schweigend noch einige Augenblicke am Altare, erhob sich dann und verließ die Kirche. „Nun, fragte ihn der Abbé Critain, welche Antwort hat Ihnen Gott gegeben?" — „Sagen Sie dem Bischofe, sprach Franz, daß ich stets Furcht vor der bischöflichen Würde gehabt habe, daß ich aber, da er es so will und befiehlt, bereit bin, ihm zu gehorchen; thue ich etwas Gutes in dieser Stellung, so ist alles Verdienst davon nur seinem Gebete zuzuschreiben. Ich bitte Sie aber, noch keinem Menschen etwas von der ganzen Sache zu sagen" [2]).

Hoch erfreut begab sich der Abbé Critain sogleich auf den Rückweg. Doch hatte er vorher Herrn und Frau von Boisy, sowie den Canonicus Ludwig von Sales von dem glücklichen Erfolge seiner Bemühungen in Kenntniß gesetzt, da er glaubte, er dürfe diesen kein Geheimniß daraus machen. In Annecy fand er bei dem Bischof gerade

[1]) P. Talon, p. 41. — [2]) Charl.-Aug., p. 205.

eine zahlreiche Gesellschaft versammelt. Leise theilte er ihm die glückliche Nachricht mit. „Gott sei gepriesen! rief der ehrwürdige Greis unter Freudenthränen mit lauter Stimme aus; bis jetzt habe ich nichts Erwähnenswerthes gethan; nun aber, da ich meinen Sohn von Sales dazu bestimmt habe, mein Coadjutor und Nachfolger zu werden, habe ich mit Erfolg und viel für das Wohl meiner Diöcese gearbeitet." Die Nachricht hiervon verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt, und die Freude darüber war aufrichtig und allgemein [1]).

Einige Tage nachher kam Franz von Sales selbst, um dem Bischofe seinen ehrfurchtsvollsten Dank abzustatten. Sobald man seine Ankunft erfahren hatte, beeilten sich Alle, ihm ihre innigsten Glückwünsche darzubringen, die er mit seiner gewöhnlichen Bescheidenheit entgegennahm; doch litt er unter diesen Kundgebungen der allgemeinen Hochschätzung und er trachtete darum, sich ihnen so bald als möglich zu entziehen. Schleunigst suchte er seine Angelegenheiten in Annecy zu beendigen, um auf der Stelle die Reise nach Rom anzutreten, wovon oben schon die Rede war. Aber es gefiel der Vorsehung, dieselbe noch zu verzögern; Franz wurde von einem heftigen Fieber ergriffen und gefährlich krank. Von den beiden Aerzten, die man zu Rathe gezogen, erklärte der eine, daß noch Hoffnung vorhanden sei, der andere war jedoch ganz entgegengesetzter Ansicht, und leider schien letztere so begründet, daß man Frau von Boisy, die bei der ersten Kunde von der Krankheit ihres geliebten Sohnes alsbald zu ihm geeilt war, ersuchte, ihn auf die äußerste Gefahr und seinen nahen Tod vorzubereiten. Man kann sich denken, welch' ein harter Schlag dies für die liebevolle Mutter war, und wie hart und schmerzlich ihr dieser Auftrag wurde. Aber ihr lebendiger Glaube, ihre opfermüthige Frömmigkeit, ihre vollkommene Unterwerfung unter den Willen Gottes verliehen ihr die Kraft, den Seelenschmerz zu überwinden, und den Kranken vorsichtig auf die drohende Gefahr vorzubereiten.

Das erste Gefühl des Heiligen bei dieser Kunde war eine lebhafte Reue über alle seine Fehler, die er nicht strenge genug abgebüßt zu haben glaubte; die leichtesten Vergehen tauchten in seiner Erinnerung wieder auf, und seine unschuldige Seele war außer sich vor Schmerz; er weinte und seufzte und war untröstlich. In der Bitterkeit seiner Reue brach er immer wieder in die rührenden Worte aus: „Laß mich, o Herr, daß ich meinen Schmerz beklage, ehedenn ich hingehe und nicht wiederkehre, hin in's finstere Land, das bedeckt ist mit Todes-

---

[1]) Charl.-Aug., p. 205. — De Maupas, p. 147.

schatten[1]) . . . Ach, es quält mich die Furcht des Todes, der ich täglich gesündigt, aber nicht Buße gethan habe. In der Bitterkeit meiner Seele will ich reden und zu Gott sprechen: verdamme mich nicht[2]). Herr, wann Du kommen wirst zu richten die Erde, wohin werde ich mich verbergen vor dem Antlitze Deines Zornes? Entsetzen erfaßt mich wegen meiner Missethaten und vor Scham verhülle ich mein Angesicht vor Dir." Den Ausdruck der tiefsten Zerknirschung las man in seinem Blicke und in seinen Zügen, wenn er diese flehentlichen Worte zum Himmel emporsandte. Dann wiederum sprach er mit dem büßenden David oder dem Könige Ezechias: „Herr, strafe mich nicht in Deinem Grimme und züchtige mich nicht in Deinem Zorne[3]). Wende zu mir Dein Antlitz, o Herr, und errette meine Seele, da im Tode Keiner ist, der Deiner gedenke[4]). Ich habe mich abgemühet in meinem Seufzen, wasche jede Nacht mein Bett und benetze mit Thränen mein Lager[5]). In der Hälfte meiner Tage soll ich hinabsteigen zu den Pforten des Todes; mein Leben wird abgeschnitten vom Weber, da es noch kaum begonnen[6]). O, wenn Gott mir die Gesundheit wieder schenkt, wie will ich dann besser leben und mehr für mein Heil sorgen!" So sprach er klagend und seufzend, und das erschöpfte ihn manchmal bis zu einem Grade, daß er kaum mehr zu athmen vermochte[7]).

Doch war diese Traurigkeit und Niedergeschlagenheit des Geistes nur eine vorübergehende. Muth und Vertrauen verdrängten die Furcht, und sich vollständig der göttlichen Vorsehung anheimgebend, ganz und gar in ihren Willen ergeben, sei es zum Leben, sei es zum Tode, erlangte er jene tiefe Seelenruhe wieder, jene Heiterkeit des Geistes, die ihm stets so eigen war. „Der Herr, sprach er, wird mir jetzt ebenso gnädig sein, wie später, und später werde ich seine Barmherzigkeit ebenso nöthig haben, wie jetzt. Alle Wege des Herrn sind Barmherzigkeit und Wahrheit[8]). Warum bist du traurig, meine Seele, und warum verwirrst du mich? Hoffe auf den Herrn, denn ihn werde ich preisen; er ist der Heiland, zu dem sich vertrauensvoll mein Auge erhebt; er ist mein Gott[9])."

Ganz Annecy war in der größten Bestürzung; der Bischof namentlich und die Domherren waren untröstlich. Ersterer war so ergriffen,

---

[1]) Job, X, 20 u. 21. — [2]) Ebendas. X, 1 u. 2. — [3]) Ps. VI, 2. — [4]) Ps. VI, 5 u. 6. — [5]) Ps. VI, 7. — [6]) Is. XXXVIII, 10. — [7]) Charl.-Aug., p. 206. — De Cambis, p. 320 et suiv. — [8]) Ps. XXIV, 10. — [9]) De Cambis, p. 321. — Ps. XLII, 5.

daß er selbst krank wurde und sogar das Bett hüten mußte. Die Letztern begaben sich in Gemeinschaft zu ihrem geliebten Probste, um ihm ein letztes Lebewohl zu sagen und seinen letzten Segen zu empfangen. Weinend und schluchzend umstanden sie sein Lager und baten ihn, er möge ihnen noch, ehe er sterbe, ein Wort der Liebe und der Erbauung sagen. Mit inniger Rührung und Herzlichkeit umarmte der heilige Kranke sie alle, dankte ihnen für ihren Besuch und bat sie, sich zu trösten: er lasse sie unter der Obhut dessen, welcher der große, wahre, der oberste Hirt aller Seelen sei, auf den allein sie ihr Vertrauen setzen sollten und nicht auf ihn, seinen armen und unnützen Knecht. Mit ergreifendem Ernste sprach er sodann von der Nichtigkeit der Welt, der Unsicherheit des Lebens, warum und wie man sich beständig auf den Tod vorbereiten müsse. Nie hatte eine Predigt auf die Domherren einen tiefern Eindruck gemacht; oft hatten sie ihn auf der Kanzel bewundert und begierig seinen Worten gelauscht; aber hier auf seinem Schmerzenslager erschien er ihnen größer und heiliger als je; von solcher Frömmigkeit, von solcher Milde und doch solcher Kraft waren seine Ermahnungen durchdrungen. Ein Jeder wollte dann noch besonders mit ihm sprechen und seine letzten Rathschläge vernehmen; gerne kam er diesem Wunsche nach, sagte einem jeden, was er Unvollkommenes in seinem Wandel gefunden und gab ihm die geeignetsten Mittel an, sich davon zu befreien. Voll der tiefsten Rührung warfen sich nun alle an seinem Bette nieder, um seinen letzten Segen zu empfangen. Aus vollem Herzen ertheilte er ihnen denselben, dankte ihnen abermals für ihren Besuch und bat sie inständig, für ihn zu beten; und vor Schmerz unfähig, ein Wort hervorzubringen, verließen sie ihn[1]).

Dies viele Sprechen hatte ihn so aufgeregt und ermüdet, daß er in eine todtenähnliche Schwäche verfiel, welche aller stärkenden Mittel zum Trotz eine ganze Stunde anhielt. Nichtsdesto weniger hatte sein Geist seine ganze Lebendigkeit und Frische bewahrt, und gerade in dem Augenblicke kämpfte er mühsam gegen einen Zweifel an, der in ihm über die wirkliche Gegenwart Jesu Christi im Altarssakramente aufgestiegen war; ein stärkerer Einwurf gegen dieselbe war ihm bis dahin noch nicht vorgekommen. Da er keine directe und stichhaltige Lösung damals fand, so war er von grausamer Unruhe und Angst gefoltert. Doch gelang es ihm mit vieler Anstrengung, diese schreckliche Versuchung siegreich zurückzuschlagen, indem er lebendige Acte des

---

[1]) Jean de Saint-François, p. 140 et 141. — Charl.-Aug. p. 207.

Glaubens und des Vertrauens auf die Unfehlbarkeit der Kirche erweckte, häufig den Namen Jesu anrief und andächtig das Zeichen des Kreuzes machte. Welches dieser Zweifel war, wollte er nie, auch nachdem er die Lösung desselben glücklich gefunden, Jemand sagen, außer seinem Bruder Ludwig, unter der Bedingung jedoch, ihn geheim zu halten; er fürchtete, daß man die Schwierigkeit besser erfasse und verstehe, als die Lösung derselben, und daß die Befriedigung einer eiteln Neugierde für manche eine Ursache zu schweren Versuchungen werden könne[1]).

Am folgenden Tage zeigte sich plötzlich eine auffallende Besserung in dem Befinden des Kranken; man schrieb sie einem damals vielfach in der Medicin angewandten Mittel, aurum potabile, flüßiges Gold genannt, zu. Wie dem auch sei, Franz war bald außer Gefahr und in kurzer Zeit wieder so vollständig hergestellt, daß er nun ernstlich an seine Reise nach Rom denken konnte. Der Bischof, für den die Genesung seines Coadjutors die beste Arznei gewesen war, händigte ihm ein Schreiben an den Papst ein, in welchem er Seine Heiligkeit inständig bat, er möge den französischen König davon abbringen, den Genfern einen Schutz zu gewähren, der sie nur verwegener und anmaßender machen könne, und den Katholiken jede Hoffnung benehme, die Kirchengüter, welche die Protestanten so unrechtmäßiger Weise an sich gerissen hatten, jemals wieder zu bekommen. Seinem Neffen, dem Abbé Chissé, der Franz begleiten sollte, hatte er ein anderes Gesuch an den Papst mitgegeben, um die Bestätigungsbulle für Franz als Coadjutor zu erhalten. Als Gründe hatte er in demselben angeführt, daß es einerseits wegen seiner Kränklichkeit und seines Alters eine Unmöglichkeit für ihn geworden sei, eine so ausgedehnte Diöcese allein zu verwalten, daß andererseits die hohe Geburt, die Wissenschaft, die Frömmigkeit und die Heiligkeit des Probstes ihn vor Allen zu dieser Würde geeignet machten. Um dem neuen Bischof seinen Unterhalt zu sichern, möge Seine Heiligkeit die Gnade haben, ihn in dem Besitze der Einkünfte seines Canonicates und der Pfarrei Petit-Bonand zu lassen, der Bischof von Genf selbst werde ihm von ganzem Herzen den vierten Theil seines ganzen Einkommens abtreten. In Allem würde sich dasselbe dann auf vierhundertundachtzig Ducaten belaufen[2]).

Im Monat Februar 1599 trat Franz, von dem Neffen des Bischofs begleitet, seine Reise an. Glücklich gelangten sie über die Alpen und begaben sich zuerst nach Turin, um sich mit dem Nuntius

---

[1]) Charl.-Aug., p. 208. — [2]) Nach unserm Gelde 883 Thlr. 6 Sgr.

über die verschiedenen Angelegenheiten, die sie nach Rom riefen, vorher zu berathen. Von da setzten sie ihre Reise weiter nach Modena fort, wo sie mit Favre und Ludwig von Sales, die einige Zeit vor ihnen nach Italien gegangen waren, zusammenzutreffen hofften. Auf dem Wege dahin begegnete Franz der Unfall, daß sein Pferd stürzte und er in einen ziemlich tiefen Morast fiel; jedoch erlitt er weiter keinen Schaden, als daß er ganz durchnäßt und mit Schlamm und Koth bedeckt wurde. Eilig suchte er das nächste Wirthshaus zu erreichen, um bei einem großem Feuer seine Kleider zu trocknen und seine erstarrten Glieder zu erwärmen. Während er so ruhig in seinem Zimmer allein da saß, trat auf einmal eine Frau von nicht gewöhnlicher Schönheit ein, und sich ihm nähernd, sprach sie voll glühender Leidenschaft: „Wahrhaftig, mein Herr, man kann Sie nicht ansehen, ohne von einer ganz besondern Zuneigung für Sie erfaßt zu werden.“ Franz schlug erröthend die Augen zu Boden. — „O schlagen Sie doch nicht die Augen nieder, rief das schamlose Weib, und erwidern sie meine Gefühle für Sie.“ — „Hinweg mit dir, du Unglückliche, rief Franz voll Entrüstung und in heiligem Zorne aus; auf der Stelle verlassen Sie das Zimmer!“ Vergebliche Worte, sie lachte darüber und setzte ihm nur um so mehr zu. Selbst seine Drohungen, sie mit Gewalt zu entfernen, machten keinen Eindruck. Da stürzte er hastig zur Thüre hinaus und verließ augenblicklich diesen gefährlichen Ort[1]). Mit noch nassen Kleidern begab er sich auf die Weiterreise und gelangte bald nach Modena. Da er Favre, der schon auf dem Wege nach Rom war, daselbst nicht fand, so reiste er auch ohne weitern Aufenthalt wieder ab. Erst in der ewigen Stadt traf er mit seinem treuen Freunde zusammen, und es war für beide eine heilige Freude, die jedem Christenherzen so theuren Stätten miteinander besuchen und Seite an Seite ihre Andacht an denselben verrichten zu können. Gleich nach ihrer Ankunft gingen sie vor Allem zu dem Grabe des heiligen Petrus, um ihm den ersten Tribut ihrer Verehrung zu bringen. Mit glühender Inbrunst flehte da Franz um die Fülle des heiligen Geistes und empfahl sich wie die Diöcese Genf und sein geliebtes Chablais dem Schutze des Apostelfürsten. Eine Menge anderer heiliger Orte besuchte er noch an den folgenden Tagen, ehe er durch seine geschäftlichen Angelegenheiten daran verhindert wurde; und stets von Favre begleitet, verweilte er mit diesem würdigen und frommen Freunde manchmal fünf bis sechs Stunden im Gebete vor den Gebeinen

---

[1]) Nach Franz Favre. — Charl.-Aug., p. 211 et 212.

heiliger Martyrer. Der Abbé von Chissé erzählt, daß er ihn eines Tages in den Katakomben getroffen habe auf seinen Knieen liegend, weinend und seufzend, und so ganz in sich selbst versunken, daß er nichts von Allem, was um ihn her vorging, gewahrte. Voll Bestürzung fragte er ihn, was ihm begegnet sei, der Bischof von Genf sei doch nicht etwa gestorben, daß er so weine? „Nein, antwortete er; aber Sie müssen es nicht sonderbar finden, daß ich unter den Gräbern derjenigen, welche ihr Blut für den Glauben vergossen haben, wenigstens einige Thränen über meine Unwürdigkeit vergieße. O glückliche Martyrer! Wie ist ihr Loos so beneidenswerth! Ich Sünder, ich verdiene es nicht, Theil zu haben an den Gnaden der Heiligen und Lieblinge Gottes. Ich kann nichts thun als weinen und mich verdemüthigen."

Am folgenden Tage wurde er mit Herrn von Chissé durch den Cardinal von Medicis als der Apostel Chablais' Seiner Heiligkeit vorgestellt. Der Papst empfing ihn mit dem größten Wohlwollen und erkundigte sich angelegentlich nach dem Zustande des Katholicismus in Chablais; es gereichte ihm zum innigen Troste, sehr Erfreuliches darüber zu erfahren. Gleichzeitig mit Ueberreichung des Schreibens seines Bischofs trug Franz sodann Seiner Heiligkeit noch verschiedene andere Angelegenheiten in Sachen seiner Diöcese und des Domcapitels mündlich vor. Gnädig hörte ihn der Papst an und versprach alles in seiner Macht Stehende zu thun, um all' seinen Wünschen gerecht zu werden.

Der Abbé von Chissé hatte in dieser Audienz in Gegenwart des Probstes, aus Furcht, seiner Bescheidenheit wehe zu thun, das Gesuch seines Oheims um Bestätigung des Herrn von Sales zu seinem Coadjutor und Nachfolger, dem Papste nicht vorlegen wollen; er suchte darum um eine besondere Audienz nach, die ihm auch am 19. März zu Theil wurde. Was sein Oheim so sehnlichst wünschte, und um was er selbst den Papst so uneigennützig und so dringend bat, wurde gnädig gewährt. Schon am folgenden Tag ließ letzterer Franz zu sich bescheiden und bemerkte ihm, wie angenehm ihm die Wahl sei, die der Bischof von Genf getroffen habe: „Wir freuen uns darüber, mein Sohn, sprach er unter Anderm, und danken Gott, daß er Dich in seiner Gnade zum bischöflichen Amte berufen hat; und nun halte Dich bereit, am nächsten Montag, den 22. März, Dich der üblichen Prüfung in unserer Gegenwart zu unterziehen[1])."

[1]) Charl.-Aug., p. 219 et 220.

Vor einer Prüfung bebte Franz nicht zurück; aber, da die Bischöfe seines Landes einer solchen Maßregel nicht unterworfen waren, und er nicht wollte, daß durch eine zu rasche Willfährigkeit von seiner Seite den Rechten und Privilegien seiner Nation Eintrag geschehe, so begab er sich zum Gesandten Savoyens, um denselben von der an ihn ergangenen Aufforderung in Kenntniß zu setzen. Ueber eine solche Zumuthung empört, eilte dieser auf der Stelle zum Papste, um ihn darauf aufmerksam zu machen, daß die Bischöfe Savoyen's seit undenklichen Zeiten das Vorrecht besäßen, von jedwelcher Prüfung frei zu sein. Clemens VIII. antwortete ihm, daß es durchaus nicht seine Absicht sei, durch diese Prüfung den Rechten und Privilegien seines Landes Eintrag zu thun, und daß alle neu erwählten Bischöfe wie bisher davon befreit sein sollten, aber es gereiche ihm in diesem Falle zur innigsten Freude, sich persönlich von dem ausgezeichneten Verdienste des Herrn von Sales zu überzeugen und dasselbe gebührend vor allen Cardinälen anerkennen zu dürfen. Der Gesandte war mit dieser Antwort zufrieden und sagte Franz, er möge sich bereit halten. Bis zur Prüfung war nur mehr eine sehr kurze Frist, an ein Studium deßhalb nicht mehr zu denken; lange Betrachtungen zu Füßen des Gekreuzigten, Gebet fast die ganze Nacht hindurch, das in dieser Intention dargebrachte Opfer der heiligen Messe, das war die einzige Vorbereitung. Am bestimmten Tage trat er auf dem Wege zum Examen in die Kirche des heiligen Jakobus und sich auf die Kniee werfend, betete er unter Thränen: „Herr, wenn Du in Deiner Allwissenheit siehst, daß ich ein unnützer Knecht in dem bischöflichen Amte sein, und daß ich nicht mit der gehörigen Sorgfalt der Pflege der mir anvertrauten Seelen obliegen sollte, o so gib, daß ich schlecht die mir gestellten Fragen beantworte, gib, daß ich beschämt vor Deinem Statthalter dastehe, und daß ich nur Schande aus dieser Prüfung davontrage“ [1]).

Mit solcher Gesinnung begab er sich zum päpstlichen Palaste. Eine zahlreiche und ehrfurchtgebietende Versammlung erwartete ihn bereits. Mit hehrer Würde umkleidet saß der Papst auf seinem Throne, umgeben von acht Cardinälen; ihnen zunächst standen verschiedene Erzbischöfe, Bischöfe und Ordensgenerale; dann kamen als Examinatoren Canoniker und gelehrte Ordensleute, unter ihnen der berühmte Bellarmin. Ein durch Wissenschaft und Frömmigkeit ausgezeichneter spanischer Geistlicher, der unlängst auch zum Bischof erwählt worden, sollte ebenfalls vor dieser Versammlung sich einer Prüfung unterziehen; sowie

[1]) Charl.-Aug., p. 220. — De Maupas, p. 153.

er aber in den Saal trat, wurde er von solcher Furcht ergriffen, daß er ohnmächtig zu Boden fiel. Nach vielen Bemühungen gelang es den Aerzten endlich, ihn wieder zum Bewußtsein zurückzubringen, und um ihn zu beruhigen, versicherte man ihm, der Papst werde ihm mit Rücksicht auf seine seltene Frömmigkeit wie auch sein wohlbekanntes großes Wissen ohne Prüfung die Bestätigungsbulle ausfertigen lassen; aber der Eindruck war zu tief und erschütternd gewesen, er starb nach wenigen Stunden [1]).

Franz, von Natur muthiger und voll festen Gottvertrauens, bewahrte seine ganze Ruhe und Geistesgegenwart. Er kniete nieder, wie es bei den Prüfungen, die in Gegenwart des Papstes stattfanden, Sitte war. Es wurde ihm die Frage vorgelegt, welche Studien er gemacht habe und in welcher Wissenschaft er geprüft zu werden wünsche; er möge das selbst bestimmen. Franz entschied sich für die Theologie. Die ersten Fragen stellte ihm der Papst selbst, nach ihm die Cardinäle Friedrich Borromeo, Baronius und Borghese, vor Allem der gelehrte Jesuit Bellarmin. Franz beantwortete sie alle mit einer solchen Klarheit und Genauigkeit, widerlegte alle vorgebrachten Einwürfe so schlagend, daß die Examinatoren davon entzückt waren; und zu seinen Cardinälen sich wendend, erklärte der Papst laut, daß bis jetzt nie eine Prüfung so zu seiner vollkommensten Zufriedenheit bestanden worden sei. Mit inniger Herzlichkeit umarmte er Franz, der noch immer vor ihm knieete, und sprach die Worte der heiligen Schrift zu ihm: „Bibe, fili mi, aquam de cisterna tua et fluenta putei tui; deriventur fontes tui foras et in plateis aquas tuas divide [2]). Trinke, mein Sohn, Wasser aus deiner Cisterne und Flüssigkeit aus deinem Brunnen, laß deine Brunnen herausfließen und deine Wasser sich auf den Straßen vertheilen." Die anwesenden Prälaten vereinigten ihre aufrichtigen Glückwünsche mit denen des Papstes. Ganz Rom widerhallte von dem Lobe des neuen Bischofs, und die angesehensten und bedeutendsten Persönlichkeiten rechneten es sich zur Ehre, seine Bekanntschaft zu machen [3]).

Franz benutzte dieses Wohlwollen, welches man ihm allenthalben bezeigte, um sich an mehrere Cardinäle, Bischöfe und Ordensleute enger anzuschließen, so an die Cardinäle Borghese und Baronius, an den Jesuiten Bellarmin. Vor Allem aber schloß er innige Freundschaft mit dem Pater Ancina, nachmaligem Bischofe von Saluzzo.

---

[1]) Charl.-Aug., p. 220. — [2]) Sprüchw. V, 15 ff. — [3]) Charl.-Aug., p. 221 et suiv. — De Maupas, p. 155.

Diese ehrenvollen Beziehungen, in denen er zu den berühmtesten Männern Roms stand, sowie die so glänzend bestandene Prüfung vermochten seiner Demuth nicht im geringsten Eintrag zu thun. „Ich gestehe Dir offen, schrieb er an seinen Vetter Ludwig von Sales, daß Gott nicht zugelassen hat, daß diese Prüfung mir zur Schande gereichte, wiewohl ich für meine Person das nur erwarten konnte. Herr von Chissé bezeigte darüber eine größere Freude, als ich selbst, und er wird wahrscheinlich nichts Eiligeres zu thun haben, als nach Savoyen zu schreiben, mit welchen Beweisen väterlicher Güte der Papst mich beehrt hat, die mich mehr als jemals verpflichten, ein gehorsamer Sohn und Diener der Kirche zu sein; aber, was unsere Freunde auch von uns sagen und schreiben mögen, bedenke, daß sie ebenso sehr das Gute, was an uns ist, übertreiben, als unsere Feinde unsere schlimmen Eigenschaften, und daß wir trotzdem nur das in Wahrheit sind, was wir vor Gott sind."

Franz vergaß mittlerweile nicht, mit aller Emsigkeit die Angelegenheiten zu betreiben, derentwegen er nach Rom gekommen war, und zu seiner Freude erhielt er schon nach einigen Tagen ein Breve des Papstes, worin die Hauptsachen, besonders was die Provinz Chablais und die Zurückgabe der kirchlichen Beneficien betraf, die noch im Besitze der St. Moritz- und Lazarus-Orden waren, zu seiner und seines Bischofs vollster Zufriedenheit erledigt wurden. Das weniger Wichtige wurde der Klugheit und Einsicht des päpstlichen Nuntius in Turin zur Regelung überlassen.

Franz war schon zum Coadjutor von Genf und Bischof von Nicopolis präconisirt worden, nur war die Bulle noch nicht ausgefertigt. Er selbst kümmerte sich außerordentlich wenig darum und überließ Andern die Sorge dafür als eine reine Nebensache. Noch weniger fiel es ihm ein, an die Entrichtung der Gebühren dafür zu denken, und als man ihm dies zum Vorwurfe machte, antwortete er: „Ich habe dazu den besten Grund von der Welt, ich habe kein Geld mehr." Man bemerkte ihm, daß er ja Freunde habe, die sie gerne für ihn bezahlen würden: „Durch die Börse meiner Freunde will ich nicht Bischof werden, erwiderte er; ist es der Wille Gottes, daß ich es werde, so wird er auch dafür sorgen, daß die Bulle umsonst ausgefertigt wird." Sein Aufenthalt in Rom dauerte nur mehr einige Tage. Nach einer letzten Audienz bei dem Papste, in welcher er Seiner Heiligkeit tief gerührt für alle ihm bewiesene Güte und gnädige Gesinnung dankte, verließ er am 31. März mit Herrn von Chissé die ewige Stadt, um nach Savoyen zurückzukehren.

Seinen Weg nahm er über Loretto. Das Glück, welches er an diesem berühmten Wallfahrtsorte auf seiner ersten Reise nach Rom im Jahre 1591 genossen, sowie die dort empfangenen Gnaden waren ihm noch zu lebhaft in der Erinnerung, als daß er seine Anwesenheit in Italien nicht zu einem zweiten Besuche daselbst hätte benutzen wollen. Bei den Jesuiten, die ein Haus da hatten, fand er die gastfreundlichste und zuvorkommendste Aufnahme, und am Morgen nach seiner Ankunft hatte er das Glück, in der Santa Casa selbst die heilige Messe lesen zu können. Während derselben war seine Seele von der glühendsten Andacht und Inbrunst erfüllt, nicht minder bei der Danksagung nach ihr. Vor Allem pries er Gott wegen der vielen Gnaden, die er ihm durch die allerseligste Jungfrau in letzter Zeit bei der Bekehrung Chablais' hatte zu Theil werden lassen; ihrer Fürbitte allein schrieb er es zu, daß so viele Irrgläubige zum wahren Glauben zurückgekehrt waren, und er betheuerte auf's neue, sich mit unbegrenzter Hingebung dem Dienste des Sohnes und seiner heiligen Mutter weihen zu wollen. Stunde um Stunde floß ihm unter diesen heiligen Liebesergüssen dahin, ohne daß er es merkte. Da näherte sich ihm Herr von Chissé, um ihn zum Aufbruche zu mahnen. „O mein Bruder, sprach Franz, laß mich, wenn Du mich liebst, noch eine Stunde hier; ich möchte der Mutter Gottes alle meine Versprechen erneuern, die ich ihr von Jugend an gemacht habe." Nachdem er seine Andacht beendigt hatte, besah er noch die ungeheuren Reichthümer, welche die Frömmigkeit der Gläubigen seit Jahren in dieser Kirche aufgehäuft hatte. Beim Anblicke all dieser Kostbarkeiten konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, ob es nicht besser sei, sie wenigstens theilweise zu verkaufen und den Erlös zu guten Zwecken zu verwenden, da der allerseligsten Jungfrau dies sicherlich nur wohlgefällig sein könne, und man nicht mehr so sehr zu befürchten brauche, sie möchten eines Tages eine Beute verwegener Diebe werden. Letzteres wurde später nur zu wahr.

Von Loretto setzte Franz seine Reise über Bologna und Mailand nach Turin fort. Hier verließ ihn Herr von Chissé, da dringende Diöcesanangelegenheiten seine Anwesenheit in Annecy nothwendig machten. Franz selbst setzte den Herzog von dem Inhalte der päpstlichen Schreiben an den Bischof von Genf in Kenntniß und da dieser ihn mit seinen im verflossenen Jahre in Thonon erlassenen Verfügungen vollkommen übereinstimmend fand, so war er der Meinung, man müsse sie jetzt ohne weitern Aufschub in Vollzug setzen. Die Ritter des St. Moritz-Ordens sahen sich am meisten dadurch bedroht

und sie waren auf Mittel bedacht, diesen Schlag von sich abzuwenden. Sie bemühten sich, dem Herzoge begreiflich zu machen, daß es nicht der Billigkeit gemäß sei, ihnen die so lange besessenen Güter wegzunehmen unter dem Vorwande, man bedürfe derselben zum Unterhalte der Geistlichen in Chablais und Ternier. Sie seien von Herzen bereit, das hierzu Erforderliche, und mehr noch als das, von ihren Einkünften abzugeben, nur möge man ihnen die Beneficien selbst lassen. Auf diese Vorstellungen hin stand der Herzog einstweilen davon ab, dem päpstlichen Breve weitere Folge zu geben, und ließ dem Orden mittheilen, er werde den Coadjutor von Genf veranlassen, ihm hierüber seine Ansichten in einer Denkschrift mitzutheilen. Franz that dieses in einem längern Schreiben, worin er namentlich hervorhob, daß Gregor XIII. zur Zeit dem Orden diese Beneficien nur unter der Bedingung verliehen habe, daß sie, sollten Chablais und Ternier je wieder zum katholischen Glauben zurückkehren, ihrer ursprünglichen Bestimmung wiedergegeben würden. Dies sei nun eingetreten. Der Orden dürfe sich somit nicht beschweren, daß ihm das, was ihm nur bedingungsweise für eine Zeit lang verliehen worden, nun, da diese Bedingung sich glücklicherweise erfüllt habe, wieder genommen werde. Es handle sich bei der ganzen Angelegenheit zudem nur um die Ehre Gottes und das Heil der Seelen einzig und allein, und dem müsse der Orden seine eigenen Interessen zum Opfer bringen. Er bitte also den Herzog dringend, mit der Vollziehung des päpstlichen Breve's nicht mehr länger zu zögern.

Diese Antwort theilte der Herzog dem Ritterorden mit. Da derselbe nichts darauf zu erwidern wußte, dachte er nur mehr daran, die Rückgabe durch alle möglichen schlau ersonnenen Hindernisse in die Länge zu ziehen. Auf's neue drang Franz in den Herzog, die Sache zum baldigen Abschluß zu bringen, und verlangte, weil er befürchtete, Nichts zu erhalten, wenn er Alles wolle, einstweilen noch nicht die sämmtlichen Einkünfte der in Rede stehenden Beneficien, sondern nur mehr das Allernothwendigste. Dieses Mal ging man denn auch ernstlich zu Werke, und auf der Stelle wurde der Präsident des Senates nach Chablais gesandt, um über die pünktliche Ausführung des päpstlichen Breve's zu wachen, sowie etwaigen Mißhelligkeiten und Unordnungen vorzubeugen. Franz wagte es noch nicht, sich recht über diesen errungenen Erfolg zu freuen; er hatte zu viele Hindernisse erfahren, als daß er an ein Gelingen seiner Bemühungen glauben wollte, ehe er es vollständig gesichert sah. Bis dahin wollte er sich noch keinen voreiligen Hoffnungen hingeben, sondern hielt sich fort-

während zum Kampfe bereit, ohne sich je entmuthigen zu lassen. Zwar war er sich recht wohl bewußt, daß er den gesammten Orden gegen sich und seine ganze Familie aufbringen würde, der höchst ungern diese Güter, in deren ruhigem, ungestörten Genusse er sich seit sechzig Jahren befand, verlor; aber er sah das Wohl der Religion gefährdet, wenn eben diese Güter ihre ursprüngliche Bestimmung nicht wiedererhielten, und das war für ihn genug, jede menschliche Rücksicht mit Füßen zu treten.

Da ihn nun Nichts mehr in Turin zurückhielt, dachte er ernstlich an seine Rückkehr nach Savoyen. Vor seiner Abreise schickte er noch einen Brief an seine Mutter, um sie auf seine Ankunft vorzubereiten: „Ich schreibe Dir dies, geliebteste Mutter, gerade im Begriffe, zu Pferde zu steigen, um nach Chambéry zu eilen. Diese Zeilen sind nicht verschloßen und ich habe keine Sorge darum; denn durch die Gnade Gottes sind wir nicht mehr in jener trübseligen Zeit, wo wir, um den Vater nicht zu verletzen, uns nur im Geheimen schreiben und einige Worte der Liebe und des Trostes sagen konnten. Gott sei gepriesen! beste Mutter; die Erinnerung an jene Zeit ruft immer einige heilige und tröstliche Gedanken in mir hervor. Bleibe immer in der Freude unsers Herrn, beste Mutter, und sei versichert, daß Dein Sohn durch die göttliche Barmherzigkeit sich in gutem Wohlsein befindet. In kürzester Frist werde ich bei dir sein und so lange es mir nur möglich ist, bei Dir bleiben; denn ich bin ganz der Deinige, wie Du weißt."

Herr von Chissé hatte dem Bischofe das Breve des Papstes, worin er ihm mittheilte, daß er Franz als Coadjutor von Genf mit dem Rechte der Nachfolge bestätigt habe, schon vor einem Monate nach Annecy gebracht, sowie auch Briefe von mehreren Cardinälen, die nicht genug wiederholen konnten, welche Gefühle der Achtung und Bewunderung Herr von Sales dem ganzen römischen Hofe eingeflößt habe. Der ehrwürdige Prälat wollte in seiner Freude den Inhalt dieser Schreiben so viel als möglich in die Oeffentlichkeit bringen und ließ zahlreiche Abschriften durch seinen Caplan davon anfertigen. „Suchen Sie das, was Sie jetzt thun, sprach er zu ihm, wohl Ihrem Gedächtnisse einzuprägen; denn es wird der Tag kommen, an dem Sie Zeugniß darüber werden ablegen müssen." In der That war dieser Caplan einer der Ersten, welche in dem Heiligsprechungsprocesse des Dieners Gottes als Zeugen auftraten [1]).

---

[1]) Charl.-Aug., p. 230. — Nach Franz Favre.

So wußte schon die ganze Stadt, als Franz ankam, daß er als Coadjutor bestätigt und in Rom auf das ehrenvollste behandelt worden; mit der lebhaftesten und ehrerbietigsten Freude wurde er wie im Triumphe empfangen. Der Bischof vor Allen war unaussprechlich glücklich: liebevoll schloß er ihn in seine Arme und dankte dem Herrn, daß er ihm eine solche Stütze zur Leitung seiner Diöcese gegeben habe. Nach den ersten Ergüssen seiner Freude erklärte er ihm, daß von heute an sämmtliche Einkünfte der Diöcese zu gleichen Theilen unter sie vertheilt werden sollten, da es nicht mehr als billig und gerecht sei, daß er, sobald er die Last und Mühe mit ihm theile, auch den gleichen Lohn mit ihm habe, was übrigens auch nothwendig zu seinem Unterhalte und standesgemäßen Auftreten sei. Franz schlug dies Anerbieten entschieden aus, indem er von der bischöflichen Würde weiter nichts wolle, als die damit verbundenen Arbeiten und Lasten. Auch wollte er nicht, wie es die Absicht des Bischofs war, gleich nach dem bald zu erwartenden Eintreffen der Bestätigungsbulle des Papstes die bischöfliche Weihe empfangen, um so lange als nur möglich als einfacher Priester leben zu können; er hielt ebenso wenig auf Ehre und Ansehen als auf Reichthum.

## Drittes Kapitel.

### Franz von Sales legt die letzte Hand an die Bekehrung Chablais'.

(1599 — 1601.)

Der Bischof von Genf besaß ein so großes Vertrauen auf die tiefe Einsicht und den Eifer seines Coadjutors, daß er es sich zur Regel machte, keine Verordnung in seiner Diöcese zu erlassen, noch irgend welche Maßregel zu treffen, ohne ihn vorher um seine Meinung befragt zu haben; und schlug man ihm vor, dies oder jenes anzuordnen oder zu ändern, so pflegte er stets zu antworten: „Geht und sprechet mit meinem Sohne darüber.“ So betraute er ihn mit der Vollstreckung der päpstlichen Bulle rücksichtlich der Herausgabe der kirchlichen Beneficien durch den St. Lazarus- und Moritz-Orden. Wie Franz befürchtet hatte, so geschah es; er begegnete so vielen Schwierigkeiten in dieser Angelegenheit, daß er sie erst nach einem ganzen Jahre zum Abschluß bringen konnte. Noch mehr Hindernisse stellten sich ihm entgegen, als er mit Zustimmung des Papstes den bischöflichen Sitz und das Domkapitel von Annecy nach Thonon

verlegen wollte; einstweilen sah er sich genöthigt, davon abzustehen, und da er keine Hoffnung hatte, daß ihm dies je gelingen werde, so arbeitete er eifrig an der Ausführung eines andern Planes, den er auch, nachdem er ihn vorher mit seinem Bischofe und mehreren einsichtsvollen Geistlichen nach allen Seiten erwogen, dem Papste bei seiner Anwesenheit in Rom vorgelegt hatte. Die Katholiken aus der Umgegend von Genf und Lausanne waren nämlich genöthigt, häufig in diesen Städten zu verkehren, sei es, um sich das zum Leben Nothwendige zu beschaffen, sei es, ihre eigenen Producte dort zu verkaufen. Ihr Glaube kam dabei nicht selten in große Gefahr; man verspottete und verlachte die Neubekehrten, beschimpfte in ihrer Gegenwart die katholische Religion, kurz, man suchte sie auf alle mögliche Weise derselben wieder untreu zu machen. Handwerker, Dienstboten und Studirende, die ihren beständigen oder doch zeitweiligen Aufenthalt daselbst nahmen, waren noch schlimmer daran. Man machte ihnen die glänzendsten Versprechungen, wenn sie vom katholischen Glauben abfallen wollten, sowie man auf der andern Seite über Jene, welche sich dazu bekehrten, Confiscation ihrer Güter verhängte. Manche, von Noth und Elend gedrückt, ließen sich dadurch verlocken, um den Preis ihrer Seele sich ein bequemeres Leben zu verschaffen, zeigten sich aber immerhin bereit, zur Kirche zurückzukehren, wenn man ihnen den nothwendigen Unterhalt gewähre [1]).

Um diesen Uebelständen so viel als möglich abzuhelfen, hatte Franz den Plan gefaßt, in Thonon eine Anstalt zu gründen, in der alle Stände eine Zuflucht finden könnten, in der die Wissenschaft und die Handwerke gleichmäßig vertreten sein und Jedem Gelegenheit geboten werden sollte, sich mit dem zu beschäftigen oder in dem auszubilden, wozu er am ehesten geeignet und fähig war. Der Gewinn sollte zwischen die Arbeiter und das Haus getheilt werden; der Antheil, der letztern zufalle, würde theilweise zu dem Ankaufe von Waaren und Lebensmitteln aller Art verwendet werden, um sie zu einem sehr mäßigen Preise nachher wieder zu verkaufen, damit die Bewohner der Umgegend von Thonon nicht mehr nöthig hätten, in Genf oder Lausanne ihre Einkäufe zu machen, und so dem verderblichen Einfluße dieser Städte entzogen würden.

Dieser Plan wurde vom Bischofe, sowie vom Herzoge und Allen, denen Franz ihn mitgetheilt hatte, mit dem größten Beifalle aufgenommen, und man erwartete sehnlichst die Gutheißung von Seiten

---

[1]) Charl.-Aug., p. 232.

des päpstlichen Stuhles, um sofort zu seiner Ausführung zu schreiten. Im September kam die Bestätigungsbulle endlich an, in welcher der zu errichtenden Anstalt der Name „heiliges Haus“ gegeben wurde. Nach dem Wortlaute der Bulle sollte dasselbe von einem Vorsteher und sieben Weltgeistlichen geleitet werden, die sich so viel als möglich an die Regeln der Congregation der Oratorianer in Rom zu halten hätten; die Anstalt sollte dieselben Rechte und Privilegien erhalten wie die öffentlichen Universitäten, namentlich wie sie Bologna und Perusia genossen, und drei Prioreien, sobald sie erledigt würden, mit ihr vereinigt werden; sie solle ferner unter dem unmittelbaren Schutze des heiligen Stuhles und eines Cardinals stehen, und alle ihre Angehörigen könnten an allen Festen der allerseligsten Jungfrau, nach Erfüllung der gewöhnlichen Bedingungen, einen vollkommenen Ablaß gewinnen. Zugleich ernannte der Papst zum ersten Protector den Cardinal Baronius und zum Vorsteher Franz selbst, mit unbedingter Vollmacht, im Vereine mit seinen Priestern, die Hausregeln aufzustellen, sie zu verbessern und durch neue zu ersetzen, so oft es das Bedürfniß erheischen könne, und legte allen Mitgliedern der Genossenschaft die Verpflichtung auf, sich denselben zu unterwerfen.

Mit der Ausführung dieses vielversprechenden Werkes wurde nun nicht länger gezögert. Alle Gutgesinnten begrüßten es mit aufrichtiger Freude und von allen Seiten kamen reichliche Gaben zur Unterstützung derselben; der Herzog von Savoyen namentlich bewies auf's neue seine fürstliche Freigebigkeit, so daß in dieser Hinsicht für das Zustandekommen der Anstalt nichts zu befürchten war. Franz ließ es sich mittlerweile angelegen sein, nachdem er seinen Bischof und mehrere andere eifrige und erleuchtete Männer aus dem geistlichen wie auch aus dem Laienstande darüber zu Rathe gezogen, die Regeln für das Haus zu entwerfen, wobei er jene des Oratoriums in Rom nach dem Wunsche des Papstes zu Grunde legte. Es dürfte für den Leser interessant sein, dieselben etwas näher kennen zu lernen.

Franz theilte die Mitglieder der Anstalt in vier Hauptabtheilungen: Die erste umfaßte den Vorsteher und die ihm zur Seite stehenden sieben Weltgeistlichen, denen zugleich auch die Seelsorge in der Stadt Thonon oblag. Als Pfarrkirche wurde ihnen die Hippolyts-Kirche angewiesen nebst der Kirche zum heiligen Augustin; außerdem wurden sie noch im besondern mit der Leitung der sieben Chorknaben betraut, welche im Hause erzogen wurden und gleichsam den Keim eines künftigen Seminars bilden sollten. Die Regeln für die Priester waren folgende:

1) Von Ostern bis Allerheiligen beginnt das kirchliche Officium Morgens um vier Uhr, in der übrigen Zeit des Jahres mit Tagesanbruch; an den Festen erster Klasse und denen der allerseligsten Jungfrau soll es ganz gesungen werden, an den übrigen Tagen nur die drei kleinen Horen, Vesper und Completorium; das Ceremoniale der Domkirche von Genf ist dabei sorgfältig und genau zu beobachten.

2) Jede Abwesenheit vom Chore ohne gegründete Entschuldigung wird nach dem Ermessen des Stifters mit einer entsprechenden Strafe geahndet; Alle müssen daselbst stets in Soutane, Chorrock und Biret erscheinen, ebenso mit sorgfältig unterhaltener Tonsur: wird in einem dieser Punkte gefehlt, so soll der Betreffende als abwesend betrachtet werden.

3) Jeden Tag soll um vier Uhr Morgens eine heilige Messe gelesen werden, die beiden ersten und letzten Monate des Jahres jedoch erst um fünf Uhr.

4) Der Sacristan muß sich den ganzen Morgen in der Sacristei befinden, um die Priester, welche die heilige Messe lesen wollen, zu bedienen; er muß darauf Acht haben, daß die heiligen Gewänder und der Kirchenschmuck überhaupt stets rein und sauber sind, vier Mal im Jahre soll er sie der frischen Luft und dem Sonnenlicht aussetzen; zweimal die Woche hat er die Kirche kehren zu lassen; die Purificatorien sollen nicht länger als acht Tage hintereinander gebraucht werden, die Schultertücher vierzehn, die Alben einen Monat und die Altartücher nicht länger als zwei Monate; der Kelch muß alle Vierteljahre gereinigt werden. Ferner muß er darauf sehen, daß die Meßdiener die Ceremonien genau beobachten, daß sie aufmerksam, bescheiden und anständig gekleidet sind; er wird ein genaues Verzeichniß aller in der Sacristei und in der Kirche sich befindlichen Gegenstände erhalten, und darüber jedes Jahr Rechenschaft ablegen.

5) Alle Priester ohne Ausnahme sind gehalten, jeden Montag und Mittwoch den Conferenzen beizuwohnen, in welchen verschiedene Gegenstände aus der Moral und der Seelsorge überhaupt besprochen werden.

6) Die Mahlzeit findet gemeinschaftlich statt; während der ersten Viertelstunde wird ein Abschnitt aus der heiligen Schrift vorgelesen, während der noch übrigen Zeit aus einem andern erbaulichen Buche; nach der Mahlzeit findet die gemeinschaftliche Erholung statt.

7) Sie dürfen das Haus nicht verlassen, ohne vorher anzuzeigen, wohin sie gehen, und müssen Abends, wenn die Betglocke läutet, wieder zurück sein.

Die zweite Abtheilung bestand aus Geistlichen, denen es oblag, in den umliegenden Pfarreien zu predigen, und die als Hülfspriester für die ganze Diöcese stets bereit sein mußten, überall hin zu gehen, wo man ihrer bedurfte; dieses Amt lag den Capuzinern ob, welche zu dem Zwecke der Genossenschaft des „heiligen Hauses" einverleibt worden waren.

Die dritte Abtheilung umfaßte die Lehrer, welche mit dem öffentlichen Unterrichte und der Leitung des Gymnasiums beauftragt worden. So lange Papst Clemens VIII. lebte, waren es Jesuiten, und er bestritt aus eigenen Mitteln die Kosten ihres Unterhaltes, da das Haus selbst die dazu nöthigen Summen noch nicht aufbringen konnte; außer ihnen waren noch Laien an der Schule angestellt, die jedoch ihrer Aufgabe schlecht nachkamen, später waren es Patres aus dem Carmeliter-Orden. Unter letztern gelangte die Schule zu einer ziemlichen Blüthe, so daß sie mit Recht den Schutz des Herzogs verdiente.

Die vierte Abtheilung endlich begriff die Neubekehrten in sich, sowie Jene, welche sich bekehren wollten; sie wurden hier in der Religion sorgfältig unterrichtet, auch ließ man die Aermeren unter ihnen verschiedene Handwerke u. s. w. lernen, um es ihnen möglich zu machen, auf eine anständige Weise ihren Lebensunterhalt zu gewinnen.

Gerne hätte Franz von Sales noch mehr für seine Stiftung gethan, aber trotz der besten Absichten war es ihm einstweilen nicht möglich. Wahrscheinlich um das was noch mangelte zu ersetzen, stiftete er die Bruderschaft von der schmerzhaften Muttergottes, die den Zweck hatte, an der Bekehrung der Irrgläubigen zu arbeiten durch Unterstützung der Missionäre und der Neubekehrten. Der Herzog selbst mit seinen fünf Söhnen trat in diese Bruderschaft ein, und betheuerte dem Papste, der mit Freuden diese neue Genossenschaft bestätigte, daß er bereit sei, für die Ausbreitung des katholischen Glaubens Alles zum Opfer zu bringen, sich selbst und seine Söhne, seine Güter und sein Land, sein Leben und sein Blut.

Dem eifrigen Apostel Chablais' wurde als eine Entschädigung für all' seine Mühe und Arbeit um diese Zeit die Freude zu Theil, auch jene Protestanten, die bisher hartnäckig ihr Herz allen Ermahnungen und Belehrungen verschlossen hatten, in die Kirche aufnehmen zu können. Kaum daß deren, nach der Aussage glaubwürdiger Zeugen [1]), drei oder vier blieben, welche im Irrthume verharrten; und so konnte

[1]) Nach Besson.

endlich nach fünfjährigen unglaublichen Anstrengungen und Arbeiten die Bekehrung Chablais' als vollendet angesehen werden.

Um aber die Neubekehrten im wahren Glauben zu erhalten und zu befestigen, dazu bedurfte es noch einer Menge von Priestern und für diese wiederum mußte der nöthige Unterhalt beschafft werden. Die kirchlichen Beneficien waren großentheils in fremden Händen. Auf's neue wandte sich darum Franz an den Herzog, mit der dringenden Bitte, die Herausgabe derselben zu bewirken. Wohl war derselbe vom besten Willen beseelt und that Alles was in seiner Macht stand, aber nur Weniges konnte man erreichen; die dermaligen Besitzer machten so viele Schwierigkeiten, daß man den Ausgang noch kaum absehen konnte.

Welche Betrübniß das Franz verursachte, kann man sich vorstellen; er, der für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen glühte, und persönlich bereit war, Alles dafür zum Opfer zu bringen und so viel schon zum Opfer gebracht hatte. Aber es blieb ihm vor der Hand nichts übrig, als zu beten und die Sache Gott anheim zu stellen, um von ihm die Hülfe zu erhalten, die er bei den Menschen nicht finden konnte.

Um diese Zeit veröffentlichte er eine schon lange erwartete Abhandlung über die Verehrung des Kreuzes, als Entgegnung auf eine Schmähschrift, die früher, im Jahre 1595, ein protestantischer Prediger Namens la Faye gegen dasselbe verfaßt hatte. Der Inhalt derselben ist im Wesentlichen folgender:

Wiewohl Gott allein die höchste religiöse Verehrung gebührt, so ist es doch erlaubt, einigen Geschöpfen eine untergeordnete religiöse Verehrung zu erweisen, deren letzter Grund Gott ist, der Urheber des Guten und Schönen, welches wir in denselben bewundern, oder welches durch dieselben bewirkt wird. Je höher eine Person steht, um so mehr ehrt und achtet man alles das, was ihr gehört oder zu ihr in Beziehung steht, und so würde man sich gegen die Jesus Christus schuldige Ehrfurcht verfehlen, wenn man das Kreuz nicht in Ehren hielte, welches ja sein Thron, sein Opferaltar, sein Sterbelager war. Nach dieser allgemeinen Einleitung behandelte er seinen Gegenstand im Einzelnen, und zwar in vier Abtheilungen. In der ersten spricht er von der Ehre, welche wir jenem Kreuze selbst schulden, an dem der Heiland gestorben ist, und welches wir gewöhnlich das wahre Kreuz nennen. Er zeigt, daß Gott, wenn er Gegenständen, die seinen Heiligen angehörten, eine wunderbare, geheimnißvolle Kraft verliehen, wie dem Mantel des Elias, dem Stabe des Moses, den Schweißtüchern des

heiligen Paulus, er noch weit mehr eine solche dem Kreuze seines Sohnes verleihen mußte. Die Kraft, welche im Wasser der Canäle enthalten ist, welche einer solchen Quelle entsprungen sind, muß noch weit mehr in dieser Quelle selbst enthalten sein. Nicht als ob das Kreuz an und für sich diese Kraft enthalte; sondern es ist Gott, der es ehren will, indem er Wunder durch dasselbe wirkt nach seinem Wohlgefallen. Das Kreuz ist nur das Werkzeug der Gnaden, Gott allein ist der Urheber derselben. Wenn auch in der heiligen Schrift nicht ausdrücklich Erwähnung von der Verehrung des Kreuzes geschehe, wie die Protestanten behaupteten, so könne das nichts verschlagen, indem es noch eine Menge anderer Lehrpunkte gebe, von denen die heilige Schrift nichts sagt, und welche trotzdem auch von den Protestanten als unbestreitbar festgehalten würden. Doch könne man auch aus der heiligen Schrift selbst folgerichtig nachweisen, daß dem wahren Kreuze diese Verehrung gebühre. Indem dieselbe uns lehre die Bundeslade und das Kleid Jesu Christi zu achten und zu ehren, dadurch daß sie uns erzählt, mit welcher heiligen Ehrerbietung erstere behandelt wurde, und daß die bloße Berührung des letztern schon den Blutfluß heilte, so weise sie uns um so mehr an, dem Kreuze unsere Verehrung zu bezeigen, wenn sie uns dasselbe darstellt als von dem Blute eines Gottes geröthet, als das Scepter seines Königthums, seinen Triumphwagen, seinen Opferaltar, das schönste Zeichen seiner Größe und Hoheit, den Worten des Apostels gemäß, der seinen Ruhm allein im gekreuzigten Jesus suchte. Zu diesen Beweisen aus der heiligen Schrift gesellen sich noch die Thatsache der wunderbaren Erhaltung des Kreuzes in der Erde drei Jahrhunderte hindurch, sowie die Wunder, welche bei der Auffindung desselben stattfanden, und die große Verehrung, die man zu allen Zeiten dieser heiligen Reliquie erwiesen, wofür er die schönsten Stellen aus den Vätern und Kirchenschriftstellern anführt.

Nachdem er die Verehrung des wahren Kreuzes gerechtfertigt, geht er zu den Nachbildungen desselben über, und zeigt aus den ältesten Vätern, Justin, Tertullian, dem heiligen Athanasius, daß die ersten Christen schon Kreuze machten und sie verehrten, wie im Laufe der Jahrhunderte diese Verehrung sich immer mehr entwickelte und ausbildete. Das Kreuz erhielt den Ehrenplatz in den Kirchen und den Privathäusern, es ward aufgepflanzt an den Straßen und auf öffentlichen Plätzen, in Processionen feierlich einhergetragen, ehrfurchtsvoll verneigt sich der Priester vor ihm am Altare. Gott selbst zeichnet das Kreuz vor allen übrigen Dingen besonders aus. Er läßt es dem

Constantin als ein Unterpfand des Sieges erscheinen, in der Geschichte der Kirche finden wir, daß er durch das Kreuz so viele Wunder gewirkt hat, dasselbe wird am jüngsten Tage majestätisch am Himmel erglänzen und uns die Ankunft des ewigen Richters verkünden. Weiterhin zeigt er, daß es ganz in der Vernunft begründet sei, dem Kreuze religiöse Verehrung zu erweisen, da es das Erinnerungszeichen an den gekreuzigten Jesus, der Inbegriff der Hauptlehren unseres Glaubens, eine Quelle heiliger Gedanken und Gefühle ist, endlich daß es keine anderen Feinde als die Feinde Jesu Christi hat, und daß Gott oft auf eine auffallende Weise Jene bestrafte, welche dasselbe verhöhnten und beschimpften.

Hierauf geht der Verfasser zu dem Zeichen des Kreuzes über, das wir zur Erinnerung an den Gekreuzigten über uns machen. „Dies Zeichen, sagt er, besitzt in sich selbst keine Kraft; wird es aber mit Rücksicht auf Gott und zu seiner Ehre gemacht, so erhält es eine heilige Bedeutung, und oft hat Gott durch dasselbe Großes gewirkt." Nach Auseinandersetzung der Art und Weise, wie das Kreuzzeichen gemacht werden soll, zeigt er, daß es ein öffentliches Bekenntniß des christlichen Glaubens ist, daß es im ganzen Alterthum in Gebrauch war, daß es in der Kirche schon seit den ältesten Zeiten angewandt wurde, um zu segnen und zu heiligen, um die Sacramente zu spenden, besonders die Taufe, und sodann weist er auf die innere Kraft hin, welche dies Zeichen gegen die Dämonen, die Versuchungen und gegen alle Gefahren besitzt.

Dies, sowie der daraus gezogene Schluß, daß wir dem Kreuze Verehrung schulden, bildete den Inhalt der drei ersten Abtheilungen der Schrift. In der vierten bestimmt er die Grenzen und die Art dieser Verehrung. Der Verfasser unterscheidet hier zwischen einer doppelten religiösen Verehrung. Die eine kommt nur Gott zu und ist die eigentliche Anbetung, wodurch er als der höchste Herr anerkannt und seinen unendlichen Vollkommenheiten die gebührende Huldigung dargebracht wird; die andere, ganz von der erstern verschieden, besteht darin, daß man einem Geschöpfe großer, vorzüglicher Eigenschaften wegen, die Gott demselben verliehen hat, seine Verehrung bezeigt. In diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn die heilige Schrift von einer Anbetung der Könige spricht, und die Väter von einer Anbetung des Kreuzes oder anderer geheiligter Gegenstände. Von dieser Unterscheidung ausgehend zeigt der Verfasser, daß die Katholiken, wenn sie sich vor dem Kreuze verneigen oder Weihrauch vor demselben verbrennen, oder selbst sich vor ihm niederwerfen, ihm nur jene unter-

geordnete Verehrung erweisen wollen, die einem Bilde, das Gott liebt, und das er durch so viele Wunder und Gnadenbezeigungen geehrt hat, gebührt.

Während der Coadjutor auf diese Weise die Irrlehre bekämpfte und die Katholiken in ihrem Glauben befestigte, fand ein Ereigniß statt, das die Früchte seiner langjährigen Arbeiten mit einem Schlage zu zerstören drohte. Der Herzog von Savoyen hatte das Jahr vorher mit Heinrich IV. in Paris einen Vertrag geschlossen, durch welchen er ihm die Landschaft la Bresse mit einigen andern Gebieten abtrat, wogegen der französische König ihm das Marquisat Saluzzo überließ. Heinrich IV. war dem Vertrage pünktlich nachgekommen; der Herzog jedoch, der sich mit der Hoffnung schmeichelte, von Spanien unterstützt zu werden, weigerte sich auf einmal, die abgetretenen Gebiete herauszugeben, und zwar unter dem Vorwande, daß er den Vertrag nur unter dem Eindrucke der Furcht unterzeichnet habe, aus Besorgniß nämlich, man möge ihn, wenn er sich weigere, in Paris festhalten. Voll Entrüstung darüber erklärte ihm der König auf der Stelle den Krieg und ließ zwei Armeen gegen ihn ausrücken; die eine, unter dem Befehle des Herzogs von Lesdiguières, fiel in Savoyen ein und eroberte einen großen Theil davon; die andere, unter dem Befehle des Marschalls de Biron, eilte nach la Bresse und unterwarf dasselbe vollständig; zuletzt zog Heinrich selbst mit einer kleinern Truppenabtheilung gegen Faucigny und Chablais heran.

Die Genfer und Berner freuten sich ungemein darüber und hofften durch den Krieg wieder zu gewinnen, was der Calvinismus durch die Chablais'sche Mission verloren hatte. Sie beeilten sich darum, Heinrich ihre Hülfe anzubieten, um sich Chablais' und Terniers zu bemächtigen, welche derselbe dankbar annahm; zugleich baten sie den König, er möge für ganz Chablais, insofern es erobertes Land sei, das Edict von Nantes in Kraft treten lassen, welches den Protestanten freie Religionsübung für den ganzen Umfang des französischen Königreiches gewährte. Heinrich IV. erkannte unschwer die Tragweite dieser Forderung und sah sehr wohl ein, daß sie als Protestanten unter dem Vorwande der Religionsfreiheit die neubekehrten Bewohner dieser Landestheile, wie auch die katholischen Priester auf alle mögliche Weise plagen und quälen, daß sie es darauf anlegen würden, sich der Kirchen und ihrer Einkünfte zu bemächtigen und vor Allem die Katholiken wieder zum Abfalle von ihrem Glauben zu bringen. Aus diesem Grunde beeilte er sich keineswegs, ihnen eine Antwort zu geben. Diese Zögerung benützte der Bischof von Genf, um an den Cardinal

de Joyeuse, der in der Begleitung des Königs war, ein Schreiben zu senden, in welchem er ihn flehentlich bat, er möge doch seinen ganzen Einfluß bei Sr. Majestät aufbieten, um dies Unglück, von dem die Religion bedroht sei, abzuwenden; zur selben Zeit sandte er seinen Coadjutor nach Grenoble zum Herzoge von Nemours, damit auch dieser beim Könige Fürsprache einlege, er möge in Sachen der Religion doch Nichts in Chablais ändern. Wiewohl derselbe als Neutraler in dem schwebenden Streite besonders geeignet sein konnte, die Rolle eines Vermittlers zu übernehmen, so schienen dennoch seine Vorstellungen auf den französischen Herrscher wenig Eindruck zu machen, und so entschloß sich Franz von Sales, selbst zu Heinrich IV., der gerade in Annecy war, zu eilen, um persönlich die Interessen der katholischen Sache zu vertheidigen. Der König empfing ihn mit dem ausgezeichnetsten Wohlwollen und noch größerer Achtung, die so weit ging, daß er während der ganzen Unterredung mit dem Heiligen den Hut stets in der Hand hielt. Franz überreichte seine Bittschrift, in welcher er Seine Majestät demüthig und gehorsamst bat, doch Alles unangetastet zu lassen, was bis jetzt mit so vieler Mühe und so gutem Erfolge für den katholischen Glauben in den beiden Bezirken Chablais und Ternier geschehen war. Nach Durchlesung derselben gab der König zur Antwort: „Aus Liebe zu Gott und um unsers heiligen Vaters, des Papstes willen, und aus Achtung für Sie, verehrtester Herr, in Hinblick auf Ihre Arbeiten und die große Aufgabe, die Sie so würdig gelöst haben, werde ich nicht dulden, daß Etwas an dem geändert werde, was für die katholische Religion in Chablais gethan worden. Ich verspreche Ihnen das mit meinem königlichen Worte, und diesem Versprechen werde ich treu bleiben selbst auf Gefahr meines Lebens hin.“

Und der König hielt Wort. Kurze Zeit nachher erschien eine Deputation von Genf, mit Theodor Beza an ihrer Spitze, vor dem Fort St. Catharina, das Heinrich belagerte; unter Anderm kamen sie auf die freie Religionsübung, welche das Edict von Nantes gewährte. Kaum hatten sie jedoch diese Frage berührt, als der König, sich den Schein gebend, als verstehe er nicht, wo sie hinaus wollten, sie mit den Worten unterbrach: „Ich weiß schon, Sie wünschen die Zerstörung dieses Forts; von vielen Seiten wird mir davon abgerathen, allein ich will Ihnen gefällig sein; es soll zerstört werden.“ Von dieser so unerwarteten Zuvorkommenheit überrascht, ergingen sich die Genfer in den lautesten Danksagungen; ihre eigentliche Bitte wagten sie aber nicht mehr vorzubringen, da der König sie mit einer höflichen Handbewegung entließ.

Im Könige die erwartete Stütze für ihre feindseligen Absichten gegen die katholische Religion nicht findend, wandten sie sich an Herrn von Monglan, der eben zum Befehlshaber auf dem Schlosse Allinges und zum Gouverneur der Provinz ernannt worden war. Derselbe war Calvinist und so hofften sie, an ihm eher ein bereitwilliges Werkzeug zu haben. Sie suchten ihn zu überreden, sämmtliche Einkünfte der Beneficien, die im Besitze der St. Moritz- und Lazarus-Orden waren, einzuziehen, und sie als zum Privatgute des Herzogs von Savoyen gehörend, zu den königlichen Domänen zu schlagen. Der Coadjutor erfuhr nicht sobald diese hinterlistigen Umtriebe, als er auch auf der Stelle, mit einem Schreiben seines Bischofs versehen, sich auf den Weg zu dem Gouverneur machte, um ihm die so günstige und entschiedene Antwort Heinrichs IV. auf sein Bittgesuch zur Kenntniß zu bringen. Kaum hatte er aber eine Meile zurückgelegt, als er einem Häuflein französischer Soldaten in die Hände fiel, die ihn als Kriegsgefangenen zum Hauptmanne der königlichen Leibwache, Marquis de Vitry, führten [1]). Dieses Abenteuer war eine besondere Fügung der Vorsehung; denn kaum hatte der Coadjutor sich zu erkennen gegeben und den Zweck seiner Reise mitgetheilt, als der Marquis das lebhafteste Interesse an der Angelegenheit nahm. Von Verehrung für seinen Gefangenen durchdrungen, ließ er ihn alsbald in Freiheit setzen, erwies ihm die größte Aufmerksamkeit, bot ihm jeden in seiner Macht stehenden Dienst an und gab ihm ein Empfehlungsschreiben an Herrn von Monglan mit. Ohne sich länger trotz der freundlichen Einladung des Marquis aufzuhalten, setzte Franz seine Reise nach dem Schlosse Allinges fort. Der Befehlshaber empfing ihn auf das zuvorkommendste und höflichste, und versicherte ihm, daß er genau dem Willen und den Befehlen seines Herrn und Königs nachkommen werde, mit der Bemerkung, daß er selbst, obgleich Calvinist, dieselben nur gerecht und billig finde. Sogleich gab er demgemäß alle kirchlichen Einkünfte, mit deren Einziehung er schon begonnen hatte, wieder zurück; eine andere Freundlichkeit von seiner Seite, die man ohne Zweifel wohl dem Geschicke des Unterhändlers verdankte, war die, daß er versprach, die Pfarrer und übrigen Geistlichen Chablais' unter seinen besonderen Schutz zu nehmen, den protestantischen Predigern alle Proselytenmacherei unter den Katholiken verbot und ihnen bedeutete, ihre Predigten auf die Soldaten ihres Bekenntnisses zu beschränken. Franz, voll Dank gegen Gott für den

[1]) De Maupas, p. 160.

glücklichen Erfolg seiner Bemühungen, ließ es sich angelegen sein, diese gute Neuigkeit überall hin zu verbreiten, ermunterte die Neubekehrten zur Standhaftigkeit, belebte den Muth und die Hoffnung der Pfarrer, rief Jene, welche Furcht oder Gewaltthätigkeiten schon die Flucht hatten ergreifen lassen, wieder zurück, und suchte vor Allem die Geistlichen Thonon's zu beruhigen, die mehr in Angst und Schrecken waren als alle übrigen, weil sie am meisten der Verfolgung ausgesetzt schienen[1]). Unter ihnen befand sich eine Anzahl Jesuiten, und die Genfer hatten gehofft, daß Heinrich IV. wenigstens diese nach dem Vorgange mehrer anderer Fürsten vertreiben würde; allein der König nahm sie anstatt dessen unter seinen besondern Schutz und sie blieben vollkommen unbelästigt. Auch den andern Geistlichen wurde sowohl für ihre Person als für ihre Amtsthätigkeit dies Glück zu Theil, und die Religion hatte trotz des Krieges weiter nichts zu leiden.

Zur selben Zeit kam auch die so lange verzögerte Zurückgabe der kirchlichen Beneficien von Seiten des St. Moritz- und Lazarus-Orden endlich zu Stande. Die Einkünfte wurden alsbald zur Errichtung neuer Pfarreien und zur Besoldung der nothwendigen Geistlichen, soweit diese Mittel reichten, verwendet. Und nun erst konnte Franz mit ziemlicher Ruhe in die Zukunft sehen, da Chablais nicht nur bekehrt war, sondern auch die nothwendige Stütze in diesen Pfarreien und Geistlichen erhalten hatte, um im Glauben fest und standhaft zu bleiben.

## Viertes Kapitel.

**Friedensschluß zwischen Heinrich IV. und dem Herzog von Savoyen. — Franz verliert seinen Vater durch den Tod. — Seine Reise nach Paris und seine Beziehungen zu Heinrich IV. — Tod Claudius' von Granier. — Franz besteigt den bischöflichen Stuhl von Genf.**

(1601 — 1602.)

Die Freude, welche die letzten Ereignisse Franz von Sales verursacht hatten, sollte nicht lange ungetrübt bleiben. Der neue Gouverneur der Bezirke Thonon und Ternier, Herr de Sancy, war verschiedener Angelegenheiten wegen genöthigt, sich auf einige Zeit zu entfernen. Seine Abwesenheit benutzten die Genfer, unter bewaffnetem Schutze Prediger in mehrere Pfarreien Chablais' zu schicken, welche

[1]) Charl.-Aug., p. 245.

die Kirchen entweihten, die Altäre zerstörten, die Glocken nebst andern Kirchengeräthen wegnahmen, die Katholiken gewaltthätig behandelten und sich verschiedener Pfarreien bemächtigten, aus denen der Schrecken die Geistlichen bereits vertrieben hatte.

Der Coadjutor beeilte sich, Herrn von Sancy gleich nach seiner Rückkehr von diesen Vorfällen in Kenntniß zu setzen und auf das feierliche Versprechen Heinrich's IV. hinzuweisen, wodurch er verpflichtet sei, die katholische Religion in Chablais zu schützen und aufrecht zu erhalten. Die Antwort des Gouverneurs auf diese Vorstellungen ist unbekannt; doch wurde den Katholiken eine bessere Bürgschaft für ihre Rechte und Sicherheit durch den Friedensschluß zu Theil, welcher um diese Zeit zwischen dem Könige von Frankreich und dem Herzoge von Savoyen, Dank den Bemühungen des Papstes und der Geschicklichkeit des Cardinals Aldobrandini, zu Stande kam. Die Bedingungen wurden am 7. Januar 1601 zu Lyon unterzeichnet: der König von Frankreich verzichtete auf das Marquisat von Saluzzo; und der Herzog von Savoyen verpflichtete sich, wiewohl wider Willen, aber durch die Umstände dazu gezwungen, ersterem nicht allein hunderttausend Thaler Kriegskosten zu zahlen, sondern außerdem noch die Landschaften la Bresse, le Bugey, le Valromay und Gex nebst sieben Dörfern am Rhone abzutreten. Von diesem Augenblicke an wurden die Katholiken, eine kurze Unterbrechung ausgenommen, von der im Folgenden noch die Rede sein wird, in der Ausübung ihrer Religion nicht mehr gehindert [1]).

Beruhigt über diese Angelegenheit begab sich Franz auf die Einladung des Bischofs nach Annecy, um daselbst die Fastenpredigten zu halten. Während er sich auf dieselben vorbereitete, kam ihm die Nachricht, daß sein Vater, der schon fast neunundsiebenzig Jahre alt war, gefährlich erkrankt sei. Schnell eilte er nach Schloß Sales zu dem ehrwürdigen Greise. Derselbe legte ihm eine Generalbeichte ab und empfing aus seiner Hand drei Mal die heilige Communion. Er konnte nicht müde werden, seinen Sohn von Gott reden zu hören, seinen Worten zu lauschen, und gerührten Herzens dankte er inbrünstig dem Herrn, ihm eine solche Hülfe in dem letzten entscheidenden Kampfe, beim Hinübergehen in die Ewigkeit gesandt zu haben. Der Beginn der Fastenzeit rief jedoch seinen Sohn nach Annecy zurück und der edle Greis hatte den Muth, sich seiner Abreise nicht zu widersetzen. Vater und Sohn brachten ihre eigenen Neigungen und

[1]) Charl.-Aug., p. 251.

Wünsche dem Dienste Gottes und dem Wohle des Nächsten groß=müthig zum Opfer. Vorher aber ertheilten sie sich noch gegenseitig ihren Segen; denn es war vielleicht zum letzten Male, daß ihn Franz von seinem geliebten Vater erhielt, und der Vater wollte, daß sich an den Pforten der Ewigkeit noch ein Mal die Hände seines Sohnes, den er als seinen geistlichen Vater ehrte, betend und segnend über ihm erheben möchten. Die Aerzte hatten Franz die Versicherung gegeben, daß die Krankheit noch wenigstens bis Ostern hin dauern würde, und so könne er den theuern Kranken bei seiner Rückkehr noch wiedersehen. Leider hatten sie sich hierin getäuscht. Das Uebel wurde schlimmer und der Greis empfing die letzte Oelung. Darauf wurde es zwar ein wenig besser mit ihm, was jedoch nicht lange währte. Nach einigen Tagen bekam er einen Rückfall und die letzte Hoffnung, ihn länger zu erhalten, schwand. Als er seine ganze Familie und besonders den weiblichen Theil derselben in Thränen aufgelöst sein Bett um=stehen sah, erwachte für einen Augenblick der alte Soldatengeist in ihm. Er rief einen seiner Söhne, Gallois von Sales, herbei und sprach zu ihm: „Mein theurer Sohn, Du, der Erbe meines Muthes, führe diese Frauen hinweg, richte mich auf und gib mir meine Waffen! es ist eines Soldaten, der auf dem Schlachtfelde so manches Mal dem Tode kühn in's Angesicht geschaut, unwürdig, auf einem Bette in Gegenwart klagender Weiber zu sterben." Rasch aber erinnerte er sich, daß er auch ein Christ sei und wie ein solcher sterben müsse. Er verlangte darum ein Crucifix, küßte es mehrere Male mit feuriger Liebe, und die Augen zum Himmel erhebend betete er inbrünstig, sich innig mit seinem Gotte vereinigend. Als er fühlte, daß seine Stunde herannahe, ließ er noch ein Mal seine Kinder an sein Sterbebett kommen, um ihnen seine letzten Ermahnungen und Rathschläge zu geben; den Coadjutor von Genf, ihren Bruder, hieß er sie wie ihren Vater ehren und ihm in allen Stücken gehorchen, und ermahnte sie, der Trost ihrer Mutter zu sein durch Ehrfurcht, Liebe und Gehorsam gegen sie. Nachdem er ihnen seinen letzten väterlichen Segen gegeben, hauchte er sanft seine Seele aus, am 4. April 1601; hochgeehrt blieb sein Andenken, die Erinnerung an ihn die schönste, welche der Gute zurücklassen kann. Die Armen beweinten in ihm ihren Vater und Beschützer, der sparsam für seine Person, mäßig und einfach in seiner Lebensweise, ein Feind alles Aufwandes und aller Prunksucht, voll verschwenderischer Freigebigkeit gegen sie sein konnte. Die Gesellschaft verlor in ihm einen ihrer ehrenhaftesten Charaktere und musterhaftesten Männer, einen ergebenen Freund der Gerechtigkeit, einen Braven im

eigentlichen Sinne des Wortes, einen Mann von weisem, vernünftigem Urtheil und klarsehendem Verstande, einen Mann, der nicht weniger die Gabe, gut zu reden, als gut zu denken, besaß [1]).

Der Bote, welcher dem Coadjutor die traurige Nachricht vom Tode seines Vaters überbringen sollte, langte in Annecy gerade zur gewöhnlichen Stunde der Predigt an, und rasch in die Kirche laufend begegnete er Franz, als derselbe die Sacristei verließ, um auf die Kanzel zu gehen. Ohne Weiteres eilte er auf ihn zu, und sagte ihm, daß sein Vater eben gestorben sei. Welch' ein Schlag für dies so gefühlvolle Herz! Und wer sollte es wohl für möglich halten, daß er nach einer solchen Nachricht noch daran denken konnte, zu predigen? Allein mit wahrer Seelenstärke, durch die gewaltige Kraft seiner Tugend erhob sich der Heilige über die Natur und überwand seinen Schmerz. Einen Augenblick nur zögerte er, um mit gefalteten Händen und zum Himmel erhobenen Augen voll Ergebung den heiligen Willen Gottes anzubeten. Dann bestieg er die Kanzel und predigte über das Evangelium des Tages mit ebenso viel Eifer, Salbung und Geistesgegenwart, als ob nichts Besonderes vorgefallen sei. Und obgleich er über einen Gegenstand sprach, der ganz dazu geeignet war, das Gefühl zu erregen — über den Tod und die Auferweckung des Lazarus — so bewahrte er nichtsdestoweniger während der ganzen Rede seine Festigkeit und seine männliche, kräftige Sprache. Erst als er geendigt hatte, sprach er zu seinen Zuhörern: „Als ich auf die Kanzel ging, habe ich die Nachricht von dem Tode dessen erhalten, dem ich am meisten auf der Erde verdanke; mein Vater, Euer Freund, er ist nicht mehr. Da Ihr ihm Wohlwollen und Liebe während seines Lebens bewiesen habt, so bitte ich Euch, nun für die Ruhe seiner Seele zu beten, und mir zu gestatten, daß ich mich auf einige Tage entferne, um ihm die letzten Pflichten auf der Erde zu erweisen [2])." Bei diesen Worten konnte er sich nicht länger halten, und der Natur ihren Tribut zollend, brach er in lautes Weinen aus. Die Versammlung wurde von dieser Trauerkunde auf's tiefste ergriffen; der Schmerz des Sohnes theilte sich Allen mit, so daß das Gebet, welches sie einmüthig für den theuren Todten verrichteten, oft von lautem Schluchzen unterbrochen wurde. Franz ließ, weil er seine Messe schon vor der Predigt gelesen hatte, noch zwei für die Seelenruhe seines Vaters darbringen. Unbeweglich an einer Seite des

[1]) Charl.-Aug., p. 251. — Nach Franz Favre. — [2]) Année de la visitation, 6. avril. — De Maupas, p. 164.

Altars knieend, wohnte er denselben in tiefster Ehrfurcht und Andacht bei, und der Allbarmherzige senkte die tröstliche Hoffnung in seine Seele, daß Jener, für den das heilige Opfer gefeiert wurde, Gnade vor seinem Angesichte gefunden habe.

Nach beendigter Messe machte sich Franz in Begleitung der Dominicaner von Annecy unverzüglich nach Schloß Sales auf den Weg. (Letztere waren gemäß einer Uebereinkunft zwischen ihrer Genossenschaft und dem Hause Sales vom Jahre 1468 gehalten, den Leichenbegängnissen der Herren dieses erlauchten Hauses beizuwohnen.) Tiefes, aber christliches, ergebenes Wehe herrschte im Vaterhause. Von der weinenden Mutter und den trauernden Geschwistern geleitet, begab sich Franz an's Todtenlager des geliebten Vaters. Schluchzend warf er sich über den entseelten Leichnam, drückte einen Kuß auf das bleiche, im Tode noch so edle Antlitz, und verweilte lange knieend in inbrünstigem Gebete für die Seelenruhe des theuren Dahingeschiedenen. Gestärkt und ergeben in den Willen Gottes erhob er sich, um selbst die Vorbereitungen zum Begräbnisse zu treffen, das bald nach seiner Ankunft stattfand. Der Leichnam des Herrn von Boisy wurde zu Thonon in der daselbst befindlichen Familiengruft feierlich beigesetzt; später übertrug man ihn in die Dominikanerkirche nach Annecy.

Nach Schloß Sales zurückgekehrt, ließ es Franz sich angelegen sein, seine tiefbetrübte Familie, die von nun an in ihm ihr Haupt und ihren Vater sah, über den schmerzlichen Verlust zu trösten. Der Balsam der Religion allein war im Stande, eine so tiefe Wunde zu heilen, und darum spendete Franz all' seinen Angehörigen, ebenso auch den Dienstboten des Hauses, nachdem er sie vorher Beichte gehört, am folgenden Morgen in der heiligen Messe, die er für seinen verstorbenen Vater las, die heilige Communion. Nach einer rührenden Anrede an Alle über die Art und Weise, ihren Schmerz zu heiligen und zu lindern, ging er dann nach Annecy zurück, um seine Fastenpredigten fortzusetzen. Auch nach Ostern fuhr er fort, jeden Sonntag das Wort Gottes mit solchem Eifer zu verkünden, daß man auf der Kanzel einen Seraph zu erblicken glaubte. Als er eines Tages über die Pflicht gesprochen, Gott anzubeten und ihn über Alles zu lieben, und seine Rede mit einer feurigen Apostrophe an den himmlischen Vater schloß, da wurde er plötzlich von einem so glänzenden Lichte umstrahlt, daß man ihn nicht anzusehen vermochte, ohne geblendet zu werden. Kein Wunder, daß seine Predigten die herrlichsten Früchte trugen. Schaarenweise umlagerte die Menge seinen Beichtstuhl, die Jahre lang in Feindschaft miteinander gelebt hatten, söhnten

sich wieder aus, manches ungerechte Gut wurde zurückerstattet und die ganze Stadt gewann eine neue Gestalt, so daß sie, nach dem Ausdrucke seines Biographen [1]), fast einer religiösen Genossenschaft glich.

Zu der Freude, welche ein solcher Aufschwung religiösen Lebens in seinem geliebten Annecy dem Heiligen gewährte, gesellte sich noch eine andere, die er nicht weniger empfand. Die Landschaft Gaillard, die sieben bis acht Pfarreien umschloß, war zwar im Vertrage von Vervins dem Herzoge von Savoyen zuerkannt worden, wurde aber von den Genfern unter dem Schutze Frankreichs bis zur Schlichtung der Streitigkeiten rücksichtlich des Marquisates von Saluzzo noch immer widerrechtlich besessen. Da aber nun im Vertrage von Lyon bestimmt worden, daß die Zurückgabe derselben an Savoyen gleichzeitig mit der Abtretung von la Bresse und le Bugey an Frankreich erfolgen solle, so wurde der Hauptmann Basterga, ein guter Katholik und wackerer Soldat, alsbald abgeschickt, um Gaillard in Besitz zu nehmen [2]). Gleich bei seiner Ankunft verbot er den Genfer Predigern, künftighin unter diesem Charakter jemals in dieser Gegend sich sehen zu lassen, widrigenfalls er die größte Strenge gegen sie gebrauchen werde; denn sein Herr sei fest entschlossen, den Calvinismus in seinen Gebieten nicht mehr zu dulden. Er begnügte sich nicht damit, die Protestanten ferne zu halten und ihnen jede öffentliche Ausübung ihres Bekenntnisses zu untersagen, er wollte auch die Bewohner zum katholischen Glauben zurückführen. Dazu bediente er sich sogar seiner Soldaten und zwar mit gutem Erfolge, nicht daß dieselben Gewalt anwendeten, sondern sie sollten diese guten, einfachen Leute nur ermuntern und aufforderu, dem Calvinismus zu entsagen. Die Missionäre, welche er zu diesem Zwecke sich vom Bischofe von Genf erbat, hatten leichte Arbeit, trotzdem daß die Protestanten, der strengsten Verbote ungeachtet, ihnen bei den Bewohnern noch immer heimlich, selbst öffentlich zuweilen, entgegenzuwirken suchten. Die katholische Religion hatte vor der Reformation zu tiefe Wurzeln bei diesen guten Leuten geschlagen, als daß sie so leicht hätte ausgerottet werden können. Der Gewalt weichend waren sie zwar anscheinend Protestanten geworden, im Herzen aber Katholiken geblieben, und mit der aufrichtigsten Freude begrüßten sie daher diese Aenderung der Dinge und eilten schaarenweise herbei, um sich offen als treue Anhänger der Kirche zu bekennen. Da an einer solchen Gesinnung alle Bemühungen der Genfer scheiterten, versuchten sie der katholischen Sache auf

[1]) Charl.-Aug., p. 252. — [2]) Vie de Claude de Granier, p. 222.

einem andern Wege zu schaden. Wie schon bemerkt, hatte im Lyoner Vertrage der König von Frankreich auch die Landschaft Gex mit ungefähr dreißigtausend Einwohnern erhalten; dieselbe zählte siebenunddreißig Pfarreien und vier Prioreien. Am 30. Juni desselben Jahres hatte der Baron von Luz im Namen des Königs von ihr Besitz genommen und die Einwohner ihrem neuen Herrn Treue schwören lassen. Da die Ausübung der katholischen Religion in dem Ländchen untersagt war, die Kirchengüter eingezogen und die Priester vertrieben worden, so hatte man den König angegangen, den Katholiken ihre freie Religionsübung und dem Clerus seine unrechtmäßig entzogenen Güter wiederzugeben. Der Baron Luz, dem Heinrich IV. die Ordnung dieser Angelegenheit übertragen, hatte sich damit begnügt, drei Pfarreien wieder zu errichten, alles Uebrige überließ er der persönlichen Entscheidung des Königs. Damit waren die Genfer noch nicht zufrieden; sie verlangten von Heinrich IV. außerdem, er möge sie im Besitze mehrerer mitten in Gex liegender Ortschaften lassen, welche ehedem dem Capitel von Genf zugehörten, von ihnen aber mit ihrem Gebiete vereinigt worden waren, und vor Allem, daß es ihnen gestattet sei, kein anderes Religionsbekenntniß, als das ihrige, in denselben zu dulden. Um das zu erreichen, hatten sie eine Gesandtschaft nach Paris geschickt.

Der Bischof von Genf befürchtete das Schlimmste hievon für die katholische Sache, wenn man diesen ewigen Feinden der Kirche nicht rechtzeitig entgegenzuwirken suche. Deshalb machte er dem Coadjutor den Vorschlag, zu diesem Zwecke persönlich nach Paris zu reisen. Franz erklärte sich von Herzen bereit, diese Mission zu übernehmen und traf ohne Verzug seine Vorbereitungen zur Abreise. Seine Freunde hatten gewünscht, er möge sich vorher noch die bischöfliche Weihe ertheilen lassen, um als Prälat seiner Gesandtschaft eine höhere Wichtigkeit zu geben, und so leichter zum Ziele zu gelangen. Aber er zog es vor, als einfacher Priester hinzugehen. „So lange Gott uns unsern theuren Bischof läßt, antwortete er demüthig, werde ich Nichts an meiner Stellung in der Kirche, noch an der Farbe meines Kleides ändern.“ Von seinem Freunde Favre, der sein Söhnchen mitnahm, Georg Rolland und noch einem andern Bedienten begleitet, reiste er am 3. Januar 1602 ab. Sie nahmen ihren Weg durch Burgund, um mit dem Baron von Luz, dem Befehlshaber von Dijon, zu dessen Verwaltungsbezirke die Landschaft Gex gehörte, sich über den Gegenstand ihrer Mission noch näher zu berathen.

Bei Mâcon angekommen, mußten sie über die Saône, welche

durch das Schmelzen des Schnees außerordentlich angeschwollen und reißend war. Die Fährleute fanden die Ueberfahrt zu gefährlich, und die Begleiter des Coadjutors waren ebenfalls der Ansicht, man solle den ungestümen Wellen nicht Trotz bieten. Franz jedoch wollte von einer Verzögerung der Reise Nichts wissen, da der geringste Aufschub der Sache der Religion sehr verderblich werden konnte. Im Vertrauen auf Gott drängte er die Schiffer, trotz der augenscheinlichen Gefahr, zur Ueberfahrt, und seine Begleiter, die ihn doch nicht verlassen wollten, stiegen mit ein. Als der Kahn nach unsäglichen Anstrengungen der Fährleute bis in die Mitte des Flusses gekommen war, wurden die Wellen aber so ungestüm und der Strom so reißend, daß sie sich alle verloren glaubten. Einige rangen die Hände und flehten zum Himmel um Hülfe, die Andern dachten sich durch Schwimmen zu retten, die Verwirrung und Muthlosigkeit war allgemein. Nur Franz allein bewahrte seine Ruhe und Fassung; ohne das geringste Zeichen von Bestürzung zu geben, lag er auf den Knieen und betete mit zum Himmel erhobenen Augen, und unterbrach sein Gebet nur, um hie und da seinen Gefährten Muth zuzusprechen, sie zu ermahnen, sich ganz dem Willen Gottes anheimzugeben, der Macht hat über Sturm und Wellen, und ihnen zu versichern, daß keiner umkommen werde. Glücklich gelangten sie auch an's Ufer und Alle beeilten sich, Franz für ihre Rettung zu danken, weil sie glaubten, daß nur sein Gebet dieselbe bewirkt habe; der Heilige aber unterbrach sie sogleich und wies sie an, Gott allein, als dem Herrn der Elemente, die Ehre zu geben.

Ohne Unfall setzten die Reisenden von da ihre Reise fort bis Dijon. Als sie daselbst angekommen waren, beeilten sich viele hervorragende Personen, dem Coadjutor von Genf ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Der Baron von Luz war einer der Ersten, und da er es sich zur Ehre rechnete, einen so heiligen Mann zu beherbergen, bat er Franz inständig, mit seinen Begleitern in seinem Hause abzusteigen. Der Coadjutor willfahrte gerne dieser Bitte, da er so die beste Gelegenheit fand, mit dem Baron umständlich und mit Muse über den Zweck seiner Reise zu sprechen, und er gewann denselben so sehr für seine Sache, daß er ihm sogar Empfehlungsschreiben an verschiedene einflußreiche Freunde, die er am Hofe hatte, und an den König selbst mitgab. Froh über diesen ersten Erfolg eilte Franz nach Paris weiter, woselbst er glücklich am 22. Januar anlangte[1]).

---

[1]) Charl.-Aug., p. 257.

Vor allen Dingen machte er dem päpstlichen Nuntius seinen Besuch, den er von dem Inhalte seiner Mission in Kenntniß setzte und um seinen wohlwollenden Schutz bat. Derselbe nahm sich mit Eifer der Angelegenheit an und führte ihn selbst zum Könige, von dem er auf's gnädigste empfangen wurde. Mit großer Bescheidenheit und bündiger Klarheit trug Franz die Bitte seines Bischofs vor: es möge den Katholiken in Gex freie Religionsübung, dem Edikte von Nantes gemäß, das sich auf alle Gebiete Frankreichs erstreckte, gewährt werden, sowie, daß die von den Genfern eingezogenen Kirchengüter derselben Landschaft der rechtmäßigen Besitzerin, der Kirche, wiedererstattet würden. Der König hörte ihn wohlwollend an, und versprach, Alles zu thun, um diesen Wünschen gerecht zu werden, und beauftragte unverzüglich seinen Cultusminister Villeroi mit der Untersuchung der Sache. Aber in der ersten Audienz schon, welche Franz bei diesem hatte, sollte er erfahren, daß er hier mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben werde. Villeroi machte alle möglichen Einwendungen, ließ sich das Gesuch des Bischofs von Genf erst schriftlich einreichen, sowie die Gründe auseinandersetzen, worauf derselbe sich stütze, und als das geschehen war, gab er zur Antwort, daß die Sache von zu großer Wichtigkeit sei, um sobald eine Entscheidung geben zu können; sie bedürfe reiflicher Ueberlegung; er wünsche zwar sehr, dem Verlangen und dem Wunsche des Bischofs von Genf zu willfahren, aber auf der andern Seite müsse man sich eben so sehr in Acht nehmen, die Regierung des Königs bei den Protestanten verhaßt zu machen; er werde darum nach vorheriger, gewissenhafter Erwägung der Sache dieselbe seinem Herrn und Fürsten zur endgiltigen Entscheidung vorlegen. So lange müsse man sich gedulden. Dieser Bescheid war um so verdrießlicher, weil Villeroi damals allmächtig war; er stand nicht weniger hoch in der öffentlichen Meinung, als in der seines Königs. Wiewohl ohne wissenschaftliche Bildung galt er doch für einen Mann von so außerordentlicher natürlicher Begabung, daß man ihm jenen Mangel gerne verzieh und nicht einmal bemerkte. Heinrich IV. selbst pflegte zu sagen, er wisse nicht, wer von ihnen beiden für das Wohl des Staates am nothwendigsten sei, er oder Villeroi. So hatte es allen Anschein, als sollten sich die Angelegenheiten des Coadjutors noch sehr in die Länge ziehen, zumal da der König sich nach Fontainebleau begab, wo er einen Theil des Jahres zu verbleiben gedachte. Franz mußte sich also in Geduld fügen und sich an den Gedanken gewöhnen, daß er Paris nicht so bald werde verlassen können. Aber auch hier, wie immer und überall von dem Geiste eines wahren

Apostels beseelt, verstand er es sehr wohl, alle seine Zeit zur Ehre Gottes und zum Heile des Nächsten anzuwenden.

Gleich in den ersten Tagen nach seiner Ankunft in der Hauptstadt hatte er der Herzogin von Mercoeur, Maria von Luxemburg, deren Familie so zu sagen eine erbliche Anhänglichkeit für die Familie von Sales besaß, einen Besuch abgestattet. Dankbar für diese Aufmerksamkeit und voll Bewunderung für die großen Verdienste ihres erlauchten und berühmten Besuches hatte sie nicht nur all' ihren Einfluß bei den verschiedenen Persönlichkeiten, denen sie ihn empfehlen konnte, aufgeboten, um ihm behülflich zu sein, sondern war auch nicht müde geworden, ihm überall und bei jeder Gelegenheit das größte Lob zu spenden. Sie feierte den Coadjutor von Genf als einen unvergleichlichen Prälaten: „nie, pflegte sie zu sagen, habe man in einem Manne so viel Tugend und Talent vereinigt gesehen." Da der Geistliche, welcher am Hofe die Fastenpredigten halten sollte — aus welchem Grunde ist unbekannt — daran verhindert wurde, so dachte die Herzogin von Longueville, die mit der Besorgung eines Predigers für die königliche Kapelle beauftragt war, daß Niemand dieser Aufgabe mehr gewachsen sei als jener Prälat, dessen ausgezeichnete Verdienste und liebenswürdige Tugend die Herzogin von Mercoeur stets so hoch erhob. Ueberzeugt, daß es die Vorsehung sei, welche Franz gerade zu dieser Zeit nach Paris geführt habe, um der Eitelkeit und Ueppigkeit des Hofes die ernsten Wahrheiten des Christenthums entgegenzuhalten, machte sie ihm daher den Vorschlag, die Fastenpredigten zu übernehmen, und er willigte ein[1]).

Am Aschermittwoche begann er, und nach wenigen Tagen schon war die Kapelle nicht groß genug, um alle Zuhörer zu fassen. Nicht allein die Prinzen und Hofleute, sondern auch eine Menge von Geistlichen und Gelehrten der Sorbonne drängten sich um die Kanzel und konnten nicht müde werden, diesen Mann zu bewundern, der mit einer solchen Beredsamkeit, so voll Salbung und Würde den Großen der Erde die himmlischen Wahrheiten verkündete. In seinen Reden so voll Kraft und doch so voll Gefühl, die außerdem noch bedeutend gewannen und gleichsam geheiligt wurden durch die hohe Meinung, welche man von seiner Tugend hatte, zeigte er in ihrer ganzen Nacktheit die Nichtigkeit der Welt, die Täuschungen der Selbstsucht und der Eigenliebe, die Armseligkeit der irdischen Größe, die Schwäche der starken Geister, das Falsche der menschlichen Weisheit; den Gottlosen

---

[1]) Charl.-Aug., p. 260.

rief er zu, zu zittern, den Lauen und Gleichgültigen, anzubeten, den Großen, sich selbst abzusterben, den Menschen allen, sich gegenseitig zu lieben, und zahlreiche Bekehrungen von Protestanten sowohl zum wahren Glauben, als auch von Sündern zu einem bessern Leben legten das beste Zeugniß für den innern Werth und die Vortrefflichkeit dieser Predigten ab.

Frau von Perdrauville, eine Calvinistin, verband mit der Hartnäckigkeit, womit sie im Irrglauben verharrte, noch den Eigendünkel einer falschen Gelehrsamkeit[1]). Zu verschiedenen Malen hatten tüchtige Gelehrte es versucht, sie ihrer Irrthümer zu überführen, und immer waren ihre Bemühungen umsonst gewesen. Die Neugierde, auch einmal diesen Prediger zu hören, von dem der ganze Hof entzückt war, bewog sie, in einen seiner Vorträge zu gehen. Franz sprach gerade über das Evangelium des Tages, vom letzten Gerichte, und schilderte so ergreifend das Glück derer, welche zur Rechten, und das Unglück und die Verzweiflung derer, welche zur Linken stehen werden, daß sie, die Gefahr, welcher sie sich aussetzte, wenn sie sich über die wahre Religion täusche, klar erkennend, nach der Predigt zu Franz kam, um ihn zu fragen, was er an dem protestantischen Bekenntnisse zu tadeln finde, sowie was auf der andern Seite katholische Lehre sei und welche Beweise er für dieselbe habe. Nach einigen Unterredungen, die er mit dieser Dame über religiöse Gegenstände hatte, war sie vollständig bekehrt und der Rücktritt ihrer ganzen Familie war die weitere Folge davon. Was besonders merkwürdig war, ist, daß jene Predigt, welche so zu sagen die Bekehrung einleitete, nichts enthielt, was einer Controverse gleichen konnte, kein Wort gegen die Irrlehre, kein Wort zur Vertheidigung der Kirche. Ist das Herz gerührt, so ist der Verstand bald überzeugt. „Seitdem, sagt der Heilige in einem seiner Briefe, bin ich immer der Meinung gewesen, daß derjenige, welcher mit Liebe predigt, auch genugsam gegen die Irrlehre predigt, wenn er auch kein einziges Wort des Streites gegen sie vorbringt." So groß war seine Gabe, zum Herzen des Menschen zu reden und ihn von dieser Seite zu fassen, daß der Cardinal du Perron über ihn den bekannten Ausspruch that: „Gott hat dem Bischof von Genf (so nannte man ihn allgemein) den Schlüssel zu den Herzen verliehen; wenn es sich nur darum handelt, zu widerlegen und zu überführen, so bringet mir alle Protestanten und alle Irrgläubigen her, und ich mache mich anheischig, mit ihnen fertig zu werden; aber wenn es

---

[1]) Geist des heiligen Franz von Sales, XVIII, 29.

sich darum handelt, sie zu bekehren, dann führet sie zu dem Herrn von Genf [1])."

Frau von Perdrauville war nicht die einzige, welche in den unschuldigen Netzen des heiligen Redners gefangen wurde. Eine andere Dame aus einer der vornehmsten Familien der Hauptstadt, Frau von Raconis, hatte eines Tages aus Neugierde einer Predigt über die Glückseligkeit des Himmels und die Qualen der Hölle beigewohnt; sie wurde davon so ergriffen, daß sie laut erklärte, Gott habe zu ihr durch den Mund seines Dieners geredet, und daß sie sich ernstlich mit ihrer Bekehrung beschäftigte. Aber der innere Kampf, der zwischen ihren alten so tief eingewurzelten Anschauungen und Vorurtheilen und der neuen Lehre sich entspann, war so heftig, die immer wiederkehrenden Zweifel so stark, daß sie ernstlich krank davon wurde. Als Franz dies erfuhr, machte er ihr einen Besuch, und ihre quälenden Zweifel waren rasch gelöst und verschwunden; sie nebst ihrer ganzen Familie entsagten dem Irrthume. Zwei ihrer Töchter traten sogar in einen Orden, ihr einziger Sohn wurde Capuziner und zeichnete sich durch seinen ganz besondern Eifer für die Bekehrung der Irrgläubigen aus [2]).

Selbst ein Türke, der sich in Paris aufhielt, suchte den Gottesmann auf, um von ihm Belehrung zu erhalten, besonders über das Geheimniß der heiligen Dreifaltigkeit. — Vor Allem aber waren es die frommen, vollkommenen Seelen, welche sich bei ihm Raths erholten, und in seinen Gesprächen fanden sie reichlich, was sie bedurften, was sie erleuchten, stärken und ermuntern konnte. Eine der merkwürdigsten war Madame Acarie, welche später unter dem Namen Schwester Maria von der Menschwerdung in den Carmeliterorden trat, und im Jahre 1791 von Pius VI. selig gesprochen wurde. Diese eifrige Dienerin Gottes beichtete häufig bei dem Coadjutor während der sechs Monate, die er in Paris verweilen mußte; und durch ihn erfuhr sie etwas was sie noch nicht wußte, so vollkommen und erleuchtet sie sonst auch war, daß nämlich die Unvollkommenheiten, welche ein Ausfluß der menschlichen Schwäche sind, ohne die freie Zustimmung des Willens noch keine Sünde werden, und darum keine Materie zur Absolution in der Beichte bieten können, welche ja nur mit Ueberlegung und Freiheit des Willens begangenen Uebertretungen ertheilt werden kann. Ueber diese ihr ganz neue Lehre erstaunt, suchte sie also bei der Gewissenserforschung etwas zu entdecken was nach diesen Grundsätzen den Charakter einer läßlichen Sünde hatte, konnte

---

[1]) Charl.-Aug., p. 264. — [2]) Ebendas. p. 261.

aber nie eine solche finden, so daß sie, so oft sie der Gnade der Absolution theilhaftig werden wollte, genöthigt war, sich irgend einer Sünde aus ihrem frühern Leben wieder anzuklagen. Franz fand seinerseits auch einen großen Vortheil für sich selbst in der Unterhaltung und dem Umgange mit einer so reinen Seele. Es gewährte ihm jedesmal ein unaussprechliches Vergnügen, sie von Gott reden zu hören; sein Herz wurde dann ganz von göttlicher, heiliger Liebe entflammt, und da er, je mehr er Gott liebte, ihn noch immer mehr lieben wollte, so trug er kein Bedenken, jeden Tag, auch bei dem unangenehmsten und schlechtesten Wetter, zu Fuß den weiten Weg von seiner Wohnung bis zu dem Hause der Madame Acarie zu machen, um in ihren Gesprächen neue Nahrung für seine Liebe zu Gott zu finden. Dieselben ließen einen so tiefen Eindruck in seiner Seele zurück, daß er während seines ganzen Lebens jener Stunden nur mit heiligem Entzücken gedenken konnte.

Unterdessen hatte er seine Fastenpredigten beendigt. Als Honorar sandte ihm die Herzogin von Longueville eine prachtvolle, mit Gold gefüllte Börse, welches schöne Geschenk mit den verbindlichsten und schmeichelhaftesten Ausdrücken begleitet war. Franz fühlte sich ganz beschämt. „Sagen Sie der Herzogin, sprach er zu dem Ueberbringer, daß ich ihr zu Dank verpflichtet sei, weil sie mich bei dieser Gelegenheit weit über meine Verdienste geehrt hat, und daß sie mich stets bereit finden werde, ihr auch in den schwierigsten Dingen zu gehorchen. Ich bedaure nur, daß ich den Anforderungen, welche eine so hohe und erlauchte Zuhörerschaft und die Berühmtheit der Kanzel an mich stellten, nicht mehr entsprochen habe, aber man muß es meiner Unfähigkeit und unbeholfenen Sprache, und nicht dem Mangel an gutem Willen zuschreiben. Sagen Sie ihr ferner, daß ich sie bäte, mir zu erlauben, ihr Geschenk abzulehnen; ich habe es mir zur Pflicht gemacht, umsonst zu geben, was ich umsonst empfangen habe, und ich begehre keinen andern Lohn für meine Arbeiten, als jenen, der mir im Himmel bereitet ist[1]."

Eine solche Uneigennützigkeit und eine so edle Gesinnung erhöhten noch mehr die allgemeine Achtung und Bewunderung für den heiligen Apostel; in der ganzen Stadt sprach man von dem Bischofe von Genf, wie man ihn nannte, wiewohl er erst Coadjutor war. „Der Bischof von Genf, sagte ein Parlamentsrath, der seinen Predigten sehr fleißig beigewohnt hatte, hat in mir viel Gutes bewirkt, zugleich

---

[1]) Charl.-Aug., p. 262. — De Maupas, p. 175.

aber auch etwas so Schlimmes, daß er nie im Stande sein wird, es wieder gut zu machen: er hat mir alle andern Prediger verleidet[1])." Heinrich IV., der die ganze Fastenzeit in Fontainebleau zugebracht hatte, war auch neugierig geworden, den Prediger, der so hoch in der öffentlichen Meinung stand, mit eigenen Ohren zu hören. Bei einer Audienz, die er daselbst Franz in der Osterwoche ertheilte, lud er ihn deshalb ein, in der Schloßkapelle zu predigen. Der Coadjutor kam dem Wunsche des Königs auf's bereitwilligste nach und bestieg am folgenden Sonntage die Kanzel. Als er seine Rede beendet, äußerte Heinrich laut, daß Alles was er über diesen Savoyarden vernommen habe, noch hinter der Wahrheit zurückbleibe; einen solchen Redner habe er noch nie gehört und einem Manne von solchem Verdienste gebühre ein hervorragenderer Bischofsstuhl, als der von Genf. Seine Achtung für Franz wuchs in dem Maße, als er ihn kennen lernte, er sprach nur mehr mit Bewunderung von ihm. „Der Bischof von Genf, sagte er, ist wahrhaftig die Perle der Prälaten; die andern haben fast immer eine schwache Seite; bei dem einen fehlt es an Wissenschaft, bei dem andern an Frömmigkeit, alles dies vereinigt der Bischof von Genf und das im höchsten Grade in sich, eine seltene Wissenschaft und eine tiefe Frömmigkeit, und außerdem ist er von hoher Geburt. Wenn ich noch nicht bekehrt wäre, so würde er mich heute in den Schooß der Kirche zurückgeführt haben."

Nach Paris zurückgekehrt, betrieb Franz mit erneutem Eifer die Unterhandlungen rücksichtlich der religiösen Angelegenheiten der Landschaft Gex; das Wohlwollen, welches ihm der König auch hierin bewiesen hatte, ließ ihn hoffen, daß er dieselben bald zu einem günstigen Abschluß bringen werde. Allein, wie viele Andere, erfuhr auch er, daß der gute Wille der Fürsten allein nicht genügt, und daß die Minister, zuweilen sogar untergeordnete Beamte, mehr darin vermögen als der Souverän selbst. Zu dieser Saumseligkeit des Staatsministers kam noch, wie zu erwarten, der Umstand, daß die Genfer auf jede Weise die wenn auch noch so gerechten Ansprüche des Bischofs von Genf zu entkräften suchten und im Staatsrathe alle möglichen Gründe gegen dieselben vorbrachten, so daß die endgiltige Entscheidung auf's neue bis zu einem Zeitpunkte hinausgeschoben wurde, der sich einstweilen noch nicht bestimmen ließ. So war Franz gezwungen, wider Willen seinen Aufenthalt in Paris zu verlängern, um sein gutes Recht nicht schutzlos Preis zu geben.

---

[1]) De Cambis, I, p. 431.

Während dieser Zeit wurde er von der Herzogin von Mercoeur ersucht, für ihren verstorbenen Gemahl Philipp Emmanuel von Lothringen, einer der tüchtigsten Feldherren seiner Zeit, die Leichenrede zu halten. Der deutsche Kaiser Rudolph II. hatte demselben im Jahre vorher den Oberbefehl gegen die Türken übertragen, die er mit Glück und Geschick bekämpfte. Auf der Rückkehr nach Frankreich im Jahre 1602 wurde er in Nürnberg von einem bösartigen Fieber ergriffen, dem er am 19. Februar unterlag. Die Nachricht von seinem Tode versetzte die Herzogin in die tiefste Trauer; in ihrem Schmerze war sie für alle Trostesworte unempfänglich. Franz allein war es gelungen, Zutritt zu ihr zu finden und ihre gebeugte, der Verzweiflung nahe Seele wieder aufzurichten, ihr Ergebung in den Willen Gottes einzuflößen; es war ihr möglich geworden, Vorbereitungen zu treffen, um für den Todten, dessen sterbliche Reste schon nach Nancy gebracht und in der dortigen Franziskanerkirche beigesetzt worden waren, auch in der Notre-Dame-Kirche in Paris einen feierlichen Trauergottesdienst abhalten zu lassen, und sie hatte den Coadjutor von Genf gebeten, die Leichenrede dabei zu übernehmen. Es war das keine so leichte Sache, da der Herzog von Mercoeur eines der hervorragendsten Häupter der Ligue gewesen war, der erste, welcher die Waffen gegen Heinrich III. ergriffen, und der letzte, welcher sich mit Heinrich IV. ausgesöhnt hatte. Aber Franz konnte unmöglich die Bitte abschlagen, da sein Vater, Großvater und Urgroßvater als Pagen am Hofe der Fürsten von Martigues, der Vorfahren der Herzogin, gewesen waren, und ihn letztere so gleichsam als erblichen Diener ihres Hauses betrachtete. So nahm er denn die Einladung an. Mit großer Geschicklichkeit und bewundernswerthem Tacte vermied er es gänzlich, über das politische Leben des Verstorbenen zu sprechen, da das nicht möglich war, ohne die meisten seiner Zuhörer zu verletzen, unter denen sich unter andern mehrere Cardinäle und Bischöfe, viele Prinzen und Prinzessinnen, Marschälle von Frankreich, Ritter vom heiligen Geistorden und das ganze Parlament befanden. Er beschränkte sich darauf, ihn als einen musterhaften Christen, einen großen Verehrer der allerseligsten Jungfrau, einen Wohlthäter der Kirchen und Vater der Armen, als einen tapferen und einsichtsvollen Feldherrn zu rühmen. Bei der Schilderung seiner letzten Augenblicke angekommen, sprach er: „Ungewiß, an welchem Orte der Tod ihn erwartete, erwartete er ihn überall; und als er sein Nahen empfand, da rief er aus: „„In Ewigkeit sei gepriesen mein Gott und mein Schöpfer, wie im Himmel, so auch auf Erden.

So bin ich denn durch seine Barmherzigkeit am Ende dieses Lebens angelangt; er will nicht, daß ich noch länger im Elende und all' der Armseligkeit dieser Welt verweile. Zwar hatte ich gelobt, nach Loretto zu pilgern, um seiner heiligen Mutter meine Ehrfurcht zu bezeigen; aber da es ihm so gefällt, so bin ich gerne bereit, meinen Reiseplan zu ändern, um im Himmel Jene zu ehren, der ich gerne auf der Erde noch meine Ehrerbietung bezeigt hätte."" Kurz nach diesen Worten brachte man ihm die heilige Wegzehrung; und als er seinen Heiland in der Brodsgestalt erblickte, da hielt es ihn trotz seiner Schwäche nicht im Bette; zur Erde warf er sich nieder, um seinen Erlöser unter Thränen und den feurigsten Empfindungen der Andacht anzubeten. Ihm seine Seele und sein Herz weihend, empfing er ihn mit all' der Demuth und Inbrunst, die sein starker, lebendiger Glaube ihm auf dem letzten Wege einflößen konnte."

Die Herzogin wünschte diese Trauerrede gedruckt zu sehen, und Franz gab seine Einwilligung dazu, weil, wie er selbst sagte, dieselbe einen getreuen Abriß der Thaten des Fürsten enthielt, und er es für seine Pflicht halte, dem Verlangen der Herzogin zu entsprechen. Zugleich entschuldigte er sich bei ihr, daß er Manches mit Stillschweigen übergangen, weil es so die Klugheit gerathen habe. „Der schönste Theil, schrieb er ihr, dürfte sich wohl mit Recht beklagen, daß er ausgelassen worden. Aber da ich nur das sagen durfte, was für Zeit, Ort und Zuhörer paßte, so habe ich es der Geschichte anheimstellen müssen, diesen Mangel zu ergänzen und gut zu machen."

Von Tag zu Tag wuchs das Ansehen des Coadjutors. Die Kirchen und Ordensgenossenschaften der Stadt, selbst die Klöster aus der Umgegend trachteten eifrig nach dem Glücke, seine Predigten zu hören, sich bei ihm Raths zu erholen, selbst in zeitlichen Angelegenheiten; und da er nie Nein sagen konnte, so kam er diesen Wünschen jedes Mal bereitwillig nach, so daß er, wie Frau von Chantal erzählt, während seines sechsmonatlichen Aufenthaltes in Paris wenigstens hundert Mal predigte; kaum daß ihm all' diese Predigten, wozu noch so manche andere Arbeiten kamen, die nöthigste Zeit zum Essen und Schlafen ließen.

Diese rastlose Thätigkeit für das Wohl Anderer ließ ihn jedoch keineswegs seine eigene Heiligung und Vervollkommnung vergessen. Als er eines Tages an einem Palaste vorbeiging, dessen Bau von auffallender Schönheit war, sprach er seufzend zu sich selbst: „Wollte Gott, daß ich auf die Regelung meines Herzens ebenso viel Sorge verwendete, wie der Baumeister auf die Erbauung dieses Hauses;

Alles ist hier vollendet, alle diese Steine da haben sich so leicht behauen und glätten lassen. Und meine Seele dagegen! O, welche Schande! Ihre Unebenheiten habe ich noch nicht ausgeglichen, ihre Rauhheiten noch nicht geglättet.“ In solche Gedanken versunken kam er zu seiner Wohnung und geißelte sich mit solcher Strenge, daß man es im nächsten Zimmer hören konnte[1]). Alle menschlichen Rücksichten mußten weichen, wo es sich um das Heil der Seelen und besonders seiner eigenen handelte; und das beschäftigte ihn stets so sehr, daß er für erstere kein Gefühl mehr hatte.

Eines Tages, in der Frohnleichnams-Octave, sollte er in der Kirche des heiligen Benedict predigen. Als er gerade im Begriffe war, auf die Kanzel zu gehen, eilte einer seiner Freunde mit verstörter Miene auf ihn zu und sagte ihm ganz im Geheimen, daß soeben der Marschall von Biron, der Baron von Luz und mehrere andere Edelleute als Verschwörer verhaftet worden seien, unter der Anschuldigung, mit dem Könige von Spanien und dem Herzoge von Savoyen sich verbündet zu haben, im Namen dieser Fürsten sich der Provence, der Dauphiné, der Bourgogne, der Bresse und mehrerer andern Provinzen zu bemächtigen. „Man hat dem Könige hinterbracht, fügte er hinzu, daß Sie auch zu den Verschwörern gehören, daß die Betreibung religiöser Angelegenheiten von Gex nur ein Vorwand sei, um sich, ohne Aufsehen zu erregen, in Paris aufzuhalten, daß Sie aber in Wirklichkeit nur ein Emissär des Herzogs von Savoyen seien, um auch hier die Verschwörung anzuzetteln. Ihre Verbindungen mit dem Baron von Luz und die Wärme, mit welcher er Sie seinen besten Freunden hier empfohlen, geben dieser Verläumdung den Schein der Wahrheit; seien Sie darum auf Ihre Sicherheit bedacht.“ Mit der größten Ruhe vernahm Franz diese Nachricht, ohne die geringste Bestürzung zu zeigen; er glaubte nicht, daß es anderer Waffen bedürfe, um seine Unschuld zu vertheidigen, als seine Tugend selbst. Nachdem er seinem Freunde gedankt hatte, ging er auf die Kanzel und predigte mit derselben Freiheit des Geistes, mit derselben Sicherheit, als habe man ihm von all’ dem nicht gesprochen. „Wie! sprach sein Freund nach der Predigt zu ihm, was ich Ihnen mitgetheilt habe, das beunruhigt Sie nicht? Sie sind des Hochverrathes beschuldigt, und Sie bleiben gleichgiltig dabei?“ — „Wäre ich schuldig, antwortete Franz, so würde ich mich allerdings beunruhigt fühlen; ich würde auf meine Flucht bedacht sein, wenn mein Gewissen

---

[1]) Longueterre, p. 425.

mir etwas vorwürfe; aber da ich schuldlos bin, so setze ich all' mein Vertrauen auf Gott, und ich bin so weit entfernt, Furcht zu empfinden, daß ich jetzt stehenden Fußes zum Könige eile. Ist mein guter Ruf auch nur im geringsten zum Wohle der Religion von Nutzen, so wird Gott ihn schützen; wenn nicht, so kümmere ich mich nicht darum." In der That begab er sich auf der Stelle zum Louvre, wohin Heinrich IV. seit sechs Wochen zurückgekehrt war. Mit der ihm eigenen Menschenkenntniß eilte der Fürst, sobald er Franz erblickte, ihm entgegen mit den Worten: „Bemühen Sie sich nicht, sich zu rechtfertigen, denn ich habe nie Verdacht gegen Sie gehegt; aber ich kann es nicht verhindern, daß man mir solche Dinge zuträgt." — „Sire, erwiderte Franz, ich bin in Staatsangelegenheiten nicht bewandert genug, um mich darein mischen zu wollen; aber selbst, wenn ich etwas davon verstände und mich damit beschäftigen wollte, so würde ich nicht mit einer solchen Nichtswürdigkeit beginnen, namentlich nach all' den Beweisen der Güte, welche Ew. Majestät mir hat zu Theil werden lassen [1])."

Mehr und mehr stieg die Bewunderung und Achtung des Königs für den Heiligen; er konnte nicht müde werden, bei jeder Gelegenheit zu wiederholen, daß der Bischof von Genf ein wahrer Gottesmann sei, der Alles auf Gott beziehe; daß er mit einer bewunderungswürdigen Klugheit eine seltene Bescheidenheit verbinde, daß er es verachte, zu schmeicheln und einem Jeden das zukommen lasse, was ihm gebühre; und als ein Edelmann eines Tages ihm sein Erstaunen darüber äußerte, daß er diesen savoyardischen Bischof stets so sehr liebe, antwortete Heinrich: „Ja, ich habe eine ganz besondere Hochachtung für ihn, weil er alle Tugenden in sich vereinigt, ohne einen einzigen Fehler zu haben. Nie habe ich Jemanden gekannt, der mehr geeignet gewesen, den Priesterstand wieder in seinem alten Glanze erscheinen zu lassen: er ist sanftmüthig, freundlich, demüthig von Herzen, stets sich selbst gleich bleibend; er besitzt eine tiefe, ungeheuchelte Frömmigkeit, die aber frei von jeder Aengstlichkeit ist; kurz, er ist ein Mann, der am besten im Stande ist, die Irrlehre auszurotten und die katholische Religion wieder herzustellen [2])."

Als er sich eines Tages mit du Perron über die Bekehrung einer angesehenen und bedeutenden Familie unterhielt, welche Franz leicht und in kurzer Zeit bewirkte, während Andere lange und trotzdem

---

[1]) Charl.-Aug., p. 264. — De Maupas, p. 179. — [2]) Charl.-Aug. p. 266. — De Maupas, p. 178.

immer vergebens daran gearbeitet hatten, bemerkte letzterer: „Es fehlte in der That wenig, daß ich bei dieser Nachricht alle meine Streitschriften und Controversen in's Feuer geworfen hätte, um mich einzig und allein darauf zu beschränken, seine Sanftmuth und seine Tugenden nachzuahmen, welche alle Herzen gewinnen [1])." — „Auch ich, versetzte der König, liebe den Bischof von Genf sehr; und besonders deshalb, weil er nicht zu schmeicheln versteht." Ein schönes Zeugniß, das nicht weniger dem Fürsten als Franz selbst zur Ehre gereichte.

Ein anders Mal fragte er seinen Secretär Deshayes, Gouverneur von Montargis, mit dem Franz von Sales innig befreundet war, wen er am meisten liebe, ihn oder den Bischof von Genf? — „Sire, antwortete der Edelmann verlegen, Sie sind mein Herr und mein König, und als solchen muß ich Sie mehr ehren und lieben als sonst Jemanden." — „Lassen wir das Müssen bei Seite, entgegnete Heinrich, ich wünsche, daß Sie mir offen gestehen, wen von uns beiden Sie mehr lieben, ihn oder mich." — „Sire, sprach da Deshayes, ich bekenne offen, daß ich für den Bischof von Genf eine zartere und innigere Freundschaft hege, eine Freundschaft, die nicht einmal mit einer andern verglichen werden kann, weil ich dieselbe im höchsten Grade für ihn empfinde." — „Ich bin nicht böse darüber, versetzte der König; aber sagen Sie ihm doch in meinem Namen, daß ich der dritte in diesem Freundesbunde sein möchte [2])."

So groß war die Hochschätzung Heinrich's IV. für Franz, daß er offen die Absicht aussprach, ihn von dem Papste für sich zu erbitten, um ihn nach England zu schicken, wo er die Bekehrung des Königs Jacob I. versuchen sollte, da er nach seiner Meinung von den Prälaten der ganzen Kirche durch seine Gelehrsamkeit und seine Weisheit dazu am fähigsten war [3]). Bevor dies jedoch geschah, bat er ihn inständig und zu wiederholten Malen, in Frankreich zu bleiben, und machte ihm die glänzendsten Versprechungen [4]). „Bleiben Sie bei mir, sagte er eines Tages zu ihm, ich werde Ihnen eine bessere Stellung verschaffen, als jene, welche Sie in Savoyen haben." — „Sire, erwiederte Franz, ich bitte Ew. Majestät, mich gnädigst entschuldigen zu wollen; ich kann dies Anerbieten nicht annehmen. Ich bin bereits verheirathet, ich habe eine arme Gattin gewählt und ich kann sie nicht um einer reichern willen verlassen. Wenn Ew. Maje-

---

[1]) Charl.-Aug., p. 264. — [2]) De Cambis, I, 426. — De Maupas, p. 180. — [3]) Nach de Charmoisy. — [4]) Nach der hl. Chantal. — De Maupas, p. 177.

stät einiges Wohlwollen für mich haben, so bitte ich um nichts Anderes, als um die Wiederherstellung der katholischen Religion und ihrer Kirchen in der Provinz Gex." — „Ihre Bescheidenheit, versetzte der König, erhebt Sie weit über mich. Ich glaube mich über jenen, welche um meine Wohlthaten anhalten, aber ich stehe unter denen, welche dieselben ausschlagen [1])." Umsonst bediente sich auch der König, um ihn für seine Absichten zu gewinnen, des Einflusses jener, von welchen er glaubte, sie vermöchten am meisten über ihn; es war Alles vergebens. Da der König aber ihm seine Achtung durchaus auch durch einen Act der Freigebigkeit bezeigen wollte, zumal, da er wußte, daß seine Einkünfte sehr bescheidener Natur waren, so ließ er ihm durch seinen Schatzmeister ein bedeutendes Jahrgeld anweisen. Der Coadjutor fühlte sich nicht geneigt, dieß Geschenk anzunehmen, um so weniger, weil der Herzog von Savoyen es sicherlich nicht gerne gesehen hätte, daß er von einem fremden Herrscher einen Gehalt beziehe, zumal von einem solchen, mit dem er nicht auf dem besten Fuße stand. Andererseits wollte er aber auch nicht einen so großmüthigen und so wohlwollenden Fürsten wie Heinrich IV. unzufrieden machen. Darum schrieb er ihm Folgendes zurück: „Sire, von ganzem Herzen danke ich Ew. Majestät, daß sie gnädig geruht hat, meiner zu gedenken. Mit großer Freude nehme ich Ihr königliches Geschenk an. Doch, Sire, gestatten Sie mir, daß ich offen rede: Dank dem Herrn, bin ich jetzt in einer Lage, daß ich dieses Jahrgeldes keineswegs bedarf. Darum bitte ich Ew. Majestät ganz gehorsamst, gnädigst geruhen zu wollen, daß dasselbe bei ihrem Schatzmeister so lange aufbewahrt bleibe, bis ich desselben bedürftig sein werde." Der König, dessen große Seele eine edle Denkungsart zu schätzen wußte, las diesen Brief mit aufrichtiger Bewunderung, und laut sagte er, daß er noch nie Jemanden gefunden habe, der auf eine so liebenswürdige und feine Weise eine angebotene Gnade abzuschlagen verstehe [2]).

Unter den vielen und mannigfachen Arbeiten, mit denen Franz fast ununterbrochen überhäuft war, indem man ihn von den verschiedensten Seiten her um seinen Rath und seine Hülfe ersuchte, wo es sich um ein Werk zur Ehre Gottes oder zum Heile der Seele handelte, wie z. B. bei der Einführung des Ordens der Carmeliterinnen in Frankreich, nahm die Verkündigung des Wortes Gottes immer die erste

---

[1]) De Cambis, I, p. 430. — [2]) Geist des hl. Franz von Sales, IV, 16. — Dom Jean de Saint François, p. 451.

Stelle ein; und der Herr fuhr fort, seine Bemühungen und Anstrengungen im Predigtamte sichtlich zu segnen.

Eines Tages begegnete es ihm auf der Kanzel einer Klosterkirche, daß er in Verwirrung gerieth; um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, ging er rasch auf einen Controvers-Gegenstand über und behandelte denselben mit solcher Schärfe und solchem Nachdruck, daß ein Zuhörer, der bemerkte, daß er von seinem Thema abging, mit ziemlich lauter Stimme, so daß er von seinen Nachbarn verstanden werden konnte, sagte: „In diesem Augenblicke spricht nicht mehr der Bischof von Genf, sondern es ist der heilige Geist, der durch seinen Mund redet, und ein auffallendes Ereigniß wird zeigen, daß ich die Wahrheit sage.“ In der That hatte er Recht: die Folge von dieser Predigt war die Bekehrung einer protestantischen Dame von hoher Geburt [1]). An einem andern Tage machte er die gewiß nicht weniger schwierige Eroberung einer von den Eitelkeiten und den Freuden der Welt berauschten Seele. Es war dies eine junge Hofdame von hoher Abkunft, hervorragend durch ausgezeichnete Geistesgaben und Anmuth ihres ganzen Benehmens; leider wandte sie diese Geschenke des Himmels nicht zum Besten an. Leidenschaftlich liebte sie die Lectüre von Romanen und den Putz, eine unbändige Sucht zu gefallen und zu genießen beherrschte sie ganz, und es konnte so nicht fehlen, daß sie alle jungen Leute, welche ihre Reize gefesselt hielten, zu ihren Füßen sah. Trotz all dieser Hindernisse für ihre Bekehrung wurde sie von einer Predigt des Heiligen so ergriffen, daß sie unter strömenden Thränen gleich am andern Tage zu ihm kam und ihn beschwor, sich ihrer Seele anzunehmen. Wohlwollend nahm er sie auf und suchte vor Allem ihre natürlichen Anlagen kennen zu lernen. Die Sanftmuth und Güte ihres Characters erfüllte ihn mit Freude, aber die Schwäche desselben und das Gewinnende ihres ganzen Wesens flößte ihm Besorgniß ein. „Ich sehe wohl ein, meine Tochter, sprach er zu ihr, daß Sie geraden Weges zu Gott nie gelangen können. Nur durch die Geschöpfe wird dies möglich werden.“ Das war allerdings schwierig; aber Dank seinen heilsamen Rathschlägen, die sie gehorsam befolgte, und der Lebensregel, die er ihr vorschrieb, triumphirte sie über die Gefahren ihrer Stellung wie ihres Characters, der zu gefühlvoll war und sich zuleicht hinreißen ließ; während ihres ganzen Lebens verstand sie es nun auch, am Hofe das Gesetz Gottes zu beobachten und wurde ein Muster von Tugendhaftigkeit.

Ueber all dem ließ Franz die Sorge für die religiösen Angelegenheiten von Gex nicht außer Acht. Ohne Unterlaß drängte er stets

auf eine endliche Erledigung derselben, und trotz seines Drängens und Bittens zogen sie sich immer in die Länge. Ein unglücklicher Zwischenfall hatte dazu beigetragen, sie noch mehr zu verwickeln. Der Baron von Luz, welcher als Gouverneur von Burgund und folglich auch von Gex ganz besonders bei der Sache betheiligt war, saß, wie schon bemerkt, wegen Hochverraths im Gefängnisse, und so lange er nicht freigelassen oder durch einen andern ersetzt wurde, konnten die Unterhandlungen nicht vorangehen. Glücklicherweise geschah das erstere bald. Heinrich IV. liebte wie alle geraden Seelen die Offenheit, und auf ein aufrichtiges Geständniß des Barons, worin er ihm alles enthüllte, was er über die Verschwörung wußte, sowie auch welchen Antheil er selbst daran genommen, begnadigte er ihn nicht nur, sondern schenkte ihm auch seine Gunst wieder. Franz schöpfte neue Hoffnung, und seine Hoffnung wurde nicht getäuscht. Als der König von Luz als Gouverneur nach Burgund zurück schickte, gab er ihm den Auftrag mit, an allen Ortschaften von Gex, in denen sich eine hinreichende Zahl von Katholiken vorfände, die Ausübung der katholischen Religion wiederherzustellen, unter der einzigen Bedingung, daß er nur allmählig damit zu Werke gehe, um die Protestanten nicht durch die gleichzeitige Errichtung einer zu großen Anzahl von Pfarreien zu erbittern. In demselben Sinne schrieb er auch an den Coadjutor und bat ihn, er möge in diese Pfarreien Hirten senden von einem musterhaften Lebenswandel, die da im Stande seien, dem Volke als ein lebendiges Beispiel zu dienen, Männer des Friedens und der Liebe, die mit Niemanden Zank und Streit suchten.

Nach glücklicher Beendigung dieser Angelegenheit verschob Franz seine Abreise von Paris nicht länger. Es drängte ihn um so mehr zur Rückkehr in sein geliebtes Savoyen, weil eben seine Bestätigungsbulle von Rom angekommen war und die stets zunehmende Schwäche und Kränklichkeit seines Bischofs es ihm zur Pflicht machten, sich so bald als möglich die bischöfliche Weihe ertheilen zu lassen, um für die religiösen Bedürfnisse der Diöcese Sorge tragen zu können. Eher als er dachte, sollte er der alleinige Hirt derselben werden. Schon auf der Reise erhielt er die Nachricht vom Tode von Granier's. Am 15. August war er von der Ruhr befallen worden, wozu sich noch andere schlimme Anzeichen gesellten. Gleich von Anfang sagte er selbst, daß er nicht mehr genesen werde, und verlangte die heilige Wegzehrung und die letzte Oelung. Zwei Tage nachher am 17. starb er. Ein Testament hinterließ er nicht, da es überflüßig gewesen, ein solches zu machen; denn nach seinem Tode fand man nur

zwei und einen halben Groschen in seinem Hause; und der Erlös aus dem Verkaufe seiner Möbel, Bücher u. s. w. reichte eben hin, um seine Schulden zu bezahlen [1]).

Das erste Gefühl, welches Franz bei dieser Nachricht empfand, war das der Selbsthingabe und der Selbstaufopferung; aus der Tiefe des Herzens machte er das Gelübde, sich ganz und gar dem Dienste Gottes und der seiner Führung anvertrauten Seelen zu weihen, nur für diese Aufgabe zu leben und Alles, selbst sein Blut, wenn es so nothwendig wäre, dafür zum Opfer zu bringen; und diese vollständige und glühende Hingabe seiner selbst an sein heiliges Amt war nicht eine vorübergehende Begeisterung, die sich mit der Zeit abkühlte; stets war sie ebenso vollkommen, ebenso entschieden und innig, wie am ersten Tage. Aber Angesichts der schweren Verpflichtungen, der großen Bürde, die nun nach dem Tode Granier's auf seine Schultern gelegt wurde, konnte er sich einer heiligen Furcht nicht erwehren; die Aufgabe schien ihm zu groß. Doch das Bewußtsein, daß er selbst nichts gethan habe, um zu dieser hohen Würde zu gelangen, daß seine Erhöhung wohl im Willen der Vorsehung gewesen, gab ihm auch wieder das Vertrauen, daß Gott ihm beistehen werde, und voll Zuversicht legte er getrost alle Lasten des bischöflichen Amtes in seine starke Hand. In dieser Stimmung begab er sich nach Annonay, um vor seinem Amtsantritte den greisen Petrus de Villars, der früher Bischof von Mirepoix und später von Vienne gewesen war, nun aber zurückgezogen in dieser kleinen Stadt lebte, um Belehrung und Rath zu bitten. Die großen Erfahrungen, welche dieser ehrwürdige Greis besaß, seine Frömmigkeit und Weisheit machten ihn ganz besonders zum Rathgeber für einen angehenden Bischof geeignet, und damit er dies um so besser thun könne, wollte Franz ihm das Innerste seines Herzens durch eine Generalbeichte aufschließen. Die Reinheit seiner schönen Seele, welche der fromme Prälat hier entdeckte, erbaute ihn so sehr, daß er sich äußerte, „diese Beichte werde ihm während seines ganzen Lebens zu seiner eigenen Beschämung gereichen."

Nach Lyon zurückgekehrt, begab er sich von da nach Gex, um mit dem Baron von Luz gemeinschaftlich für die Interessen der katholischen Religion zu arbeiten, konnte aber von diesem nicht mehr als die Errichtung dreier Pfarreien, wozu auch die Stadt Gex selbst gehörte, erreichen. Er beschwerte sich darüber in einem Briefe an Heinrich IV., und bat ihn inständig, er möge doch sein einmal

[1]) Vie de Granier, p. 249 et suiv.

begonnenes Werk nicht so sehr unvollendet lassen. Der König gab ihm hierauf die Vollmacht, noch zwei weitere Pfarreien zu errichten. Mehr ließ sich vorläufig nicht thun.

Um sich auf die bischöfliche Weihe vorzubereiten, zog er sich nun auf Schloß Sales zurück. Während der wenigen Tage, die er daselbst verweilte, erhielt er eine Menge Beglückwünschungsschreiben von den Behörden von Annecy und den meisten Städten seiner Diöcese, namentlich aber von den Domherren seines Capitels. Den letztern antwortete er, daß, wenn sie sich über seine Erhebung freuten, so könne er sich nur über ihre Freundschaft und Liebe zu ihm freuen; die bischöfliche Würde erfülle ihn mit Furcht und Zagen. „Doch, fügte er hinzu, ich setze mein Vertrauen auf die Güte Gottes, die uns ja nie im Stiche lassen wird, wo es noth thut; ich hoffe, daß er mir gnädig beistehen werde, meine Pflichten zu erfüllen, und Euch alle Liebe und Anhänglichkeit, wie ich es wünsche, zu vergelten."

Was ihn am meisten in diesen Tagen vor seiner eigentlichen Vorbereitung auf die Weihe beschäftigte, war ein Brief an die „Töchter Gottes." Dieselben gehörten zu dem Orden von Fontevrault, der im Jahre 1100 von Robert d'Arbrisselles gestiftet worden war. Ihren Namen hatten sie von einer religiösen Genossenschaft, welche vom heiligen Ludwig zum Zwecke der Krankenpflege errichtet worden, und deren Kloster sie bewohnten, beibehalten. Oefters hatte Franz während seines Aufenthaltes in Paris ihr Haus besucht und nur Erbauliches und Gutes darin bemerkt. Seitdem hatte er aber erfahren, daß manche Schwestern sich besonderer Unterstützungen an Geld von den Ihrigen erfreuten, welche sie dazu verwendeten, sich feinere Speisen und bessere Kleider als die übrigen zu verschaffen, während kranke Mitschwestern, denen ihre Familien nichts geben konnten, der wünschenswerthen Erleichterungen und Annehmlichkeiten entbehren mußten. Außerdem hatte man ihm bemerkt, daß ihre Erholungen zu sehr den Charakter der Zerstreuung trügen und nicht in dem Geiste der Einfachheit und Frömmigkeit stattfänden, wie es sich in einem Kloster gezieme. Da diese Schwestern ihm immer viel Achtung und Zuneigung bewiesen hatten, so hoffte er, sie würden eine Zurechtweisung über diese Mißbräuche von seiner Seite nicht ungünstig aufnehmen. In einem langen Briefe zeigte er ihnen also, daß diese Unordnungen der religiösen Vollkommenheit ganz zuwider sind, da diese keinen Flecken an sich duldet. Man müsse dieselben im Keime schon ersticken, weil sie später schwer auszurotten sind und eine Quelle der größten Uebel werden können; diese besondern Unterstützungen, welche

viele Schwestern genössen, seien dem Gelübde der Armuth entgegen, und die Erlaubniß dazu könne nicht verhindern, daß die Sache doch ein Mißbrauch sei. „Das Wort Vergünstigung, sagt er, will mir bei Personen, die nach der Vollkommenheit streben sollen, schon gar nicht gefallen. Es ist besser, nach der Regel zu leben, als Ausnahmen davon ohne Noth zu machen, um so mehr, da die Obern häufig solche Vergünstigungen geben, gleich Moses, wegen der Herzenshärtigkeit derer, welche sie verlangen. Die Vergünstigungen gestattet man immer nur aus Barmherzigkeit und Gnade beim Eintritt in ein Kloster; haben sie aber einmal festen Fuß darin gefaßt, so bleiben sie hartnäckig und lassen sich nur mehr durch Strenge vertreiben. . . . . Vielleicht läßt Euch die Liebe zu Eurem Hause glauben, daß es einer Reform nicht bedürfe; aber, seid auf Eurer Hut, die Eigenliebe ist listig, sie schleicht sich überall ein und verleitet uns zu dem Wahn, daß sie es nicht sei. Die wahre Liebe zu unsern Häusern muß uns Alles an ihrer wahren Vollkommenheit gelegen sein lassen und nicht blos an ihrem äußern Rufe. Nichts steht so fest, daß es nicht fallen, Nichts ist so rein, daß es am Ende nicht von einigen Staubflecken getrübt sein könnte. Euer Haus ist schön, gut und reich an Tugenden, aber die Länge der Zeit hat doch ein wenig seinem frischen Aussehen Eintrag gethan; warum solltet Ihr ihm nicht seine frische Farbe durch eine gute Reform wiedergeben?

Vielleicht werdet Ihr mir einwenden, Euer Haus bedürfe dieser Unterstützungen, weil es arm sei; ich sage im Gegentheil, Euer Haus ist gerade deswegen arm, weil es diese Unterstützungen erhält; sind einzelne reich, so kann es das Gemeinwesen nicht sein; aber einzeln arm, würdet ihr zusammen reich sein. Uebrigens will Gott, daß man auf ihn vertraut, jeder nach seinem Berufe; Euer Beruf ist nun, in Gemeinschaft, ohne besondere Unterstützungen und Gaben an Einzelne zu leben. Wahrscheinlich haben schon Andere Euch von dieser Reform gesprochen, aber nicht mit der gehörigen Schonung, und darum habt Ihr nicht auf sie gehört. Aber das sollte Euch nicht hindern oder davon abschrecken; einen guten Rath muß man annehmen, mag er mit Galle getränkt oder mit Honig versüßt sein."

Er ermahnt sie sodann, gemeinschaftlich, im Geiste der Liebe und Sanftmuth an der Reform ihrer Genossenschaft zu arbeiten, und versichert ihnen, daß Christus und seine Engel mit der nämlichen Freude auf dieses Streben herabblicken werden, mit der wir den Bienen zuschauen, wenn sie in emsigem Fleiße in ihren Körben mit der Bereitung des Honigs beschäftigt sind. Zugleich aber forderte er sie auf,

fromme und tüchtige Männer hierbei zu Rathe zu ziehen; „denn, sagte er, Euer Geschlecht, das von Anbeginn der Schöpfung zum Gehorsam bestimmt war, wird es nur dann zu Etwas vor Gott bringen, wenn es sich leiten und befehlen läßt."

Als er diesen Brief beendigt hatte, dessen Inhalt wir nur im Wesentlichen mitgetheilt, begann er am folgenden Tage seine nähere Vorbereitung auf die bischöfliche Weihe unter der Leitung des Jesuitenpaters Forrier, den er zu diesem Zwecke von Thonon hatte kommen lassen. Zwanzig Tage dauerten diese geistlichen Uebungen. Zuerst legte er eine Generalbeichte ab, um sich mehr und mehr auch von den seiner Seele anklebenden Stäublein zu reinigen. Die übrigen Tage wurden geheiligt durch ununterbrochenes Gebet, durch Fasten und andere körperliche Bußübungen. Was sich in dieser Zeit zwischen Gott und ihm begab, erzählt er selbst einem Vertrauten seiner Gedanken: „Ich habe meine Seele durchforscht, schreibt er, und in der Tiefe meines Herzens lebt neues Vertrauen und neuer Muth, Gott besser und vollkommener zu dienen in Gerechtigkeit und Heiligkeit alle Tage meines Lebens. Tief habe ich es empfunden, welche große Verpflichtungen ich gegen ihn habe; und ich bin fest entschlossen, mich ihm ganz zu weihen mit der größtmöglichen Treue und Hingabe, indem ich meine Seele stets in seiner heiligen Gegenwart halte, mit einer Heiterkeit des Geistes, die nichts Ungestümes hat, aber dazu geeignet macht, ihn so sehr als möglich zu lieben. Denn Nichts auf der Welt ist unserer Liebe würdig; wir schulden sie ganz diesem Erlöser, der uns auch die seinige ohne Vorbehalt gegeben hat. Alle irdische Befriedigung ist ein reines Nichts neben dieser Liebe, für welche ich gerne sterben wollte oder doch wenigstens nur leben für sie. O, wie sehne ich mich darnach, daß dies Herz, welches mir Gott gegeben, unzertrennlich und ewig mit ihm verbunden sei." Um in dieser heiligen Liebe immer mehr Fortschritte zu machen, schrieb er sich in denselben Tagen seine Lebensregel nieder, die er als Bischof einhalten wolle. Seine Kleidung solle stets ebenso einfach sein, wie bisher: „Es genügt, sagt er, daß dieselbe reinlich ist und mir eben paßt. Alles Eitle an meiner Fußbekleidung, sowie kostbare Handschuhe, die von Wohlgerüchen duften, sollen verbannt sein. In den Kirchen und auch in der Stadt werde ich immer in Chorrock, Mozetta und in Biret erscheinen, ebenso auch zu Hause, mit Ausnahme des Chorrocks. Mein Gürtel darf von Seide sein, aber nicht von kostbarer; und immer wird mein Rosenkranz daran sein. Die Tonsur muß immer wohl unterhalten sein. Ueberflüssige Diener werde ich

nicht halten. Ein Geistlicher wird die Angelegenheiten des Hauses besorgen und mir bei der heiligen Messe und dem Officium assistiren. Außer diesem werde ich noch einen Sekretär, einen Kammerdiener für mich, einen andern für die bischöfliche Familie [1]), einen Koch mit seinem Gehülfen und einen Lakaien halten. Diese sämmtlichen Bedienten müssen einfach gekleidet sein und an ihrer Tracht dürfen keine auffallenden Farben erscheinen. An den Festtagen, wenn die Matutine in der Kathedrale gesungen wird, müssen sie um vier Uhr aufstehen, an den gewöhnlichen Tagen um fünf; täglich müssen sie der heiligen Messe beiwohnen. Abends findet das Gebet und die Gewissenserforschung gemeinschaftlich mit dem Bischofe statt und um zehn Uhr begeben sie sich stille zur Ruhe; an allen Sonn- und Feiertagen wohnen sie dem Gottesdienste in der Domkirche bei, und jeden zweiten Sonntag im Monat beichten und communiciren sie. — In jedem Zimmer muß sich irgend ein religiöses Bild und Weihwasser befinden; nur zwei Gemächer dürfen tapeziert sein, das Fremdenzimmer und der Geschäftssaal. Ein Diener muß stets bereit sein, um solche, welche mich sprechen wollen, zu empfangen und zu mir zu führen, und er muß Jedermann, namentlich den Priestern, freundlich und ehrerbietig begegnen. — Die Tafel soll einfach, aber reinlich und anständig bestellt sein. Die Priester werden abwechselnd das Tischgebet verrichten. Der Bischof spricht nur den Segen: „Benedic, Domine, nos et haec tua dona quae de tua largitate sumus sumpturi, per Christum Dominum nostrum. Segne, Herr, diese Gaben, welche wir von Deiner Güte empfangen, durch Christum unsern Herrn.“ Nur an den hohen Festen verrichtet er allein die Gebete vor und nach der Mahlzeit. Während des Essens wird zuerst eine fromme Lesung stattfinden, nach derselben kann man sich auf eine ruhige und bescheidene Weise unterhalten. Um zehn Uhr findet das Mittag-, um sechs Uhr das Abendessen statt; an den Fasttagen jedoch beides eine Stunde später und die Collation wird stehend genommen. — Die öffentliche Vertheilung der Almosen geschieht an den nämlichen Tagen wie unter dem verstorbenen Bischofe, und im Winter werden sie reichlicher gegeben als im Sommer. — An den Sonn- und gebotenen Feiertagen werde ich dem Gottesdienste in der Domkirche beiwohnen, ebenso auch während der ganzen Octave des Frohnleichnamsfestes; an den feierlichen Festen auch der Matutin. An

---

[1]) Bischöfliche Familie wurden die Priester genannt, welche zum Hause des Bischofs gehörten.

den zehn höchsten Tagen des Jahres werde ich selbst in der Domkirche celebriren, und so viel es mir nur möglich ist, werde ich auch dem Gottesdienste und den frommen Uebungen der Bruderschaften vom Kreuze, des heiligen Sakramentes, des Rosenkranzes und des geweihten Gürtels beizuwohnen suchen, und an den vorgeschriebenen Tagen denselben die Communion spenden."

Dies waren die Regeln für sein äußeres Leben in Kirche und Haus. Für sein inneres und Privatleben entwarf er folgende: „Jeden Tag muß eine nützliche Kenntniß, die zu meinem Stande in Beziehung steht, mehr erworben werden. Die Zeit von sieben bis neun Uhr Morgens ist ausschließlich dem Studium gewidmet, die eine Stunde dauernde Lesung eines frommen Buches nach dem Abendessen nicht mitgerechnet. — Jeden Morgen, nach Gott dargebrachtem Danke für seinen Schutz während der Nacht, der Bitte um seinen Beistand für den gegenwärtigen Tag, an dem Alles zu seiner Ehre geschehen soll, wird eine Stunde auf die Betrachtung verwandt. Während des Tages selbst stetes Wandeln in der Gegenwart Gottes, häufig fromme Anmuthungen und Meßgebete. Um neun Uhr wird die heilige Messe gelesen. Auf dem Wege zur Kirche wird mit Niemanden gesprochen, wenigstens nicht von weltlichen Dingen, um nicht die Sammlung des Geistes zu verlieren. In der Sacristei findet eine inbrünstige, aber kurze Vorbereitung statt, um diejenigen, welche der heiligen Messe beiwohnen wollen, nicht durch langes Warten zu ermüden. Die heilige Messe selbst wird mit möglichster Andacht, Ehrfurcht und Liebe gefeiert und die Danksagung nach derselben nie unterlassen. Findet an einem Tage in einer Kirche eine besondere Andachtsübung statt, so wird in dieser das heilige Opfer dargebracht, damit die Gläubigen ihren Bischof überall finden, wo etwas Gutes geschieht. — Das Breviergebet wird stehend oder knieend verrichtet, die kleinen Horen unmittelbar nach der Betrachtung, Vesper, Complet und Rosenkranz vor dem Abendessen, Matutin und Laudes Abends nach der geistlichen Lesung. — Zum Beichtvater wird, so viel als möglich der Fähigste gewählt, und derselbe ohne Noth nicht verlassen. Alle zwei bis drei Tage wird bei ihm gebeichtet und zuweilen öffentlich in der Kirche, um Allen ein gutes Beispiel zu geben. — Jeden Freitag und Samstag, sowie an allen Tagen vor den Festen der allerseligsten Jungfrau wird gefastet. — Jedes Jahr finden geistliche Uebungen von acht bis zehn Tagen statt, in welchen besonders folgende Worte häufig erwogen werden und den Uebungen gleichsam als Grundlage dienen sollen: „Hier ist man dem Himmel näher und die Erde erscheint uns mehr

von ferne; hier bereitet sich die Seele, die sonst viel mit der Außenwelt zu verkehren hat, ein stilles Kämmerlein, in welchem sie das Gesetz ihres Herrn betrachtet und es von seiner Hand empfängt. Hier steht man auf dem Berge, von dem man nicht das Getümmel der Geschöpfe vernimmt, wo man kostet, wie lieblich und süß der Herr ist."

Dies ist Alles, was wir noch von der Lebensregel des heiligen Franz besitzen; die Norm, welche er sich vorschrieb in Leitung seiner Diöcese und in seinen Beziehungen zum Staate kennen wir nicht. Als er sie durchdacht und niedergeschrieben hatte, legte er sie dem Pater Forrier zur Begutachtung vor, um sie durch den Gehorsam zu heiligen; und sein ganzes Leben hindurch blieb er derselben treu, nur daß er hie und da die bestimmte Stunde für jedes Einzelne nicht einhalten konnte, wenn die Pflichten seines Amtes ihn daran hinderten.

Während Franz sich so auf die Consecration vorbereitete, lag seine fromme Mutter auch einige Tage lang geistlichen Uebungen ob, um ihre Seele recht empfänglich für die Gnaden zu machen, welche sie bei dieser Gelegenheit zu erhalten hoffte. Darnach beschäftigte sie sich eifrig mit der Ausschmückung der Pfarrkirche von Thorens, in der Franz, sowohl um dem Wunsche seiner Familie nachzugeben, als auch weil er hier, ferne von dem Getümmel der Welt, viel ruhiger und gesammelter sein konnte, die bischöfliche Weihe empfangen wollte. Die erhabene Feier selbst fand Sonntags den 8. December, dem Feste der unbefleckten Empfängniß der allerseligsten Jungfrau statt, ein Tag, für den der Heilige seit seiner zartesten Kindheit immer eine besondere Vorliebe hegte, da das Geheimniß der makellosen Reinheit der Gottesmutter für seine reine Seele so viel Anziehendes und Liebliches habe. Vespasian Gribaldi, ehemaliger Erzbischof von Vienne in der Dauphiné, der seit fünfzehn Jahren in Évian an den Ufern des Genfer See's still und zurückgezogen lebte, nur mit Werken der Frömmigkeit und der Nächstenliebe sich beschäftigend, ertheilte die Weihe; es assistirten dabei die Bischöfe Thomas Pobel von Saint-Paul-Trois-Châteaux und Jacob Maistret, Bischof von Damascus, welch letzterer auch in der Zurückgezogenheit in Aix in Savoyen lebte. Frühzeitig begann die heilige Feier. In tiefster Sammlung und Andacht lag der Heilige vor dem weihenden Bischofe auf den Knieen. Auf einmal erschien da, zum großen Staunen der ganzen Versammlung, sein Antlitz strahlend von heiligem Lichte, ein Zeichen jenes göttlichen Lichtes, das sein ganzes Innere durchdrang, und wie er später selbst erzählte, sah er in diesem Augenblicke hell und klar die drei Personen der heiligen

Dreifaltigkeit, die ihn zum Bischofe weihten, die allerseligste Jungfrau, welche ihn mit dem Mantel ihres Schutzes und ihrer Liebe bedeckte, und die heiligen Apostel Petrus und Paulus, als seine Vertheidiger und Stützen zu seinen beiden Seiten stehend[1]). Eine halbe Stunde blieb er unbeweglich in dieser Verzückung, mehr einem Engel als einem irdischen Menschen ähnlich, und er wurde davon so ergriffen, daß er in Ohnmacht fiel. Aber nur einen Augenblick dauerte diese Schwäche. Zur großen Verwunderung Aller erhob er sich alsbald wieder mit der Versicherung, daß er sich vollkommen kräftig und wohl fühle und man könne die heilige Handlung fortsetzen. In dem Maße als die äußeren Ceremonien voranschritten, sah er **klar und deutlich**, dies sind seine eigenen Worte, die heilige Dreifaltigkeit die geheimnißvollen Wirkungen derselben in seiner Seele hervorbringen[2]). Auch die übrigen Bischöfe behaupteten später, sie hätten während der ganzen Zeit eine solche Fülle von innerer Freude und Süßigkeit gekostet, daß sie geglaubt hätten, im Paradiese zu sein[3]). Der neugeweihte Bischof selbst aber gelobte, sich ganz und gar ohne irgend einen Vorbehalt dem Dienste seines göttlichen Herrn, der einen solchen Strom von Gnaden über ihn ergoß, und der ihm anvertrauten Seelen zu weihen, sein Blut und Leben für sie hinzugeben, wenn es so nothwendig oder nützlich erscheine. Der Himmel nahm dies Gelübde an, das fühlte er, wie er später an die heilige Chantal schrieb[4]): „Da, sagt er, entzog mich Gott mir selbst, um mich für sich zu nehmen und den Völkern zu geben, auf daß ich nur mehr für ihn und für diese lebe."

Nachdem er zum Bischofe geweiht worden, sandte er den Canonicus Ludwig von Sales nach Annecy, um in seinem Namen von dem Bisthume Genf Besitz zu ergreifen; er selbst verweilte noch einige Tage in stiller Zurückgezogenheit auf dem väterlichen Schlosse. Zum Einzuge in seine bischöfliche Residenz wählte er den 14. December, weil dieser als ein Samstag der allerseligsten Jungfrau gewidmet war. „Ich bin froh darüber, sagte er, daß die heilige Mutter des obersten Hirten mich so in den Schafstall ihres Sohnes einführt." Ein zahlreicher Adel aus der Nachbarschaft war herbeigeeilt und bildete ihm ein glänzendes Gefolge, wie das eines Triumphators. Nicht weit von Annecy wurde er von vier Räthen empfangen und nach einer Capelle der allerseligsten Jungfrau, die vor der Stadt lag, geleitet,

---

[1]) Dom Jean de Saint-François, p. 173. — [2]) Charl.-Aug., p. 279. — Geist des heil. Franz von Sales, IV, 35. — la Rivière, p. 256. — [3]) Nach Franz Favre. — [4]) Nach der heil. Chantal.

wo man ihn erwartete. Nachdem er sein Gebet verrichtet und die bischöflichen Gewänder angelegt hatte, ließ er sich in einem Sessel auf der obersten Stufe des Altars nieder, das Gesicht zu dem Volke gewandt, um die Glückwünsche und Huldigung der vornehmsten Beamten in Empfang zu nehmen. Hierauf setzte man sich in Bewegung, um in Procession in die Stadt einzuziehen. Voran gingen zwei und zwei die Angehörigen der verschiedenen Orden, Capuziner, Franziskaner, Dominikaner und Augustiner; ihnen folgte der Pfarrer und die Vicare von der St. Moritzkirche und die Canoniker der Collegiatkirche; sodann das Domcapitel in all der Pracht, wie sie bei den höchsten Feierlichkeiten entfaltet wurde; nach ihnen erschien der Bischof selbst mit fast himmlischer Würde unter einem Thronhimmel, der von den Stadträthen getragen wurde, einherschreitend. Hinter ihm kamen noch verschiedene Priester, welche Mitren trugen, gefolgt von den Beamten, dem Adel und einer ungeheuren Menge Volkes. So bewegte sich unter dem Geläute sämmtlicher Glocken und Böllerschießen der Zug feierlich nach der Stadt zu der Kirche des heiligen Franziskus hin, welche die Stelle der Domkirche vertrat [1]). Die Vorderseite derselben war mit zwei großen Gemälden geziert, deren Anblick den Bischof recht erbaute: auf dem einen war sein Wappen angebracht, über dem sich ein Stab mit einem Strahlenauge befand. Die Mission des Propheten Jeremias darstellend trug es an der untern Seite die Inschrift: Pastori excubanti (dem wachsamen Hirten). Auf dem andern sah man den heiligen Petrus mit den Schlüsseln des Himmels und die Worte: Claudunt et aperiunt (sie schließen und öffnen). In der Kirche selbst war die Kanzel mit vier andern Sinnbildern geziert, welche die bischöflichen Pflichten darstellten. Es waren vier Hände; die eine, aus den Wolken zu kommen scheinend, riß Dornen und Disteln aus, die andere, mit einem Hammer bewaffnet, zerstörte einen Thurm; die andere bewarf mit Mörtel ein im Bau begriffenes Haus. Die vierte pflanzte einen Oelbaum und einen Weinstock, und unter jeder Hand stand die Bedeutung in den Worten geschrieben: Ut evellas, ut destruas; ut aedifices; ut plantes (daß du ausreißest, daß du zerstörest, daß du aufbauest, daß du pflanzest). Zwischen dem Chore und dem Schiffe hing ein anderes großes Gemälde, Gott den Vater von einer Menge Engeln umgeben und mit zur Erde gerichteten Blicken darstellend. Die Worte, die darunter standen, wiederholte der Bischof in tiefster Ehrfurcht: Fiat manus tua

[1]) Charl.-Aug., p. 280 et suiv.

super virum dexterae tuae: Möge deine Hand, o Herr, sich schützend über den Mann deiner Rechten erstrecken.

Am Altare angekommen, warf er sich nieder und verweilte einige Augenblicke in Anbetung vor dem heiligen Sakramente. Sodann nahm er Besitz von seinem bischöflichen Throne und die Feierlichkeit wurde mit dem Te Deum geschlossen [1]).

[1]) Charl.-Aug., p. 281 et suiv. — Dom Jean de Saint-François, p. 175.

# Viertes Buch.

## Von dem Beginne seines Episcopates bis zur Gründung des Ordens von der Heimsuchung.

(1602—1610.)

### Erstes Kapitel.

**Einrichtung des bischöflichen Hauses. — Franz setzt seine apostolische Lebensweise fort.**

(1602 und 1603.)

Der Eindruck, welchen die Consecration in der Seele des heiligen Franz von Sales zurückgelassen hatte, war ein so tiefer, daß er sich nicht so leicht verwischen ließ; vierzig Tage blieb er ebenso lebendig in seinem Herzen, wie am Tage der heiligen Feier selbst, ohne jedoch jenen innern Frieden zu stören, der das Zeichen des Wirkens Gottes in der Seele ist; und da das Aeußere nach dem Innern sich gestaltet, der Abdruck desselben ist, so lag über seiner ganzen Erscheinung eine stille Majestät ausgebreitet, die Verehrung und Liebe gebot, eine Würde in Haltung und Benehmen, die erkennen ließ, wie sehr er sich selbst achtete, mit welcher Verlegenheit ihn die Erhabenheit des bischöflichen Characters erfüllte. Die Insignien desselben betrachtete er nur als hohe und heilige Sinnbilder, die zu tragen er sich nicht für würdig hielt; nie berührte er dieselben ohne fromme Ehrfurcht, und oft brauchte er sie nur anzusehen, um sich auf das tiefste zu verdemüthigen oder sich zu den erhabensten Gedanken zu erheben[1]). Er erinnerte sich dann, daß er nur mehr leben dürfe für Gott und die Kirche, daß alle seine Augenblicke den Seelen gehörten, deren Hut er übernommen hatte[2]). Wie die alten Väter betrachtete er das Episcopat nicht als eine Ehre, sondern als eine Last, nicht als eine Erhöhung, sondern

---

[1]) Nach der heil. Chantal. — [2]) De Cambis, I, p. 441.

als eine Verpflichtung zu dulden und sich selbst zum Opfer zu bringen, nicht als ein Glück, sondern als einen Posten der Selbstverläugnung und Selbsthingabe, der es ihm zur Aufgabe machte, ein himmlisches Leben zu führen, erhaben über die Welt und Sinnlichkeit, wie er selbst einige Jahre später sagte: „Nach meiner Consecration, das sind seine Worte [1]), aus der Gesellschaft der Engel und Heiligen kommend, unter denen ich meine neuen Vorsätze und Entschlüße gefaßt hatte, sprach ich mit der Welt nur, als wenn ich in ihr ein Fremder wäre, und wiewohl das Getümmel derselben die heiligen Aufwallungen des Herzens ein wenig zurückdrängte, so sind doch die Vorsätze selbst durch die Gnade Gottes immer lebendig darin geblieben."

In solch' apostolischer Gesinnung und nach dem Grundsatze, daß das bischöfliche Haus das Musterhaus für eine ganze Diöcese sein müsse, richtete er das seinige auf die erbaulichste Weise ein. Vor Allem strebte er darnach, seinen persönlichen Wandel genau mit den Lebensregeln in Uebereinstimmung zu bringen, die er sich während seiner Exercitien vorgezeichnet hatte, die Zeit gehörig einzutheilen und anzuwenden, die Tugend zu üben und für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen zu eifern, Armuth und Einfachheit in Allem zu beobachten. Da ihm daran lag, in sich selbst immer das Gefühl seiner Würde rege zu erhalten, so trug er gewöhnlich Chorrock, Mozetta und Biret. Ging er bei großer Hitze aus, so trug er statt des Birets einen breitränderigen und mit grünen Schnüren besetzten Hut. Wenn er sich vor dem Regen schützen mußte, dann trug er außer diesem Hute noch ein violettenes Oberkleid über Chorrock und Mozetta; zu Pferde hatte er über dem Oberkleide eine Schärpe von schwarzem Taffet, welche, zugleich eine Art Stola, das Zeichen seiner Würde wie auch ein Stützpunkt für seinen rechten Arm war [2]). Wiewohl selbst ein so aufrichtiger Freund der evangelischen Armuth, hatte er nichtsdestoweniger für Fremde einen wohleingerichteten Salon, welchen er das Bischofszimmer nannte; sein Privatzimmer aber war ein kleines, schlecht erleuchtetes Gemach, welches eher einem Grabe als einer menschlichen Wohnung ähnlich sah; das, pflegte er zu sagen, ist Franz's sein Zimmer. Das Haus, welches er bewohnte, gehörte nicht einmal ihm, es war blos gemiethet; und drang man in ihn, sich doch einen Palast zu kaufen, dann antwortete er: „O nein, ich begehre keinen; der Gedanke, daß ich kein eigenes Haus habe und daß der Besitzer

[1]) Nach der heil. Chantal. — De Maupas, p. 191. — Brief 738. — [2]) La Rivière, p. 360.

meines Hotels mich auf die Straße setzen kann, wenn es ihm beliebt, macht mich so glücklich; es ist das ein Zug der Gleichförmigkeit mit meinem Herrn Jesus Christus, der nicht einmal besaß, wohin er sein Haupt legen konnte. Ich will sterben mit der Ehre, Nichts als mein eigen zu besitzen; darin suche ich meinen Ruhm. Mag die Welt reden was sie will, mit der Gnade Gottes werde ich von diesem Entschlusse niemals abweichen [1])."

Dies gemiethete Haus war reinlich, aber sehr einfach; und die genaueste Sparsamkeit herrschte bei allen Ausgaben. Seine beschränkten Einkünfte, wie auch sein Glaube, sein Geschmack, seine verschwenderische Freigebigkeit für die Armen verlangte es so. Die Güter des Bisthums Genf, welche ihm der Senat durch einen Beschluß vom 20. Dezember dieses Jahres zur freien Verfügung stellte, brachten ihm ein Einkommen von nur tausend Goldthalern, nach unserm Gelde neunhunderteinundachtzig Thaler zehn Groschen, eine Summe, die mit Rücksicht auf die Ausgaben, die er zu machen hatte, noch weniger als mittelmäßig war. Anstatt sich aber darüber zu beklagen, fand er, daß das genug für ihn sei. „Meine Bissen, sprach er, sind mir ziemlich knapp gemessen, es ist wahr, aber die Apostel hatten so viel nicht einmal, und Jesus Christus selbst war noch weit ärmer. Möchte Gott uns doch nur Alles nehmen, und wäre dafür die katholische Religion in Genf nur so frei, als sie es in la Rochelle ist." (Dies sagte er, ehe Richelieu die Stadt den Hugenotten wieder weggenommen, und die Uebung des katholischen Cultus daselbst wieder hergestellt hatte.) „Wollte Gott, daß wir nur eine kleine Capelle dort hätten! Die Religion würde in kurzer Zeit große Fortschritte machen."

Ein Schmuck jedoch, der weit herrlicher war, als alle Eitelkeiten des Luxus und reich besetzte Tafeln, zierte das Haus des Bischofs: die Tugenden seiner Bewohner. Alles schien hier von dem Hauche der Heiligkeit und Gerechtigkeit belebt, Alles trug ein religiöses Gepräge; man glaubte sich hier in einem Kloster eifriger Mönche zu befinden. Die Kleidung eines Jeden war reinlich, aber einfach und bescheiden; weder gefallsüchtige Eitelkeit, noch unnützen Ueberfluß konnte das Auge hier entdecken; in den Unterhaltungen herrschte immer Liebe, Sanftmuth und Frömmigkeit; nie vernahm man ein Wort des Zankes oder Streites, nie einen jener derben Späße, nie einen Scherz, der nur im Geringsten den Anstand verletzen konnte; man erlaubte sich Nichts, das nicht den Character des Würdigen, des Geziemenden und

---

[1]) Geist des heil. Franz von Sales, V, 2; II, 21, 22, 23.

des Christlichen trug[1]). Jede Stunde des Tages hatte ihre bestimmte Beschäftigung, und die Zeit zu Handarbeiten für die Einen, zum Studium und geistlichen Uebungen für die Andern war genau festgesetzt[2]). Nach dem Abendgebete bis zum folgenden Morgen nach der Betrachtung mußte Stillschweigen beobachtet werden. Der Heilige hielt strenge darauf. Einer seiner Priester summte während dieser Zeit einmal einen Psalm vor sich hin. Franz hörte dies und verließ auf der Stelle sein Zimmer, um ihn mit den Worten zurechtzuweisen: „Was machen Sie da, mein Bruder? Es ist jetzt nicht an der Zeit, das Lob Gottes zu singen[3]).“

Sein Haushalt bestand aus zwei Priestern, von denen der eine sein Caplan und der andere sein Verwalter oder Oekonom war; zwei Kammerdienern, wovon der eine zu seiner Bedienung, der andere für die bischöfliche Familie oder die Fremden bestimmt war; einem Lakaien, einem Schaffner, dem die Sorge für die Leinwand, den Speisesaal und Keller oblag; aus einem Koch und seinem Gehülfen und endlich aus einem Taubstummen, den er aus Barmherzigkeit in seinem Hause behielt. Nie duldete er, daß seine Priester ihm jene kleinen Dienste leisteten, welche von Bedienten verrichtet werden, daß sie ihm z. B. seinen Mantel oder Hut trugen; die tiefe Achtung und Ehrfurcht, mit welcher er für den priesterlichen Character durchdrungen war, ließ das nicht zu. Einen eigenen Secretär hatte er nicht, weil er erfahren, daß die Einweihung eines Dritten in seine Briefe denen, die schriftlich mit ihm zu verkehren hatten, lästig war; und so zog er es vor, eigenhändig seine Correspondenz zu besorgen, sollte er auch einen Theil der Nacht darauf verwenden müssen. Auch wollte er keine Frauen in seinem Dienste haben; das Innere des Hauses war denselben durchaus untersagt, sie konnten nur in einem äußern Zimmer empfangen werden. Der Heilige hielt so strenge auf diesen Punkt, daß er einem seiner Freunde, der eines Tages in ihn drang, die Besorgung der Wäsche einer bejahrten und frommen Frau zu übergeben, da eine solche sich hierauf doch besser verstände als die Männer, zur Antwort gab: „Ich bin so weit entfernt, eine Frau in meinen Dienst zu nehmen, wie bejahrt und tugendhaft sie auch immer sein mag, daß ich nicht einmal meine eigene Mutter bei mir haben wollte, gesetzt, daß sie Schloß Sales verlassen wollte; denn, wenn Frau von Boisy

[1]) De Maupas, p. 197. — [2]) La Rivière, p. 358 et 359. — [3]) Nach Michel Favre.

meine Mutter ist, so sind doch diejenigen, welche sie besuchen würden, nicht meine Mutter[1])."

Nachdem er sein Haus so wohl geordnet hatte, ließ er es sich angelegen sein, aus seinen Priestern die tüchtigsten auszuwählen, um mit ihnen die Arbeiten seines bischöflichen Amtes zu theilen und erst nachdem er sein Capitel hierbei zu Rathe gezogen, ernannte er für die einzelnen Stellen die Fähigsten und Würdigsten, vom General-Vicar herab bis zum letzten Schreiber. Ehe er Bischof war, hatte Franz von Sales sich bereitwillig allen Arbeiten, wie sie eben vorkamen, unterzogen, ohne Etwas zu verlangen noch abzulehnen. Als Bischof glaubte er, seine Würde habe das Recht, einige Privilegien zu beanspruchen, weshalb er gerade das Abschreckendste und Unangenehmste, was es in der Seelsorge gibt, sich vorbehielt. Er ließ den Geistlichen und Ordensleuten der Stadt sagen, sie möchten zu seinem Beichtstuhle nicht allein die Armen und Nothleidenden schicken, damit er sie tröste und ihnen helfe, sondern auch Jene, welche an den widrigsten Krankheiten litten, wie z. B. Krebskranke und andere der Art. „Das sind meine Schafe, die ich besonders liebe, sagte er; ich will sie für mich, weil diese in der Regel am verlassensten sind, am meisten der Belehrung und des Trostes entbehren, der ihnen in ihrer Lage so noth thut, und weil ich es deshalb für meine Pflicht erachte, sie kennen zu lernen und für all ihre geistigen und leiblichen Bedürfnisse Sorge zu tragen[2])." Und das that er in Wahrheit mit solch liebevoller Freundlichkeit und Bereitwilligkeit, als sei er der wahre Vater all' dieser Unglücklichen gewesen.

Nicht weniger war er bemüht, die verschämten Armen kennen zu lernen, die Traurigen und Betrübten, oder solche, die wegen ihres rohen Benehmens leicht abgewiesen wurden, weshalb er bei jeder Gelegenheit es recht anempfahl, diese zu ihm zu schicken[3]); und seine Diener hatten den Befehl, sie nicht allein freundlich zu empfangen, sondern sie auch zu ihm zu führen. Als er eines Tages in das Zimmer trat, in welchem eben Seminaristen, welche die höheren Weihen empfangen sollten, examinirt wurden, sah er durch das Fenster, wie einer seiner Bedienten eine arme Frau, die mit ihm sprechen wollte, abwies; auf der Stelle eilte er selbst hinaus, um nach ihrem Begehren zu fragen und ihr zu helfen[4]).

Den nämlichen Eifer wie im Beichtstuhle und in der Unter-

---

[1]) Charl.-Aug., p. 285. — [2]) Année de la visitation, 9 janv. et 28 février. — [3]) Nach Moccand und dem Canonicus Gard. — [4]) Nach Daunant.

stützung der Unglücklichen zeigte der neue Bischof auf der Kanzel; er predigte bei jeder Gelegenheit. Am Tage nach seinem Einzuge in Annecy, am dritten Adventssonntage, sprach er mit apostolischem Feuer über das herannahende Fest der Geburt des Heilandes und wie man sich vorbereiten müsse, um dasselbe würdig zu feiern [1]). Sein Antlitz erschien wie verklärt und es war offenbar, daß es der göttliche Geist war, der sein Herz und seine Zunge beherrschte. Sich selbst vergessend, an nichts Anderes denkend, als die göttliche Barmherzigkeit zu preisen, erzählte er seinen Zuhörern, was der Herr an dem Tage seiner Consecration Wunderbares an ihm gethan hatte. Glückliche Zerstreutheit, die der Himmel zuließ, um der Welt diese Geheimnisse zu offenbaren, die sonst für immer verborgen geblieben wären! Der heilige Bischof jedoch war innig betrübt und beschämt darüber, daß diese Worte ihm in seiner Begeisterung entschlüpft waren [2]).

In der nächsten Zeit kämpfte er von eben dieser Stätte aus gegen einen Uebelstand an, der schon lange nicht nur in Annecy, sondern auch in ganz Frankreich, England und Schottland herrschte. Am 14. Februar, dem Feste des heiligen Valentin, kamen die Jünglinge und Jungfrauen an einem bestimmten Orte zusammen; alle warfen ihre mit goldenen Buchstaben geschriebenen Namen in zwei Urnen, die jungen Leute in eine besondere, und die Mädchen ebenso. Nach einander wurde nun jedesmal aus beiden Urnen ein Name gezogen, und die Träger desselben schlossen unter sich für das ganze Jahr eine innige Freundschaft; der Jüngling nannte das Mädchen, dessen Namen mit dem seinigen zugleich gezogen worden, seine Valentine, und dieses ihn ihren Valentin. Während dieser ganzen Zeit trug der Bursche den Zettel, welcher den Namen seiner Valentine enthielt auf der Brust oder am Arme, gelobte in Allem ihr treuer Ritter zu sein, sie zum Tanze, in Gesellschaften u. s. w. zu führen, und fügte zu all diesen Liebenswürdigkeiten noch verschiedene Geschenke hinzu. Alles dies führte zu vielen Verstößen nicht nur gegen die Wohlanständigkeit, sondern geradezu gegen die Sittlichkeit. In Annecy hatte diese Spielerei noch das Besondere, daß auch verheirathete Leute sich daran betheiligten, was eine Quelle vielfacher Eifersucht zwischen Mann und Weib, eine Ursache zu manchem Streit und großer Unordnung in den Familien wurde, ja selbst zu verbotenen Vertraulichkeiten und sogar zu Verbrechen führte. Darum trat der heilige Bischof mit Kraft und Ernst gegen diesen unsittlichen Gebrauch auf. Seine

---

[1]) La Rivière, p. 260. — [2]) Charl.-Aug., p. 282.

Worte wurden Anfangs nicht günstig aufgenommen, worauf er gefaßt war; auch ließ er sich deshalb nicht entmuthigen, sondern fuhr fort, dagegen zu eifern und zu kämpfen, und nicht blos mehr mit Bitten und Ermahnen, da dies wenig geholfen hatte, sondern er erließ ein förmliches Verbot, zu dessen Aufrechthaltung er selbst die Polizei in Anspruch nahm. Diese Gewaltmaßregel rief einen heftigen Widerstand gegen ihn hervor, der sich in allgemeinem Murren und beleidigenden Spöttereien Luft machte. Aber er ließ sich nicht irre machen. „Laßt sie nur reden, sprach er; wir sind doch die Stärkeren, denn wir haben Gott und seine Freunde für uns. Dieses Jahr werden sie keine Valentinen mehr haben, aber dafür wird Ordnung, Friede und Sittlichkeit in Annecy herrschen."

Um etwas Anderes an die Stelle dieser Unordnungen zu setzen, ließ er den Gläubigen sagen, daß er selbst die Valentine ziehen werde. Demgemäß ließ er in allen Familien Zettel vertheilen, auf denen der Name eines Heiligen oder einer Heiligen mit irgend einer Stelle aus der heiligen Schrift oder den Vätern stand. Diese Zettel wurden ausgeloost; der Heilige, dessen Name gezogen worden, war nun der Schutzpatron für das ganze Jahr, der diese ganze Zeit hindurch als solcher verehrt wurde und jene Stelle aus der heiligen Schrift oder aus den Vätern sollte während der nämlichen Zeit als Sittenregel dienen. Hiermit verband er noch eine andere fromme Uebung, die darin bestand, daß man jedesmal, wenn die Uhr schlug, das Zeichen des Kreuzes machen und ein Stoßgebet zu Ehren des bittern Leidens unsers Herrn verrichten solle, und hatte man das Unglück gehabt, in der verflossenen Stunde eine Sünde zu begehen, so solle man einen Act der Reue darüber erwecken mit dem Vorsatze, nun besser über sich zu wachen und nicht mehr in den Fehler zurückfallen. Auf diese Weise gelang es dem Heiligen, solche Uebelstände nicht nur zu unterdrücken, sondern auch durch heilige Gebräuche zu ersetzen.

Treu der Vorschrift des Concils von Trient, welche sagt, daß es die erste Pflicht eines Bischofs ist, seinem Volke das Brod des göttlichen Wortes zu brechen, predigte er jeden Freitag in der Fastenzeit vor der Bruderschaft vom heiligen Kreuze, und nicht allein da, sondern auch an jedem andern Tage, wenn sich die Gelegenheit dazu darbot. Ein hartnäckiges Fieber, an welchem er nach dem Berichte der heiligen Chantal während der ersten Jahre seines Episcopates litt, konnte ihn, Dank seiner Seelenstärke, davon nicht abhalten; nicht ein einziger Tag verging, an dem er nicht unermüdlich arbeitete, wie wenn er vollkommen wohl und gesund gewesen wäre.

## Zweites Kapitel.

### Franz führt in seiner Diöcese den Katechismus-Unterricht ein. — Art und Weise, wie er seinen Clerus bildet und leitet. — Seine eigenen Arbeiten.

(1603.)

Das Erste, womit Franz von Sales seine Verwaltungsthätigkeit nach Außen begann, war die Einführung des Katechismus-Unterrichtes. Es war seine Ueberzeugung, daß, was die Welt auch immer davon urtheilen mag, diese Art des christlichen Lehrvortrages die nützlichste und zugleich die nothwendigste sei für Gelehrte wie Ungelehrte, für Reiche und Große wie für Arme und Geringe, das Greisen- und reife Mannesalter wie für die zarte Kinderwelt. In einem feierlichen Hochamte in der Kirche des heiligen Dominicus, welchem das Domcapitel und fast die ganze Stadt beiwohnte, fand dieser Unterricht zum ersten Mal statt. Er selbst ging auf die Kanzel und wies mit großem Nachdrucke auf die Nothwendigkeit und die Vortheile des Katechismusunterrichtes hin, der von nun an jeden Sonntag gehalten werden solle, und ermahnte und bat dringend Alle, ohne Unterschied des Alters und Standes, demselben pünktlich beizuwohnen. Um die Vergeßlichen noch jedesmal daran zu erinnern, schickte er an allen Sonn- und Feiertagen einen mit einer Art violletenen Dalmatica bekleideten jungen Mann durch alle Straßen Annecy's, der auf der Brust ein Schild mit den in vergoldeten Buchstaben geschriebenen Namen Jesus und Marie trug und mit lauter Stimme die Worte rief: „Kommet, kommet Alle in die Christenlehre: man wird Euch dort den Weg zum Paradiese zeigen [1].“ Zahlreich kamen die Bewohner der Stadt der Aufforderung ihres heiligen Bischofs nach, der es sich nicht nehmen ließ, selbst diesen Unterricht abzuhalten; und er machte sich das zu einer so strengen Pflicht, daß er sich niemals davon entband, es sei denn, daß andere Obliegenheiten es ihm durchaus unmöglich machten, ihr nachzukommen; dann beauftragte er die Domherren oder die Fähigsten aus dem übrigen Clerus damit.

Rührend sind die Berichte seiner Biographen über die Art und Weise, in welcher dieser christliche Unterricht stattfand. Sobald Alle versammelt waren, die Knaben auf der rechten, die Mädchen auf der

[1]) Charl.-Aug., p. 283.

linken Seite, jedes Auge nach der Kanzel gerichtet, ließ er, nach Absingung des Veni Creator zuerst einen Abschnitt aus dem Katechismus von Bellarmin oder Canisius, den er ihnen zum Lernen aufgegeben, hersagen; darauf erläuterte er ihnen mit bewunderungswürdiger Klarheit das Aufgesagte. „Ich hatte das Glück, einem solchen Unterrichte beizuwohnen, sagt la Rivière[1]); nie sah ich ein solches Schauspiel. Der liebenswürdige und wahrhaft gute Vater saß auf einem erhöhten Sitze; um ihn her die ganze Kinderschaar; mit unaussprechlicher Befriedigung hörte man ihm zu, wie er auf eine so faßliche und vertrauliche Weise die Grundlehren des Glaubens erklärte; bei jedem Gegenstande und bei jeder Veranlassung floßen ihm die manchfaltigsten Vergleiche nur so von den Lippen; er sah seine kleinen Zuhörer an und seine kleinen Zuhörer sahen ihn an; er wurde Kind mit ihnen, um aus ihnen den vollkommenen Menschen nach Christus zu bilden." Hatte er einen Punkt erläutert, so überzeugte er sich, ob er auch wohl verstanden worden sei, indem er die Kinder eines nach dem andern fragte, ihnen die nämliche Frage mehrere Male in etwas verschiedener Form stellend; war Etwas nicht vollkommen begriffen worden, so suchte er es auf eine andere Art deutlich zu machen durch Beispiele oder Erzählungen, die auf den Gegenstand paßten, durch eine Allen leichtfaßliche Auseinandersetzung, und er ließ es sich nicht verdrießen, ein und dasselbe öfters zu wiederholen, wenn es nothwendig war, um seine lieben Kinder gut zu unterrichten. Alles das that er mit wahrhaft mütterlicher Liebe, immer mit derselben Freundlichkeit, und nie ging er zu einer andern Frage über, ehe die vorhergehende nicht ganz gut verstanden worden; fast nie machte er ihnen einen Vorwurf oder ertheilte er einen Tadel, sondern sprach ihnen ermuthigend zu, es ein anderes Mal besser zu machen, und so oft ein Kind befriedigend antwortete, gab er ihm ein Bildchen oder eine Medaille, einen Rosenkranz, ein Gebetbüchlein oder irgend eine andere Kleinigkeit, deren er immer verschiedene bei sich hatte, um die Fleißigen zu belohnen[2]). Nach dem Unterrichte ließ er noch irgend ein Lied singen und vertheilte unter die Kinder von seiner Hand geschriebene Erklärungen über verschiedene Punkte der christlichen Lehre, um sie für das nächste Mal zu lernen.

Nicht allein die Kinder gewannen diese christliche Lehrstunde lieb, sondern auch die Erwachsenen bekundeten das höchste Interesse dafür, Gebildete und Ungebildete, Gelehrte und Unwissende; Allen gereichte

---

[1]) p. 362. — [2]) Nach Langin.

sie zum Segen. Frau von Boisy wohnte ihr jedes Mal bei, so oft sie in Annecy war. Als Franz ihr eines Tages sagte, daß es ihm immer Zerstreuungen verursache, wenn er sie unter den kleinen Kindern sitzen sehe, um die Wahrheiten, welche sie ihn selbst gelehrt habe, von ihm zu vernehmen, erwiderte sie: „Ich habe dich nur den äußern Buchstaben gelehrt, mein Sohn; aber dein Mund schließt mir die innere Bedeutung unserer heiligen Geheimnisse auf, welche ich nur sehr schlecht kannte." Die Zahl der Lernbegierigen wuchs bald so, daß er sie in drei Klassen sondern mußte, welche in drei Seitenkapellen der Kirche den Unterricht genossen; einige Priester ertheilten denselben, da Franz allein nicht mehr ausreichte. Als auch diese Nebenkapellen bald für die Menge zu klein wurden, führte er den Katechismus in drei verschiedenen Kirchen ein, die hinlänglich geräumig waren. Der Eifer des Bischofs, mit dem er Jedermann zu diesem Unterrichte heranzuziehen suchte, verfehlte nicht, tadelnde Bemerkungen hervorzurufen. „Was für eine Idee von unserm Bischof, hieß es, die Gebildeten mit den Unwissenden auf dieselbe Stufe zu stellen und zu wollen, daß Jeder wieder zum Kinde werde!" Der Bischof begnügte sich im Anfange, hierauf mit den Worten des Evangeliums zu antworten: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnt ihr in das Reich Gottes nicht eingehen." Als er aber sah, daß diese wiederholten Spöttereien Manche von dem Besuche dieses Unterrichtes abbrachten, wies er die Tadler strenge zurecht, und erklärte ihnen sogar, er würde, wenn sie so fortführen, ihnen verbieten, jemals noch sein Haus zu betreten. Das half, und die Spötter selbst erschienen am pünktlichsten und fleißigsten in der Christenlehre.

Um bei den Kindern auch noch auf andere Weise die Frömmigkeit zu beleben und ihre Theilnahme für die Religion zu erwecken, veranstaltete er hie und da kleine religiöse Feierlichkeiten, an denen sie, wie er wußte, Freude hatten. Jedes Jahr führte er sie an zwei Sonntagen in feierlicher Procession durch die ganze Stadt; hinter seiner kleinen Schaar in frommer Haltung und der größten Sammlung einherschreitend, von seinen Priestern begleitet, sang er mit ihnen eine Litanei oder betete den Rosenkranz. Wiewohl die Meisten ihn in dieser Demuth und Herzenseinfalt bewunderten, gab es auch wieder Andere, denen das nicht gefallen wollte: „Wozu ist es denn nöthig, hieß es, daß ein Bischof sich mit solchen Geringfügigkeiten abgibt? Warum bringt er seine Zeit mit Kindern und Armen hin, er, der ganz den Großen und Angesehenen angehören sollte?" Als man solche Redensarten dem demüthigen Prälaten hinterbrachte, gab er die Worte des

Heilandes zur Antwort: „Lasset die Kleinen zu mir kommen, denn ihnen ist das Himmelreich," und ohne sich um die Meinung der Welt zu kümmern, fuhr er fort, zu thun und zu handeln wie bisher."

Eine solche Güte gewann ihm so die Herzen der Kinder, daß sie, wenn er über die Straße ging, von allen Seiten auf ihn zuliefen und ihn so umringten, daß ihm fast der Weg zum Weitergehen versperrt wurde. Alle wollten seinen Segen haben, ihm das Kleid oder die Hand küssen, und öfters schleppten sie sich auf den Knieen so lange hinter ihm her, bis ihnen diese Gunst zu Theil geworden war. Voll heiterer Freude über diese unschuldige Umgebung, liebkoste er sie alle, indem er dem einen die Hand auf das Köpfchen legte, einem andern die Wange streichelte; und diejenigen, welche zuerst diese Beweise seiner Güte empfangen hatten, eilten dann wieder eine Strecke voraus, um sie noch einmal zu erhalten, so daß die kleine Schaar sich immer mehr vergrößerte, je weiter er ging. Seine Begleiter wurden oft ungeduldig darüber, aber er duldete nicht, daß man sie fortjagte: „Lasset sie doch kommen, sprach er leutselig, das ist mein kleines Volk." Hatten ihn die Kleinen dann endlich aus dem Gesichte verloren, so eilten sie voll Freude nach Hause, um zu erzählen, daß sie so glücklich gewesen, dem Bischof zu begegnen und wie er so freundlich gewesen sei[1]). Eines Tages waren sie ihm gefolgt bis zur Pforte eines Klosters, und als die Schwester die Befürchtung aussprach, der Zugwind, der durch die halbgeöffnete Thüre des Sprechzimmers eindrang, möchte ihm schädlich sein, stand er auf, um die Thüre zu schließen; da aber sah er die Kinder vor derselben und die Thüre offen lassend ging er zurück: „Es ist da draußen, sagte er, voll Kinder, die mich so treuherzig ansehen, daß ich nicht den Muth habe, ihnen die Thüre vor der Nase zu schließen[2])." Dieselbe Liebe zeigte er auch gegen die Kleinen, welche die Ammen noch auf dem Arme trugen; er hielt ihnen sein goldenes Kreuz hin, ließ sie es küssen, und öfters befreite sie sein Segen von den Krankheiten, welche in diesem Alter gewöhnlich vorkommen.

Der Katechismusunterricht sollte sich aber nicht allein auf die Stadt Annecy beschränken; der eifrige Bischof wollte, daß die Früchte desselben seiner ganzen Diöcese zu Theil würden. Demgemäß schrieb er allen Pfarrern und Seelsorgern vor, jeden Sonntag auf diese

---

[1]) Nach Antoine d'Église. — Recueil de la mère Greffier. — [2]) Recueil de la mère Greffier. — Dom Jean de Saint-François, p. 437. — Vie de la soeur Anne-Claude Collin.

Weise die christliche Lehre vor der Vesper zu erklären und zwar zwei Stunden lang im Sommer; und in seiner darauf bezüglichen Verordnung war Rücksicht genommen auf alle Einzelnheiten des Unterrichtes, wie er begonnen, wie er abgehalten, wie er beendigt werden solle. Selbst auch jenen Priestern, die keine Seelsorge hatten, empfahl er dringend, auf diese Weise für das Heil der Gläubigen zu wirken, und gab ihnen zu diesem Behufe die ausgedehntesten Vollmachten.

Die Erziehung und Bildung des Clerus war nach diesem seine angelegentlichste Sorge; denn der Bischof kann nur in dem Maße in seiner Diöcese wirken, als ihm gute und tüchtige Priester zur Seite stehen. Weder damals noch später hatte er ein eigentliches Seminar, in welchem die Candidaten des Priesterthums sich in heiliger Stille und Abgeschlossenheit auf ihr erhabenes Amt vorbereiteten. Zur Errichtung eines solchen fehlte es ihm sowohl an den nöthigen Geldmitteln, als auch an geeigneten Geistlichen, welche er mit der Leitung desselben beauftragen konnte. Zwar hatte er, um erstere zu bekommen, beim heiligen Stuhle um die Erlaubniß gebeten, von den kirchlichen Beneficien so viel nehmen zu dürfen, als zur Bestreitung der Kosten erforderlich sei; aber das war umsonst, diese Erlaubniß erhielt er nie. Vergebens hatte er auch, um für diese Pflanzstätten seines Clerus Lehrer zu finden, wie er sie wünschte, den Cardinal de Bérulle mit Bitten bestürmt, eine Genossenschaft zu gründen, die sich nur mit der Erziehung des Clerus beschäftigte; er sah dieselbe allerdings später zu Stande kommen, konnte aber keine Männer daraus erhalten. In dieser Noth that er wenigstens Alles was in seinen Kräften stand, um einen so beklagenswerthen Mangel zu ersetzen; mit größter Gewissenhaftigkeit prüfte er den Wandel und den Character derer, welche sich zum Empfange der heiligen Weihen meldeten, suchte er sich über ihre Anlagen und ihre Tugend Klarheit zu verschaffen; und um sich zu vergewissern, ob sie die erforderliche Wissenschaft besäßen, unterwarf er sie einer strengen Prüfung, die er entweder selbst abhielt oder in seiner Gegenwart abhalten ließ. Candidaten, die seinen Anforderungen nicht entsprachen, oder von denen er merkte, daß sie ohne Beruf, aus eigennützigen Absichten oder Familienrücksichten wegen, sich in den Priesterstand eindrängen wollten, wies er ohne Gnade, trotz alles Bittens der Eltern oder sonstiger Gönner, zurück[1]). Entdeckte er aber den wahren Beruf in ihnen, so ließ er sich die Mühe nicht verdrießen, sie selbst über die Pflichten des Priesterstandes zu belehren,

[1]) De Maupas, p. 199 et suiv.

sie zur Frömmigkeit und zum Studium zu ermuntern und anzutreiben; und oft ging er trotz der ungeheuren ihm obliegenden Arbeiten so weit, daß er sie sogar Beichte hörte. Seine Freunde, die mit Schrecken diese Vermehrung seiner Obliegenheiten gewahrten, suchten ihn davon abzubringen, allein er antwortete: „Ich heiße sie ja nicht, zu mir zu kommen, sie selbst wünschen mich als Beichtvater; und Gott läßt es so zu, damit der Hirt seine Schafe kenne und diese ihn kennen."

Hatten die jungen Cleriker auf diese Weise ihre Vorbereitung erhalten, so ertheilte er ihnen die heiligen Weihen an den Quatembertagen. Vater eines neuen priesterlichen Geschlechtes geworden, dessen Ausdauer im Guten von ihm vielfach abhing und welches darum seiner besondern Sorgfalt anvertraut war, schloß er einen engen Bund mit den Schutzengeln dieser neugeweihten Priester, um von ihrer Wachsamkeit, ihren Gebeten, ihrem Eifer unterstützt, die Mission eines sichtbaren Schutzengels seines Clerus besser erfüllen zu können. Von dem Tage der Weihe an behandelte er die neuen Diener des Herrn mit tiefer Ehrerbietung, um es zu machen wie die Engel, welche, wie sein Glaube ihm sagte, von heiliger Verehrung für den erhabenen Character der Priester durchdrungen sind; und gerne pflegte er einen hierauf bezüglichen Vorfall zu erzählen, den er selbst am Quatembersamstage in der Fastenzeit des Jahres 1603 mit angesehen hatte. Ein neugeweihter Priester wollte nach der heiligen Handlung die Kirche verlassen. An der Thüre blieb er einige Augenblicke stehen mit allen Zeichen eines Menschen, welcher einem Vornehmeren den Vortritt lassen und erst nach ihm hinausgehen will. Der Bischof, der nicht weit hinter ihm war, hatte dies voll Erstaunen bemerkt und fragte draußen vor der Kirche den jungen Priester nach der Ursache seines Benehmens: „Gott, antwortete dieser, hat mir die Gnade verliehen, meinen Schutzengel in sichtbarer Gestalt zu sehen; ehe ich Priester war, ging derselbe immer vor mir; heute aber blieb er an der Thüre stehen, und ließ mir den Vortritt, um meinen priesterlichen Character zu ehren, mit dem Bemerken, daß er mein und aller Priester Diener sei [1])."

Bei der Verleihung der Stellen befolgte Franz als unabänderliche Regel die Vorschrift des Concils von Trient, daß Keinem ein Beneficium außer nach wohlbestandener Concursprüfung gegeben werden solle. Außer dem Vortheile, durch diese Maßregel einen unterrichteten Clerus in seiner Diöcese heranzubilden, da die Wissenschaft

[1]) De Cambis, I, p. 443. — Charl.-Aug., p. 286. — De Maupas, p. 198.

als das einzige Mittel, eine Pfarrei zu erhalten, zum gegenseitigen Wetteifer im Studium antrieb, fand er noch den andern darin, daß sie Intriguen und jede Bevorzugung von seiner Seite unmöglich machte, weil ihm selbst die Hände gebunden waren; auch diente sie zur Beruhigung seines Gewissens, weil die gebildetsten und tugendhaftesten Geistlichen seiner Diöcese, aus denen die Prüfungscommission bestand, die Verantwortlichkeit für die Ernennungen mitzutragen hatten [1]). Bei dem Concurse selbst herrschte eine solch' strenge Unpartheilichkeit, daß er, wenn Jemand aus seiner Familie oder der sonst mit ihm bekannt oder befreundet war, dabei erschien, es vermied, demselben beizuwohnen, aus Furcht, durch seine Gegenwart das Urtheil der Examinatoren zu beeinflussen; sein Generalvicar führte dann an seiner Stelle den Vorsitz [2]). Es genügte ihm nicht, die Pfarreien mit wohlunterrichteten und gebildeten Geistlichen zu besetzen, er wollte auch fromme Priester haben; und darum schärfte er ihnen bei jeder Gelegenheit die Grundsätze des kirchlichen Lebens ein, wies sie hin auf die Erhabenheit des Priesterthums, hielt ihnen vor, welche Reinheit des Herzens und welchen musterhaften Wandel die tägliche Darbringung des heiligen Opfers verlange. Ebenso stand er ihnen als Tröster und Rathgeber in Bekümmernissen und schwierigen Fällen zur Seite, und er ermunterte sie liebevoll, sich nicht zu scheuen, zu ihm zu kommen, wenn sie seines Rathes bedürften: „Kommet nur vertrauensvoll, sprach er öfter und ich werde euch von Herzen gerne sagen was ihr zu thun habt, das verspreche ich euch; habe ich keine Zeit, so müßt ihr mich wohl entschuldigen, und weiß ich das, um was ihr mich fragt, selbst nicht, so werde ich mir Zeit nehmen, um mir darüber die nöthige Klarheit und Einsicht zu verschaffen."

Warum er es sich so sehr angelegen sein ließ, für die Pfarreien tüchtige geistliche Vorsteher heranzubilden, das sagt er selbst mit folgenden Worten: „Gute Pfarrer sind eben so nothwendig wie gute Bischöfe; die Bischöfe arbeiten mit vergeblicher Mühe für das Heil der ihnen anvertrauten Seelen, wenn sie nicht durch fromme, musterhafte und unterrichtete Pfarrer unterstützt werden; denn sie sind nicht Hirten, welche unmittelbar der Heerde voranschreiten und ihr den Weg zum Himmel zeigen sollen; die Erfahrung zeigt, daß die Pfarrei so ist, wie der Pfarrer; steht derselben ein tugendhafter und unterrichteter Priester vor, dann ist dieselbe auch leicht für die Tugend gewon-

---

[1]) Nach Gay. — Dom Jean de Saint-François, p. 176. — Geist des heil. Franz von Sales, I, 38. — [2]) Nach Bonard.

nen; umgekehrt aber, wenn der Priester, seiner Pflicht untreu, es an Belehrung und gutem Beispiele fehlen läßt[1])."

Um den Geistlichen in der Verwaltung des Bußsacramentes, wovon großentheils das Heil aller Angehörigen einer Diöcese abhängt, einen Führer an die Hand zu geben, richtete er an sie ein Rundschreiben, in dem jener Geist der Sanftmuth und Weisheit weht, der ihm so ganz eigen war[2]). Nachdem er ihnen zuerst empfohlen, in den Beichtstuhl immer ein reines Gewissen und eine brennende Begierde, die Seelen zu retten, mitzubringen, fährt er fort: „Bedenkt, daß Eure Beichtkinder Euch ihren Vater nennen, und daß Ihr für sie das Herz eines Vaters haben müßt; Ihr müßt ihnen begegnen mit Sanftmuth und Geduld haben mit ihren rohen Manieren, ihrer Unwissenheit und all ihren Fehlern, wie der Vater des verlorenen Sohnes, der sich durch den eckelhaften Zustand der Entblößung und des Schmutzes, in dem er seinen Sohn erblickt, nicht abschrecken läßt, ihn mit Herzlichkeit und Liebe zu umarmen, weil er eben sein Vater ist und das Herz eines Vaters Liebe zu seinen Kindern hat." Nach diesem Grundsatze und von solcher Gesinnung durchdrungen sollen sie diejenigen ermuntern und erheben, die ihrer Sünden wegen mit Scham und Kleinmuth erfüllt sind, indem sie ihnen sagen, daß man ja genugsam die menschliche Schwäche kenne, um nicht ungehalten zu sein über den Menschen, der sündigt; daß der Mensch sich mehr ehre durch das reumüthige Bekenntniß seiner Fehler, als er sich durch die Fehler selbst entehrt habe und daß die Buße eine zweite Unschuld sei. Empfindet aber das Beichtkind weder Scham noch Furcht, dann soll man es daran erinnern, daß es vor Gott steht, der über es urtheilt und nicht vor einem Menschen; daß es sich in diesem Augenblicke hier um eine glückselige oder unglückselige Ewigkeit handle und daß eine schlechte Beichte ein neues Verbrechen sei. Diejenigen, welchen es an Vertrauen fehlt, sollen sie hinweisen auf die Barmherzigkeit Gottes, die größer ist als unsere Sünden; auf die Güte des göttlichen Heilandes, der, indem er für seine Henker betete, nur die Lehre geben wollte, daß er uns verzeihen würde, selbst wenn wir ihn mit eigenen Händen gekreuzigt hätten, wenn wir nur Reue haben; daß auch die geringste Reue, wenn sie nur aufrichtig und vom Sacrament der Buße begleitet ist, die Kraft hat, vor Gott all unsere Sünden zu tilgen; daß die Verdammten und Teufel selbst gerechtfertigt sein würden, wenn sie das Sakrament mit bußfertiger Gesinnung empfangen

---

[1]) Nach Michel Favre. — [2]) De Maupas, p. 210.

könnten; oft seien die größten Heiligen große Sünder gewesen, wie David, der heilige Petrus, der heilige Matthäus, die heilige Magdalena, der heilige Augustin. Die größte Beleidigung, welche man der Güte Gottes sowie dem leidenden und sterbenden Jesus zufügen könne, bestehe gerade darin, daß man nicht das Vertrauen habe, Verzeihung seiner Sünden zu erlangen; endlich sei die Vergebung der Sünden ein Glaubensartikel.

Dann gibt er den Beichtvätern an, auf welche Weise sie am besten Jene, denen es schwer fällt sich gewisser Sünden anzuklagen, zum Bekenntnisse derselben bringen könnten. Mit Ruhe und Sanftmuth sollen sie ihnen helfen, sie nicht unterbrechen, wenn sie sich nicht ordentlich ausdrücken, und ermuthigend ihnen zureden, etwa mit diesen oder andern Worten: „Welch eine große Gnade gewährt Ihnen Gott, gut zu beichten! ich erkenne es, der heilige Geist hat Ihr Herz gerührt, um eine gute Beichte ablegen zu können. Seien Sie guten Muthes. Sagen Sie es nur kühn heraus .... Sie werden eine große innere Befriedigung empfinden, wenn Sie gut gebeichtet haben, und Nichts in der Welt wird Ihnen mit dem Glücke vergleichbar erscheinen, Ihr Gewissen von seiner drückenden Last befreit zu sehen; welch ein Trost für Sie auf dem Sterbebette, diese Beichte abgelegt zu haben!“

Ferner setzt er auseinander, welche Fragen der Beichtvater nach der Anklage zu stellen habe, um die Zahl und die Umstände der Sünde, welche die Art derselben ändern, sie erschweren oder vermindern und zuweilen durch eine einzige Handlung vervielfältigen, kennen zu lernen, oder um zu erfahren, ob nicht in Gedanken und Begierden, deren man sich oft nicht anklagt, gesündigt worden, oder ob man vielleicht den Nächsten nicht auf irgend eine Weise zur Sünde verleitet oder veranlaßt habe. Die Regeln für die Lossprechung sowie die Reservatfälle werden ebenfalls behandelt. Die aufzuerlegende Buße soll so beschaffen sein, daß das Beichtkind sie gerne verrichtet, daß sie leicht zu behalten ist und ein Bewahrungsmittel gegen den Rückfall mitenthält. Zuletzt empfiehlt er den Beichtvätern, die Gläubigen anzuhalten, öfters die Sacramente der Buße und des Altars zu empfangen, fleißig der Predigt und der Christenlehre beizuwohnen, gute Erbauungsbücher zu lesen, wie die Schriften des seligen Ludwig von Granada, schlechte Gesellschaften zu meiden und gute aufzusuchen, oft zu beten, jeden Abend die Gewissenserforschung zu machen, oft an die vier letzten Dinge zu denken u. s. w.

Dieser kleinen Abhandlung über die Verwaltung des Bußsacra-

mentes fügte der Heilige noch einige Regeln über die Unterscheidung der Geister hinzu [1]). Die Kennzeichen des Geistes Gottes sind: erstens die Demuth, die den Menschen lehrt, sich seiner Schwäche bewußt zu werden und im Hinblicke auf dieselbe zu zittern, zugleich aber auf Gott zu vertrauen. Zweitens Sanftmuth und Nachsicht mit den Fehlern des Nächsten. Drittens Geduld und Liebe zum Leiden, und ein demüthiger Gehorsam, der sich gerne leiten läßt. Die Zeichen des Geistes des Irrthums sind dagegen die Eigenliebe, welche auf ihre Tugend baut, ihr Urtheil und ihre Einsicht hochschätzt, die zu glänzen und sich bemerklich zu machen sucht, empfindlich und leicht zu verletzen ist; ein unheiliger Eifer gegen die Fehler Anderer; Ungeduld im Leiden, Entmuthigung in Widerwärtigkeiten; Stolz und Hartnäckigkeit, die sich nicht unterwerfen wollen.

„Meine geliebten Brüder, schrieb er an seine Priester, als er ihnen dies Schriftchen übergab, es ist ein erhabenes Amt, das Ihr ausübet, indem Ihr von Gott gesetzt seid, die Seelen mit einer solchen Machtvollkommenheit zu richten, daß das Urtheil, welches Ihr auf Erden sprecht, selbst im Himmel bestätigt wird; Euer Mund ist der Canal, durch den der Friede vom Himmel auf die Erde über die Menschen, die eines guten Willens sind, sich ergießt; Eure Stimme ist die Trompete des großen Jesus, auf deren Schall die Mauern der Ungerechtigkeit, dieses sinnbildlichen Jericho, zusammenstürzen; es ist eine unermeßliche Ehre für Menschen, zu einer Würde erhoben zu sein, zu welcher nicht einmal die Engel berufen worden: denn zu welchem der Engel hat Gott gesprochen: Welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen? Als Träger dieses staunenerregenden, erhabenen Amtes müßt Ihr also Tag und Nacht ihm Eure Sorge und ich einen großen Theil meiner Aufmerksamkeit zuwenden. Darum sende ich Euch dieses kleine Werkchen in der Hoffnung, daß es Euch von großem Nutzen sein werde."

In dieser Hoffnung täuschte sich Franz nicht; die Abhandlung stiftete sehr viel Gutes, nicht allein in Savoyen, sondern auch in Frankreich und Italien, in deren Sprachen es übersetzt worden war. Eine sorgfältigere Ordnung des Stoffes wäre allerdings wünschenswerth, allein die vielen andern Arbeiten des Verfassers erlaubten es ihm nicht, hieran die letzte Hand zu legen; die Weisheit jedoch, welche in all' den Regeln und Rathschlägen herrscht, der Geist Gottes, welcher das Ganze durchweht, lassen diesen Mangel leicht übersehen.

---

[1]) De Maupas, p. 218.

Eine andere Arbeit, ebenso nothwendig für den Klerus, folgte bald nach; es war das Diöcesan-Ritual, die verschiedenen Gebete und Gebräuche enthaltend, welche bei der Ausspendung der Sacramente und bei Verrichtung der kirchlichen Dienste überhaupt zu beobachten sind.

Vor Allem aber lag Franz daran, daß seine Priester selbst dem Studium oblagen; ohne das konnten alle diese Rathschläge und Regeln, mit denen er ihnen zur Hand ging, nur ungenügend bleiben. Darum kam er nie mit seinen Geistlichen zusammen, wie einer seiner Biographen bemerkt[1]), ohne sie zu ermahnen, nicht allein Heilige zu sein, sondern auch Gelehrte in der Wissenschaft ihres Standes zu werden und sich mit Ernst den Studien zu widmen. „Diejenigen von Euch, sprach er zu ihnen, welche sich Beschäftigungen machen, die sie am Studium verhindern, sind Solchen ähnlich, welche ihrem Magen die kräftige Nahrung entziehen und ihn nur mit gehaltlosen Speisen anfüllen, unfähig, ihm die nöthige Stärke zu geben. Ich kann Euch versichern, die Unwissenheit ist beim Priester mehr zu fürchten, als die Sünde, weil man durch sie nicht allein selbst zu Grunde geht, sondern auch das Priesterthum entehrt und erniedrigt. Ich beschwöre Euch also, meine Brüder, ernstlich dem Studium obzuliegen. Die Wissenschaft im Priester ist das achte Sacrament. Und die größten Uebel in der Kirche sind daher gekommen, weil die Arche der Wissenschaft sich in andern Händen, als denen der Leviten befand. Wenn Genf so verderbliche Verheerungen unter uns angerichtet hat, so ist der Grund, daß wir träge waren, daß wir uns darauf beschränkten, unser Brevier zu beten, ohne daran zu denken, gelehrter zu werden; und Genf hat unsere Nachlässigkeit dazu benützt, um glauben zu machen, daß man bis damals den Sinn der heiligen Schrift nicht verstanden habe. So hat, während wir schliefen, der Feind das Haus in Brand gesteckt, und wir wären Alle verloren gewesen, wenn die göttliche Barmherzigkeit nicht die Väter der Gesellschaft Jesu erweckt hätte, welche als Männer voll tiefer und ernster Gelehrsamkeit unermüdlich gegen die Irrlehre ankämpften und den wahren Glauben vielfach wieder hergestellt haben. Da die göttliche Vorsehung, meine Unwürdigkeit nicht beachtend, mich zu Eurem Bischofe gesetzt hat, so bitte ich Euch, meine Brüder, allen Ernstes zu studiren, damit Ihr, gelehrt und gottesfürchtig, untadelhaft seid, und bereit, allen Denen zu antworten, welche Euch über Gegenstände des Glaubens fragen."

Als Gegenstand des Studiums empfahl er ihnen besonders den

[1]) De Maupas, p. 201. — Opuscules, p. 282.

heiligen Thomas und den heiligen Bonaventura. Dann ermahnte er sie, immer einen übernatürlichen Zweck dabei zu haben, indem er ihnen die Worte des heiligen Bernard anzuführen pflegte: „Die Einen studiren aus Neugierde, Andere aus Eitelkeit, wiedere Andere betreiben die Wissenschaft als Erwerbszweig, und alles das ist nicht in der Ordnung; Andere studiren, um sich dem Nächsten nützlich zu machen oder um sich selbst zu heiligen, und das ist gut." Sunt qui scire volunt ut sciant et turpis curiositas est, ut sciantur et vanitas est, ut scientiam vendant et quaestus turpis est, ut aedificent et charitas est, ut aedificentur et prudentia est.

Angelegenheiten seiner Diöcese riefen um diese Zeit den Bischof nach Turin. Seinen Weg nahm er über Schloß Crest bei Montmélian, wo er erwartet wurde, um die Ehe seines Bruders Ludwig von Sales mit der Tochter des Barons von Cusy einzusegnen. War er trotz seiner innigen Liebe zu den Seinigen immer bereit, alle Familienneigungen zum Opfer zu bringen, wenn sein Amt darunter leiden sollte, so gab er denselben auf der andern Seite ebenso gern nach, wenn sie sich mit seinen bischöflichen Pflichten vertrugen. Schon hatte er selbst die einzelnen Punkte des Ehevertrages geregelt und die Verlobungsfeierlichkeit vollzogen, da es ihm zu großer Freude gereichte, daß seine Familie mit der des Barons, der ihm ein so guter und heiliger Freund war, sich so enge verband. Alles war sonach zur Hochzeit bei seiner Durchreise vorbereitet und aus vollstem Herzen ertheilte er dieser Verbindung seinen Segen, zu welcher die beiden Gatten eine gleich große Mitgift von Frömmigkeit und Tugend mitbrachten [1]). Unmittelbar nach der Hochzeit reiste er nach Turin weiter. Beim Herzoge wurde ihm der ehrenvollste Empfang zu Theil, alle seine Wünsche, die er ihm vorgetragen, sah er gewährt, wie auch verschiedene Privilegien für die Bewohner von Chablais, Ternier und Gaillard. Der Glanz und die Herrlichkeit des Hofes konnten ihn ebenso wenig fesseln, wie die Freuden der Familie, und sobald seine Angelegenheiten in Ordnung waren, machte er sich unverzüglich wieder auf den Rückweg nach seiner Diöcese. In Carmagnola, einem kleinen Städtchen in der Diöcese Saluzzo, wo sich gerade der Bischof Juvenal Ancina befand, mit dem er während seines letzten Aufenthaltes in Rom befreundet geworden, beschloß er einige Stunden zu verweilen.

Kaum war er in dem Gasthofe des Städtchens abgestiegen, als

[1]) Maison de Sales, p. 271 et suiv.

einer der angesehensten Einwohner der Stadt ihn daselbst aufsuchte und mit feiner Liebenswürdigkeit ihm sagte, es sei in der ganzen Stadt Niemand, der ihn nicht in sein Herz aufgenommen, er selbst aber möchte gar zu gerne die Ehre haben, ihn noch in seinem Hause beherbergen zu dürfen. Franz von Sales konnte nicht umhin, dieser so freundlichen und herzlichen Einladung Folge zu leisten, und begab sich dann zum Bischofe, um demselben seine Aufwartung zu machen.

Da es gerade das Fest des heiligen Juvenal, des Namenspatrons des Bischofs war, so ersuchte letzterer ihn, für ihn die Predigt zu halten, und er erklärte sich gerne dazu bereit. In der Meinung, daß seine Zuhörer italienisch am besten verständen, begann er seine Rede in dieser Sprache; während des Ave Maria's aber, das nach dem üblichen Gebrauche nach der Einleitung gebetet wurde, ließ ihn sein Freund bitten, er möge französisch predigen, weil das Marquisat Saluzzo lange zu Frankreich gehört habe und das Volk deshalb mit dieser Sprache vertraut sei. Er fuhr also in französischer Sprache fort, zur großen Erbauung seiner Zuhörer, die nicht wußten, ob sie mehr die Gelehrsamkeit oder die Heiligkeit des Predigers bewundern sollten. Beim Hinausgehen aus der Kirche machte ihm der Bischof ein feines Compliment wegen seiner herrlichen Rede, indem er, geistreich auf seinen Namen von Sales anspielend, sagte: „Tu vere sal es" (Du bist in Wahrheit das Salz der Erde). Der Heilige erwiderte unverzüglich mit einer andern Anspielung auf den Namen Saluzzo: „Tu sal et lux es: ego vero neque sal neque lux" (Du bist das Salz und das Licht; ich bin weder das Eine noch das Andere). Und dieser Wahlsprüche bedienten sich die beiden Prälaten von nun an in ihrem schriftlichen Verkehre miteinander [1]).

Zum Pfingstfeste nach Annecy zurückgekehrt, hatte er daselbst zwischen den Domherren des Capitels von Genf und denen der Collegialkirche von Annecy einen Streit zu schlichten, der ihm sehr empfindlich war. Erstere wollten in der Frohnleichnamsprocession, als erstes Capitel der Diöcese, auch den Ehrenplatz haben. Letztere dagegen, von dem Herzog von Nemours unterstützt und sich auf den unvordenklichen Gebrauch berufend, wollten ihrerseits die Ersten in der Procession sein, indem sie bemerkten, daß ein Jeder in seinem eigenen Hause der Erste sei, und daß die Genfer Domherren als Fremde, welchen die Stadt Gastfreundschaft gewähre, nur den zweiten Platz einnehmen dürften. Schon unter den früheren Bischöfen war

[1]) Charl.-Aug., p. 228.

diese Frage lebhaft erörtert worden und der Erzbischof von Vienne, als Metropolit, sowie der Cardinal von Coma hatten in einem im Namen des Papstes an den Bischof von Genf gerichteten Schreiben dem Capitel der Kathedrale Recht gegeben. Franz selbst hatte als Probst immer das Vorrecht seines Capitels vertheidigt, und da er in seiner neuen Stellung nicht in Widerspruch mit der Vergangenheit handeln wollte, so verkündigte er am Dreifaltigkeitssonntage von der Kanzel herab, daß er am nächsten Donnerstage bei der Procession das Allerheiligste selbst tragen werde und zwar unmittelbar von seinem Domcapitel gefolgt. Die Herren von der Collegialkirche verletzte diese Entscheidung nicht wenig, und sie beklagten sich bei dem Stadtrathe. Dieser begab sich mit ihnen zum Bischofe, und man war kühn genug, demselben zu bemerken, daß die Collegialherren, in ihrer Eigenschaft als Pfarrer der Stadt, nicht allein den Vorrang vor den Domherren von Genf haben sollten, da diese ja Fremde seien, die sich geflüchtet hätten, sondern daß sie auch als solche das Allerheiligste in der Procession zu tragen hätten, eine Ehre, die ihnen von den früheren Bischöfen immer gelassen worden sei.

Der Bischof, welcher bei all' seiner Sanftmuth und Mäßigung, wenn es sein mußte, auch die gehörige Festigkeit zu zeigen verstand, antwortete ihnen voll Hoheit und Würde[1]): „Eine solche Sprache hätte ich von Ihnen nicht erwartet; in meiner Diöcese gibt es keinen Ort, an dem ich und die Herren meines Capitels Fremde sein könnten; was meine Vorgänger wegen ihres Alters oder ihrer Kränklichkeit nicht gethan haben, kann mir Nichts von meinem Rechte nehmen; und da ich, Gott sei Dank, gesund und kräftig bin, so sehe ich nicht ein, warum ich nicht selbst meinen Herrn und Erlöser in der Procession einhertragen sollte. Wisset, daß ich Euer Bischof bin, und daß ich alle Functionen eines solchen ausüben werde, daß meine Domherren meine Assistenten sind und ich das Recht habe, sie mir bei allen kirchlichen Ceremonien assistiren zu lassen. Die von mir vorgeschriebene Ordnung wird befolgt werden; es bleibt Euch dann vorbehalten, später Einspruch zu erheben, wenn Ihr Eure Rechte verletzt glaubt." — „Nun wohl, erwiderten sie, wir appelliren an den Erzbischof und werden den Herzog von Nemours von der ganzen Angelegenheit in Kenntniß setzen." Allein die Procession fand in der angegebenen Ordnung statt; die Stiftsherren erschienen aber nicht, um ihren Rechten Nichts zu vergeben.

---

[1]) De Maupas, p. 218.

Die Sache war wirklich vor den Herzog von Nemours gebracht worden. Nach sorgfältiger Erwägung derselben ersann er, ohne sich bestimmt für die eine oder andere Partei zu erklären, ein Auskunftsmittel, welches seiner Meinung nach die Ansprüche eines Jeden befriedigen dürfte. Er traf die Bestimmung, daß die bischöflichen Domherren die eine Reihe in der Procession und die Stiftsherren die andere bilden sollten, so wie es in Paris zwischen dem Capitel von Notre-Dame und den Stiftsherren von der Sainte-Chapelle und der heiligen Genovefa bei Processionen üblich war. Der Bischof jedoch nahm diese Entscheidung, welche dahin gestellt sein ließ, auf welcher Seite das Recht sich befand, nicht an; er schrieb an den Herzog, daß die erwähnten beiden Stiftskirchen in Paris, da sie nicht unter bischöflicher Jurisdiction ständen, hier angezogen werden könnten, um besondere Privatrechte zu fordern, daß aber die Stiftskirche in Annecy, die unbestreitbar der Jurisdiction des Ordinarius und im Falle einer Sedisvacanz der des Capitels oder des von letzterm ernannten Bisthumsverwesers unterliege, gerade dadurch sich ihres Vorranges begeben müsse. Der Herzog sah diese Gründe ein und schrieb in dem Sinne an die Stiftsherren zurück. Letztere, keineswegs geneigt, sich darauf hin zu unterwerfen, bestanden auf ihrer Berufung an den Erzbischof und erschienen vorläufig nicht bei Processionen. Der Bischof ließ sie ein Jahr lang gewähren; da aber konnte er doch nicht mehr das Aergerniß, welches ihre Abwesenheit verursachte, stillschweigend mit ansehen, und um der Sache ein Ende zu machen, setzte er in einem öffentlichen Erlasse die Ordnung bei Processionen fest, und zwar unter Strafe der Excommunication, der jeder Widerspenstige ipso facto verfalle, unbeschadet jedoch einer Berufung an eine höhere Instanz und etwaiger erwiesener Rechte; unter derselben Strafe verpflichtete er die Stiftsherren außerdem noch, nicht allein der Procession, sondern auch dem dieser vorhergehenden, feierlichen Hochamte beizuwohnen und an allen Ceremonien Theil zu nehmen[1]). So verstand es der sonst so sanfte Bischof, auch fest und strenge zu sein, wenn es die Gerechtigkeit so verlangte.

Doch war damit die Sache nur vorläufig erledigt. Man gehorchte zwar gezwungen, allein der Friede und ein herzliches Einverständniß herrschte keineswegs. Das betrübte den heiligen Bischof nicht wenig, und um dem Zwiespalte ein Ende zu machen, versammelte er im nächsten Jahre die Kanoniker beider Kirchen, und ermahnte sie

[1]) Charl.-Aug., p. 288 et suiv. — Opuscules, p. 315.

kurz aber dringend zu brüderlicher Eintracht; und da Alle darauf bemerkten, daß dies ihr sehnlichster Wunsch sei, so kam man durch einen freundschaftlichen Vergleich dahin überein, daß das Capitel der Domkirche vor den Stiftsherren den Vortritt haben, daß aber letzteren als Entschädigung gewisse Ehrenrechte zu Theil werden sollten. Um künftigen Mißhelligkeiten und Unordnungen, die so leicht entstehen konnten, vorzubeugen, sorgte der Bischof dafür, daß die Gerechtsame beider Capitel auf's genaueste in allen ihren Einzelheiten festgestellt und eine Urkunde darüber errichtet wurde, die, mit seiner Unterschrift versehen, in Zukunft als Verhaltungsregel galt[1]). So war denn dieser langwierige Streit für immer beendigt. Man würde Unrecht haben, wollte man die Eitelkeit der Betheiligten als die Ursache desselben betrachten; Jeder glaubte sich vielmehr im Gewissen verpflichtet, die Rechte seiner Körperschaft zu wahren, so daß er bei aller eigenen Demuth um so eifriger in Vertheidigung seiner Sache zu sein glaubte, je hartnäckiger er dieselbe betrieb.

Schwieriger wurde es dem Bischofe, einen andern Streit beizulegen, der sich zwischen einem Pfarrer und seinen Pfarrangehörigen erhoben hatte. In der Diöcese Genf war es um jene Zeit üblich, daß man nach der Communion den Gläubigen etwas Wein reichte, um die heilige Hostie besser hinabschlucken zu können oder den Mund von den etwa übriggebliebenen Theilchen derselben zu reinigen. In einer Pfarrei hatte sich nun der Mißbrauch eingeschlichen, daß der Wein in dem nämlichen Kelche gereicht wurde, dessen der Priester sich eben am Altare bedient hatte. Der Pfarrer hatte darum versucht, anstatt des Kelches ein Gefäß von Glas zu nehmen, und dies rief eine allgemeine Aufregung und Unzufriedenheit hervor. Als der Bischof Kenntniß davon erhalten, beeilte er sich auf der Stelle, an seine Diöcesanen einen liebevollen Brief zu richten, der mit folgenden Worten schloß: „Lasset Euch darum, meine Brüder und Freunde, wie gute Schafe leiten von Jenen, welche unter meiner und des apostolischen Stuhles Oberhoheit Euch zu Hirten gegeben sind und Gott wird Euch segnen.“ Das genügte, um Friede und Ordnung in der Pfarrei wieder herzustellen.

Kaum war das geschehen, als er seine Hirtenwachsamkeit schon wieder einem andern Gegenstande zuwenden mußte, um Frieden und Einigkeit zu vermitteln. Zu Sixt befand sich ein Kloster regulirter Chorherren vom heiligen Augustinus, gegründet von dem seligen Ponce

[1]) Charl.-Aug, p. 335.

aus der freiherrlichen Familie von Faucigny; auf einem steilen Felsen gelegen, thürmten sich von allen Seiten hohe Berge rings um es herum, die eine Scheidewand zwischen der mit dem Vergänglichen beschäftigten Welt und den in die Betrachtung des Ewigen versunkenen Mönchen zu bilden schienen. Dem Geiste ihres Stifters treu, war die Abtei lange ein Gegenstand der Erbauung für das ganze Land gewesen; wie aber die meisten menschlichen Einrichtungen, wenn sie sich bis zu einer gewissen Höhe erhoben haben, sich dann dem Verfalle zuneigen, und da überdies die Zügellosigkeiten solcher Kriege, wie jene waren, von dem das ganze Land heimgesucht worden, oft in den abgelegensten Orten noch ein Echo finden, so hatten auch hier verschiedene Mißbräuche Eingang gefunden.

Der Bischof war schon im Jahre 1600 durch zwei Chorherren der Abtei davon in Kenntniß gesetzt worden; sobald es ihm möglich wurde, ging er nun nach Sixt, um den eingerissenen Uebeln zu steuern. Gleich am folgenden Morgen nach seiner Ankunft versammelte er nach der Messe die Chorherren und erklärte ihnen, daß er gekommen sei, um eine Visitation abzuhalten, d. h. zu untersuchen, ob ihr Leben so sei, wie es sein solle, ob sie ihre Regel in allen Punkten beobachteten, Kenntniß zu nehmen von dem Zustande ihres Hauses, ihrer Güter und ihrer Rechte. Daß er als ihr Oberer dazu die Macht habe, wüßten sie, auch, daß dies einem unvordenklichen Herkommen zufolge ein Vorrecht des Bischofs von Genf sei. Glaubten sie aber nichtsdestoweniger irgend welche gegründete Einwendungen gegen seine Jurisdiction vorbringen zu können, so bäte er sie, ihm dieselben frei mitzutheilen. Alle erwiederten mit großer Ehrerbietung, daß sie sein Recht anerkennten, und daß es ihnen nicht einfalle, dies Recht zu bestreiten, noch der Ausübung desselben irgend ein Hinderniß in den Weg zu legen. So begann er die kanonische Untersuchung, mit dem Abte beginnend. Auffallenderweise wußte dieser nicht einmal, ob er Commendatar- oder Titular-Abt sei[1]); er sagte blos, der Senat von Savoyen betrachte ihn nur als Commendatarius und habe ihm deshalb jede Zurechtweisung seiner Geistlichen untersagt; darum trage er auch nicht das von der Regel vorgeschriebene Kleid und beschränke sich nur auf

[1]) Commendatar-Abt nannte man denjenigen, welcher, ohne an die Regeln des Klosters gebunden zu sein, sehr oft sogar ohne in demselben zu wohnen, das Anrecht auf einen großen Theil der Einkünfte des Hauses hatte; der Titular-Abt dagegen war der eigentliche Vorsteher der Genossenschaft, und war zur Beobachtung der Regel sowie strenge zur Residenz verpflichtet.

die Verwaltung der Güter der Abtei; da die bedeutend verminderten Einkünfte derselben zum Unterhalte der zwölf in der Stiftungsurkunde gedachten Geistlichen nicht hinreichten, so habe er sich genöthigt gesehen, die Zahl der Mitglieder der Genossenschaft auf zehn herabzusetzen.

Als der Bischof die übrigen Geistlichen vernahm, versicherten diese im Gegentheil, daß die Einkünfte mehr als hinreichend seien, um Kost und Unterhalt für zwölf Chorherren zu bestreiten. Weiter erfuhr er von ihnen, daß sie sich nicht durch ein ausdrückliches Gelübde gebunden hatten, nach der Regel des heiligen Augustinus zu leben, und daß sie im Uebrigen nicht einmal genau ihre Verpflichtungen kannten. Es war mehr als genug, um dem Bischofe zu zeigen, daß ihr Haus sich in einem kläglichen Zustande befand, doch hütete er sich wohl, zu vorschnell mit der Reform zu beginnen; er sah ein, daß ein altes Uebel, um geheilt zu werden, eine langsame und schonende Behandlung verlange, und so ging er denn nur allmählig vor, mit dem Leichtern beginnend, bis er glaubte, nun folgende Regeln vorschreiben zu können: Erstens: Das Kloster muß, der alten Bestimmung gemäß, zwölf Chorherren haben. Zweitens: Jeder ist verpflichtet, das Brevier zu beten. Drittens: Jeden Tag sollen wenigstens vier heilige Messen gelesen werden, und an gewissen Tagen fünf. Viertens: Das Kloster ist ringsum mit einer Mauer zu umgeben, in der sich nur zwei Eingangsthüren befinden dürfen; Frauen dürfen nie in den innern Raum Zutritt erhalten. Fünftens: Keiner darf ohne Erlaubniß des Priors das Kloster verlassen, und der Prior selbst ist gehalten, wenn er ausgehen will, dem ältesten Geistlichen hievon Anzeige zu machen.

Einzelne unterwarfen sich bereitwillig diesen Vorschriften; nicht so der Abt und mehrere Andere, die sich vornahmen, an den Senat von Chambéry zu appelliren. Doch verhielten sie sich einstweilen aus Scheu vor dem Bischofe, so lange er noch da war, ruhig, und ihre anscheinende Unterwerfung ließ den Prälaten hoffen, daß die ursprüngliche Ordnung und ein guter Geist in die Abtei wieder eingekehrt sei.

Als er wieder abreisen wollte, erschienen die Einwohner mehrerer Dörfer der Pfarrei Sixt und baten ihn um Hülfe. Zwei gewaltige Felsblöcke waren nämlich von der Höhe eines Berges in ihr Thal gestürzt und hatten eine ungeheure Verwüstung angerichtet; viele Wohnungen und Hausthiere, ihr größter Reichthum, lag unter den Trümmern zerschmettert und begraben, selbst eine bedeutende Anzahl von Menschen hatten bei der Katastrophe das Leben verloren. In das tiefste Elend und die drückendste Noth versetzt, hatten die Un-

glücklichen ein Gesuch an die Rechnungskammer von Savoyen gerichtet, um auf mehrere Jahre von den Abgaben befreit zu werden; die Kammer wagte das nicht aus sich allein und rieth ihnen deshalb, sich an die Milde des Herzogs zu wenden. Dieser Bescheid hatte bei ihnen die tiefste Bestürzung hervorgerufen: sie wußten nicht, wie sie ihr Leid vor den Fürsten bringen und eine günstige Antwort von ihm erhalten sollten. Da erfuhren sie, daß ihr Bischof und Vater in der Abtei angekommen sei, und ungesäumt eilten sie zu ihm; weinend schilderten sie ihm ihre Lage und beschworen ihn, er möge doch kommen und sich mit eigenen Augen von ihrem Unglücke überzeugen, um es dem Fürsten berichten zu können. Der Bischof nahm die Armen mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit auf und tröstete sie so gut er es vermochte; gutherzig ihrem Verlangen willfahrend, ging er dann mit ihnen zu Fuß an Ort und Stelle des Unglücks. Er überzeugte sich, daß Alles, was man ihm darüber gesagt hatte, leider nur zu wahr gewesen, daß die Wirklichkeit noch schrecklicher war. Das Herz blutete ihm beim Anblicke dieser Verwüstung und er konnte sich der Thränen nicht enthalten; den Klagen Aller ein bereitwilliges Ohr leihend, suchte er sie wieder zu ermuthigen, machte ihnen Hoffnung, daß sie von der Güte des Fürsten die verlangte Gnade erhalten würden und versicherte sie seiner wärmsten Fürsprache bei demselben. Und er hielt Wort. Den ersten freien Augenblick, der ihm zu Gebote stand, benutzte er dazu, um an den Herzog zu schreiben, und ihm das Gesuch der armen Verunglückten warm zu empfehlen; Dank seinen eigenen Bemühungen und denen mehrer anderer einflußreichen Personen, denen er die Sache an's Herz gelegt hatte, hatte er denn auch die Freude, seine Bitte gewährt zu sehen [1]).

Die Ordnung, die Franz von Sales in der Abtei Sixt wiederhergestellt hatte, war, wie vorauszusehen, nur von kurzer Dauer. Der Abt liebte zu sehr die Unabhängigkeit, als daß er sich so leicht der vom Bischof vorgeschriebenen Regel gefügt hätte, und appellirte, die Jurisdiction des Bischofs von Genf über die Abtei in Abrede stellend, an den Senat von Chambéry; und um die Ansprüche des erstern zu entkräften, sparte er keine Kunstgriffe und keine Spöttereien, erlaubte sich sogar heftige und ungebührliche Anschuldigungen. Einige andere Chorherren, welche vor dem Gedanken an ein strengeres, geregeltes Klosterleben zurückbebten, traten auf seine Seite und wußten den gesammten Adel der Umgegend und selbst einen Theil des Senates

---

[1]) Charl.-Aug., p. 300.

zu ihren Gunsten zu stimmen. Franz von Sales ließ sich dadurch nicht abschrecken; er versuchte zuerst, die Widerspenstigen durch Güte und vernünftige Vorstellungen zu gewinnen, und dies gelang ihm auch bei sämmtlichen Stiftsherren; der Abt allein wollte nicht nachgeben. Da entschloß sich der Bischof, dessen Sanftmuth frei von aller Schwäche war, wie wir schon gesehen haben, die Sache mit allem Nachdrucke zu verfolgen. Ohne länger zu zögern, wandte er sich an den Senat und setzte ihm klar alle Rechte auseinander, die ihm über die Abtei zustanden; aus beigefügten Urkunden wies er nach, daß sie schon seit 1161 der Jurisdiction und der Aufsicht des Bischofs von Genf unterliege, und die Stifter selbst hätten diese Bestimmung getroffen. Wie er nicht anders erwarten konnte, entschied der Senat zu seinen Gunsten, und nachdem er die Sache wegen ihrer Wichtigkeit mehrere Monate noch reichlich nach allen Seiten hin erwogen hatte, begab er sich abermals nach Sixt, um die letzte Hand an die Reform des Klosters zu legen.

Das Unternehmen bot noch immer Schwierigkeiten; manche von den Chorherren, die, je näher sie die unliebsame Aenderung sahen, immer mehr davor zurückbebten, suchten ihm tausend Hindernisse in den Weg zu legen; selbst an Sticheleien und unehrerbietigen Ausdrücken ließ man es dem Bischofe gegenüber nicht fehlen, und mit großer Aufregung und den Anstand außer Acht lassendem Tumulte stritt man in seiner Gegenwart für und wider die Reform. Trotz alle dem zeigte der Heilige immer die nämliche Sanftmuth; keine Bewegung, kein Wort, kein Zeichen der Ungeduld von seiner Seite. Alle hörte er ruhig und freundlich an, mit der Sprache des Glaubens und der Liebe suchte er Alles zu ebnen und auszugleichen. „Man kann sich keine Vorstellung machen, so erklärten mehrere Stiftsherren, von der himmlischen Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit, die er an den Tag legte, wenn er in seinen Ermahnungen uns zu bestimmen suchte, uns muthig der neuen Regel zu unterziehen und so die alte klösterliche Zucht wieder herzustellen. Er kam uns vor wie ein Engel, wie ein Johannes der Täufer an Unschuld und Reinheit, ein Elias an Eifer, wie ein Johannes Evangelist durch seine Sanftmuth und Liebe."

Sich nicht blos auf eigene Kraft verlassend, empfahl der Heilige inständig dem Himmel den glücklichen Ausgang des Unternehmens. Mit besonderer Andacht und unter vielen Thränen betete er namentlich zu dem seligen Stifter der Abtei, der, obgleich aus hohem und vornehmem Geschlechte, auf alle irdische Größe Verzicht geleistet, um sich in diese schauerliche Einöde zu begraben und dem Erlöser das

Kreuz nachzutragen. Er ließ sein Grab öffnen, an dem schon mehrere wunderbare Heilungen geschehen waren, und nachdem er den Gebeinen seine Verehrung erwiesen und in heiliger Gluth der Andacht lange gebetet hatte, ergriff er die Gelegenheit, um die Stiftsherren mit feurigen, begeisterten Worten zu ermahnen, das Leben der Buße und Abtödtung, welches der Gründer ihres Hauses geführt, nachzuahmen. Diesen so vielfachen Bemühungen des Heiligen, dem Geiste seiner Sanftmuth und Liebe, konnten auch die Unfügsamsten nicht lange widerstehen. Alle ohne Ausnahme unterwarfen sich der Reform und beobachteten gewissenhaft die von Franz neu vorgeschriebene Klosterordnung.

Der unermüdlich thätige und wachsame Bischof konnte nun einem andern Theile seiner Diöcese, der seine ganze Sorgfalt in Anspruch nahm, ungestörter seine Aufmerksamkeit zuwenden; es war das französische Gebiet von Gex und Umgegend. So günstig und vortheilhaft die Politik des Herzogs von Savoyen für die katholische Religion gewesen, so verderblich wurde ihr das vorsichtige und behutsame Vorgehen Frankreichs. Die protestantischen Prediger hatten bald bemerkt, daß man sie fürchtete; mit immer größerer Kühnheit traten sie auf, so daß es schien, als wollten sie sich rächen für die Strenge, mit welcher ihre Mitbrüder in Chablais behandelt worden waren. Der Irrthum hatte noch beständig seine zahlreichen Lehrstühle, und von allen Seiten wurde der Haß gegen den Katholicismus gepredigt. Diese Lage des Ländchens machte dem Bischofe solchen Kummer, daß er ihm fast sein ganzes Episcopat verbitterte. Wohl hatte er von Heinrich IV. die Erlaubniß erlangt, einige katholische Pfarreien wieder zu errichten, nebst der Herausgabe der dazu gehörigen Beneficien, und von dem Parlamente der Bourgogne war außerdem noch eine rechtskräftige Verfügung hierüber erlassen worden. Aber die protestantischen Prediger kehrten sich wenig daran. Nach wie vor fuhren sie fort, die Einkünfte der Kirchengüter sich anzueignen und dem Eifer des Bischofs tausend Hindernisse in den Weg zu legen. Inzwischen war der Herzog von Bellegarde, Gouverneur der Bourgogne, sowie der Präsident des Parlaments von Dijon mit dem Baron von Luz nach Belley gekommen. Sobald Franz es erfuhr, eilte er ebenfalls nach Belley, um von diesen Männern zu erwirken, daß die zu Gunsten der katholischen Religion erlassenen Verfügungen auch zur vollen Ausführung gelangten. Bei seiner Ankunft gerieth die ganze Stadt in Bewegung. Sein Auftreten, so voll Würde und doch so voll Bescheidenheit, seine tiefe Frömmigkeit besonders im Gotteshause, gab ihm in den Augen

der Einwohner das Ansehen eines Engels und ließ sie seine Gegenwart als einen Segen des Himmels betrachten. Man wünschte ihn predigen zu hören; gerne willfahrte er diesem Verlangen und wie überall, so auch hier, rührte er Aller Herzen. Immer bereit, Allen Alles zu werden, erfüllte er eben so freundlich eine Bitte eines Herrn von Valloz, Pathe bei der Taufe seines Kindes zu stehen, eine Herablassung, die nicht nur dem Vater, sondern auch der ganzen Stadt zu großer Freude gereichte [1]).

Der Herzog von Bellegarde und der Präsident, aufrichtig die allgemeine Bewunderung für den heiligen Bischof theilend, empfingen ihn mit dem größten Wohlwollen und erklärten sich gerne bereit, ihn aus allen Kräften bei der Wiederherstellung der katholischen Religion in Gex zu unterstützen. Der Herzog bot ihm sogar an, sich persönlich mit ihm an Ort und Stelle zu begeben, um dem Erlasse des Parlamentes Geltung zu verschaffen. Franz nahm das Anerbieten mit Freuden an und er hatte den Trost, zu sehen, daß durch den Schutz und den Einfluß seines Begleiters den Katholiken ihr Recht zu Theil wurde.

Die Tugenden des Heiligen machten einen solchen Eindruck auf den Herzog, daß er, die Gelegenheit benutzend, auch die Angelegenheiten seiner Seele und seines Gewissens durch eine gute Generalbeichte bei ihm in Ordnung bringen wollte. Um ihm die Sache zu erleichtern, verfaßte Franz eine kleine Abhandlung über die Generalbeichte für ihn, wozu er noch auf sein Bitten eine Lebensordnung fügte, nach welcher er als guter Christ in seiner Stellung und mitten in der Welt leben könne. Von Dankbarkeit durchdrungen und die Ehre, der geistige Sohn eines solchen Bischofs zu sein, höher als alle seine übrigen Titel schätzend, wollte der Herzog, daß Franz künftighin ihn nicht mehr anders als seinen Sohn nenne: „Um Ihnen zu willfahren, antwortete dieser, werde ich Sie von jetzt an meinen Sohn nennen; aber ich werde Sie als meinen Sohn Joseph betrachten aus Hochachtung und ehrfurchtsvoller Dankbarkeit, und als meinen Sohn Benjamin aus Liebe." Auch zwei protestantische Edelleute, sowie mehrere Gelehrte aus dem Gefolge des Herzogs baten Franz um Belehrung und Aufschluß über manche Punkte der katholischen Religion. Freudig erklärte er sich bereit, ihre Bitte zu erfüllen und es währte nicht lange, so ließen sie sich öffentlich und feierlich in den Schooß der Kirche aufnehmen; mehrere Andere folgten ihrem Beispiele, was dem

---

[1]) De Cambis, I, p. 489.

Bischofe, der in diesem Theile seiner Diöcese noch so wenig Erfreuliches gesehen hatte, zu großem Troste gereichte.

Die Protestanten waren wüthend darüber und beschloßen, den Bischof von Genf durch Gift aus der Welt zu schaffen. Eine Frau, durch den Reiz des Geldes verführt, wurde dafür gewonnen, ihm heimlich Arsenik in seine Speisen zu werfen. Franz wurde auf der Stelle von den heftigsten Schmerzen ergriffen, die von starkem Erbrechen begleitet waren; aber voll Vertrauen auf Gott und die allerseligste Jungfrau machte er das Gelübde, zu Fuße nach der Notredamekirche in Thonon zu wallfahrten, wenn er dieser Gefahr entgehe; und wohl wissend, daß es Gott versuchen hieße, wenn er, auf übernatürliche Mittel allein vertrauend, die natürlichen vernachläßigte, ließ er rasch Aerzte herbeiholen, die das Uebel sogleich erkannten und seine verderblichen Wirkungen durch Gegengifte aufhoben. So hatte das Verbrechen keine weitern Folgen für den heiligen Bischof, der großmüthig befahl, das strengste Stillschweigen über den Vorfall zu beobachten, um die weltliche Obrigkeit nicht aufmerksam zu machen, welche sonst die Schuldige zur strengsten Strafe herangezogen hätte [1]).

Nach einiger Zeit hatte sich das Gerücht verbreitet, daß der König von Frankreich die Landschaft Gex an den Herzog von Savoyen wieder abtreten werde. Franz bebte vor Freude und schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß er mit Hülfe des Herzogs, welcher dem katholischen Glauben so eifrig und treu ergeben war, die Religion zu hoher Blüthe in dem Ländchen bringen werde. Aber leider sah er sich getäuscht. Frankreich behielt seine Besitzung, und trotz der Religionsfreiheit, welche Heinrich IV. für Gex gewährte, konnte Franz nur eine ganz kleine Anzahl von Pfarreien errichten; die französische Regierung besorgte, die protestantische Partei möchte durch zu viele Zugeständnisse an die Katholiken zu sehr gereizt werden. Vergebens machten Viele von den letztern den Versuch, wieder in den Besitz ihrer Kirchen zu kommen und selbst Jene, denen dies gelang, hatten mit großen nachfolgenden Schwierigkeiten zu kämpfen, da ihnen nicht nur das Verbot des Königs entgegenstand, das Volk zur Wiederherstellung der Gotteshäuser heranzuziehen oder zu andern religiösen Zwecken mit beitragen zu lassen, sondern auch die Habsucht der Prediger, die nicht blos ihren Gehalt von den Kirchengütern nahmen, sondern auch den Ueberschuß für sich behielten, und hieran, wie der Bischof sich selbst ausdrückte, hingen sie hartnäckiger, als an irgend einem ihrer

---

[1]) De Cambis, I, p. 489. — De Maupas, p. 232.

Glaubensartikel. Nicht einmal Pfarrvicare konnte der Bischof ohne Genehmigung Frankreichs in den von Savoyen getrennten Landestheilen anstellen, wiewohl die Bewohner ihn dringend darum baten. Etwas besser wurde es, als der Baron Luz mit mehreren Parlamentsräthen von der Bourgogne erschien, um auf Geheiß des Königs dem Edicte, das den Katholiken freie Religionsübung zugestand, mit mehr Nachdruck Geltung zu verschaffen. Die Peterskirche in Gex, sowie die Pfarrgebäude nebst andern der Kirche gehörigen Besitzungen kamen so wieder in den Besitz der Katholiken. Dadurch kühner geworden, kamen noch mehrere andere Pfarreien und stellten dieselben Forderungen. Allein der Baron wollte die Verantwortlichkeit für die Gewährung derselben nicht auf sich allein nehmen und berichtete an Heinrich IV., der auch in kurzer Zeit eine günstige Antwort ertheilte. Die Protestanten waren wüthend und erhoben gegen das Vorgehen des Barons Protest beim König und seinen Räthen; in ihrem Zorne war ihnen jedes Mittel des Widerstandes willkommen, und um die Katholiken ihrer so mühsam erworbenen Gerechtsamen wieder zu berauben, wandten sie alle Kunstgriffe und Ränke an. Der Prediger la Faye veröffentlichte sogar eine Schmähschrift gegen den Bischof von Genf, in welcher er ihm alles Mögliche vorwarf, seinen Ehrgeiz, sein müssiges Leben, seinen Aufwand, die große Anzahl seiner Jagdhunde, die verschwenderische Pracht seiner Stallungen und Aehnliches der Art, was Jenen, die den heiligen Bischof kannten, nur ein mitleidiges Lächeln entlocken konnte. Franz selbst vermochten solche Verläumdungen, welche durch die Thatsachen allein widerlegt wurden, nicht zu beunruhigen. „Der Prediger, schrieb er, läßt die große Menge meiner Unvollkommenheiten außer Acht, und tadelt nur solche, die ich keineswegs besitze, die nicht nur meinen Neigungen fremd sind, sondern auch unverträglich mit meinen vielen und dringenden Geschäften und der Lebensweise, welche meine Stellung mir auferlegt. Gott sei Dank, daß er meine Uebel nicht kennt, weil er sie nur durch Verläumdungen würde heilen wollen. Ich bin unschlüssig, ob ich darauf antworten soll, und wenn meine Freunde nicht anderer Meinung wären, so würde ich ganz sicher dazu schweigen, besonders da ich viel Nützlicheres zu thun habe und gar keine Zeit zum Studium finden kann.“ Er entschloß sich auch, nicht auf die Schmähschrift zu antworten; anstatt dessen verdoppelte er seine Bemühungen, um die Appellation der Protestanten in Paris wirkungslos zu machen, und das gelang ihm.

Unter all' diesen Kämpfen vergaß er nicht seines Gelübdes, eine

Wallfahrt nach Thonon zu machen. Sobald es ihm möglich geworden, trat er dieselbe an. Die Hitze war außerordentlich und der Weg über zwölf Stunden weit. Man kann sich denken, wie ermüdet Franz sein mußte, namentlich da er eben erst von seiner Krankheit genesen war, und außerdem an einem fast beständigen Fieber litt [1]). Mit großen Ehrenbezeigungen wurde er in der Nähe der Stadt von den Räthen und vornehmsten Einwohnern empfangen, die ihm bis dahin entgegen geeilt waren, und im Triumphe zu dem Orte seiner Wallfahrt geleitet. Ganz in Schweiß gebadet kam er in der Kirche an, und Thränen der Rührung und Frömmigkeit floßen ihm reichlich, als er jene Orte wiedersah, welche die Zeugen seiner ersten Kämpfe gewesen waren. Nachdem er lange mit großer Inbrunst am Fuße des Altares gebetet, erhob er sich, um sich zu seiner Wohnung zu begeben. Mit seiner gewohnten Leutseligkeit verkehrte er während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes in Thonon mit den Einwohnern, die voll Freude waren, ihn in ihrer Mitte zu haben. Keine Gelegenheit ließ er vorübergehen, um sie zu ermahnen, ihrem Glauben treu zu bleiben und demselben durch ein reines, braves Leben Ehre zu machen; sein eigenes Beispiel wirkte allerdings mehr, als seine Worte. Einige Protestanten, die bis dahin allen Bekehrungsversuchen hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt hatten, ließen sich von ihm in den Schooß der Kirche aufnehmen. Immer jedoch gab es noch einzelne Wenige, die auch seinen Bemühungen trotzten und bei Gelegenheit sich sogar über ihn lustig machten. So verhöhnten sie ihn und die katholische Religion einmal als ein furchtbares Gewitter losbrach, während er gerade in feierlicher Procession war, um einen Kirchhof einzusegnen. „Sieh da, riefen sie höhnend, wie Gott selbst sich gegen die Papisten erklärt." — „Ihr täuschet Euch gewaltig, sprach der Bischof, der diese Worte vernommen hatte, dies Unwetter ist im Gegentheil eine Wirkung des Dämons, der wüthend darüber ist, daß er durch die Kraft des heiligen Geistes von diesem Orte vertrieben wird." Und zum Beweise seiner Behauptung sprach er die Gebete der Kirche, um das Gewitter zu beschwören. Noch war er damit nicht zu Ende, als sich der Sturm auch schon legte und die Sonne wieder freundlich am heitern Himmel erschien, so daß die Procession in schöner Ordnung weiter gehen konnte.

Besondere Sorgfalt widmete er der Genossenschaft des heiligen Hauses während seiner Anwesenheit in Thonon und namentlich den

---

[1]) Nach der hl. Chantal. — De Maupas, p. 232.

Priestern desselben; es waren dies seine Kinder, für die er am meisten Vorliebe besaß. Alle Zeit, die er nicht auf äußere Geschäfte verwenden mußte, brachte er bei ihnen zu, um sie durch die mannichfaltigsten Belehrungen und Ermahnungen anzufeuern, im Guten zu verharren und durch Streben nach Tugend die Genossenschaft zu herrlicher Blüthe zu bringen.

Nachdem er noch die heiligen Weihen in Thonon ertheilt hatte, am 20. September, reiste er wieder ab und begab sich nach Viuz in Salaz, der einzigen Herrschaft, welche die Protestanten dem Bischofe von Genf gelassen hatten. Es wurde ihm da einer jener Genüsse zu Theil, die sein Herz über Alles schätzte, die Rückkehr eines verirrten Schafes in den Schooß der Kirche. Es war der Baron von Yvoire. Schon in Thonon hatte derselbe mehrere religiöse Besprechungen mit Franz gehabt, und auf seine unwiderleglichen Beweise für die Wahrheit des katholischen Glaubens hatte er nichts Anderes zu erwidern gewußt, als daß er in diesen Dingen nicht besonders zu Hause sei, er verstehe es besser, mit dem Degen umzugehen, als schwierige, theologische Fragen zu lösen, und er möchte doch den Bischof einmal den protestantischen Predigern gegenüber sehen, von denen wenigstens einzelne ihm gelehrte und gründliche Antworten würden geben können. „Ach, erwiderte Franz, eine Zusammenkunft mit Ihren Predigern würde mir außerordentlich willkommen sein. Ich bitte Sie, ihnen diesen Vorschlag zu machen, und an jedem beliebigen Orte, den sie zu diesem Zwecke bestimmen mögen, werde ich erscheinen." Daraufhin war Herr von Yvoire nach Genf gegangen und hatte die dortigen Prediger inständig gebeten, diese Herausforderung anzunehmen, aber er konnte sie dazu nicht bewegen. Da er aus dieser Feigheit schließen mußte, sie seien nicht im Stande, etwas Vernünftiges gegen die Beweise des gelehrten Bischofs vorzubringen, so faßte er den Entschluß, zur Kirche zurückzukehren, und in dieser Absicht begab er sich nach Viuz zu Franz, woselbst er den protestantischen Irrthümern entsagte; sein Leben war von nun an das eines eifrigen, pflichttreuen Katholiken. [1])

Alles, was Franz von Sales bis jetzt für seine Diöcese gethan hatte, schien ihm noch sehr wenig zu sein; etwas viel Wichtigeres beschäftigte ihn. Nur schriftlich hatte er bis dahin mit seinen Priestern aus der Ferne verkehrt, oder mündlich doch nur mit einzelnen wenigen. Er hielt es darum für nothwendig, sie einmal alle um sich auf einer Synode zu versammeln und zu allen insgesammt zu reden, um sie

---

[1]) De Cambis, I, p. 490.

mit seinem Geiste zu beleben und ihnen Vorschriften für ein einheitliches Wirken und Streben zu geben. Deshalb und den kirchlichen Bestimmungen gemäß richtete er an seinen ganzen Clerus ein Rundschreiben, in welchem er sie auf den 2. October, dem Feste der heiligen Schutzengel, zusammenberief; mit Absicht hatte er gerade diesen Tag gewählt, um die Versammlung feierlich unter den Schutz des Engels seiner Diöcese zu stellen, für den er eine besondere Verehrung hegte.

Die vorbereitende Sitzung fand in der bischöflichen Wohnung am ersten October statt; es wohnten ihr bei die Canoniker der Stadt und die Hervorragendsten des Clerus. Als Ort der abzuhaltenden Synode wurde die Collegialkirche zu unserer lieben Frau bestimmt und am folgenden Tage, nach einem feierlichen Hochamte und Predigt, daselbst eröffnet. Zuerst fanden mehrere Ernennungen zu verschiedenen Obliegenheiten und Aemtern statt; es wurden ernannt zehn Examinatoren für die Concursprüfungen, sodann zwölf ständige Abgeordnete des Clerus, denen es oblag, die Gesammtheit bei gewissen Versammlungen zu vertreten und seine Rechte zu wahren. Eine weitere wichtige Bestimmung wurde in Folgendem gegeben: Da das Bisthum Genf zu ausgedehnt war, als daß der Bischof in eigener Person überall hätte nachsehen können, wo es fehlte, so legte Franz der Synode einen Plan vor, wonach die Diöcese in zwanzig Bezirke getheilt werden sollte, um eine geregelte Aufsicht und Ueberwachung der Grenzen leichter zu ermöglichen. Einem jeden Bezirke würde der würdigste und hervorragendste Pfarrer desselben vorstehen, der folgende Obliegenheiten zu erfüllen habe: Erstens, zweimal im Jahre hatte er die seiner Aufsicht unterworfenen Pfarreien zu besuchen, darin vorkommende Mißbräuche abzustellen, Streitigkeiten zu schlichten u. s. w. Zweitens, ebenfalls zwei Mal des Jahres mußte er die Pfarrer seines Bezirkes versammeln, um mit ihnen gemeinschaftlich zu berathen, welche Wege und Mittel gegen allgemeine Mißbräuche einzuschlagen und einzuwenden seien. Drittens, konnte er weder durch seinen eigenen Einfluß noch durch die Bemühungen seiner Mitbrüder große Unordnungen nicht abschaffen, so hatte er diese zur Kenntniß des Bischofs zu bringen. Viertens, in jedem halben Jahre hatte er dem Bischofe einen genauen Bericht über den Zustand einer jeden Kirche und Pfarrei, sowie über die Führung eines jeden Pfarrers einzusenden.

Da der Geist seines Clerus ein vortrefflicher war, so fanden diese Maßregeln keinen Widerspruch; demgemäß ernannte er, nachdem vorher in der Versammlung darüber berathschlagt worden, die einzelnen Pfarrer, welche über die verschiedenen Bezirke die Aufsicht führen

sollten. Es wurde ihm durch diese Einrichtung möglich, in kurzer Zeit seine Diöcese gründlich kennen zu lernen und dieselbe auf das beste und weiseste zu leiten. Um diesen zwanzig zu Aufsehern bestellten Pfarrern ein größeres Ansehen und größere Machtvollkommenheit zu geben, verlieh er ihnen außerdem noch gewisse Vollmachten und die Erlaubniß, verschiedene Dispensen zu ertheilen.

Nachdem dies erledigt war, verlas der Bischof die Synodalstatuten, die ebenso kurz als inhaltreich waren; es wurde den Priestern darin vorgeschrieben die Residenzpflicht, das geistliche Kleid, die Tonsur, die Beobachtung aller Decrete des Concils von Trient. Oeffentliche Spiele, Jagd, Wirthshausbesuch u. s. w. wurden untersagt. Diese Statuten sollten nach seinem Befehle in allen Sacristeien und andern Orten, wo die Priester sie immer vor Augen haben könnten, aufgehangen werden.

Um den guten Eindruck und die segensreichen Folgen, welche diese erste Synode hervorgebracht hatte, dauernd zu machen, beschloß Franz von Sales, in jedem Jahre dieselbe zu erneuern, und bis zu seinem Tode blieb er seinem Entschluße treu. Durch die genauen Berichte, welche aus den zwanzig Sectionen über die Pfarreien, die Priester, die Kirchen zwei Mal im Jahre an ihn einliefen, in Stand gesetzt, sein Bisthum bis in's Einzelnste kennen zu lernen, und durch seine eigene Wachsamkeit und oberhirtliche Sorgfalt, die sich auf Alles erstreckte und der nichts entging, brachte er in die Diöcese eine Ordnung, die in der That musterhaft genannt werden konnte.

## Drittes Kapitel.

### Franz von Sales beschränkt seinen Eifer nicht auf seine Diöcese allein. — Seine Fastenpredigten in Dijon. — Erste Beziehungen zu Frau von Chantal und ihrer Familie.

(1603 und 1604.)

Franz von Sales besaß ein zu großes und katholisches Herz, eine zu eifrige Seele, um seine Thätigkeit blos auf die Diöcese Genf zu beschränken. Wo sich ihm immer die Gelegenheit, etwas Gutes zu thun, darbot, da ergriff er sie. Schon vor einiger Zeit hatte er für einen ihm befreundeten Geistlichen, Anton Revel aus dem Dauphiné, welcher zum Bischof von Dol ernannt worden, in Rom um die Bestätigungsbulle nachgesucht; er erhielt dieselbe in diesem Jahre, 1603. Ein Anderer würde sich wohl begnügt haben, mit den gewöhn=

lichen Beglückwünschungen dem Betreffenden die Bulle zuzuschicken, und Franz hätte es um so mehr gekonnt, da er, wie er selbst im Anfange seines Begleitschreibens sagt, gerade mit einer Menge von Geschäften überhäuft war, und das in einem solchen Grade, daß er glaubte, „kein anderer Bischof habe eine mühevollere Stellung, als die seinige war.“ Die Liebe jedoch, der Nichts unmöglich ist, ließ ihn noch Zeit finden, dem neuen Bischofe die heilsamsten und weisesten Rathschläge zu ertheilen. „Jetzt, schrieb er, müssen Sie ein ganz Anderer werden, im Innern wie im Aeußern; und um diese große Aenderung zu bewirken, müssen Sie Ihr Inneres ganz durchschütteln und ganz umkehren. . . . .“ Er ermahnte ihn dann, sich bei durch Tugend und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Männern Raths zu erholen, vor Allem bei dem Bischof von Bérulle, von dem er bei dieser Gelegenheit sagte: „Das ist ein Mann, dem Gott viel gegeben hat, und dem man sich ohne großen Nutzen nicht nahen kann. Er ist in allen Stücken so, wie ich selbst sein möchte. Nie habe ich Jemanden gefunden, der mir so sehr gefallen hat.“

Aber nicht nur bei den Lebenden soll er sich Raths erholen, sondern auch die Schriften der Todten studiren; zur betrachtenden Lectüre empfahl er ihm namentlich die Werke des seligen Ludwig von Granada, welche, wie er sagte, gleichsam sein zweites Brevier sein sollten, deren Inhalt am meisten geeignet sei, wahre und echte Tugend in der Seele heranzubilden; ferner die Schriften des Johann von Avila über die Frömmigkeit, die Bekenntnisse des heiligen Augustinus und die Briefe des heiligen Hieronymus. Ein Bischof soll aber nicht blos selbst heilig sein, sondern er muß auch die Kunst verstehen, Andere zu heiligen und sein Volk wohl zu leiten, und zu diesem Zwecke empfahl er ihm zu fleißigem Studium die Moral und Pastoral des heiligen Gregor, die Werke des heiligen Bernhard, den stimulus pastorum von Barthélemy, die Acten der Mailändischen Kirche, das Leben des heiligen Karl Borromäus und vor Allem das Concilium von Trient nebst seinem Katechismus, den er, wie er sagte, nie aus der Hand legen solle. Zu der bischöflichen Weihe solle er einen lebendigen Glauben mitbringen, der ihn mit Furcht erfülle bei dem Gedanken an die Erhabenheit seiner neuen Würde, eine tiefe Achtung vor sich selbst und eine aufrichtige Frömmigkeit; eine besondere Verehrung solle er hegen für den Schutzengel und den Patron seiner Diöcese, fleißig und treu dem Predigtamte obliegen, wie es das Concil von Trient vorschreibe. „Die väterliche Predigt eines Bischofs, sagte er, ist mehr

werth als eine kunstvoll und regelrecht ausgearbeitete; so wenig er auch sagt, es ist immerhin viel."

Wenige Monate waren nach diesem Schreiben verflossen, als ein Ereigniß, das nicht weniger für seine ganze Zukunft als auch für das Wohl der Religion von der größten Bedeutung sein sollte, ihn außerhalb seiner Diöcese rief. Die Schöffen von Dijon, welche durch das Gerücht von seinem seltenen Verdienste gehört hatten, baten ihn, die Fastenpredigten in ihrer Stadt zu halten. Da es sein Grundsatz war, nie das Wort Gottes zu verweigern, wer auch immer darum bitten mochte, so würde das allein schon genügt haben, ihn zur Annahme dieser Einladung zu bestimmen; aber zwei andere triftige Gründe gesellten sich noch dazu: einmal glaubte er hier ein Mittel gefunden zu haben, um mit dem Parlamente der Bourgogne, unter dessen Verwaltung Gex stand, in innige Beziehungen treten zu können und manche für die Religion sehr wichtige Vortheile zu erlangen. Sodann hatte Heinrich IV., wie es bei einem Monarchen, der so sehr mit Geschäften überhäuft war, wohl vorkommen konnte, ganz vergessen, daß er die Einkünfte der Kirchengüter von Gex zur Anstellung und Besoldung von Pfarrern zugestanden habe, und diese Güter durch eine spätere Verfügung unter dem Titel von Beneficien einem Parlamentsrathe von Dijon, Andreas Frémiot, verliehen, der, wiewohl noch nicht Priester, kürzlich zum Erzbischofe von Bourges ernannt worden war; und wenig geneigt, sich derselben zu begeben, wollte dieser die letztere Verfügung der ersten gegenüber aufrecht erhalten. Die Angelegenheit war schon in Dijon zur Verhandlung gekommen; ebenso hatte schon in Paris selbst ein dem Bischofe von Genf innig befreundeter königlicher Rath, Deshayes, dahin zu wirken gesucht, daß der zweite Erlaß Heinrichs IV. zurückgenommen werde; und trotzdem war man noch zu keinem Resultate gekommen. Andererseits behagte es dem heiligen Bischofe wenig, sich in diese Streitigkeiten verwickelt zu sehen, „weil, sagte er, die Processe zwischen Bischöfen immer Aergerniß geben." Lebhaft wünschte er darum, die Sache durch eine mündliche Unterredung mit dem Erzbischofe in Güte beizulegen; und die Einladung, die Fastenpredigten in Dijon zu halten, bot ihm zugleich hierzu die günstigste Gelegenheit, weshalb er sie freudig annahm.

Vorher jedoch schrieb er an den Herzog, um von ihm die Erlaubniß zu erhalten, da er sich ohne dessen Zustimmung nicht auf so lange Zeit aus seinen Staaten entfernen wollte. Diese Erlaubniß wurde ihm zuerst verweigert, ohne Zweifel wohl deshalb, weil der Fürst diesen Bischof zu sehr schätzte und zu große Stücke auf ihn

hielt, als daß er ihn hätte so lange entbehren wollen; doch ließ er sich auf vieles Bitten der Schöffen von Dijon bewegen, nachzugeben, und so ließ er Franz sagen, er stelle es ihm ganz frei, diesem dringenden Rufe Folge zu leisten.

Die Erlaubniß seines Fürsten allein genügte Franz nicht; er wollte auch die des Papstes haben. Deshalb bat er ihn in einem Schreiben, diese Reise genehm halten zu wollen, da ihr einziger Zweck die geistliche Wohlfahrt des Landes sei. Der Papst stand nicht an, ihm seine Zustimmung zu ertheilen.

Die Fastenzeit rückte mittlerweile näher; und der heilige Bischof, der aus Erfahrung wußte, daß das Gebet die erste Vorbereitung auf die Verkündigung des Evangeliums ist, daß man, ehe man Andern die großen Wahrheiten der Religion predigt, sie sich erst selbst predigen und sich in stiller Betrachtung davon durchdringen muß, beschloß, vor seiner Abreise einige Tage der beschaulichen Zurückgezogenheit zu widmen. Zu dem Zwecke begab er sich nach Schloß Sales, wohin er sich ein bis zwei Mal im Jahre auf fünf oder sechs Tage zurückzuziehen pflegte. Kein Ort konnte in der That geeigneter sein; es war eher ein Kloster als ein Schloß, eher eine geheiligte Zufluchtsstätte der Religion und Frömmigkeit, als das Haus eines vornehmen Herrn. Da Franz der Beichtvater aller seiner Bewohner war, von seiner Mutter bis zum geringsten Dienstboten herab, so hatte er sie unter seiner weisen Leitung so sehr in wahrer und echter Tugend befestigt, daß die Religion in ihrer ganzen Vollkommenheit an diesem glückseligen Aufenthalte herrschte, ihn mit ihren Reizen verschönerte und zu einem Paradiese machte. Eines Tages brach ein heftiges Gewitter los. Die entsetzten Bewohner des Schlosses glaubten ihre letzte Stunde gekommen und beteten aus tiefstem Herzen. Als das Unwetter vorüber war, sprach der Bischof zu ihnen: „Ach, welche Freude gewährte es mir, zu sehen, wie Ihr Euch so oft bekreuztet und wie Ihr so inbrünstig den Namen Jesus anriefet. Ohne diesen Schrecken würdet Ihr nicht so gut gebetet haben." — „Du aber, fragte ihn seine Mutter, erstaunt über seine Ruhe in der Gefahr, hast Du denn niemals Furcht?" — „Ich fürchte immer, antwortete er, Gott zu mißfallen[1])."

Die Eintracht und Harmonie, welche alle Glieder dieser heiligen Familie verband, gewährte ein entzückendes Bild. Selten wohl vertragen sich Schwiegermütter und Schwiegertöchter, Schwäger und

---

[1]) Année de la visitation, 8. aout.

Schwägerinnen; hier aber herrschte unter Allen eine vollkommene Verschmelzung der Herzen, welche dem heiligen Bischofe so sehr zur Freude gereichte, wie er später selbst an Frau von Chantal schrieb: „Mit süßen und unvergleichlichen Tröstungen bin ich hier bei meiner theuren Mutter überhäuft: es würde Ihnen Freude machen, eine solch vollkommene Eintracht zu sehen. Ich kann Ihnen versichern, zur Ehre Gottes, es gibt hier nur ein Herz und eine Seele in seiner heiligen Liebe [1]." Nach ihrem Sohne war Frau von Boisy die Urheberin und gleichsam die Seele all dieses Guten; diese würdige Familienmutter vernachlässigte Nichts, um in ihrem Hause alle Tugenden zur herrlichen Blüthe zu bringen; und damit ihr das um so eher gelänge, fragte sie ihren Sohn um Rath, so oft sie Gelegenheit dazu hatte. Seit er Priester war, hatte sie ihn zu ihrem Beichtvater und Seelenführer gewählt; und nachdem er Bischof geworden, betrachtete sie ihn nicht mehr anders als ihren Vater und sichtbaren Schutzengel; gewissenhaft befolgte sie seine Rathschläge, welche er auf ihr Verlangen niedergeschrieben hatte, und die vortrefflichen Belehrungen, die er ihr gab, bildeten später einen Theil seiner unvergleichlichen Philothea.

Das war die fromme Zufluchtsstätte, wo der heilige Bischof sich auf seine Fastenpredigten vorbereitete; von jeder Sorge frei, konnte er sich hier ganz seinen ernsten Betrachtungen überlassen; und er fühlte hier so recht, daß die Einsamkeit die Mutter großer und erhabener Gedanken, überzeugender Beweise, tiefer Anschauungen und all jener Eigenschaften ist, welche zu einem christlichen Redner gehören, ihn zum Apostel und Retter der Seelen machen. Den größten Theil seiner Zeit widmete er dem Gebete; bei Gott suchte er viel mehr und öfter Rath und Erleuchtung als in den Büchern; und der Himmel täuschte sein Vertrauen nicht; nicht allein zeigte er ihm die Wahrheit, welche er suchte, sondern sandte ihm auch Licht und Verständniß selbst in Dingen, an die er nicht dachte. Eine Verzückung, die er in diesen Tagen hatte, ist ein Beweis davon. Allein befand er sich eines Tages in der Schloßkapelle in tiefer Betrachtung versunken, als er auf einmal sich selbst entrückt wurde; und in diesem übernatürlichen Zustande erhielt sein Geist die klarsten Offenbarungen über die Geheimnisse des Glaubens und die Vertheilung der Gnaden, sowie auch, daß er eines Tages der Gründer eines Frauenordens sein werde. Sogar die Hauptpersonen, welche den Anfang dieses Ordens bilden sollten, konnte

---

[1]) Brief 165.

er deutlich und klar erkennen: eine Frau von hoher Gestalt, ernstem und keuschem Antlitze, schwarz, wie eine Wittwe gekleidet, von zwei fast ebenso gekleideten Nonnen gefolgt, zeigte sich dem Auge seines Geistes, und eine innere Stimme sagte ihm, daß diese drei die ersten Mitglieder der Genossenschaft sein würden. Unter zwei Sinnbildern sah er sodann die Verbreitung des Ordens: ein Baum, der tief in einem Thale stand, wuchs empor bis er die Berge überragte und seine Aeste und Zweige über die Welt ausbreitete; ferner erblickte er eine Quelle, die klein in ihrem Ursprunge, immer wachsend ihr Wasser weithin ergoß, bis sie sich in mehrere kleine Bäche und große Flüße theilte [1]). Nur eine halbe Stunde dauerte dies Gesicht, aber der Eindruck verschwand nur langsam; noch eine geraume Zeit hindurch war sein Antlitz von außergewöhnlicher wunderbarer Röthe, gleichsam dem Widerscheine des inneren Lichtes, übergossen. Seine Familie, die ihn in diesem Zustande sah, glaubte, es sei die Wirkung der göttlichen Liebe, die sein Herz verzehrte, wie mehrere Zeugen in dem Proceß seiner Heiligsprechung aussagten: „Ich war mit Georg Rolland zugegen, lautete der Bericht von Franz Favre, als der Heilige wieder zu sich kam; und ich habe selbst gesehen, daß sein Antlitz glänzte, wie das eines Menschen, der in Gott verzückt ist; alle übrigen Glieder der Familie sahen es ebenso wie wir beide; außerdem habe ich das Nämliche von dem Präsidenten Anton Favre gehört, der es aus dem eigenen Munde des Bischofs selbst hatte."

So vorbereitet reiste Franz von Sales nach Dijon, nachdem er vorher den Herzog noch davon in Kenntniß gesetzt hatte, mit der Versicherung, daß er diese Reise nur im Interesse der Religion unternehme und daß seine Abwesenheit so kurz als möglich sein werde, da er außerhalb seiner Diöcese aus seinem Elemente zu sein glaube. In der That verließ er sein geliebtes Annecy nie ohne tiefes Bedauern, selbst dann, wenn er überzeugt war, daß es der Wille Gottes sei. „Ich entferne mich nie von meinen Schafen, sagt er selbst, ohne Unruhe; ich fürchte, daß sie Noth leiden, während ich hingehe, um die Anderen zu weiden, oder daß der Wolf, meine Abwesenheit benützend, mir einige entreißt [2])."

Die Schöffen von Dijon kamen ihm, von einer großen Anzahl von Geistlichen und mehreren der vornehmsten Einwohner der Stadt begleitet, eine Strecke weit entgegen und geleiteten ihn unter den

---

[1]) Charl.-Aug., p. 311. — [2]) Aus dem Seligsprechungs-Processe des Heiligen.

größten Ehrenbezeigungen zu der für ihn hergerichteten Wohnung. Ohne längeres Säumen begann der eifrige Prediger seine Vorträge; und schon in den ersten Tagen drängte sich eine ungeheuere Menge aus Stadt und Umgegend um seine Kanzel, begierig den Worten eines Heiligen lauschend, der zugleich ein berühmter Prediger war. Hatte man ihn einmal gehört, so verlangte man ihn wieder und wieder zu hören; so groß war die Begeisterung, welche seine Reden hervorbrachten, seine Beweise für die Wahrheit so überzeugend, das Ganze durchwehte eine solche Salbung, ein solcher Geist der Frömmigkeit, daß Viele, nicht nur Geistliche, sondern auch Laien, mit der größten Sorgfalt schon in der Kirche Alles niederschrieben, was aus seinem Munde kam. Selbst die Calvinisten, die damals in Dijon sehr zahlreich waren, strömten in Menge herbei und horchten mit Ehrfurcht auf einen Prediger, dessen Art und Weise eine neue war, der nicht gebot und befahl, sondern der sich als Freund einführte und die Herzen gefangen nahm, welcher die Streitfragen nicht als ein nach dem Siege begieriger Dialektiker behandelte, sondern als Vater, der seine verirrten Kinder zurückführen will. Besaßen auch alle Reden des Heiligen eine wunderbare Schönheit, so zeichnete er sich doch besonders in jenen aus, deren Gegenstände zum Herzen sprechen; seine Predigt am Charfreitage über das Leiden unsers Herrn, welches er in seinen Einzelnheiten durchging, übertraf Alles was er bis jetzt noch auf der Kanzel gesagt hatte. Seine Zuhörer zerflossen in Thränen und auch die Unempfindlichsten konnten der Kraft und Stärke seiner Worte nicht widerstehen. Allein dieser Triumph befriedigte seinen heiligen Ehrgeiz nicht; er wollte eine Herzens- und Sinnesänderung, eine aufrichtige Bekehrung, wie er kühn am folgenden Tage einem Parlaments-Präsidenten bemerkte, der ihm gestand, daß er nie in seinem Leben so geweint habe, wie in dieser Predigt: „Mein Herr, sprach Franz, auch die Töchter Jerusalems weinten, als sie den Gottmenschen leiden sahen; die Kinder der Kirche aber begnügen sich nicht mit diesem Thau, sondern wenn sie mit Thränen das Erdreich ihres Herzens benetzt haben, so lassen sie es auch Früchte des Heiles bringen.“ Der Präsident merkte bei diesen Worten, daß der Heilige seine Schwäche kannte, und er versprach ihm die nächste Gelegenheit zur Sünde, in der er sich befand, zu meiden [1]).

Was aber vor Allem dem Worte des Predigers solche Gewalt verlieh und es so fruchtbringend machte, das war sein heiliges und

---

[1]) De Cambis, I, p. 511.

apostolisches Leben, das seinen Reden in Aller Augen gleichsam die höhere Weihe gab. Den Gottesmann konnte man in einem evangelischen Arbeiter nicht verkennen, den man nicht mehr für sich leben sah, sondern nur für Andere, der jeden Tag auf der Kanzel erschien, stets bereit war, diejenigen anzuhören, welche ihn zu sprechen wünschten und außerdem noch täglich die Armen und Kranken in den Hospitälern besuchte. An diesen Orten des Leidens und der Schmerzen zeigte er sich als ein Freund und Vater der Unglücklichen; er tröstete sie in seiner liebevollen Güte, belehrte sie durch Ansprachen, wie sie auf ihre Lage paßten, und unschwer konnte man aus letztern ersehen, daß er es ebenso wohl verstand, mit den Armen umzugehen und zu reden als mit den Großen, die Frömmigkeit des Schwachen zu erheben und zu stärken, als den Stolz des Gottlosen niederzuschmettern, mit dem Kinde zu stammeln, als mit den Gelehrten und Weisen zu disputiren. Hatte er sie belehrt und unterwiesen, so ermahnte er sie mit freundlicher Sanftmuth, ihr Gewissen in eine solche Ordnung zu bringen, in welcher sie es in der Todesstunde haben möchten; und um ihre Herzen noch eher zu gewinnen und sie zum Gebete zu ermuntern, ging er oft Morgens zu ihnen, um bei ihnen und für sie das heilige Meßopfer zu feiern[1]).

Nicht weniger waren die Einwohner Dijon's von den frommen Wallfahrten erbaut, welche ihr neuer Apostel nach dem Zimmer machte, in dem der heilige Bernhard geboren und das nun zu einer Kapelle umgewandelt war. Früh am Morgen sah man ihn häufig nach diesem eine Viertelstunde von der Stadt gelegenen Heiligthum hinwandeln, um dort das heilige Opfer darzubringen, sich zu erfüllen mit dem Geiste des frommen Lehrers, dessen Liebe zu Gott, dessen zarte Verehrung für Maria er theilte; und auf dem Wege dahin ließ er keine Gelegenheit, etwas Gutes zu thun, unbenützt vorübergehen. Als er eines Tages von der Kapelle zurückkehrte, begegnete er einem Armen, der des Bettelns überdrüssig, es bequemer gefunden hatte, sich als Priester zu verkleiden, um so leichter seinen Lebensunterhalt zu erlangen. Das Volk aber hatte ihn erkannt und in seiner Entrüstung fiel es mit Schlägen über ihn her. Franz empfand mehr Schmerz über das Loos des Unglücklichen, als hätte er selbst die Hiebe erhalten, und sich in das Getümmel werfend, entriß er den Schuldigen der Wuth des Volkes. „Was macht Ihr da, meine Freunde? rief er ihnen zu; Ihr vergeßt, daß auch Jene, welche das

---

[1]) Charl.-Aug., p. 312. — De Maupas, p. 243.

Unglück haben, einen Fehler zu begehen, mit Güte behandelt werden sollen, und daß man ihr Vergehen noch um sein eigenes vermehrt, wenn man sich über sie erzürnt[1])."

Man braucht sich nach alledem nicht zu wundern, wenn das Wort des heiligen Predigers so viele verirrte Seelen zu einem geordneten und frommen Leben zurückführte, und so viele Andere zu einer hohen Stufe der Tugend und Vollkommenheit emporhob. Man drängte sich zu seinem Beichtstuhle heran, um dem Herzen eines so guten Vaters die Last seiner Sünden anzuvertrauen; durch ihn wollte man mit Gott wieder ausgesöhnt werden, keine Zeit zur Erholung, keine Ruhe ließ man ihm. Während der ganzen österlichen Zeit besonders kam er kaum aus dem Beichtstuhle, außer um auf die Kanzel zu gehen; und man wunderte sich, wie es ihm möglich war, so viel Beichte zu hören und zu predigen zu gleicher Zeit. Er, weit entfernt, sich über diese Anstrengungen zu beklagen, fand einen süßen Genuß darin und pries Gott, daß er seine Arbeiten mit so herrlichen Erfolgen krönte. Mit einer Bescheidenheit, die nur die Hälfte des Guten erwähnt, das er gewirkt, sagt er selbst darüber: „Nie werde ich mehr ein so gutes und williges Volk finden, das so empfänglich für heilige Eindrücke ist. Mein Aufenthalt bei ihm ist von einigem Nutzen gewesen; trotz meiner Unwürdigkeit haben sich einzelne Hugenotten bekehrt, Andere, die unsicher und schwankend waren, sind im Guten befestigt worden; Mehrere haben Generalbeichten abgelegt, selbst bei mir, ein solches Vertrauen hatten sie zu meiner Liebe für sie; Mehrere haben ein neues Leben begonnen, so gut ist dies Volk. Einige hundert Laien kenne ich, die ein ganz vollkommenes Leben führen und im Wirrwar ihrer Geschäfte jeden Tag ihre Betrachtung halten[2])."

In Dijon war es auch, wo Franz von Sales die Baronin von Chantal kennen lernte, jene auserwählte Seele, mit der er von da an die heiligste Freundschaft unterhielt. Johanna Franziska Frèmiot, später Baronin von Chantal, war die Tochter eines Präsidenten des Parlamentes von der Bourgogne, und wurde geboren zu Dijon am 23. Januar 1572, am Feste des heiligen Johannes des Almosengebers, dessen hochherzige Liebe zu den Armen sie einst nachahmen sollte. Schon in ihrem Kindesalter erregte ihre musterhafte Frömmigkeit, ihre seltene Bescheidenheit und Sittsamkeit die Bewunderung Aller, welche sie kannten; sie zeigte dabei eine so entschiedene Abneigung gegen die Irr-

---

[1]) Charl.-Aug., p. 313. — [2]) Brief 61.

gläubigen, daß sie nicht einmal duldete, daß ein solcher sie berührte oder auf seine Arme nahm. Noch nicht fünf Jahre war sie alt, als eines Tages ein calvinistischer Edelmann zu ihrem Vater kam, um mit ihm über Gegenstände des Glaubens zu sprechen. Letzterer hatte denselben, in der Hoffnung, ihn der wahren Kirche wieder zu gewinnen, eingeladen, ihn oft zu besuchen. Das Kind war in einer Ecke des Zimmers am Spielen; als es hörte, wovon die Rede war, sprang es auf einmal vor den Protestanten hin mit den Worten: „Mein Herr, Sie müssen glauben, daß Jesus Christus in der heiligen Eucharistie gegenwärtig ist, weil er uns selbst es gesagt hat. Wenn Sie das leugnen, so machen Sie ihn zum Lügner." Der überraschte Edelmann suchte seinen Irrthum zu vertheidigen, aber sie wandte ihm den Rücken. Er bot ihr Zuckerwerk, sie weigerte sich, es anzunehmen; und als er ihr dasselbe trotz ihres Sträubens in den Schooß legte, eilte sie zum Kamine und warf es in's Feuer. „So, sprach sie, werden die Irrgläubigen verbrennen, weil sie nicht an das glauben, was Jesus Christus gesagt hat; würden Sie den König einer Unwahrheit beschuldigen, so würde mein Vater, der Präsident, Sie mit dem Tode bestrafen; nun, fuhr sie fort, auf ein Bildniß der heiligen Apostel Petrus und Paulus, das im Zimmer hing, hinweisend, hier sind zwei Präsidenten, die Sie verdammen werden, weil Sie es wagen, Gott einer Unwahrheit zu beschuldigen."

Mit Leichtigkeit lernte sie Alles, was eine junge Dame ihres Standes wissen soll, in ihren Studien legte sie eine große Fassungsgabe und Lebhaftigkeit des Verstandes an den Tag. Vor Allem zeichnete sie sich aber durch große Seelenstärke schon in ihrer frühen Jugend aus. Während eines Aufenthaltes bei ihrer Schwester in Poitou, der Baronin von Effran, stellte ein Mensch, der eine teuflische Geschicklichkeit in der Verführungskunst besaß, ihrer Tugend nach; allein hier legte er umsonst seine Fallstricke. Zur selben Zeit bewarb sich ein in seinem Benehmen vollendeter junger Edelmann um ihre Hand, den sie aber als Irrgläubigen durchschaut hatte, wie sehr er sich auch alle Mühe gab, seine religiösen Grundsätze zu verbergen. Manche riethen ihr zu dieser Verbindung. „Lieber wollte ich, gab sie zur Antwort, mein ganzes Leben im Kerker zubringen, als mich mit einem Feinde der Kirche verheirathen [1])." Unter dem Schutze der allerseligsten Jungfrau, welche sie seit ihrer frühesten Kindheit sich zur Mutter erkoren,

---

[1]) **Mémoires de la mère de Chaugy sur la vie de sainte Chantal, p. 9 et suiv.**

aus diesen Gefahren siegreich hervorgegangen, kehrte sie nach Dijon zurück, und bald nachher gab ihr Vater sie dem Baron von Chantal, dem Stammherrn des Hauses Rabutin zur Ehe. Beide Gatten paßten vollkommen zu einander. Der Baron, ein tapferer Edelmann, seinem Könige bis zum letzten Blutstropfen treu ergeben, besaß gleichzeitig eine Leutseligkeit, die ihm alle Herzen gewann, eine Bescheidenheit, die keinen Hochmuth kannte, eine Sanftmuth des Characters, die seine Gesellschaft lieb und werth machte. Die Baronin verband mit einer edlen und majestätischen Haltung eine natürliche Anmuth und Liebenswürdigkeit, die nichts Gesuchtes, nichts Weichliches an sich hatte, einen lebhaften und muntern Character, einen durchdringenden und schnellen Verstand, ein sicheres und gründliches Urtheil, kurz eine herrliche Vereinigung von Eigenschaften, welche ihr den Beinamen „die vollkommene Dame“ erwarben. Bald nach der Hochzeit begaben sich die beiden Gatten nach dem Schloße Bourbilly bei Semur, wo ein neues, bis dahin noch ungekanntes Leben für die Baronin begann, da ihr Gemahl wollte, daß sie die Sorge für die ganze Haushaltung übernehme, eine Aufgabe, die in einem so großen Hause um so schwieriger war, weil seit langer Zeit die größte Unordnung darin herrschte.

Die edle Schloßherrin begriff ihre Stellung vollkommen, sowie die Pflichten, welche dieselbe ihr auferlegte. Gott zu dienen, ihrem Gemahle zu gefallen, die Angelegenheiten ihres Hauses treu und gewissenhaft zu besorgen, das war von nun an ihr einziges Bestreben. Vor Allem suchte sie Ordnung im Schlosse zu schaffen; Gehalt und Lohn für Beamte und Domestiquen wurde genau und auf eine Weise geregelt, daß Jedermann damit zufrieden war und der Befehl gegeben, daß man sich in allen Geschäften und Angelegenheiten unmittelbar an sie selbst wende. Seit der frühesten Morgenstunde in Thätigkeit, hatte sie schon Alles im Hause besorgt und angeordnet, den Leuten schon ihre Arbeit angewiesen, wenn für ihren Gemahl erst die Stunde zum Aufstehen kam. Täglich hörte sie in der Schloßkapelle die heilige Messe, welcher auch das ganze Haus, soweit die Geschäfte es erlaubten, beiwohnen mußte; selbst dann, wann der Baron schon in aller Frühe auf die Jagd gehen wollte, suchte es sie so einzurichten, daß er und sein Gefolge vor dem Aufbruche noch am heiligen Opfer Theil nehmen konnten. Jeden Sonn- und Feiertag aber begab sie sich pünktlich nach der eine halbe Stunde entfernten Pfarrkirche, und forderte Herrn von Chantal, sowie die Gesellschaft, welche sich etwa auf dem Schloße befand, freundlich auf, ein Gleiches zu thun, „denn, sprach sie, der Adel muß den Landleuten im fleißigen Besuche des Gottes-

dienstes mit gutem Beispiele vorangehen.“ Geliebt und zugleich gefürchtet von den Leuten ihres Hauses, brachte sie es unschwer dahin, daß Ordnung, Glück und Tugend unter ihnen herrschte; ließen sie sich einen Fehler zu Schulden kommen, so erzürnte sie sich darüber nicht, sondern wies sie mit Milde zurecht; waren sie einem Laster ergeben oder einer schlechten Gewohnheit, so suchte sie dieselben zu bessern, und entließ sie erst dann ihres Dienstes, wenn sie das Vergebliche ihrer Bemühungen erkannt hatte; doch nur zwei Mal in ihrem ganzen Leben sah sie sich hiezu genöthigt.

Ließ sich der Baron einmal zur Heftigkeit hinreißen, so verstand sie es geschickt, ihn wieder zu besänftigen; ließ er einige Bauern eines Vergehens wegen in das Schloßgefängniß werfen, so ging sie Abends, nachdem sich Alle zur Ruhe begeben hatten, zu jenen Gefangenen, welche Nachsicht verdienten und führte sie in ein Zimmer, wo sie ein gutes Lager fanden; am andern Morgen ganz in der Frühe brachte sie dieselben dann wieder in ihren traurigen Aufenthaltsort zurück, ohne daß Jemand den menschenfreundlichen Betrug gewahr geworden, und bei der ersten günstigen Gelegenheit bat sie den Baron um ihre Freilassung auf eine so herzliche und innige Weise, daß ihr dieselbe fast immer gewährt wurde.

Die starke Seele kannte den Müßiggang nicht; jeden Augenblick, den ihre vielen Arbeiten ihr übrig ließen, benützte sie, um in dem Leben der Heiligen, in den Annalen Frankreichs oder irgend einem andern nützlichen Geschichtswerke zu lesen, aber nie öffnete sie ein in Glaubenssachen verdächtiges oder in sittlicher Hinsicht schlüpfriges Buch, sie duldete ein solches nicht einmal in ihrem Hause; fand sie eines, so warf sie es auf der Stelle in's Feuer.

Eine abgesagte Feindin jener Leichtfertigkeit, welche den Putz zu einem Gegenstande großer Wichtigkeit macht, beschränkte sie alle Ausgaben für ihre Kleider so sehr, daß man von ihr sagte, sie habe in ihrer ganzen Erscheinung nichts Jugendliches als ihr Gesicht. An Festtagen und wenn sie ihrem Range gemäß erscheinen mußte, legte sie ihre Hochzeitskleider an oder jene, welche sie schon vor ihrer Verheirathung gehabt hatte; sonst trug sie nur Stoffe von Camelott und Etamin, die stets so reinlich gehalten und mit so viel Geschmack geordnet waren, daß auch die geputztesten Damen ihr an Holdseligkeit und feinem Anstand nicht gleich kamen.

Was sie sich selbst entzog, das gab sie den Armen, und unmöglich wäre es, alle die Almosen aufzuzählen, welche ihre Nächstenliebe austheilte. Die Armen, welche sie bald kennen gelernt hatten, kamen

haufenweise aus einem Umkreise von sechs bis sieben Stunden zum Schloße; durch eine Thüre im Schloßhofe ließ sie dieselben eintreten, theilte ihnen mit eigenen Händen Suppe und ein Stück Brod aus, das schon geschnitten in Körben zurecht lag, und ließ sie sich dann durch eine entgegengesetzte Thüre wieder entfernen. Alle, die kamen, wie groß ihre Zahl auch sein mochte, bekamen so ihr Essen, und während einer Hungersnoth gab sie es ihnen sogar jeden Tag. Manche erschienen, wenn sie schon ihr Theil bekommen hatten, noch ein zweites, ja ein drittes Mal an der Eingangsthüre, und wiewohl sie die List bemerkte, gab sie ihnen doch jedes Mal dasselbe Almosen, ohne ihnen auch nur einen Vorwurf zu machen; „denn, sprach sie bei sich, ich selbst, o mein Gott, erscheine alle Augenblicke bettelnd vor der Thüre Deiner Barmherzigkeit! Möchte ich wohl, wenn ich zum zweiten oder dritten Male komme, abgewiesen werden? Tausend Mal erträgst Du geduldig meine Zudringlichkeit, und sollte ich denn weniger geduldig mit Deinen Geschöpfen sein?"

Außer diesen öffentlichen Almosen gab Frau von Chantal auch noch reichlich im Geheimen, und jeden Tag schickte sie auf diese Weise Brod und andere Lebensmittel an mehrere ehrbare Familien, welche sich schämten zu betteln. Eine solche Freigebigkeit mußte nothwendig ihre Vorrathskammern erschöpfen, und in der That fand sie einmal auf einer Durchwanderung derselben nur mehr ein einziges Faß mit Weizenmehl und etwas Roggen. Das entmuthigte sie nicht; ihr Vertrauen auf Gott setzend, fuhr sie fort, Almosen wie bisher auszutheilen, und der Herr belohnte den Glauben und die Nächstenliebe seiner Dienerin so wunderbar, daß sie während sechs Monaten von diesen winzigen Vorräthen stets die nämlichen Almosen, wie alle Tage spenden konnte; und nach Verlauf dieser Zeit fand sich noch ganz dieselbe Quantität Waizen und Roggen vor.

Eine ebenso vollkommene Gattin wie vortreffliche Hausfrau, zeigte die Baronin von Chantal nie einen Willen, der mit dem ihres Gemahles in Widerspruch gewesen wäre; sie bemühte sich, ihm in Allem zu gefallen, und in dieser Hinsicht empfing sie immer mit der größten Liebenswürdigkeit und dem feinsten Anstande den Adel der Umgegend, der fast täglich auf dem Schloße sich einfand; sobald aber Herr von Chantal abwesend war, dann wurde es anders. Jetzt bekümmerte sie sich nicht mehr um Toilette oder derartige Dinge. „Die Augen, denen ich gefallen muß, pflegte sie dann zu sagen, sind fern von hier; ich habe jetzt keinen Grund, mich zu schmücken." Dann gab es auch keine Gesellschaften mehr; mit zuvorkommendem Anstande empfing sie

zwar die Besuche, aber doch mit einer Zurückhaltung, die deutlich genug sagte, daß es jetzt nicht an der Zeit sei, hier Zerstreuung und Vergnügen zu suchen. Als einmal ein junger Edelmann gekommen war, um daselbst über Nacht zu bleiben, ritt sie sogar Abends weg und schlief anderswo. Kurz, nach Gott besaß Herr von Chantal allein ihr Herz.

Besonders zeigte sich ihre hingebende Liebe zu ihrem Gemahle in einer Krankheit, die ihn acht Jahre nach seiner Verheirathung befiel. Während sechs Monaten wich sie nicht von seinem Lager, es sei denn hie und da einen Augenblick, um in der Kapelle zu beten; heilsame und erhebende Gedanken über die Nichtigkeit dieses Lebens und das Glück, Gott ferne von dem Getümmel der Welt zu dienen, suchte sie in ihm durch fromme Gespräche zu erwecken und zu unterhalten. Gerührt machte ihr der Kranke eines Tages den Vorschlag, sich gegenseitig das Versprechen abzulegen, daß derjenige von ihnen, welcher den andern überleben würde, den Rest seiner Tage ausschließlich dem Dienste Gottes widmen wolle. Die treue Gattin, welche schon der bloße Gedanke an eine Trennung schmerzlich erbeben ließ, suchte denselben aus ihrem Geiste zu verbannen; ein Traum jedoch, den beide hatten, schien ihr auf eine solche Möglichkeit hinzudeuten. Der Baron sah während desselben, wie sein Kleid roth wurde wie Purpur, und seine Gemahlin erblickte sich im schwarzen Wittwenschleier. Dieser Traum, damals beiden noch unverständlich, sollte ihnen bald auf schreckliche Art durch seine Erfüllung selbst gedeutet werden. Als der Kranke so weit vollkommen genesen war, machte ihm ein Freund, der ihn besuchte, den Vorschlag, mit ihm in einem nahen Walde ein wenig zu jagen, um sich etwas zu erheitern und frische Luft zu schöpfen. Herr von Chantal erklärte sich gerne bereit und beide machten sich auf. Ihr Weg führte sie durch ein dichtes Gebüsch; durch das Anstoßen an einen Baumast, oder sei es aus was immer für einer Ursache, entlud sich plötzlich die Flinte des Freundes, und der Schuß traf den unglücklichen Baron so in den Unterleib, daß er tödtlich getroffen zusammensank. Der Gefahr sich vollkommen bewußt, schickte er auf der Stelle vier Diener nach vier verschiedenen Pfarreien, um sicher einen Priester zu finden, der ihm die heiligen Sacramente spenden könne, und einen fünften zu Frau von Chantal. Die Baronin lag krank zu Bette; aber rasch erhob sie sich bei dieser erschütternden Nachricht und eilte zu dem theuren Verwundeten. „Madame, rief ihr derselbe entgegen, als er sie erblickte, die Fügungen des Himmels sind gerecht, ich muß sie ehren, lieben und sterben.“ Nieder=

geschmettert von dem schrecklichen Schlage, der sie so plötzlich getroffen, ließ sie in aller Eile Aerzte herbeiholen und beschwor sie, doch nichts zu unterlassen, um dies kostbare Leben zu retten. Weinend und trostlos flehte sie zum Himmel: „Herr, nimm mir Alles, was ich auf der Welt habe, nur laß mir meinen geliebten Gatten, den Du mir gegeben hast." Vergebens wiederholte ihr Herr von Chantal, der dem Tode mit jener erhabenen Ruhe, wie sie der Glaube verleiht, in's Angesicht sah, daß das Unglück, das ihn getroffen, von Oben komme, daß man Gott ebenso lieben müsse, wenn er schlägt, als wenn er uns Beweise seiner Liebe und Güte gibt, und sich geduldig in die Trennung fügen, wenn er es so verlangt; ein jedes seiner Worte war für sie ein Dolchstoß, der ihr Herz durchbohrte. Der Zustand des Barons wurde unterdessen mit jedem Augenblicke schlimmer; alle Mittel fruchteten nichts und bald hauchte er unter den Zeichen des innigsten Vertrauens auf seinen Herrn und Schöpfer seine Seele aus.

Dieser Augenblick unsäglicher Angst und Qual, in dem Frau von Chantal das, was ihr auf der Welt am theuersten war, verlor, der sie zur Wittwe mit sechs Kindern machte, von denen vier noch im unmündigen Alter standen, war für sie auch der Augenblick einer feierlichen Hingabe ihrer selbst, ihres ganzen Seins und Wesens an Gott. Es lebhaft empfindend, von welch geringer Dauer das Glück dieser Welt ist, wie wenig man auf das Geschaffene bauen kann, riß sie sich in dieser Stunde los von allen irdischen Gütern, machte das Gelübde beständiger Keuschheit, und fühlte in sich das lebhafteste Verlangen, nun ganz Jesus anzugehören und nur mehr für ihn allein zu leben; es erkennend, daß Gott sie nur zu ihrem Besten heimgesucht, und daß er Alles aus Barmherzigkeit thut, fühlte sie wie himmlischer Trost sich wie heilender Balsam auf ihre Wunde legte und zwar in solchem Maße, daß sie später selbst gestand, sie könne nicht begreifen, wie es ihr möglich sei, sich so zufrieden zu fühlen, und dabei doch so sehr zu leiden.

Zu dem Schmerze über den erlittenen Verlust gesellten sich noch andere Trübsale. Heftige und fast beständige Versuchungen stellten sich ihrem glühenden Verlangen nach Vollkommenheit entgegen. Einerseits fühlte sie einen so starken Hang nach dem vollkommenen Leben in sich, daß sie Alles hätte verlassen mögen und in eine Wüste fliehen, um nur mehr an ihr ewiges Heil zu denken; auf der andern Seite machten jene Versuchungen sie untröstlich, weil es ihr schien, daß dieselben ihr ein Hinderniß seien, Gott so zu lieben und ihm zu dienen, wie er es verlangte. Unter der Last solcher Bekümmernisse und Leiden

brachte sie ihre mühevollen Tage in der Einsamkeit, in Schweigen und unter Thränen hin und ihre ganze Gestalt zehrte so sehr ab, daß sie fast unkenntlich geworden war. Ihre Verwandten und Nachbarn besuchten sie öfters und wollten sie trösten; aber gerade diese Besuche bereiteten ihr neue Qual. „Ach, sprach sie Abends zu ihren Töchtern, nachdem sie sich in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, warum läßt man mich doch nicht ruhig weinen! Man glaubt mir Erleichterung zu bereiten und man martert mich." Und dann sich auf die Kniee werfend ergoß sie sich unter Thränen vor Gott im Gebete, so daß sie selbst des Schlafes vergaß. Drangen ihre Töchter in sie, sich doch ein wenig Ruhe zu gönnen, die ihr so noth that, dann gehorchte sie; aber oft stand sie wieder auf, wenn sie sah, daß Alle im Hause schliefen und verbrachte einen Theil der Nacht im Gebete.

In all diesen Beängstigungen kannte ihr Herz nur Einen Wunsch, bat sie nur um Eines den Himmel, die Gnade, zu erkennen, was Gott von ihr verlange, und einen erleuchteten Seelenführer zu finden, der ihr das zeigen könne [1]). Um diese Gnade zu erlangen und dem Zuge ihres Herzens nach Losschälung von Allem was nicht Gottes war zu folgen, gab sie ihre Kleider, welche noch zum Schmucke der Altäre oder zur Anfertigung von priesterlichen Gewändern verwandt werden konnten, an verschiedene Kirchen und beschloß, zu ihrem eigenen Gebrauche künftig nur mehr Wolle zu nehmen; die Kleider ihres verstorbenen Gemahls vertheilte sie unter die Armen; auch ihr übriges Hauswesen vereinfachte sie bedeutend; einen Theil ihrer Diener entließ sie, nachdem dieselben vorher großmüthig beschenkt worden waren, und behielt nur so viele, als durchaus zur Bedienung der Familie erforderlich waren. Ihre Zeit war getheilt zwischen der Erziehung ihrer Kinder, dem Gebete, der Lectüre, der Sorge für die Armen und Kranken. Erheischte es die Nothwendigkeit, so wachte sie sogar bei letztern, verband ihre Wunden mit großer Ehrfurcht und meistens knieend, um so besser Jesus Christus in ihnen zu ehren; und hatte sie dieselben auf jede Weise bis zu ihrem Tode gepflegt und unterstützt, so zog sie ihnen noch mit eigenen Händen das Leichenhemd an.

So waren mehrere Monate verflossen, ohne daß ihr noch von Gott die so heiß ersehnte Gnade zu Theil geworden, einen Führer auf dem Wege der Vollkommenheit zu finden. Doch ließ sie nicht

[1]) Mémoires de la mère de Chaugy sur la vie de sainte Chantal, p. 31.

nach mit Gebet und Thränen, Fasten und Almosengeben, um den Himmel zu bestürmen, sie doch zu erhören; denn die erleuchtete Seele erkannte sehr wohl, von welch großer Wichtigkeit ein sicherer und gewandter Führer auf dem schwierigen Wege der Vollkommenheit ist. Ihr beharrliches Flehen wurde endlich erhört; in einem Gesichte zeigte ihr Gott den für sie bestimmten Führer. Als sie eines Tages auf dem Felde ihren Spaziergang machte und ihrer Gewohnheit gemäß eifrig um die Erfüllung ihres heißesten Wunsches betete, erblickte sie auf einmal in nicht weiter Ferne Jemand in Soutane und Chorrock, mit einem Birett auf dem Kopfe, kurz ganz so, wie sie später auf der Kanzel von Dijon den heiligen Franz von Sales sah, und gleichzeitig vernahm sie eine Stimme, die ihr zurief: „Sieh' da den von Gott und den Menschen geliebten Führer, dessen Händen du die Leitung deines Gewissens anvertrauen sollst." Hierauf verschwand die Erscheinung, und ein unaussprechliches Gefühl des Trostes und der Gewißheit, daß Gott sie erhört habe, kehrte in ihre Seele ein.

Ein Jahr war nach dem Tode ihres Gatten auf diese Weise unter steten innern Kämpfen und Bekümmernissen verflossen, als ihr Vater sie bat, nach Dijon zu kommen, um sich ein wenig zu erholen. Sie kam diesem Wunsche nach, und in dem Besuche der Kirchen und Kapellen, deren es in der Stadt sowohl wie in der Umgegend eine große Anzahl gab, in denen sie stets betete, Gott möge sie den Führer finden lassen, den er ihr in jenem Gesichte gezeigt habe, fand sie denn auch im Anfange eine wohlthuende Zerstreuung. Bald sollten aber ihre innern Beängstigungen und Seelenleiden von neuem beginnen. Ihre Freundinnen drangen in sie, die Leitung ihres Gewissens einem guten Pater in einem benachbarten Kloster anzuvertrauen; wiewohl sie klar erkannte, daß es nicht Jener war, den ihr Erscheinung gezeigt hatte, gab sie dennoch nach. Dieser gute Pater ließ sie, ohne Zweifel in der besten Absicht, das unkluge Gelübde ablegen, nie zu einem andern Beichtvater zu gehen, mit keinem andern als mit ihm über ihr Inneres zu sprechen, und Alles was er ihr sagen werde, vollständig geheim zu halten. Sodann schrieb er ihr eine Menge von Gebeten, Betrachtungen und frommen Uebungen vor, vieles Fasten und andere körperliche Bußwerke. Das gehorsame Beichtkind befolgte Alles bis auf den Buchstaben; aber weit entfernt, dadurch den Frieden der Seele zu erlangen, wurde ihre Unruhe und Angst nur vermehrt; wie in einer dürren Wüste wandelte sie dahin, ohne das Manna zu finden, nach dem es sie so hungerte. Ueber zwei Jahre dauerte diese Marter; ein trauriges Ergebniß der Uner-

fahrenheit eines geistlichen Führers, der die Seelen seine eigenen Wege führen wollte, anstatt die Wege Gottes [1]).

Zu diesen innern Leiden gesellte sich noch ein neues Kreuz. Ihr Schwiegervater, Herr von Chantal, ein strenger und grämlicher Mann und schon fast fünfundsiebenzig Jahre alt, verlangte, daß sie zu ihm ziehen solle, sonst werde er sich wieder verheirathen und ihre Kinder enterben. Die tugendhafte Wittwe gehorchte auf der Stelle und begab sich mit ihren Kindern nach dem Schlosse ihres Schwiegervaters. Mehr als sieben Jahre lang hatte sie daselbst Unsägliches zu leiden von einer Magd, welche, im Besitze des Vertrauens ihres Herrn, ganz allein das Hauswesen sowie die Verwaltung sämmtlicher Güter leitete. Voll von jenem Hochmuthe, der einer Untergebenen, welche sich auf einmal zur Herrin geworden sieht, so gerne eigen ist, machte ihr diese Magd bei jeder Gelegenheit alle möglichen Vorwürfe, die sich oft bis zu den gröbsten Beleidigungen steigerten, und reizte den alten Herrn gegen seine Schwiegertochter auf. Sie schloß sie aus von jeder Theilnahme an den Angelegenheiten des Hauses, so daß die arme Frau mit ansehen mußte, wie Alles rückwärts und zu Grunde ging, ohne irgendwie helfen zu können; blos das zum Leben Nothwendigste ließ diese Creatur ihr zukommen, und sie duldete nicht einmal, daß sie ohne ihre Erlaubniß einem Fremden einen Trunk reichte. Kurz ihre Unverschämtheit und ihr Uebermuth ging so weit, daß sie von einem Unterschiede zwischen ihren eigenen Kindern und denen der Baronin Nichts wissen wollte, alle sollten an demselben Tische essen und als Gleichgestellte behandelt werden. Frau von Chantal begnügte sich nicht nur damit, zu schweigen und zu dulden, nein, sie wollte sich auch auf eine wahrhaft evangelische Weise für diese abscheuliche Behandlung rächen. Sie wurde die Lehrerin, oder vielmehr die Magd der Kinder dieses Weibes, lehrte sie lesen und erzeigte ihnen selbst die niedrigsten Dienstleistungen, so wie sie eine Amme dem ihr anvertrauten Kinde erweist. Zu gleicher Zeit gab sie ihrem Schwiegervater alle Beweise der Ehrfurcht und zarter Aufmerksamkeit, wie sie nur die hingebendste Kindesliebe einzugeben vermag, ohne je eine Klage laut werden oder eine Unzufriedenheit durchblicken zu lassen [2]).

Nur die Religion allein konnte sie auf dieser Höhe der Tugend erhalten, und darum suchte sie auch all ihrer heiligen Hülfsmittel theilhaft zu werden. Durch ihre Klugheit und Sanftmuth war es ihr

---

[1]) Mémoires de la mère de Chaugy sur la vie de sainte Chantal, p. 36. — [2]) Ebendas. p. 38 et suiv.

gelungen, von dem alten Herrn die Erlaubniß zu erhalten, täglich im Schlosse die heilige Messe hören zu dürfen; und während der Fastenzeit ritt sie jeden Morgen in der Frühe nach dem drei Stunden entfernten Autun, um dort der Predigt beizuwohnen; war sie zu Ende, so eilte sie rasch zurück, um pünktlich bei der Mahlzeit zu erscheinen und dem Schwiegervater keinen Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben.

Alle Zeit, welche die religiösen Uebungen und die Pflichten der kindlichen Liebe ihr übrig ließen, wurde dazu angewandt, um für die Kirche oder die Armen zu arbeiten; das hatte sie sich zum Gelübde gemacht, und sie beobachtete es so strenge, daß sie, alle ihre Augenblicke als Gott geweiht betrachtend, nie ohne Beschäftigung war, selbst dann nicht, wenn sie die Gesellschaften empfing, welche häufig zu ihrem Schwiegervater kamen. Als man sie eines Tages bat, doch ein wenig von ihrer fortwährenden Arbeit abzulassen, antwortete sie: „Wenn ich auch nur einen Augenblick unnütz verlöre, so würde ich glauben, einen Diebstahl an der Kirche und den Armen zu begehen, denen ich mein ganzes Dasein gewidmet habe.“ Kraft dieses Gelübdes glaubte sie zur Unterbrechung ihrer Arbeit nur dann ein Recht zu haben, wenn es Nothleidende zu unterstützen gab oder Kranke zu pflegen.

Sie hatte auf dem Schlosse ein Bett, das für außergewöhnliche Kranke vorbehalten war; der erste, den sie darin aufnahm, war ein Aussätziger, dessen Wunden einen so scheußlichen Geruch verbreiteten, daß ihn Jedermann floh; nach diesem eine Frau, welche am Krebse litt, der ihr das ganze Gesicht dermaßen zerfressen hatte, daß sie nur mehr durch ein kleines Loch, das am Halse entstanden war, Etwas hinunterschlucken konnte. Die heilige Wittwe war und wollte die Einzige sein, welche diese Kranken pflegte, und sie that es mit so zufriedener und heiterer Miene, daß sie nicht einmal ahnen ließ, welch' inneren Widerwillen ihr Glaube und ihre Liebe zu überwinden hatten.

Außer den Nothleidenden und Kranken, welche bei ihr im Hause Hülfe fanden, ging sie jeden Tag in die Wohnungen der armen Kranken in der Nachbarschaft, machte ihnen das Bett, verband ihre Wunden, aus denen sie oft den Eiter und das faulende Fleisch entfernte, und diese frommen Liebesdienste erwies sie ihnen auf den Knieen, küßte sogar ihre Geschwüre aus Ehrfurcht für Jesus Christus, den sie in der Person dieser Armen erblickte. An den Sonn- und Feiertagen besuchte sie in Begleitung zweier Dienerinnen die entfernter wohnenden Kranken. Auf dem Wege dahin war sie meistens in stille Betrachtung versunken, sich vorstellend, sie gehe zum Oelberge, oder

zum Calvarienberge, oder auch zum Grabe oder irgend einer andern Leidensstation des Heilandes.

Ein solch' heiliges Leben erregte allgemeine Bewunderung; man sprach nur von der Baronin von Chantal; und diese erhabene Tugend im Vereine mit all' ihren anderen herrlichen Eigenschaften war die Ursache, daß sich mehr als Einer von dem benachbarten Adel um ihre Hand bewarb. Aber wie glänzend auch die Anerbieten oft waren, sie wollte Nichts davon wissen, sie blieb fest in ihrem Entschlusse, nur Gott allein anzugehören; man erzählt sogar, daß sie, um ihr Gelübde zu besiegeln, den Muth hatte, sich mit eigener Hand den Namen „Jesus Christus" mit einem glühenden Eisen auf ihre Brust zu brennen.

Auf diese Weise lebte Frau von Chantal bis zum Jahre 1604, als der Bischof von Genf nach Dijon kam, um dort die Fastenpredigten zu halten. Ihr Vater theilte ihr das sofort mit, und veranlaßte sie, zu ihm zu kommen, um das Glück zu haben, diesen berühmten Prediger zu hören. Das erste Mal als sie ihn auf der Kanzel sah, erkannte sie ihn sofort als Denjenigen, den ihr Gott als ihren Seelenführer in jener Erscheinung gezeigt hatte; es gewährte ihr eine unaussprechliche Freude und die süßeste Hoffnung. Um ihn besser beobachten und verstehen zu können, ließ sie sich ihren Stuhl gerade der Kanzel gegenüber stellen, so daß sie ihm in's Gesicht sehen konnte. Franz hatte auch seinerseits diese Wittwe unter all' seinen Zuhörern bemerkt, und sehr deutlich erkannte er sie als dieselbe Frau, die er einst in jener Erscheinung auf dem Schlosse Sales als die Stifterin einer religiösen Genossenschaft gesehen hatte. Es war ganz natürlich, daß sich seiner eine heilige Neugierde bemächtigte, zu erfahren, wer diese Dame sei, und zu dem Zwecke wandte er sich an einen seiner fleißigsten Zuhörer, André Frémiot, den Bruder der Frau von Chantal selbst. Von diesem vernahm er denn, daß es seine eigene Schwester sei, die sehnlichst nach der Ehre verlange, ihn näher kennen zu lernen. Wenn Seine bischöflichen Gnaden geruhen wollten, fügte der Bruder hinzu, diesem Wunsche zu entsprechen, so würde er sich außerordentlich glücklich schätzen, ihm dazu die Gelegenheit verschaffen zu dürfen, wenn er sie beide zu Tische lade. Franz nahm die Einladung bereitwillig an, und nach dieser ersten Zusammenkunft, nach den ersten Worten, die sie miteinander wechselten, verstanden sich diese beiden auserwählten Seelen schon. Die Baronin war von Bewunderung und Ehrfurcht für den heiligen Bischof durchdrungen, und er schätzte nicht minder die großen Tugenden dieser Frau, und um

sich noch mehr zu überzeugen, ob ihr Herz ganz Gott angehöre und an nichts Irdischem mehr hänge, nicht einmal mehr an kleinen, unbedeutenden, für eine Dame ihres Standes ganz und gar unschuldigen Schmucksachen, stellte er die Frage an sie, ob sie wohl die Absicht habe, sich wieder zu verheirathen. „Nein, gewiß nicht," antwortete sie. — „Dann, bemerkte er, auf einige Schmucksachen hindeutend, die sie trug, dürften Sie auch wohl diese Dinge da ablegen, welche auf das Gegentheil hindeuten könnten." Die heilige Wittwe verstand, was er sagen wollte, und am andern Tage war dies Alles verschwunden. Ein so bereitwilliger Gehorsam erbaute den Bischof, und an ihrer Mantille noch kleine seidene Spitzen gewahrend, sprach er abermals: „Wenn diese Spitzen nicht da wären, Madame, würden Sie dann weniger reinlich erscheinen?" Den nämlichen Abend schon waren die Spitzen fort. „Und wozu diese Trobdeln an der Schnur Ihres Kragens? frug er ein anderes Mal; würde Ihnen der Kragen weniger gut stehen, wenn sie nicht daran wären?" Augenblicklich nahm sie eine Scheere und schnitt die Trobdeln ab [1]).

Dieser Bruder der Frau von Chantal, André Frémiot, war der nämliche, mit dem Franz einen Rechtsstreit rücksichtlich der Kirchengüter von Gex hatte. Trotz seiner Jugend war er doch schon eine hervorragende Persönlichkeit; er hatte eine sehr sorgfältige Erziehung erhalten, und war in den schönen Wissenschaften und der Theologie sehr bewandert, sowie auch im kirchlichen und bürgerlichen Rechte. Parlamentsrath von der Bourgogne, Staatsrath am Hofe Heinrich's IV., war er, noch nicht Priester, zum Erzbischofe von Bourges ernannt worden. Nachdem er die Priesterweihe gegen Ende der Fastenzeit dieses Jahres erhalten, wählte er den grünen Donnerstag, um seine erste heilige Messe zu lesen, und in seiner aufrichtigen Bewunderung für den heiligen Bischof von Genf, wünschte er sehnlich, daß dieser ihm dabei assistiren möchte. Schon seit dem Beginne der Fastenzeit war von Streitigkeiten zwischen beiden keine Rede mehr; so hatte Franz durch freundliche und liebevolle Vorstellungen es vermocht, den jungen Prälaten dahin zu bringen, daß er sich aller Ansprüche auf die erwähnten Beneficien begab; und der Erzbischof hielt dafür, daß er um diesen Preis die Freundschaft eines so großen Mannes nicht zu theuer erkauft habe. In der That unterhielt Franz von der Zeit an mit ihm, sowie mit seinem Vater die innigste Freundschaft; und da er seiner vielen Arbeiten wegen keine andern freien

[1]) Mémoire de la mère de Chaugy sur la vie de sainte Chantal, p. 43.

Augenblicke hatte, um diese heilige Freundschaft zu pflegen und zu unterhalten, als die Stunde der Mahlzeit, so erschien er häufig bei ihnen zu Tische.

Freundlich kam Franz denn auch dem Wunsche des Erzbischofes nach, ihm bei seiner ersten heiligen Messe zu assistiren. Zur bestimmten Stunde begann das heilige Opfer, voll Aufmerksamkeit und tiefer Frömmigkeit folgte das Auge des ältern Bischofs allen Bewegungen des jüngern Mitbruders. Der feierliche Augenblick der Communion naht heran, und da am grünen Donnerstag nach der römischen Liturgie nur eine heilige Messe gestattet ist, so empfangen auch die Priester das Brod des Lebens aus der Hand des Celebranten. An dem äußersten Ende der Stufen des Altares knieet also der heilige Bischof nieder und in der demüthigsten Haltung und in der tiefsten Sammlung, so daß allen Anwesenden die Thränen in die Augen treten, naht er sich, als der Augenblick gekommen, auf seinen Knieen der Mitte des Altares und empfängt aus der Hand des neuen Priesters die heilige Communion. Wie wenn Gott ihm ein leuchtendes Diadem um die Schläfe hätte winden wollen, so erzählt Frau von Chantal, erschien sein Haupt in diesem Momente ganz von Strahlen umflossen, gleich einem glänzenden Sterne. Alle Anwesenden konnten genugsam dies Wunder beobachten, und der neue Priester war wie geblendet davon; der Heilige aber, beschämt über diese Ehre, welche Gott ihm erwies, war mit tiefer Betrübniß erfüllt [1]).

Glücklich über die innigen Beziehungen, welche zwischen dem Heiligen und ihrer Familie bestanden, erspähte Frau von Chantal eifrig jede Gelegenheit, für ihre Seele Nutzen daraus zu ziehen; so oft der Bischof bei ihrem Vater oder ihrem Bruder speiste, versäumte sie es nie, sich auch einzufinden, um mit mehr Muße mit ihm sprechen zu können. „Eine solche Hochachtung, sagte sie später, hatte ich schon damals für ihn, daß ich alle seine Worte mit einer Ehrfurcht aufnahm, die ihres Gleichen suchte. Dieser Mann hat nichts Menschliches an sich, dachte ich oft bei mir selbst. Alles was er that und sprach, riß mich zur Bewunderung hin und ich betrachtete ihn wie einen Engel des Herrn. Seine ganze Haltung und Erscheinung, so voll Würde und Heiligkeit, rührte mich so sehr, daß ich von ihm kein Auge abschlagen konnte. Seine Worte erbauten mich nicht weniger: er sprach wenig, aber was er sagte, war so voll Weisheit und Sanft-

---

[1]) Nach Franz Favre, der mit anwesend war, und der Mutter de Chaugy. Charl.-Aug., p. 317. — De Maupas, p. 244.

muth, so geeignet, Jene, welche ihn um Rath fragten, zufriedenzustellen, daß ich kein Glück mit dem vergleichbar hielt, in seiner Nähe sein zu können, die Worte zu hören, die aus seinem Munde kamen; und deshalb, wie auch um Zeuge der Heiligkeit seines ganzen Thuns sein zu können, würde ich mich über die Maßen glücklich geschätzt haben, die Geringste unter seiner Dienerschaft sein zu dürfen."

Doch hatte sie noch nicht den Muth, ihm ihr Inneres zu eröffnen, wie sehr sie sich auch dazu angetrieben fühlte: „Ich starb fast vor Verlangen, es zu thun," erzählte sie später. Allein das Gelübde, welches sie ihrem Gewissensrathe gemacht hatte, ihm nur allein die Geheimnisse ihrer Seele anzuvertrauen, hielt sie zurück; und was sie mit Franz sprach, beschränkte sich auf einige Worte, die auf ihr Inneres keinen Bezug hatten. Ein neuer Umstand vermehrte noch diese peinliche Unruhe und Ungewißheit. Ihr geistlicher Führer hatte nämlich eine Person beauftragt, genau auf sie Acht zu geben und sie nicht aus dem Auge zu verlieren, um sie dadurch zu verhindern, sich etwa an einen Andern zu wenden. Endlich kam sie denn doch zu einem Entschlusse. Am Mittwoche vor Gründonnerstag wurde sie von einer so heftigen Versuchung bestürmt, daß ihr der Rath eines geistlichen Führers unentbehrlich wurde, und da der ihrige gerade abwesend war, so bat sie ihren Bruder, er möge ihr doch eine Unterredung mit Franz verschaffen, ohne daß die geheime Aufpasserin etwas davon merke. Alles ging nach ihrem Wunsche, und die Ruhe des Geistes und des Gewissens wurde ihr in dieser Unterredung zu Theil; man hätte meinen sollen, ein Engel sei herabgestiegen, um ihr den Frieden des Himmels zu bringen. Andern Tages, am Gründonnerstage, als sie an der Tafel ihres Bruders neben Franz saß, hatte sie den Trost, sich auf's neue mit ihm unterreden zu können, und je öfter dies geschah, um so ruhiger und zufriedener wurde sie in ihrem Innern. Sie bat ihn auch, sie Beichte zu hören, wozu er sich aber Anfangs nicht verstehen wollte, da er fürchtete, es möchte vielleicht eine gewisse Neugierde diesem Verlangen mit zu Grunde liegen; nachdem er sich aber von ihren aufrichtigsten und heiligsten Absichten überzeugt hatte, erklärte er sich dazu bereit; und eine solche Fülle der Erleuchtung wurde ihm dabei zu Theil, daß er nicht umhin konnte, zu erkennen, es sei der Wille Gottes, daß er diese Seele auf dem Wege der Vollkommenheit führe.

Seine Aufgabe in Dijon war mittlerweile beendet; Ostern war da, und es drängte ihn, in seine Diöcese zurückzukehren. Schon mit den Vorbereitungen zu seiner Abreise beschäftigt, wurde ihm ein pro-

testantischer Prediger, Namens Cassegrain gemeldet, der ihm in Gegenwart des Barons von Luz eine Disputation über sämmtliche Controverspunkte vorschlug, welche er in seinen Fastenpredigten behandelt hatte. Während der ganzen Zeit hatte dieser unerwartete Kämpfer sich stille gehalten, da er sich einbildete, der Bischof würde in dem Augenblicke, wo er abreisen wollte, sich damit entschuldigen, daß es nun zu spät sei, und so hoffte er, bei den Seinigen wie bei den Katholiken in den Ruf eines großen Gelehrten zu kommen, mit dem der Bischof von Genf den Kampf nicht habe aufnehmen wollen; das erschien ihm als der höchste Ruhm. Seine freudige Hoffnung, der er sich hingab, war jedoch von kurzer Dauer und erfuhr eine bittere Täuschung, als ihm der Bischof, seine List errathend, lächelnd antwortete: „Es wäre schöner von Ihnen gewesen, wenn Sie sich zu dieser Disputation gemeldet hätten, als ich weitläufig und mit Muße über diese Wahrheiten öffentlich vor dem Volke sprach. Aber gleichwohl, es hat Nichts zu sagen; wiewohl im Begriffe abzureisen, nehme ich doch diese Herausforderung an; ich will nicht, daß Sie sagen können, der Bischof von Genf sei vor Ihren Angriffen zurückgewichen. So lange es nothwendig ist, werde ich darum hier bleiben, und schon gleich im Augenblicke bin ich bereit, sowohl öffentlich als auch unter uns allein Ihnen auf alle Einwürfe zu antworten, die Sie nur immer vorbringen wollen." Vollständig getäuscht und wenig dazu geneigt, sich mit einem solchen Gegner zu messen, erwiderte Cassegrain, daß er jetzt doch seine Abreise nicht verzögern wolle, aber er schlage ihm dafür eine spätere Zusammenkunft in Genf vor, wahrscheinlich in der Meinung, der Bischof werde hierauf, indem er nicht den Muth habe, nach dieser Stadt zu kommen, nicht eingehen. „In Genf! rief Franz freudig aus, oh, um so besser! Kein Ort könnte mir lieber sein; ich werde dann den armen Genfern die Reinheit und Schönheit unserer Religion zeigen können, welche ihre Prediger so entstellen und verunstalten. Ich erkläre mich also mit der Wahl des Kampfplatzes vollkommen einverstanden und ich bitte Herrn von Luz, selbst die nöthigen Vorbereitungen zu treffen; im Voraus unterschreibe ich alle Bedingungen, die er aufstellen wird. „Meine Herren, wendete er sich sodann mit lauter Stimme an alle Anwesenden, ich nehme Sie alle zu Zeugen meines an Herrn Cassegrain gegebenen Wortes, daß ich mich zu der verabredeten Zusammenkunft in Genf einfinden werde." Das Verlangen des Bischofs nach dieser Zusammenkunft war größer als seine Hoffnung, daß sie je zu Stande kommen werde; er wußte zu sehr aus Erfahrung, daß die Anhänger des Irrthums jede Disputation sorgfältig mit ihm ver-

mieden. In der That geschah es so. Wie sehr Herr von Luz sich auch bemühte, die protestantischen Prediger zu der Disputation zu bewegen, sie weigerten sich hartnäckig und brachten die armselige Entschuldigung vor, daß ihre Religion keiner Vertheidigung und keiner Conferenz bedürfe [1]).

Als der Prediger sich entfernt hatte, erhielt Franz den Besuch der Schöffen von Dijon, welche ihm als Zeichen ihrer Dankbarkeit ein herrliches Service von Silber verehren wollten. Lebhaft wies er das Geschenk zurück. „Meine Herren, sprach er, ich kann, was Sie mir da bringen, nicht annehmen; ich bin nicht zu Ihnen gekommen, um Ihnen das Wort Gottes zu verkaufen; nichts Anderes will ich von hier mitnehmen, als Ihr Herz." Wohl that er das; Alle, vom Größten bis zum Geringsten, vom Reichsten bis zum Aermsten herab, wetteiferten, ihm ihre Liebe und Hingebung zu bezeigen. Als er abreiste, begleiteten ihn die vornehmsten Beamten und Bürger, sowie viele Geistlichen bis zum Hauptplatze der Stadt, wo ihn eine große Volksmenge erwartete; sobald sie ihn erblickten, fielen Alle auf die Kniee und baten weinend um seinen letzten Segen; sie waren untröstlich, und Einige hielten sogar seine Pferde auf, damit er doch noch bleiben sollte [2]). Niemand vergoß aber reichlichere Thränen als die Baronin von Chantal; sich von ihrem geistlichen Führer zu trennen, war für sie ebenso schmerzlich wie der Abschied von einem Vater. Wohl verstand das der heilige Bischof, und um sie zu trösten, schrieb er gleich von der ersten Ruhestation aus die freundlichen Worte an sie: „Es scheint mir, daß Gott mich Ihnen gegeben hat; stündlich werde ich mehr davon überzeugt. Ich bete zu der göttlichen Güte, uns oft in den heiligen Wunden Jesu Christi zu vereinigen und die heilige Lebenskraft, welche wir daraus schöpfen, in uns wirksam zu machen. Ich empfehle Sie Ihrem guten Engel, und thun Sie desgleichen für Ihren in Jesu Christo ergebenen † Franz, Bischof von Genf."

---

[1]) Charl.-Aug., p. 318 et suiv. — De Maupas, p. 247. — [2]) Charl.-Aug., p. 319.

## Viertes Kapitel.

### Briefwechsel des heiligen Franz mit verschiedenen Personen in Folge seiner Fastenpredigten in Dijon. — Fastenpredigten in la Roche. — Beispiele seiner Ergebenheit für den heiligen Stuhl. — Zweite Diöcesan-Synode.

(1604 und 1605.)

Der Bischof von Genf hatte sich zwar Aller Herzen in Dijon erobert. Mit einigen edlen Seelen war er aber in noch engere freundschaftliche Beziehungen getreten, die auch nach seiner Abreise durch schriftlichen Verkehr unterhalten wurden. Herr Bourgeois de Crépy, Präsident des Parlamentes, gehörte zu diesen, und er suchte bei dem heiligen Prälaten nicht nur die edlen Genüsse, welche heilige Freundschaft gewährt, sondern noch Etwas mehr, er wollte für sich und seine Familie einen so weisen und erfahrenen Mann zum Rathgeber haben. Nicht lange währte es, daß er seines Rathes für eine seiner Töchter bedurfte, die sich in einer sehr schwierigen Lage befand; vor Kurzem zur Aebtissin des Klosters du Puy d'Orbe in der Bourgogne[1]) ernannt, stieß sie in der Leitung ihrer Genossenschaft auf Nichts als Widerspruch und Hindernisse. Alle Ordnung und klösterliche Zucht war verschwunden, und sie sah kein Mittel, dieselbe wiederherzustellen. Andere persönliche Leiden gesellten sich zu diesen und verbitterten ihr nicht weniger das Leben. Der Vater, der die Bekümmernisse seiner Tochter auf's lebhafteste mitempfand, schrieb darüber an den Bischof von Genf. Auf der Stelle antwortete ihm letzterer in einem freundlichen und liebevollen Briefe, in welchem er ihn seines hohen Alters wegen seinen Vater nannte und ihm versicherte, daß es ihm eine große Befriedigung gewähre, immer in

---

[1]) Die Abtei von Puy d'Orbe wurde im Jahre 1125 von Rainard, Herr von Montbard, gegründet und im Jahre 1129 von Jouran, Bischof von Langres, bestätigt. Im Jahre 1608 von dem heiligen Franz von Sales einer Reform unterworfen, geschah dies später nochmals unter Ludwig XIV. im Jahre 1643. Die Abtissinnen, deren das Kloster eine große Anzahl aus den ersten Familien Frankreichs im Laufe der Zeit besaß, wurden vom Könige ernannt. Der heilige Franz von Sales ging öfters dahin, wenn ihn seine bischöflichen Pflichten in die Nachbarschaft riefen, und lange nachher zeigte man noch in der Kirche die Kanzel, den Beichtstuhl und andere Gegenstände, die in seinem Gebrauche gewesen waren.

Freundschaft mit ihm zu leben, sowie daß er nicht ermangeln werde, der tugendhaften Aebtissin mit seinem Rathe zur Seite zu stehen. Er hielt getreulich Wort, und nirgends bewies er eine größere Weisheit und Einsicht als in den fünfzehn Briefen, welche er an diese Aebtissin schrieb und die wir noch besitzen. Man ersieht aus ihnen, wie er trotz der ihn fast erdrückenden Last seiner anderweitigen Obliegenheiten dieser ihm empfohlenen Seele eine Sorgfalt angedeihen ließ, als ob er sich nur mit ihr allein zu beschäftigen habe. Vor Allem setzte er ihr den Begriff der wahren Frömmigkeit auseinander, welche darin besteht, daß man sich gerne und ohne Zögern Allem unterzieht, was Gott von uns will, daß man Alles im Geiste der Sanftmuth und Milde, ruhig und demüthig thue; daß man die Leiden annehme, ohne sich durch den Schmerz niederbeugen, die Freude, ohne sich von ihr hinreißen zu lassen; daß man das Böse meide, ohne sich zu ängstigen; das Gute thue ohne Hast, mehr an das Innere der Seele, als an die äußere Handlung denkend. „Um das zu erreichen, sagt er, muß man sich von aller Sünde reinigen, von jeder Anhänglichkeit an Alles was nicht zum Dienste Gottes gehört; viel beten, indem man gut die kirchlichen Tagzeiten verrichtet, sowie die Betrachtung am Morgen, und über Tages häufige Stoßgebete zu Gott emporsendet und Affecte der Liebe macht; täglich muß man eine fromme Lesung halten, und irgend eine besondere Tugendübung machen; jeden ersten Sonntag im Monat muß man betrachten, wozu man auf Erden ist und ob man hienieden nichts Anderes sucht, als Gott und sein Seelenheil; und nach der heiligen Communion muß man Eines nach dem Andern vor Jesus Christus, wenn er auf dem Throne unsers Herzens sitzt, bringen, alle unsre Sinne und alle unsre Kräfte, um seine Befehle zu empfangen und ihm Treue zu versprechen.“

Diesen Rathschlägen fügte der Heilige eine Lebensordnung bei, welche, indem sie jedem Augenblick seine Bestimmung ertheilte, dadurch auch jeder Pflicht ihre Erfüllung sicherte. Vor fünf Uhr Morgens solle sie aufstehen und vor zehn Uhr Abends sich zur Ruhe begeben; genau bestimmte er die Ordnung und Reihenfolge der täglichen Uebungen mit Hinzufügung eines Beichtspiegels, wie er ihrem Stande entsprach, ebenso die Dauer, Art und Weise und Stoff der Betrachtung. Was Letzteres angeht, so soll das meistens das Leben und Sterben unsers Herrn sein. Betrachte sie die schrecklichen Wahrheiten, wie Tod, Gericht, Hölle, so solle sie immer mit einem Acte des Vertrauens schließen, und, die Füße des Gekreuzigten küssend, voll Hoffnung sprechen: „O Jesus, Du bist mein Heiland; Dein Blut

wird mich schützen; auf Deine Wunden vertraue ich, sie werden mich retten."

Die immer kränkliche Aebtissin hatte an einem Beine eine äußerst schmerzhafte Wunde, und die Aerzte sahen für ihre Heilung kein anderes Mittel, als dieselbe ganz heraus zu schneiden. Bei dieser Gelegenheit schrieb ihr der Heilige folgenden herrlichen Trostbrief: „Ihre Leiden flößen mir große Theilnahme ein; nehmen Sie tausend Mal des Tages dies Kreuz als ein reiches Geschenk entgegen und küssen Sie es innig aus Liebe zu Dem, der es ihnen auferlegt. Sprechen Sie mit David: Ich habe geschwiegen und meinen Mund nicht geöffnet, o mein Gott, denn Du bist es, der mir dies Leiden sendet. Wäre es ein Anderer, der mir dies Kreuz bereitete, so würde ich darüber klagen und es nicht lieben; aber da Du es bist, o mein Herr, so nehme ich es an, ich preise und verehre es. Stellen Sie sich Jesus Christus vor, mit Dornen gekrönt und so zerfleischt, daß man seine Gebeine zu zählen vermag, und fragen Sie sich dann, wer am meisten leidet, er oder Sie. Stellen Sie sich ferner vor, daß das Messer, welches in ihre Wunde dringen wird, einer der Nägel sei, welche seine Füße durchbohrten; nehmen Sie im Geiste einen Tropfen jenes heiligen Blutes, das aus seinen Wunden rinnt, und benetzen sie damit unter Anrufung des Namens Jesu die Ihrige; denn sein Name ist ein ausgegossenes Oel. Sie klagen mir, daß Sie in Ihren Leiden nicht viel betrachten können; allein es ist besser, am Kreuze zu hängen, als es bloß zu betrachten. Halten Sie sich darum bloß an Stoßgebete; und legen Sie tausendmal des Tages ihr Herz in Gottes Hand, indem Sie aus Liebe zu ihm leiden und ihm Ihre Leiden aufopfern. O, wie wohlgefällig werden Sie ihm in diesem Zustande sein! Und ich, indem ich Sie so leiden sehe, hege eine besondere Verehrung für Sie, als für Jemanden, der von Gott heimgesucht und mit den Abzeichen Jesu Christi geschmückt ist; die Engel selbst beneiden Sie und möchten wie Sie für Jesus Christus leiden können. Der heilige Paulus rühmte sich nicht, daß er bis in den dritten Himmel entzückt ward, sondern daß er für seinen Herrn gelitten habe."

Außer diesen körperlichen Leiden hatte die Abtissin noch jene innerlichen Trübsale zu erdulden, die zuweilen nicht weniger schmerzlich sind; aber auch in diesen fehlte ihr nicht der Rath des Gottesmannes. „Lassen Sie, schrieb er ihr, den Teufel poltern und schreien an der Thüre Ihres Herzens, indem er Ihnen tausend lästige Bilder vormalt oder Gedanken einflüstert; er kann nur eintreten durch die Thüre der freien Zustimmung; halten Sie diese immer verschlossen und bleiben

Sie ruhig. Lassen Sie die Wogen um Ihre Barke herum tosen und fürchten Sie Nichts; denn Gott ist bei Ihnen. Lassen Sie sich nicht durch die Trockenheiten, die Ihr Geist empfindet, beunruhigen, sie beleidigen Gott nicht und sind die Schule der Demuth; auch nicht durch die Unvollkommenheiten und Fehler, deren Sie sich aus Uebereilung schuldig machen; ohne sich zu wundern, daß ein schlechter Boden Unkraut hervorbringt, suchen Sie dieselben ruhig zu verbessern und versenken Sie sich liebevoll in den Abgrund der göttlichen Barmherzigkeit. Suchen Sie auf diese Weise stets den Frieden des Herzens zu bewahren, indem Sie die Leiden mit Ergebenheit annehmen, weil wir sie verdienen, und die Freuden mit Mäßigung, weil wir sie nicht verdienen. Fort mit aller Traurigkeit und Unruhe! Das Gute thun und es freudig thun, ist etwas zwiefach Gutes. Sich über seine Fehler unmäßig betrüben, heißt seine Fehler verdoppeln."

Nicht weniger weise waren die Rathschläge, welche der Heilige ihr ertheilte, wie sie am besten die Reform ihres Klosters bewerkstelligen könne. Es handelte sich besonders darum, junge Personen zur klösterlichen Zucht zurückzubringen, denen es vollständig an klösterlichem Sinne gebrach, die nach Belieben mit der Welt verkehrten und sogar im Innern des Hauses Jedermann ohne Unterschied empfingen. „Hüten Sie sich, schrieb er ihr, irgendwie die Absicht durchblicken zu lassen, daß Sie eine Reform wollen; man würde Ihnen eigensinnig entgegentreten und Alles würde fehlschlagen. Ertragen Sie also schweigend weiter, was bis jetzt ertragen wurde. Beschränken Sie sich im Anfange darauf, sanft und freundlich gegen Alle zu sein; suchen Sie zu bewirken, daß man die Frömmigkeit und Zucht ehren, schätzen und lieben lernt wegen jener Reize, welche die Schwestern an der Ihrigen entdecken werden; zeigen Sie ihnen durch Ihren Wandel und Ihr Beispiel, was man thun soll und muß, beweisen Sie Jenen eine besondere Freundschaft, welche es machen wie Sie selbst, ohne es jedoch zu unterlassen, auch gegen die Andern freundlich zu sein, um auch sie zu gewinnen; und haben Sie so durch Ihr Beispiel und Ihre Sanftmuth Alle so weit gebracht, daß sie gut und fromm leben, dann machen Sie das, was man schon gewohnt ist zu thun, zur Regel und Vorschrift. Um sie so allmählig zum Gehorsam zu bringen, tragen Sie im Anfang den Jüngsten etwas Leichtes und Angenehmes auf, mit diesen Worten etwa: Wenn ich Ihnen sagte, dieses zu thun, würden Sie nicht von Herzen aus Liebe zu Gott dazu bereit sein? und sind sie dann gehorsam gewesen, so loben Sie diesen Gehorsam, mit der Verheißung, daß Gott sie dafür beloh-

nen werde. Vertheilen Sie im Hause solche Bücher, welche von dieser Tugend handeln; sprechen Sie selbst davon; sagen Sie, daß Sie sich glücklich schätzen würden, wenn Ihnen Alles befohlen würde, daß man alsdann nicht zu fürchten braucht, irre zu gehen, daß alle Handlungen, durch den Gehorsam veredelt, Gott viel wohlgefälliger sind; und zum Beweise, wie sehr Sie von diesen Wahrheiten überzeugt sind, legen Sie öffentlich das Versprechen ab, Nichts ohne den Rath und das Geheiß Ihres Seelenführers zu thun; ich meine nämlich, was Ihren eigenen Wandel angeht. Denn, was die Leitung des Hauses angeht, so würde es das größte Unglück sein, wenn man argwöhnen könnte, daß Sie sich durch ihn beeinflussen oder gar beherrschen ließen. Auf diese Weise werden Sie die Schwestern zum Gehorsame bringen.

Was die Armuth angeht, so müssen Sie sie auch allmählig und auf eine sanfte Weise so weit bringen, daß sie ihr Geld Alle in eine gemeinschaftliche Kasse legen, und eine von Ihnen zu ernennende Verwalterin wird das für die ganze Genossenschaft und eine jede Schwester insbesondere Nothwendige daraus nehmen.

Um sie an die Clausur, die Hüterin der Keuschheit, zu gewöhnen, können Sie es oft wiederholen und zu erkennen geben, daß Sie sich nie so zufrieden fühlen, als wenn Sie mit ihnen allein seien; daß Sie es gerne sähen, daß ein Jeder zu Hause bleibe, die Weltleute bei den ihrigen, und Sie bei Ihren Schwestern; daß man immer verliert, wenn man ausgeht, daß die Welt diejenigen nicht mehr gerne sieht, welche sie verlassen haben; daß sie die Gegenwart derselben in ihren Gesellschaften nicht am Platze findet, daß sie dies tadelt und sich darüber lustig macht; und später können Sie dann die Clausur zur Regel machen.“

„Man darf wohl erwarten, daß trotz so weiser Vorsichtsmaßregeln die Aebtissin doch auf viele Hindernisse in ihrem frommen Unternehmen stieß. Und darum ermahnt sie der heilige Bischof in seinen spätern Briefen, den Muth nicht sinken zu lassen: „Bleiben Sie standhaft, schreibt er ihr; eher sterben als von dem begonnenen Werke ablassen; man muß Muth und Ausdauer besitzen; alles Große läßt sich nur langsam und mit vieler Geduld erreichen; was in einem Tage wächst, das stirbt schon am folgenden. Unser Heiland brauchte drei Jahre um seine Apostel heranzubilden, und doch waren sie noch sehr unvollkommen als er starb. Fahren Sie also fort, ruhig zu arbeiten, mit Muth und Vertrauen, zeigen Sie Allen das Herz einer Mutter, welche die Fehler vergißt, und machen Sie den Gehorsam liebenswürdig

und leicht durch die Art und Weise, wie Sie befehlen. Stoßen Sie auf Widerspruch, so gehen Sie nicht schroff dagegen an, geben Sie sanft nach und warten Sie geduldig; es darf nicht scheinen, als wollten Sie den Sieg davon tragen, sondern entschuldigen Sie die Eine wegen ihrer Unpäßlichkeit, die Andere wegen ihres Alters; sagen Sie nie, daß es Ungehorsam sei. Tragen Sie die Schwachen und Unvollkommenen auf den Schultern der Liebe, ohne ihnen je ein verdrießliches oder unzufriedenes Gesicht zu zeigen. Suchen Sie sich zu dem Ende mehr und mehr der Demuth zu befleißen; die Demuth macht uns sanftmüthig gegen Vollkommene und Unvollkommene, gegen erstere aus Achtung, gegen letztere aus Mitleiden. Die Demuth läßt uns die Leiden geduldig annehmen, da wir wissen, daß wir sie verdienen, und das Gute mit Dankbarkeit, indem wir uns bewußt sind, daß wir es nicht verdienen."

Nicht allein Ordensleuten wußte der erleuchtete Bischof weisen Rath zu geben, sondern ebensowohl auch denen, die in der Welt leben; so wie er die demüthige Aebtissin mit der größten Weisheit leitete, so auch ihre Schwester, die an den Parlamentspräsidenten von Dijon Namens Brulart verheirathet war. Und stets bewies er durch die That, was er von sich sagte: „Ich bin kein einseitiger Mensch, der Alles übertreibt; gerne mildere ich, was zu mildern ist, sobald die Umstände es erfordern." In den Briefen, welche er an diese Dame schrieb, erinnert er sie oft an den Grundsatz, daß die Frömmigkeit vor Allem, nächst den Geboten Gottes und der Kirche, die Standespflichten beobachtet wissen will, und daß man an die Stelle seines eigenen Willens, auf den man keine Rücksicht nehmen darf, den Willen Gottes setzen muß, den man allein in allen Dingen lieben soll und ihm freudig und entschlossen in Allem gehorchen. „Wenn wir heilig werden wollen nur nach unserm Willen, schreibt er, so werden wir es nie werden; man muß es werden nach dem Willen Gottes, uns gerne allen Anforderungen unserer Stellung im Leben anbequemen, ohne an den Uebungen und Mitteln zur Vollkommenheit festzuhalten, die uns am besten behagen, und ohne seinen Stand verlassen zu wollen; denn jede Biene muß in ihrem Korbe ihren Honig bereiten und ihn von den Blumen sammeln, auf die sie angewiesen ist. Glauben Sie nicht eher, daß Sie genug für Gott gethan haben, bis Ihr Wille dem seinigen mit Freudigkeit sich unterworfen hat, in Allem und überall, selbst in dem, was Ihnen am meisten zuwider ist."

Ein anderer Grundsatz ist der, daß man darnach streben soll, die

Frömmigkeit um jeden Preis Allen liebenswürdig erscheinen zu lassen und Jeden zu nöthigen, sie zu achten und nur Gutes von ihr zu reden. „Ihre Frömmigkeit, schreibt der Heilige, darf Niemanden langweilig, unangenehm oder lästig werden; und bequemen Sie sich aus Liebe dem Willen des Nächsten in Allem an, was nicht dem Gesetze Gottes entgegen ist. Widmen Sie der Kirche oder den guten Werken nicht mehr Zeit als Sie können, ohne Ihre Haushaltung darunter leiden zu lassen oder Ihrem Gemahle und Ihren Domestiken Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben; enthalten Sie sich in einem solchen Falle selbst der heiligen Communion. Kurz Jedermann soll Ihre Frömmigkeit liebenswürdig finden: die Armen und Kranken, weil Sie ihnen helfen und sie unterstützen; Ihre Familie, weil Sie mehr bedacht sein sollen auf Alles, was sie glücklich machen kann, weil Sie sanfter in Ihren Reden, freundlicher in Ihrer ganzen Handlungsweise werden sollen; Ihr Gemahl, weil Sie liebevoller gegen ihn werden sollen und sich mehr bestreben, ihm zu gefallen; Ihre Eltern und Freunde, weil Sie zuvorkommender und liebevoller sind."

Der Bischof von Genf wußte aber recht wohl, welche Selbstverläugnung dazu gehört, um diese Rathschläge immer treu zu befolgen, und im Voraus machte er die Dame darauf aufmerksam: „Vater und Gatte, schrieb er, werden Herr sein und ihr Ansehen aufrecht erhalten wollen. Sie müssen das ertragen, sich so viel als möglich ihrem Willen anbequemen, ohne jedoch Ihre guten Vorsätze zu brechen, müssen sogar unsern Herrn lassen, um ihnen aus Liebe zu ihm zu gefallen; wir müssen Gott in unserm Stande dienen wollen und nicht anderswo, und das Kreuz dieses Standes sanftmüthig und ergeben auf uns nehmen, indem wir bedenken, daß die Heiligen und Martyrer noch tausend Mal mehr gelitten haben. Tödten Sie sich mit Freudigkeit des Geistes ab; je mehr Sie gehindert sein werden in der Ausübung des Guten, welches Sie zu thun wünschen, um so eifriger müssen Sie in der Ausübung desjenigen sein, was Sie nicht zu thun wünschen, d. h. zu dulden und ergeben zu sein. Je weniger Sie nach Ihrem eigenen Willen leben, um so ächter und wahrer wird Ihre Frömmigkeit sein. Kreuz und Leiden gibt es überall; Jeder muß das seinige tragen ohne sich von dem Wunsche hinreißen zu lassen, seine Lage zu ändern, und in seinem Stande muß man vollkommen werden, ohne sich einen andern zu wünschen, zu dem man doch nicht gelangen kann."

Um alles Ungemach und alle Leiden des Lebens zu ertragen, dazu bedarf die Natur sicherlich der Hülfe der Gnade. Um diese zu

erlangen, rieth Franz der Frau Präsidentin an, alle acht Tage zu beichten und die heilige Communion so oft zu empfangen, als ihr Beichtvater es für gut finden werde; jeden Morgen eine Betrachtung von einer halben Stunde zu halten und Nachmittags eben so viel Zeit auf eine geistliche Lesung zu verwenden; Abends die Gewissenserforschung zu machen und Tags über häufige Stoßgebete, selbst in Gesellschaften, um Gott im Herzen anzubeten und sich mit seinem heiligen Willen in Liebe zu vereinigen.

Auch der Erzbischof von Bourges wollte die Erfahrung und Weisheit seines heiligen Freundes sich zu Nutzen machen, und bat ihn, ihm eine Anleitung zu geben, wie er die Pflichten des Predigtamtes am besten erfüllen könne. In einem Briefe [1]), der in Kürze so zu sagen eine vollständige Abhandlung über diesen Gegenstand enthielt, entsprach der Bischof seinem Verlangen. Vor Allem wies er auf die den Bischöfen auferlegte Pflicht zu predigen hin, eine Pflicht, die für sie gebieterischer sei, als für andere Prediger. „Denn, sagt er, wie reichlich auch die Bäche fließen mögen, man trinkt doch gerne an der Quelle selbst.“ Sodann von den Eigenschaften eines Predigers handelnd, verlangt er von ihm, daß er nur solche Gegenstände wähle, denen er gewachsen ist, daß er die Gläubigen durch einen heiligen und ernsten Wandel erbaue und bei der Predigt selbst nur die Heiligung seiner Zuhörer im Auge habe, eine vollkommene Umwandlung des Herzens, so daß man am Schluße nicht sage: „Welch' großer Redner, welch' eine herrliche Predigt!“ sondern vielmehr: „Ach, wie sehr thut die Buße noth! Mein Gott, wie gut, wie gerecht bist Du!“ Nachdem er noch über die verschiedenen Quellen, aus denen man seinen Stoff schöpfen könne, sowie über die Behandlung desselben und dann zuletzt über den Vortrag selbst gesprochen, schloß er mit folgenden Worten: „Je eher Sie beginnen, um so schneller wird es Ihnen gelingen; predigen Sie oft, es ist das einzige Mittel, um der Sache Meister zu werden. Sie können und müssen es; Gott will es und die Menschen warten darauf, die Ehre Gottes und Ihr eigenes Heil verlangen es. Seien Sie unverzagt und fassen Sie Muth aus Liebe zu Gott. Der Liebe ist Nichts unmöglich. Der Herr stellte an den heiligen Petrus nicht die Frage: Bist du weise oder beredsam? um ihm zu sagen: Weide meine Schafe, sondern: Liebst du mich? Es genügt die Liebe, um gut zu predigen. Ich bitte Sie dringend, diesen Brief Andern nicht zu zeigen, denn ich schämte mich, als ich

---

[1]) Brief 62.

ihn durchlas. Verzeihen auch Sie mir meine freimüthige Sprache. Mein Gott, was mögen Sie wohl von mir denken, daß ich so ohne alle Umstände mit Ihnen verfahre? Aber die Liebe kann nicht schweigen, wo es sich um das Beste des Geliebten handelt; ich habe Ihnen Treue geschworen, und man erträgt ja Vieles von einem treuen und ergebenen Diener."

Der Erzbischof war eines solchen Freundes würdig, und es gewährt ein besonderes Vergnügen, beide von ihren gegenseitigen Beziehungen reden zu hören. „Ich beachte es nicht, schrieb der Bischof von Genf an den Präsidenten Frémiot[1]), daß ich weniger bin als er, noch daß er in so vieler Hinsicht mehr ist als ich! Die Liebe stellt die sich Liebenden auf eine gleiche Stufe." Ich spreche zu ihm mit all dem Vertrauen, welches meine Seele zu jener haben kann, welche ich als eine der freimüthigsten und geradesten schätze und achte. In dem Bischofe von Bourges habe ich eine so aufrichtige Herzensgüte gefunden, daß ich mir gestattet habe, zu ihm mit solchem Freimuthe zu sprechen, daß ich nicht weiß, wer von uns beiden die größte Einfalt besitzt, er, daß er mich anhört oder ich, daß ich so zu ihm spreche. Daß wir uns gegenseitig so gefunden haben, das hat unser Verlangen, Gott in seiner Kirche zu dienen, erhöht und belebt. Seinerseits feierte der Erzbischof die schöne Seele seines heiligen Freundes dergestalt bei jeder Gelegenheit, daß dieser sich darüber beklagte, indem er, wie er sagte, mit solchen Farben geschildert werde, von denen seine arme Seele nie etwas besessen habe[2]).

Wie sein Sohn, so ging auch der Präsident Frémiot selbst den Bischof um seinen Rath an, auf welche Weise er sich auf den Tod vorbereiten solle. Franz empfahl ihm vor Allem auf die Reinheit seiner Seele bedacht zu sein: „denn, sagt er, sowie Abraham damit begann, seinen Gästen die Füße zu waschen, so müssen auch wir damit beginnen, unsre Seele zu waschen, um nachher die Gastfreundschaft unsers guten Gottes in seinem Paradiese zu genießen." Sodann soll er sich von allem Irdischen losschälen, denn die Trennung muß schon lange vorbereitet sein; in aller Ruhe muß man der Welt Lebewohl sagen, allmählig sein Herz von den Geschöpfen abwenden und in dem Maße als man es frei macht, zum Himmel erheben. Zuletzt empfiehlt er ihm Ordnung in all' seinen Angelegenheiten. „Denn, sagte er, man muß sich bereit halten, ruhig aus der Welt zu gehen." Darum soll er jeden Tag sich fragen: „In welcher Ordnung möchte ich meine

[1]) Brief 63. — [2]) Ebendas.

Angelegenheiten sehen, wenn ich diesen Abend sterben sollte?" — „Ich weiß, fährt er fort, daß der Gedanke an diese Dinge nichts Neues für Sie hat, aber es ist gut, sie immer wieder von einer andern Seite, in der Gegenwart Gottes, mit ruhiger Aufmerksamkeit zu betrachten, und mehr zu dem Zwecke, das Herz zu rühren als dem Verstande darüber Klarheit zu verschaffen."

Nachdem er ihm sodann noch zur Lectüre die schönen Abhandlungen des heiligen Ambrosius über das Glück des Todes und eine andere vom heiligen Bernhard über das innere Haus angerathen, schloß er mit den demüthigen Worten: „Hier haben Sie Wasser, verehrter Herr! wenn es auch aus dem Kinnbacken eines Esels kommt, so wird Samson dennoch davon trinken."

Im Jahre 1605, im Monate Februar, begab sich Franz von Sales nach La Roche, um daselbst die Fastenpredigten zu halten. In mehr als einer Hinsicht war sein Name Allen lieb und theuer in dieser Stadt: er hatte hier als Kind seine ersten Studien gemacht, und noch keine drei Monate war es her, daß einer ihrer ersten Einwohner öffentlich eine begeisterte Lobrede bei Eröffnung einer neu gegründeten Schule auf ihn gehalten hatte, in welcher er ihn als den Beschützer der Künste, den Mäcenas der Freunde der Wissenschaft und schönen Literatur, den weisesten und vollkommensten der Menschen, als ein Vorbild der reichsten Geistesanlagen und aller christlichen Tugenden pries. Das war den Bewohnern noch frisch im Gedächtniß [1]).

Franz predigte in diesem kleinen Landstädtchen mit demselben Eifer wie früher in den größten Städten; die heilige Gluth eines Apostels verzehrte ihn ganz, und der Mann, den ganz Paris und Dijon bewundert hatte, verkündete jetzt mit heiliger Freude den einfältigen und demüthigen Seelen dieses kleinen Ortes das Evangelium. In einem Briefe, den er nach Beendigung der Fastenpredigten schrieb, sagt er selbst: „Ich komme soeben von dem Orte meiner Freuden, an welchem ich einem guten, demüthigen und frommen Volke gepredigt habe. In der Regel gewahrt man in großen Städten nur Stolz und Ehrgeiz, namentlich unter den Vornehmen, die sich selbst schmeicheln und sich viel einbilden; diese geringen Leute dagegen horchen mit großer Aufmerksamkeit auf das heilige Wort, und sie sind ebenso gut durch das Blut Jesu Christi erkauft als die größten Monarchen; darum kann ich zwischen ihnen nur den Unterschied finden, daß ihnen

---

[1]) De Cambis, I, p. 542.

ein Mehr oder Weniger von Gnade zu Theil wird[1])." Nicht allein beschränkte er sich darauf, zu predigen, auch Alle, die sich nur bei ihm meldeten, hörte er Beichte und mit besonderem Vergnügen die Aermsten und Eckelerregendsten.

Dienstags und Freitags besuchte er die Kranken der Pfarrei, namentlich die armen, und seine salbungsvollen Trostworte verliehen denselben nicht wenig Stärke, ihre Leiden mit christlicher Geduld zu ertragen. Jeden Montag und Donnerstag hielt er eine Conferenz, zu der sämmtliche Domherren, Pfarrer und die andern Geistlichen der Umgegend eingeladen waren; die verschiedensten Gegenstände aus dem Gebiete der Moral und Pastoral kamen da zur Sprache, Zweifel, die der Eine oder Andere vorbrachte, hörte er gütig an und löste sie mit großer Klarheit, und am Schluße hielt er immer eine kurze Ansprache an sie, in der er sie ermahnte, recht den kirchlichen Geist in sich zu pflegen, die priesterlichen Pflichten gewissenhaft zu erfüllen; Ermahnungen, denen sie um so eher ihr Herz erschlossen, weil sie aus der Fülle des Herzens kamen und der Bischof Nichts verlangte, das er nicht selbst übte[2]). Einige Pfarrer verschmähten es, bei diesen Versammlungen zu erscheinen, und ohne Unwillen darüber zu zeigen, beschränkte sich der Heilige in seiner Güte darauf, die anwesenden Geistlichen zu bitten, sie möchten doch ihre Mitbrüder zu bestimmen suchen, auch an den Conferenzen Theil zu nehmen.

Trotz dieser vielen und nicht wenig anstrengenden Arbeiten unterließ der Heilige keine seiner geistlichen Uebungen. Täglich betete er seinen Rosenkranz, täglich theilte er selbst den Armen, die vor seiner Thüre bettelten, Almosen aus. Unter letztern befand sich ein von Geburt an Taubstummer Namens Martin; er war ein durchaus unbescholtener und sittlich reiner Mensch, und mußte, wiewohl er sonst hinreichende Geschicklichkeit besaß, von den allerniedrigsten Dienstleistungen leben, zu denen man ihn in einzelnen Familien gebrauchte. Franz war von seinem Elende gerührt, und da er bemerkt hatte, daß er sich sehr gut durch Zeichen verständlich machen konnte und die Anderer vollkommen begriff, so kam ihm der Gedanke, ihn unter seine Dienerschaft aufzunehmen. Man machte ihm die Bemerkung, wozu er denn nöthig habe, sich diesen Menschen, der ihm doch zu nichts nützen könne, aufzuladen. — „Er soll mir Gelegenheit geben, antwortete Franz, die Liebe zu üben; je mehr Gott ihn heimgesucht hat,

---

[1]) De Cambis, I, p. 544. — De Maupas, p. 253. — [2]) Année de la visitation, 24. mars.

um so mehr muß ich Mitleid mit ihm haben; wenn wir an seiner Stelle wären, würden wir eine solche Sparsamkeit gegen uns wohl gerne sehen?" Er nahm ihn also in die Zahl seiner Dienerschaft auf, und er selbst wollte ihn trotz seiner vielen Arbeiten in der christlichen Lehre unterrichten; durch viele Geduld brachte er ihn auch so weit, daß er ihn zur österlichen Communion zulassen konnte [1]).

Die innige Freude, welche Franz die segensreichen Erfolge seiner Fastenpredigten gewährte, sollte durch ein für ihn schmerzliches Ereigniß getrübt werden. Papst Clemens VIII. starb. Persönlich hatte Franz ihn gesehen und in ihm einen heiligen und großen Papst bewundert und innig lieben gelernt. Heilig und groß war er in der That. Er fastete häufig, besaß einen sanften, liebenswürdigen, edlen Character; die Abtödtung übte er mit der Strenge eines Einsiedlers, auf das Gebet verwandte er täglich drei Stunden, sein Gewissen suchte er so rein zu bewahren, daß er jeden Abend bei dem Cardinal Baronius beichtete, täglich las er die heilige Messe mit solch inniger Andacht und Rührung, daß er reichliche Thränen während derselben vergoß, und von solchem Seeleneifer war er erfüllt, daß er in eigner Person diejenigen, welche es wünschten, Beichte hörte. Großen Eifer zeigte er als Papst für die Ausbreitung des Evangeliums, für die Wiedervereinigung der Griechen und die Bekehrung der Irrgläubigen; mit großer Festigkeit vertheidigte er die Rechte des heiligen Stuhles, ohne die Grenzen derselben zu überschreiten; er hatte außerdem den dreifachen Ruhm, durch sein behutsames und vorsichtiges Verfahren Heinrich IV. der Kirche wieder zu gewinnen, Europa den Frieden durch den Vertrag von Vervins zu geben und Ferrara nach dem Tode des Herzogs Alphons II. mit dem Kirchenstaate zu vereinigen.

Zu seinem Nachfolger wurde Alexander von Medicis gewählt, der unter dem Namen Leo XI. den päpstlichen Stuhl bestieg. Franz hatte ihn schon in Thonon kennen gelernt, als derselbe als päpstlicher Legat auf der Rückreise aus Frankreich nach Italien begriffen war; einige Jahre später war er in Rom wiederum mit ihm in Berührung gekommen, so daß er hinreichend Gelegenheit gefunden hatte, sich von seinen seltenen Verdiensten zu überzeugen. Auch der Papst hatte seinerseits eine so hohe Meinung von dem Bischofe von Genf, daß er ihn, sobald er den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, gleich auf die Liste derjenigen setzte, welche er nächstens zu Cardinälen zu ernennen gedachte. Franz erhielt Kunde davon durch ein Schreiben aus Rom,

---

[1]) Charl.-Aug., p. 329.

und weit entfernt sich darüber zu freuen, empfand er ein lebhaftes Bedauern. Er äußerte das dem Schloßgeistlichen der Familie von Sales gegenüber, der zu einem kurzen Besuche nach Annecy gekommen war. „Sagen Sie meiner Mutter, sprach er zu ihm als er wegging, sie möge doch den Herrn inständig bitten, daß er mich nicht noch höher erhebe; die Last, die meine Stellung mir auferlegt, drückt schon zu sehr meine Schultern [1].“ — „Ich bitte Gott, sagt er bei einer andern Gelegenheit, diese Würde ferne von mir zu halten, denn ich verdiene sie nicht. Wenn Seine Heiligkeit befiehlt, so werde ich gehorchen müssen; aber ich versichere Euch, wenn es von mir abhinge, und wäre ich auch nur drei Schritte weit vom Cardinalshut, ich würde nicht mal den Fuß rühren, um ihn aufzuheben. Ach, möchte mein Kleid lieber von meinem Blute, für die Bekehrung der Irrgläubigen vergoßen, geröthet sein!“ Und die Thränen, die bei diesen Worten seinen Augen entstürzten, bewiesen, daß er aus vollstem und aufrichtigstem Herzen so sprach [2]). Gott ließ nicht zu, daß Leo XI. seine Absicht verwirklichte; noch keinen Monat saß er auf dem päpstlichen Stuhle und schon hatte ihn der Tod ereilt, seine Krönung und sein Leichenbegängniß folgten sich kurz auf einander. Sein Nachfolger wurde unter dem Namen Paul V. der Cardinal Borghèse, ein sehr bedeutender Mann, der tiefe Wissenschaft mit inniger Frömmigkeit, die Majestät eines Fürsten mit der Güte eines Vaters, die liebenswürdigste Sanftmuth mit unbeugsamer Festigkeit verband. Außerdem war er der Wohlthäter des Bischofs von Genf, indem er ihn früher bei Clemens VIII. mit seinem ganzen Einflusse unterstützt hatte, um die Vermittlung dieses Papstes in verschiedenen religiösen Angelegenheiten Chablais' zu erlangen. Franz hielt es aus all diesen Gründen für eine Pflicht des Anstandes und der Dankbarkeit, bei seiner Thronbesteigung ein Beglückwünschungsschreiben an ihn zu richten: „Wiewohl ich Jedermann an Verdienst nachstehe, sagt er darin [3]), so stehe ich doch Keinem nach an Gehorsam, an Treue und Ehrfurcht für Ew. Heiligkeit .... Diese Provinz, über welche von allen Seiten her die wildesten Stürme hereingebrochen sind, und die fast eine Beute der tosenden Unwetter geworden, welche die religiösen Wirren gegen sie heraufbeschworen, hat auf Ihre Weisheit und Liebe die größten Hoffnungen gesetzt. Sie sind das Herz und die Sonne der ganzen

---

[1]) Charl.-Aug., p. 333. — De Cambis, I, p. 514. — [2]) Charl.-Aug., p. 329. — Dom Jean de Saint-François, p. 421. — De Maupas, p. 250. — [3]) Brief 79.

Kirche; darum können wir nicht zweifeln, daß diese Diöcese, weil am meisten den Verfolgungen der Irrgläubigen ausgesetzt, um so mehr sich Ihrer Fürsorge zu erfreuen haben werde, weil sie Ihrem Herzen näher stehen muß und Sie so sehr über sie erhaben sind. Auch bezeuge ich mit freudigster Seele meine Ehrfurcht vor Ihrer erhabenen Würde; demüthig werfe ich mich Ihnen zu Füßen; und wenn Ihnen ein Thron aus den Gewändern Ihrer Untergebenen errichtet werden müßte, wie es einst der Thron Jehu's war, auf der Stelle würde ich hineilen, meine Kleider unter Ihre Füße breiten und unter Trompetenschall, aus allen Kräften freudig rufen: Lange herrsche Paul V. Es lebe der Hohepriester, den der Herr über das Volk Gottes gesetzt hat!"

Ein anderer Brief, den der Heilige um diese Zeit an einen seiner Freunde schrieb, zum Zwecke ihn im Glauben an die wirkliche Gegenwart Jesu Christi im heiligsten Altarssacramente zu befestigen und der in Avignon 1866 zum ersten Male gedruckt wurde, dürfte hier noch eine Stelle finden. Er beginnt, indem er darauf hinweist, daß Jesus Christus seinen Aposteln nnd allen Gläubigen, bevor er aus dieser Welt ging, ein Andenken, ein Vermächtniß hinterlassen wollte, das in nichts Geringerm als in ihm selbst bestand. Dies geschah, indem er Brod in seinen Leib und Wein in sein Blut verwandelte und seinen Aposteln sowie deren Nachfolgern auftrug, dies immerfort zu seinem Andenken zu thun. „Ein Testament, fährt er dann fort, muß auf die bestimmteste und klarste Weise abgefaßt sein, damit nicht nach dem Tode Zank und Streit unter den Kindern entstehe. Sicherlich hat darum der Heiland, der weiseste aller Testatoren und Gesetzgeber, in jenem feierlichen Augenblicke, am Vorabende seines Todes eine unklare und unbestimmte Redensart vermeiden wollen. Er, der die Zukunft wie die Vergangenheit durchschaut, und alle die verschiedenen Meinungen und Kämpfe voraus sah, welche dieser Glaubensartikel in seiner Kirche nach sich ziehen werde, sollte also mit Willen, weil er sich nicht deutlich genug ausdrückte, seine Kirche einem ununterbrochenen Götzendienste anheimgegeben haben? Hätte er seinen Worten den Sinn beigelegt, welchen unsere Gegner ihnen beilegen, wäre es dann nicht durchaus nothwendig gewesen, seinen Aposteln zu bemerken, daß seine Worte nur ein Bild enthielten und daß sie nicht wörtlich zu verstehen seien? Nun thut er aber ganz das Gegentheil; er sagt ganz bestimmt: Dies ist mein Leib, dies ist mein Blut. Wie können wir also zweifeln, da es die ewige Wahrheit ist, welche so spricht? Was mich angeht, so bin ich so vollständig von dieser Wahrheit über-

zeugt, daß ich mich nicht scheuen würde am jüngsten Tage auszurufen: Herr, wenn wir uns getäuscht haben, so bist Du es gewesen, der uns so getäuscht hat. Aber dieser anbetungswürdige Heiland kann nicht irren, noch uns in Irrthum führen, weil er die Heiligkeit und Wahrheit ist. Und in Bezug auf das heiligste Sacrament ist seine Sprache in der Synagoge zu Capharnaum ganz dieselbe wie beim letzten Abendmahle; dort spricht er ebenfalls von dem wirklichen Essen seines Fleisches und Blutes. Seine Jünger ärgern sich darüber, wie uns der heilige Johannes im sechsten Kapitel erzählt; wäre es schon damals nicht dringend nothwendig gewesen, ihnen zu ihrer Beschwichtigung zu sagen: Aergert Euch nicht, meine Worte sind nur bildlich zu fassen, es handelt sich hier nur um ein Essen im Glauben, um einen geistigen Genuß? Aber anstatt ihnen etwas der Art zu sagen, thut er gerade das Gegentheil; feierlich und mit einem Eide wiederholt er die nämlichen Worte: Wahrlich, wahrlich, sage ich euch, wenn Ihr nicht das Fleisch des Menschensohnes essen und sein Blut nicht trinken werdet, so werdet Ihr das Leben nicht in Euch haben. Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage. Denn mein Fleisch ist wahrhaft eine Speise und mein Blut ist wahrhaft ein Trank: wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm. Und als er sah, daß einige seiner Schüler ihn verließen mit den Worten: Wer kann eine solche Rede hören? so sprach er darauf: das Fleisch nützt zu nichts, der Geist allein ist es, der lebendig macht, d. h. die Weisheit der Menschen kann von diesem unergründlichen Geheimniß nichts verstehen, er bedarf dazu der Weisheit des heiligen Geistes. Es bleibt uns also nichts übrig als mit dem Apostelfürsten auszurufen: Herr, zu wem sollten wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens. Wir glauben was Du gesagt hast, denn Du bist die Wahrheit selbst."

## Fünftes Kapitel.

### Franz von Sales hält die Visitation seiner Diöcese ab; er unterbricht dieselbe, um in Annecy die Jubiläums- und in Chambéry die Fastenpredigten zu halten. — Fortsetzung seiner Visitationsreise und Berichterstattung an den Papst über den Zustand seiner Diöcese.

(1605 und 1606.)

Der unruhigen Zeiten wegen war es bis jetzt Franz von Sales noch nicht möglich gewesen, die von dem Concilium von Trient vorgeschriebene Visitation seiner Diöcese vorzunehmen. Im Frühjahre 1605 endlich konnte er daran denken, und zuerst begab er sich nach dem Theile seiner Diöcese, der seinem Herzen am theuersten war, den er so lange mit seinem Schweiße benetzt hatte, nach Chablais und seiner Umgegend. Vor elf Jahren hatte er hier nur hundert Katholiken gefunden und jetzt hatte er den Trost, nicht einmal so viel Protestanten zu begegnen. Damals standen jeder Kirche Diener des Irrthums vor, und jetzt sah er sich in den Stand gesetzt, überall eifrige und fromme Pfarrer anzustellen. An Alles was noch nicht gänzlich geordnet und geregelt war hinsichtlich der Pfarreien, der Kirchengüter u. s. w., konnte jetzt die letzte Hand gelegt werden.

Nächst Chablais bereiste er den zu Frankreich gehörenden Theil seiner Diöcese, was jedoch erst im Oktober geschah. Auf der Visitation der Pfarreien beschränkte er sich nicht darauf, die Firmung zu spenden und zu predigen, sondern er unterrichtete auch und hörte selbst Beichte. Und er brachte Vieles zu Stande, an dem Andere wohl lange vergebens gearbeitet hatten; öffentliche Sünder kehrten zu einem bessern Leben zurück, Feinde söhnten sich aus, Processe und Streitigkeiten wurden auf gütlichem Wege ausgeglichen. Ueberall wo er hinkam zeigten sich bald die Spuren seiner Anwesenheit, ein regeres religiöses Leben, eine Wendung zum Guten.

Seiner oberhirtlichen Sorgfalt war auf diesen Reisen keine Pflicht zu viel. So hatte ein Pfarrer ihn eines Tages gebeten, einem jungen Manne die Tonsur zu ertheilen, und er wollte sich persönlich die Ueberzeugung verschaffen, ob derselbe den wahren Beruf habe. Er ließ ihn also kommen und prüfte zuerst schweigend seine Gesichtszüge, seine ganze Erscheinung; denn er glaubte, man könne in der Regel von dem Gesichtsausdrucke eines Menschen auf seine innern Neigungen schließen.

Nachdem er ihn lange so betrachtet, stellte er mehrere Fragen an ihn und beschwor ihn im Namen Gottes, ihm aufrichtig zu sagen, ob sein Herz ihn zum geistlichen Stande hinziehe. Der junge Mann zögerte einige Augenblicke mit der Antwort und gestand ihm dann offen, daß er niemals Lust noch Freude daran gehabt habe, sondern er sei nur aus Nachgiebigkeit gegen seine Eltern mit dieser Bitte zu ihm gekommen, deren innigster Wunsch es sei, ihn in den geistlichen Stand treten zu sehen, um eine reiche Pfründe auf diese Weise zu erhalten. „Wenn dem so ist, versetzte der Bischof, dann bleiben Sie in der Welt und führen sie da ein christliches Leben;" und mit manchem guten Rathe entließ er ihn. Die Eltern des jungen Mannes waren untröstlich darüber und beschworen den Bischof, seinen Entschluß zu ändern, und selbst andere einflußreiche Personen unterstützten ihre Bitten, allein Alles war umsonst. „Warum denn, gab der Bischof zur Antwort, wollt Ihr mich zwingen, einen so großen Fehler zu begehen? Ich will lieber, daß Ihr gegen mich murrt, als daß Jesus Christus mir den Vorwurf machen kann, daß ich gezwungene Opfer zum Altare geführt habe, da er doch nur freiwillige Opfer verlangt. Dringen Sie also nicht weiter in mich; nichts wird mich bestimmen können, dem Verbote des Apostels zuwider zu handeln, der nicht will, daß man unklug und unvorsichtig die Hände auflege."

Die Anstrengungen, welche mit diesen Rundreisen unzertrennlich verbunden waren, hatten dem Heiligen ein heftiges Fieber zugezogen, so daß er sich genöthigt sah, einige Tage in Saint-Gras de Musignan zu verweilen, um sich die ihm so nothwendige Ruhe zu gönnen. Von dem Zimmer aus, in welchem er zu Bette lag, hörte er, wie in dem anstoßenden Gemache ein junger Mann sich über die Wohlbeleibtheit des Bischofs lustig machte mit der Bemerkung, derselbe sollte sich doch eigentlich in Saint-Gras [1]) recht wohl befinden und nicht krank werden. Er ließ den Witzling zu sich bitten; nach den gewöhnlichen Höflichkeitsformen brachte er die Rede auf seine Krankheit, bat den jungen Mann, ihm den Puls zu fühlen, und fragte ihn mit so vertrauensvoller und treuherziger Miene um seinen Rath, daß dieser nicht länger an sich halten konnte und in die Worte ausbrach: „Gnädigster Herr, ich sehe, daß Sie die Gabe besitzen, im Innern des Herzens zu lesen. Ich bin der Sohn eines Genfer Arztes und von unsern Predigern abgeschickt, um Sie zu beobachten und zu erfahren, was Sie in diesen

---

[1]) Eine Anspielung auf das Wort gras, das im Französischen „Fett" bedeutet.
Anmerkung des Uebersetzers.

Dörfern machen." — „Ich suche meine Schafe, mein Sohn, versetzte Franz, und Sie sind eines davon;" und bei diesen Worten umarmte er ihn mit großer Zärtlichkeit. Der junge Mann fiel bis zu Thränen gerührt vor dem Bischofe auf die Kniee und bat ihn, ihm seine Zweifel zu nehmen und ihn über die Wahrheiten der katholischen Religion zu belehren. Zu letzterem bedurfte es bei einer so gut gesinnten Seele nicht viel Zeit. Der Bischof nahm ihn auf seiner Reise mit sich, und nach zehn Tagen wurde er in den Schooß der katholischen Kirche aufgenommen.

Der Himmel wollte der Welt zu erkennen geben, wie wohlgefällig vor ihm der heilige Eifer und die Tugenden seines Dieners seien, indem er ihm eine ganz besondere Gnade verlieh, die Teufel auszutreiben. Viele Fälle von Besessenen kamen ihm auf seiner Visitationsreise vor, und alle suchten bei dem Heiligen Befreiung von ihrer Qual. Doch handelte er nie voreilig, erst nach reichlicher Prüfung und wenn es feststand, daß er es mit wirklich Besessenen zu thun habe, sprach er die Exorcismen der Kirche über sie aus und nie vergebens. Mehr als achtzig dieser Unglücklichen verdankten ihm Erlösung von ihren Leiden.

Außer dieser Freude wurde Franz auf seiner Visitationsreise auch noch jene zu Theil, eine große Menge von Sündern, die Jahre lang ein Leben des Lasters geführt hatten, auf den Weg des Guten und der Tugend zurückzubringen. Keine Mühe war ihm zu groß, keine Zeit zu kostbar, um solchen behilflich zu sein. In Sallanches, in der Kirche des heiligen Jacobus, suchte ihn ein junger Edelmann, der in der ganzen Gegend wegen seines ausschweifenden Lebens berüchtigt war, auf und bat unter Thränen, eine Generalbeichte von seinem ganzen Leben bei ihm ablegen zu dürfen. Freudig zeigte sich Franz auf der Stelle bereit; die Beichte dauerte schon viel länger als es gewöhnlich der Fall ist, und die andern Pönitenten, des Wartens endlich überdrüssig, ließen ihn bitten, mit diesem doch endlich fertig zu werden, damit sie auch an die Reihe kämen. Ohne eine Antwort zu geben, fuhr Franz fort, den jungen Edelmann zu hören. Drei Mal schickte man zu ihm und immer vergebens; endlich gab er, seine Thränen trocknend, zur Antwort: „Es ist besser, daß neun und neunzig treue Schafe sich ein wenig langweilen, weil der Hirt auf sich warten läßt, als daß er es unterlassen sollte, jenes auf seinen Schultern nach Hause zu tragen, das er in der Wüste gesucht hat." Und ruhig hörte er die Beichte bis zu Ende.

Trotz aller Arbeiten, welche ihm diese Visitationsreisen verur-

sachten, ließ seine wachsame Sorgfalt für die andern Theile seiner Diöcese in Nichts nach; alle seine Augenblicke waren immer vollauf in Anspruch genommen. „Eine wahre Fluth von Arbeiten bringt die Verwaltung dieser Diöcese mit sich, schrieb er an Frau von Chantal; ich kann Sie versichern, daß die Arbeit, seitdem ich auf der Visitationsreise bin, übermäßig ist.“ Gleichwohl unterließ er keine seiner religiösen Uebungen und als er eines Tages, an dem er nicht wußte, wie er mit einer Menge schwieriger Geschäfte fertig werden sollte, und die doch dringend der Erledigung bedurften, zur Vesper läuten hörte, ging er trotz alledem augenblicklich hinein. Als er zurückkehrte, siehe da, Alles ging so schnell, daß er in einer Viertelstunde Alles beendet hatte. Dies überraschte ihn so, daß er sich des Ausrufes nicht enthalten konnte: Das hat Gott gethan!

Das Jubiläum, welches der neuerwählte Papst verkündigt und das um diese Zeit begonnen hatte, rief ihn nach Annecy zurück. Obgleich er sich von einem bedeutenden Unwohlsein, das ihm die übermäßigen Anstrengungen zugezogen, noch nicht wieder ganz erholt hatte, nahm er doch den thätigsten Antheil an allen Arbeiten, welche mit dem Jubiläum verknüpft waren, und kaum war dies zu Ende, als sein glühender Eifer für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen ihn schon wieder anderswohin rief. Der Senat von Savoyen hatte ihn nämlich gebeten, in Chambéry die Fastenpredigten zu übernehmen, und da er eine solche Bitte niemals abschlagen konnte, so reiste er schon vor Beginn der Fastenzeit nach dieser Stadt, um in dem dortigen Jesuitencollegium noch einige Tage ausschließlich stiller Betrachtung zu widmen und sich auf seine Mission durch fromme Uebungen vorzubereiten. Während derselben gereichte er dem ganzen Hause zur größten Erbauung; man bewunderte vor Allem seine Einfachheit, seine Bescheidenheit und seine Demuth; er glaubte immer, daß man zu viel für ihn thue, und in Allem suchte er für sich das Geringste und Niedrigste. Als er eines Tages in die Sacristei trat, um sich zum heiligen Opfer anzukleiden, fand er schon einen andern Priester vollständig bereit zum Altare zu gehen. Kaum hatte dieser den Bischof bemerkt, als er eilends zurücktreten wollte; allein Franz gab es trotz alles Drängens nicht zu und betend wartete er, bis die heilige Messe zu Ende war.

Nachdem er sich so nach dem Beispiele Jesu Christi in der Einsamkeit vorbereitet hatte, begann er, erfüllt von jenem himmlischen Lichte, welches den Verstand erleuchtet, voll jenes heiligen Feuers, welches die Herzen erwärmt, seine Fastenpredigten in der Kirche des

heiligen Dominicus. Eine zahllose Menge aus allen Ständen strömte herbei, um den berühmten Redner zu hören; und man war so begeistert von ihm, daß man eine jede seiner Predigten ein Wunder nannte, daß man behauptete, nicht der Bischof von Genf sei es, der predige, sondern der heilige Geist selbst rede durch seinen Mund. Diese Meinung schien Gott selbst vor allen Zuhörern, unter denen sich viele angesehene Persönlichkeiten befanden, auf eine glänzende Weise bestätigen zu wollen. Eines Tages war der Himmel ganz düster, mit schweren, dicken Wolken so bedeckt, daß fast völlige Nacht am hellen Tage herrschte. Und siehe da, von dem Crucifixe auf der Kanzel strömten auf einmal eine solche Menge hellleuchtender Strahlen auf den Prediger über, daß seine ganze Gestalt wie ein glänzendes Gestirn erschien. Bei diesem Anblicke brach die Menge in einen Ruf der Ueberraschung und Bewunderung aus, während Franz selbst außerordentlich beschämt darüber war, sich so öffentlich als den Gegenstand der allgemeinsten Verehrung zu sehen, und als er am nächsten Tage die Kanzel wieder bestieg, beschwor er seine Zuhörer inständig, niemals von dem zu sprechen, was sie Tags vorher gesehen hatten. Daß diese Erscheinung wirklich stattgefunden, wurde später von Vielen der Anwesenden eidlich bekräftigt[1]).

Wie überall, so brachten auch hier die Predigten des Heiligen die herrlichsten Früchte im geistigen Leben hervor, und kein Wunder war dies bei einer solchen Beredsamkeit, bei einem solchen Eifer, den er so weit trieb, daß er an den Tagen, die er frei hatte, noch in verschiedenen andern Kirchen predigte. Trotz alle dem mußte er von Seiten des Senats von Chambéry eine schmerzliche Kränkung erfahren. Jemand, der ein ziemlich bedeutendes Ansehen genoß, hatte ihn gebeten, in einer wenig canonischen Sache ein Ermahnungsschreiben zu erlassen, d. h. eine bischöfliche Verordnung, die unter Androhung kirchlicher Strafen verpflichtet, ein geheimes Vergehen zu offenbaren. Franz erklärte ihm, daß er seinem Verlangen nicht entsprechen könne, und suchte ihn mit aller Sanftmuth von dieser unbilligen Forderung abzubringen; allein der Betreffende, durch die Weigerung des Bischofs verletzt, schrie laut über Ungerechtigkeit, erlaubte sich sogar grobe Schmähreden, und da Franz deßungeachtet nicht nachgab, so verklagte er ihn beim Senate. Dieses sonst so ehrenwerthe Collegium zeigte leider in dieser Sache eine Schwäche, die seiner wenig würdig war,

---

[1]) Nach Bonard, Favre, Émeri u. A. — Charl.-Aug., p. 344. — De Maupas, p. 253.

und ließ an den Bischof unter Androhung der Confiscation seines Vermögens die Weisung ergehen, das verlangte Ermahnungsschreiben zu erlassen. Auch auf dies Urtheil hatte Franz keine andere Antwort, als daß er seine Seele nicht auf's Spiel setzen wolle, er müsse sein Gewissen respectiren [1]). Der Senat schickte sich also an, seinen Beschluß vollziehen zu lassen, und Franz wurde davon benachrichtigt, als er gerade im Begriffe war, auf die Kanzel zu gehen. „Nun, sprach er ruhig, das ist also ein Zeichen, daß Gott will, ich soll mich nur mehr mit dem Geistigen beschäftigen." Und er predigte mit derselben Geistesgegenwart, als sei ihm die gleichgültigste Nachricht von der Welt mitgetheilt worden [2]). Eine solche erhabene Gesinnung war für einige Irrgläubige, die von Allem unterrichtet waren, ein hinreichender Grund, sich zu bekehren. „Denn, sagten sie, ein Mann, der so von dem Irdischen losgeschält ist, muß nothwendig ein wahrer Gottesmann sein. Der hat in Wahrheit den Geist Gottes, den die Dinge dieser Welt so gleichgültig lassen, und zu der Religion, die er lehrt, muß man sich bekennen [3])." Die Confiscation fand jedoch nicht statt, ohne Zweifel, weil die Festigkeit des Bischofs den Senat denn doch beschämte. Als Franz dies erfuhr, sprach er: „Ach, hätten sie mir mein zeitliches Vermögen genommen, so würden sie mich ganz und gar zu einem Geistesmanne gemacht haben. — Und dann, wandte er sich an seine Freunde, glaubt Ihr wohl, daß meine Diöcesanen mich hätten Hungers sterben lassen? Ich würde wohl im Gegentheil verlegen gewesen sein, wenn ich Alles hätte annehmen müssen, was ihre Liebe mir gegeben haben würde. Mit den Gütern der Kirche geht es gerade so wie mit dem Barte: je mehr man ihn rasirt, um so dichter wird er; die, welche Nichts haben, besitzen Alles [4])."

Für dieses Unrecht, das ihm widerfahren, rächte sich der Bischof auf eine wahrhaft apostolische Weise. Dem Neffen des Herrn von Montfalcon, der sein heftigster Gegner und Verfolger in dieser Sache gewesen, gab er ein Canonicat an seiner Cathedrale, und den Uebrigen leistete er jeden nur möglichen Liebesdienst. Eine solche Großmuth triumphirte über den letzten Rest von Feindseligkeit; die Senatoren baten ihn um Verzeihung, und das gute Einvernehmen war auf's vollständigste wieder hergestellt. Nicht wenig trug dies zu dem guten Fortgange und einem glänzenden Erfolge seiner Mission bei, da diese Herren nun ein schönes Beispiel von heiligem Eifer gaben.

---

[1]) Geist des heiligen Franz von Sales, I, 16. — [2]) Charl.-Aug., p. 344. — [3]) Année de la visitation, 8. février. — [4]) Geist des heiligen Franz von Sales, I, 17.

Am Passionssonntage ertheilte er trotz seiner großen Ermüdung hundert Zöglingen aus dem Hause der Regularherren von St. Anton in Chambéry, mit Erlaubniß des Bischofs von Grenoble, zu dessen Diöcese sie gehörten, die heiligen Weihen, nachdem er vorher noch den meisten von ihnen ihre Generalbeichte abgenommen hatte. Sein Freund Favre, den es innig betrübte, daß er sich auch dieser so ermüdenden Arbeit des Beichthörens noch unterzog, machte ihm die Bemerkung, er hätte diese jungen Leute ja zu andern Beichtvätern schicken können. Franz erwiederte lächelnd: „Es schien mir, theurer Bruder, daß ich diese armen Schäflein waschen müsse, da ich sie ja auch scheeren soll[1]).“

Ohne sich nur einen Tag Ruhe zu gönnen, eilte er auf der Stelle nach Beendigung dieser Fastenmission nach Annecy zurück, wo neue Arbeiten ihn erwarteten. Er fand das ganze Land in Unruhe und Aufregung. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, die Genfer, ungehalten über den Schutz, welchen der Herzog von Savoyen so ganz offen der katholischen Religion angedeihen ließ, rüsteten sich zu einem Einfall in sein Gebiet und wollten sich Annecy's bemächtigen. Viele riethen dem Bischofe, sich auf eine Zeit lang zu entfernen, da sie das Schlimmste für ihn fürchteten, wenn er in die Gewalt der Protestanten geriethe. „Ich hoffe, erwiderte er, Gott wird nicht zulassen, daß die Heiden in sein Erbe einbrechen und seinen heiligen Tempel entweihen; wenn wir nur auf ihn unser Vertrauen setzen, so wird er nicht den Zähnen der wilden Thiere die Seelen überliefern, die sich zu ihm bekennen[2]). Allein, wenn sie kommen, so hoffe ich, daß ich Muth genug besitzen werde, um bei meinen Schafen zu bleiben. Ich sollte die Hürde verlassen, wenn ich den Wolf kommen sehe? niemals! Nein, ich werde meine geliebten Schafe nicht verlassen, was mir auch begegnen mag. Unglücklicher Weise ließ einer meiner Vorgänger in dem Augenblicke, als der Irrthum seine ersten Angriffe auf den katholischen Glauben in Genf wagte, sich einschüchtern und floh[3]). Wäre er standhaft auf seinem Posten geblieben, wie es seine Pflicht war, so würde Genf noch katholisch sein. Läßt Gott es zu, daß wir von einer neuen Verfolgung heimgesucht werden, so werde ich mit seiner Hülfe es diesem furchtsamen Hirten nicht nachmachen. Bei meinem Volke will ich bleiben, es ermunternd mit Wort und That,

---

[1]) Année de la visitation, 18. février. — [2]) Ps. LXXIII, 18. — [3]) Es war dies Peter de la Baume, sonst ein sehr frommer Bischof, aber außerordentlich furchtsam.

den alten Glauben seiner Väter nicht zu verlassen, und dafür werde ich gerne mich allen Leiden, allen Kämpfen und Gefahren unterziehen; denn es ist meine Pflicht, mein Leben für meine Schafe zu geben [1])."

Daß diese Sprache nur der wahre Ausdruck seiner innersten Gesinnung war, sollte sich bald durch die That bestätigen. Die Genfer erschienen wirklich vor Annecy an einem Sonntage gegen Mittag, um die Stadt mit Sturm zu nehmen. Voll Schrecken brachte man ihm die Nachricht und stellte ihm vor, daß er, der die Irrlehre unaufhörlich bekämpft habe, von der Rache der Protestanten Alles zu fürchten habe. Aber der Gottesmann verlor inmitten der allgemeinen Bestürzung die Fassung nicht; ruhig, ohne die geringste Furcht oder Aufregung zu verrathen, ermahnte er Alle, guten Muthes zu sein und begab sich nach der Domkirche, woselbst er der Vesper mit derselben Heiterkeit des Geistes beiwohnte, als ob überall der tiefste Friede und die beste Ordnung herrsche [2]).

Sein Vertrauen auf den Schutz Gottes wurde nicht getäuscht. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, der Herzog von Savoyen werde den Protestanten, um sie zu besänftigen, freie Religionsübung in seinen Staaten gewähren, wie Heinrich IV. es schon in Frankreich durch das Edict von Nantes gethan, und darauf hin zogen sich die Belagerer zurück, aus Furcht, sich ihre Sache ganz zu verderben, wenn sie den Kampf weiter fortsetzten. So sehr dieser Rückzug dem Bischofe erwünscht war, eben so sehr schmerzte ihn aber die Ursache desselben; nicht, daß er die Gewährung dieser Religionsfreiheit als eine ausgemachte Sache angesehen hätte; er hielt den Herzog von Savoyen für zu religiös und verständig, um einen solchen Fehler zu begehen, allein die bloße Möglichkeit eines so großen Uebels betrübte ihn schon. „Mögen die Staatsmänner, sprach er, sonst politische Gründe haben, um einen solchen Schritt zu thun, ich untersuche das nicht; aber hier, wo die katholische Religion ruhig und zur Zufriedenheit Aller herrscht, die Protestanten zu ermächtigen, ihre Irrthümer zu predigen, um nur die Gläubigen zu verführen, das heißt doch ganz sicher den Samen der Verwirrung, des Zwiespaltes und aller Unordnung in das Land streuen, und etwas Unpolitischeres gibt es auf der Welt nicht [3])."

Doch hielt er es für räthlich, sein Volk auf Alles vorzubereiten, und mit noch größerm Eifer suchte er es im wahren Glauben zu befestigen und ihm die Liebe zur Tugend und zum Guten tief in's Herz

---

[1]) Charl.-Aug., p. 346. — De Maupas, p. 262. — [2]) Nach Franz Favre. — [3]) Charl.-Aug., p. 347.

zu pflanzen. Auf der Kanzel und im Beichtstuhle, überall ermahnte er die Gläubigen, täglich besser zu werden; er besuchte die Kranken, um sie zu ermuthigen und zu trösten, die Armen, um ihre geistigen und leiblichen Bedürfnisse kennen zu lernen und darüber zu wachen, daß es Keinem an dem Nothwendigen gebreche, daß Alle ein christliches Leben führten. Selbst in die Gefängnisse und düstersten Kerker stieg er hinab, um auch dahin die Tröstungen der Religion zu bringen.

In einem derselben fand er einen Falschmünzer, der als solcher zum Tode verurtheilt war. Der Unglückliche stieß in seiner Wuth und Verzweiflung die fürchterlichsten Verwünschungen gegen seine Richter aus und verschloß sein Ohr hartnäckig allen Ermahnungen und Tröstungen der Religion. Der eifrige Bischof ging zu ihm, um noch einen letzten Versuch zu seiner Bekehrung zu machen, da die Bemühungen aller Uebrigen bisher gescheitert waren. Durch seine unwiderstehliche Sanftmuth und Herzensgüte gelang es ihm, Frieden und Ruhe dieser aufgeregten Seele wiederzugeben, sie zur Reue zu stimmen und vollständig mit Gott wieder zu versöhnen. Außerdem ließ er an sämmtliche Pastoren, durch deren Pfarreien den Verurtheilten sein letzter Gang führte, die Weisung ergehen, ihm allen geistlichen und leiblichen Beistand, den er nur immer verlangen möge, zu Theil werden zu lassen. Er selbst begleitete ihn bis vor die Stadt, und ermahnte ihn auf dem Wege, mit bereitwilligem Herzen sein Leben zur Sühne für alle seine Missethaten und Sünden zum Opfer zu bringen; Alles was die Religion nur Tröstliches und Erhebendes in einem solchen Falle zu bieten vermag, wandte er an, um ihn aufzurichten und zu stärken, und als er ihn verlassen mußte, umarmte er ihn noch liebevoll und benetzte seine Wangen mit Thränen. Nach Hause zurückgekehrt, fragte ihn Jemand, warum er denn so innigen Antheil an einem ganz und gar unbekannten und fremden Menschen genommen habe. „Es ist wahr, antwortete er, es ist ein Fremder und Unbekannter, aber wir sind Alle Brüder in Gott, der unser gemeinsamer Vater ist; und was bedarf es mehr, um unsere ganze Theilnahme zu erregen [1])?"

Es ist ganz natürlich, daß der Anblick eines so durchaus apostolischen und heiligen Lebens, verbunden mit einer so außergewöhnlichen geistigen Begabung, zu dem Urtheile führte, daß der Bischof von Genf einen seinen Verdiensten bei weitem nicht entsprechenden Posten inne habe. Ueberall sprach man von seiner Berufung auf einen andern Bischofsstuhl außerhalb Savoyens. Dies Gerücht war kaum

[1]) Charl.-Aug., p. 348.

Frau von Chantal zu Ohren gekommen, als sie sich beeilte, ihm in einem Schreiben ihre Besorgniß darüber auszudrücken; der Gedanke, ihn zu verlieren, war ihr unerträglich. „Nichts geschieht ohne den Willen und die Zulassung Gottes, antwortete er; wohin ich auch immer gehen mag, Alles wird gut gehen sowohl für Sie als für mich. Alles ruht in des Herrn mächtiger Hand, und meine Seele hat nur in seiner Vorsehung ihren Bestimmungsort. . . . . Ich habe erfahren, schrieb er einige Monate später, daß man mich vor der Welt höher erheben will; ich gebe nicht das Geringste für die ganze Welt, ich verachte sie. Ist es nicht für die größere Ehre Gottes, so wird Nichts daraus. . . . ." Widerwärtigkeiten waren ebenso wenig im Stande, die Ruhe seiner Seele zu trüben, als Ehrenbezeigungen. „Ich möchte, sagt er in einem andern Schreiben an Jemand anders, daß Sie mich ganz so sähen, wie ich bin; seit Ihrer Abreise habe ich fortwährend Unannehmlichkeiten gehabt, große und kleine, aber weder Geist noch Herz sind davon berührt worden, Gott sei Dank. Nie habe ich größere Süßigkeit, nie tiefern Frieden empfunden bis gestern; da kamen düstere Wolken. Und jetzt, da ich von der heiligen Messe zurückkehre, ist Alles wiederum heiter und klar."

Was Frau von Chantal noch mehr beunruhigte, war die Furcht, der eifrige Bischof möge den allzu großen Strapatzen, denen er sich unterzog, zuletzt unterliegen, da er selbst den größten Theil der Nacht hindurch arbeitete, und sich kaum die nöthige Zeit gönnte, um seine Mahlzeiten zu sich zu nehmen. Sie beklagte sich darüber bei ihm selbst, worauf er ihr antwortete: „Ich verspreche Ihnen, künftig mehr meine Gesundheit zu schonen, obgleich dieselbe immer besser gewesen ist, als ich es verdiente; und, Gott sei Dank, ich fühle mich jetzt sehr wohl, weil ich das späte Aufbleiben sein lasse und mehr pünktlich zur bestimmten Zeit esse."

Am 18. Juni des Jahres 1606 nahm er seine bischöflichen Visitationen wieder auf, und zwar begab er sich zuerst nach Faucigny, welches seiner natürlichen Beschaffenheit wegen, indem die steilsten, mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Berge mit den tiefsten Thälern und schauerlichen Abgründen stets abwechselten, der am schwierigsten zu bereisende Theil seiner Diöcese war. Aber mit derselben Schnelligkeit durcheilte der unermüdliche Bischof diese Gegend, wie wenn sie eine Ebene gewesen; mehrere Pfarreien besuchte er oft an einem Tage, nie weniger als eine. Auf Händen und Füßen mußte er dabei oft die steilen Bergwände hinaufkriechen, stets in Gefahr, in einen gähnenden Abgrund zu stürzen. Seine Füße waren nach einiger Zeit so wund geworden,

daß er sich nur unter großen Schmerzen auf denselben halten konnte, und trotzdem ging er jeden Tag so weit, als es ihm nur möglich war. Nie zeigte er dabei einen Anflug von übler Laune oder Verdruß, nie an sich denkend bedauerte er nur seine Begleiter; jeden Morgen vor allen Uebrigen munter und bei der Arbeit, war er Abends der letzte, der sich zur Ruhe zu begab. Seine Füße verschlimmerten sich jedoch so, daß zuletzt an ein Weiterreisen nicht zu denken war, und wider Willen mußte er ihnen zehn Tage Ruhe gönnen. Kaum waren sie einigermaßen wieder in Ordnung, so hielt es ihn nicht länger; doch sah er sich wegen einer heftigen Entzündung, die an einem Beine eingetreten war, genöthigt, vorläufig immer zu Pferde zu reisen, und auch das fiel ihm bei seinem kranken Beine sehr schwer; nur sehr langsam konnte er fortkommen. Seine Begleiter, auch zu Pferde, waren eines Tages schärfer als gewöhnlich geritten, um nicht von der Nacht überrascht zu werden, und hatten dabei ganz vergessen, daß ihr Bischof, welcher der letzte im Zuge war, ihnen so schnell nicht nachkommen konnte. Er ließ sie auch ruhig voraneilen und setzte seinen Weg langsam allein fort. Auf einmal gewahrten sie, daß er nicht mehr bei ihnen sei, und eilends kehrten sie um, sehr unzufrieden darüber, daß er ihnen nicht rascher gefolgt sei; Einer erlaubte sich sogar, ihm Vorwürfe deshalb zu machen. „Mein Lieber, versetzte der Heilige sanft, Jeder geht so rasch er kann."

Diese Reisen des heiligen Franz von Sales trugen überall den Stempel des wahrhaft Apostolischen: er predigte, katechisirte, hörte selbst Beichte, besuchte die Dürftigen und das nie mit leeren Händen. So weit ging seine herablassende Freundlichkeit, daß er selbst in der Mundart des Volkes mit denen sprach, die ihn sonst nicht wohl verstehen konnten. Besonders legte er den Pfarrern den Katechismusunterricht dringend an's Herz, und zwar sollten sie ihn in der Weise halten, wie er selbst, mit möglichster Einfachheit und Klarheit. Die Anstrengung und Arbeit auf diesen Visitationsreisen muß in der That außerordentlich gewesen sein, wenn er selbst an Frau von Chantal schreibt[1]): „Es ist ein kleines Wunder, daß ich bei so vielen Geschäften und Obliegenheiten noch gesund bin. Abends, wenn ich mich zur Ruhe begebe, bin ich so müde und abgespannt, daß weder Körper noch Geist zu irgend etwas mehr fähig sind."

In der Pfarrei Villard hörte er von einem öffentlichen Sünder, der großes Aergerniß gab und bei dem alle Ermahnungen bis jetzt

---

[1]) Brief 103.

vergebens gewesen waren. Auf der Stelle eilte er hin, um dies verlorene Schaf aufzusuchen und zurückzuführen; alle Mittel, welche die Liebe nur zu ersinnen vermag, wendete er bei ihm an, allein der Elende erwiderte so viel Güte nur mit Beleidigungen und Spöttereien; da wurde der Bischof ernst und bedrohte ihn mit der Excommunication. „Je nun, erwiderte der Verstockte, wenn Sie mich excommuniciren, so werde ich Protestant; das schwöre ich Ihnen." Franz ging schweigend, von tiefem Schmerze erfüllt, fort.

Die Stunde zur Predigt war mittlerweile gekommen und er ging auf die Kanzel. Da es gerade das Fest der Enthauptung des heiligen Johannes des Täufers, des Patrones der Pfarrei, war, so nahm er die Gelegenheit wahr, um energisch gegen jene Laster zu sprechen, welche den Tod des Vorläufers Jesu Christi verursacht hatten. Das übte eine niederschmetternde Wirkung auf den Schuldigen, der auch aus Neugierde in die Kirche gekommen war; er war auf einmal so zerknirscht geworden, daß er nicht abwartete, bis Franz die Kirche verlassen hatte, um ihn aufzusuchen; unten an der Kanzel selbst bat er ihn unter Thränen, ihn Beichte zu hören, und nach derselben bat er öffentlich die ganze Gemeinde um Verzeihung für das Aergerniß, welches er ihr so lange gegeben hatte. Kaum wollte das Volk seinen Augen trauen, so sehr überraschte es dies Schauspiel. „O meine Geliebten, sprach Franz, indem er den Neubekehrten liebevoll umarmte, freuen wir uns; sehet da euren Bruder, der sich nach dem Worte Jesu Christi sein Auge ausreißt und seine Hand abhaut, um in das Himmelreich einzugehen; sehet da einen Sohn des Evangeliums, eine auserwählte Seele."

Zu seinem größten Schmerze mußte Franz auch erfahren, daß ein Geistlicher sich traurige Verirrungen hatte zu Schulden kommen lassen und dabei Alles mit der größten Unverschämtheit ableugnete; selbst vor ihm, seinem Bischofe, der ihm liebreich zuredete, beharrte er hartnäckig darauf, daß Alles nicht wahr sei, und doch war es allgemein bekannt. Vor Scham erröthete da Franz über den Unglücklichen, der nicht mehr erröthen konnte. Als der Schuldige das sah, ging er in sich; daß sein Bischof über ihn erröthete, konnte er nicht ertragen; er fiel auf seine Kniee und bekannte Alles in einer reumüthigen Beichte. „Und nun, hochwürdigster Herr, sagte er, als er geendet, was denken Sie nun von mir?" — „Ich denke, mein Bruder, erwiderte der Bischof, daß der Herr Ihnen große Barmherzigkeit hat zu Theil werden lassen. Sie sind in meinen Augen ganz leuchtend von Gnade." — „Aber Sie kennen mich doch, Sie wissen doch, was

ich für ein Mensch bin?" — „Sie sind so, wie ich Ihnen sage; und zum Beweise, daß ich Sie als ganz von himmlischer Gnade erfüllt ansehe, bitte ich Sie, mich daran Theil nehmen zu lassen, indem Sie mir Ihren Segen geben." Und bei diesen Worten kniete er vor ihm nieder. Der arme Priester, ganz beschämt und verwirrt, war in der größten Verlegenheit: „Ich rede ganz aufrichtig zu Ihnen, sprach da Franz; ja noch mehr, ich bitte Sie, mir denselben Dienst zu erzeigen, den ich Ihnen so eben erwiesen habe, und meine Beichte zu hören." Noch mehr bestürzt, weigerte sich der Priester entschieden, da er sich für zu unwürdig hielt, bis der Bischof es ihm befahl; und um ihm zu zeigen, wie aufrichtig er ihn achte, beichtete er noch mehrere Male bei ihm und zwar öffentlich vor dem Volke, das nicht wußte, ob es mehr die Demuth des Bischofes oder die so aufrichtige Bekehrung des Priesters bewundern sollte [1]).

So wie Franz es trefflich verstand, Einzelne zu bekehren, so verstand er es nicht minder, ganze Massen auf den Weg des Guten zurückzuführen. Vor Allem machte die Pfarrei Samoëns diese glückliche Erfahrung. Die größte Zwietracht herrschte in derselben und die Einwohner standen einander als die unversöhnlichsten Feinde gegenüber. Es war gerade in der Octave der Himmelfahrt Maria's, als der Bischof dorthin kam. Geschickt benutzte er in seiner Predigt den Gegenstand dieses Festes, um seinen Zweck zu erreichen. Nachdem er von dem Tode der allerseligsten Jungfrau gesprochen, fuhr er fort: „O meine Geliebten! Maria stirbt vor Liebe und wir leben in Haß und Feindschaft. Sie eilt dafür aber auch zu den seligen Höhen des Himmels hinauf und wir dagegen, wir werden zur Hölle hinabsteigen." Und bei diesen Worten brach er in Thränen aus; der Gedanke, daß seine Schafe sich selbst ewig unglücklich machen sollten, zerriß sein bischöfliches Herz; nicht im Stande fortzufahren, verließ er die Kanzel. Das erschütterte seine Zuhörer dermaßen, daß Alle mit ihm weinten und sich mehrere Tage hindurch zu seinem Beichtstuhle drängten, um daselbst reumüthig allen Haß und alle Feindschaft abzulegen und sich mit Gott zu versöhnen, indem sie sich miteinander versöhnten.

Wie alle heiligen Bischöfe war Franz von Sales während seiner Visitationsreisen nicht so ganz und gar mit der Heiligung Anderer beschäftigt, daß er seine eigene darüber vergessen hätte, ja auch nicht einen Augenblick verlor er dieselbe aus dem Auge. Aus Allem dafür Nutzen ziehend, war es besonders der Anblick jener großartigen Ge-

---

[1]) Geist des heiligen Franz von Sales, XIV, 31.

birgsnatur, in der er sich jetzt befand, welche seinem Herzen täglich und stündlich so viele Gelegenheit bot, sich zu dem Schöpfer aller dieser Wunder und Herrlichkeiten zu erheben. „Ich habe, schrieb er an Frau von Chantal, Gott in all' seiner Schönheit und Liebenswürdigkeit auch auf unsern höchsten und steilsten Bergen gefunden, hier, wo viele einfältige Seelen ihn in aller Aufrichtigkeit des Herzens und in der Wahrheit anbeten, wo auf schauerlichen Eis- und Schneegefilden die flüchtigen Gemsen sich fröhlich tummeln, um sein Lob zu verkünden. Aus Mangel an Frömmigkeit verstand ich nur wenig von ihrer Sprache; aber es schien mir doch, als sagten sie sehr viel Schönes. Wie gut würde der heilige Augustin sie verstanden haben, wenn er sie gesehen hätte [1])."

Was aber noch weit mehr den heiligen Bischof erbaute, als alle Größe und Erhabenheit der Natur, das waren die einfältigen Seelen der Gebirgsbewohner, deren Unschuld noch nicht unter dem ansteckenden Hauche der großen Städte gelitten hatte. „Welch' ein gutes Volk habe ich in diesen Bergen gefunden! schrieb er an Frau von Chantal [2]), welchen Empfang sie ihrem Bischofe bereiten, welch' eine Verehrung und Liebe zu ihm! Vorgestern kam ich spät in der Nacht in diesem Städtchen an (Notre-Dame de la Biolle), und die Einwohner hatten durch eine prachtvolle Illumination die Nacht in hellen Tag verwandelt. Wie sehr hätten sie einen andern Bischof verdient!"

Beispiele seltener Tugend, die Franz in diesen Bergen fand, rührten ihn oft außerordentlich. Ein braver Greis, der an einer schweren Krankheit darniederlag, verlangte nach dem Segen seines Bischofs, und dieser begab sich auf der Stelle zu ihm: „Hochwürdigster Herr, fragte ihn der Kranke, werde ich sterben?" — „Ich habe Leute gesund werden sehen, die viel gefährlicher krank waren, als Ihr, antwortete Franz; setzt Euer Vertrauen auf Gott, den Herrn über Leben und Tod." — „Aber ich möchte doch wissen, ob Sie glauben, daß ich sterben kann." — „Ein Arzt würde das besser zu beantworten im Stande sein, als ich. Das Beste ist, Euch nicht zu beunruhigen darüber, und Euch ganz der Vorsehung Gottes zu überlassen; was Der thut, das ist wohlgethan." — „Ach, hochwürdigster Herr, versetzte der Greis, ich frage nicht so, weil ich mich fürchte, zu sterben, sondern vielmehr, weil ich fürchte, nicht zu sterben. Der Gedanke, daß ich wieder gesund werden könnte, ist mir schmerzlich." — „Eure

---

[1]) Aus einem Briefe vom Ende Mai 1607. — De Maupas, p. 217. —
[2]) Brief 104.

Lage muß dann wohl eine sehr unglückliche sein, weil Euch das Leben so zur Last ist?" — „O das nicht, hochwürdigster Herr! im Gegentheil, ich habe hier Alles, was ich nur wünschen kann, ich bin ganz zufrieden; aber in den Predigten habe ich so viel Herrliches über das jenseitige Leben und die Freuden des Paradieses gehört, daß mir diese Welt ein Gefängniß zu sein scheint." Und nun sprach der gute Greis aus der Fülle seines Herzens mit einer solchen Begeisterung vom Himmel und von der Erde mit solcher Verachtung, daß der Bischof, ganz entzückt davon, Thränen der Freude vergoß und das Wirken des Geistes Gottes in einem so ungebildeten Menschen bewunderte. Das heiße Verlangen des Kranken nach dem Himmel sollte übrigens bald gestillt werden; einige Stunden später entschlief er sanft [1]).

Selbst Ereignisse, deren Natur an und für sich durchaus Nichts mit der Frömmigkeit zu thun hatten, wußte der Bischof in seinem Streben nach Vollkommenheit zu benutzen. So erzählte man ihm eines Tages, daß ein Hirt beim Suchen nach einer Kuh, die sich verirrt hatte, in einen Abgrund gestürzt und elend umgekommen sei. „O mein Gott, sprach da Franz zu sich selbst, wenn dieser arme Hirte so eifrig nach einem gemeinen Thiere suchte, daß er selbst sein Leben darüber einbüßte, warum bin ich denn so lässig in dem Aufsuchen meiner Schafe? Welche Lehre gibt mir dieser Hirte [2])!"

Nach einer Abwesenheit, die länger als vier Monate gedauert hatte, ging Franz zur Feier des Allerheiligenfestes nach Annecy zurück. Nie müssig, verfaßte er um diese Zeit einen Bericht nach Rom, in welchem er über den Stand seiner Diöcese dem heiligen Stuhle Rechenschaft ablegte. Alles, was bis jetzt geschehen war und was noch geschehen mußte, wurde bis in's Einzelne darin erwähnt, und der Papst gebeten, zu den noch nothwendigen oder doch wünschenswerthen Verbesserungen seine Hülfe nicht zu versagen. Sein Bruder, der Canonicus Johann Franz, wurde zum Ueberbringer der Denkschrift ausersehen. Er fand in Rom als Bruder und Gesandter des allverehrten Bischofs von Genf allerseits die freundlichste Aufnahme, und Alles, was Letzterer verlangte, wurde, so weit es in der Macht des Papstes stand, auf's bereitwilligste gewährt.

---

[1]) Geist des heiligen Franz von Sales, III, 44. — [2]) Ebendas. XV, 24. — Nach Franz Favre.

## Sechstes Kapitel.

### Fernere Predigten des heiligen Franz von Sales. — Gründung der Akademie Florimontane. — Seine Meinung über die theologischen Streitigkeiten über die Gnade. — Tod seiner jüngsten Schwester.

(1607.)

In das im Ganzen lichte Bild, welches Franz von Sales in seinem Berichte an den Papst von seiner Diöcese entworfen hatte, warf das Ländchen Gex einen düstern Schatten. Trotz einiger Concessionen, welche ihm von Frankreich zugestanden worden, befand es sich in religiöser Hinsicht noch immer in einer äußerst traurigen Lage. Welchen Schmerz der eifrige, für Gott und die Kirche glühende Bischof darüber empfand, läßt sich wohl denken. Ein kleiner Trost wurde ihm indeß jetzt zu Theil, indem Heinrich IV. die Erlaubniß gab, Missionäre in jene Gegend zu schicken. Der Baron von Luz beeilte sich sofort, Franz in einem liebenswürdigen Briefe davon zu benachrichtigen. „Nie, schrieb er, empfinde ich eine größere Befriedigung, als wenn ich etwas thun kann, das Ihnen angenehm ist, weil ich sicher bin, daß es, sobald es Ihnen Freude macht, auch wohlgefällig vor Gott ist. Scheuen Sie sich darum nicht, mir Ihre Befehle zu geben; wenn Sie mir deren recht viele ertheilen, so werden Sie ein Werk der Liebe gegen mich üben, da ich sicher sonst Nichts thun kann, was vor den Augen der göttlichen Majestät mehr Gnade findet." Ohne Zögern wählte Franz auf dies Schreiben hin mehrere fromme und kluge Ordensleute aus seiner Diöcese und schickte sie nach Gex. Er selbst blieb in Annecy, um daselbst die Fastenpredigten dieses Jahres zu halten. Welche Wirkung dieselben hervorbrachten, ist wohl nicht schwer zu errathen, besonders wenn man sieht, mit welcher Vorbereitung der Heilige auf die Kanzel ging. Unmittelbar vor der Predigt las er seine heilige Messe und so noch ganz glühend vor himmlischer Liebe, seinen Heiland noch im Herzen, seine Lippen noch geröthet vom Blute des Erlösers, begann er zu sprechen mit einer solchen Begeisterung, Kraft und Salbung, daß man nicht umhin konnte, das Wirken des heiligen Geistes in ihm zu erkennen. Abermals wurden viele Protestanten für den wahren Glauben gewonnen, viele Sünder auf den Weg der Tugend zurückgebracht. Welche Macht das Wort des Bischofs über die Herzen besaß, ersehen wir unter anderm aus folgendem Bei-

spiel: Ein junger Edelmann, dem mehr an der Befriedigung seiner Leidenschaften als an seinem Seelenheile gelegen war, trieb die Unsittlichkeit so weit, daß er sich selbst in der Kirche während der Predigt gewisse Freiheiten in Geberden und Blicken gegen eine junge Person erlaubte. Der Bischof hatte das von der Kanzel aus bemerkt, und nicht im Stande seinen Eifer zurückzuhalten, rief er voll Entrüstung und Betrübniß aus: „Aber was sehe ich denn da? Ist es so weit gekommen, daß man den Herrn in seinem eigenen Tempel beleidigt und das noch während sein heiliges Wort verkündet wird? Laß ab von Deinen Nichtswürdigkeiten, wer Du auch sein magst, und bitte Gott um Verzeihung; sonst werde ich mit Fingern auf Dich hinweisen und Dich öffentlich zurechtweisen!" Das machte einen solchen Eindruck auf den Edelmann, daß er nicht nur sich ruhig verhielt, sondern auch nach der Predigt demüthig und zerknirscht zu Franz kam, um ihn um Vergebung zu bitten, mit dem aufrichtigen Vorsatze, ein besseres Leben anzufangen. Und er hielt sein Versprechen.

Die Anstrengungen, denen sich Franz während dieser Zeit unterzog, schienen aber doch zu viel für ihn zu werden. Denn er predigte nicht nur jeden Tag ein Mal, sondern häufig zwei Mal, hörte Jedermann Beichte, der es nur verlangte und fungirte außerdem selbst mit bei allen Feierlichkeiten und Ceremonien. Sein alter Erzieher, Herr Déage, konnte es nicht mit ansehen, daß er sich so sein Leben verkürze, und da er ihm, wie früher, noch immer offen seine Meinung sagen durfte, so bemerkte er ihm, daß sein Eifer denn doch das Maß überschreite, er werde sich noch zum Selbstmörder machen. „Ach, mein lieber Herr Déage, erwiderte Franz lächelnd, es würde ein großer Ruhm für Sie sein, wenn Sie einen Martyrer zum Schüler gehabt hätten, der so glücklich war zu sterben vor lauter Eifer für den Dienst Gottes und das Heil der Seelen; aber Sie hatten immer zu viel Schonung für mich und haben mich zu feigherzig gemacht, als daß ich Ihnen diesen in unserer Zeit so seltenen Ruhm verschaffen könnte."

Doch übertrug er hie und da, sei es, um seinem Erzieher nachzugeben, oder weil es ihm schlechterdings unmöglich war, Alles allein zu thun, auch Andern eine Predigt, und mit großer Aufmerksamkeit wohnte er immer derselben bei, um den Gläubigen ein gutes Beispiel zu geben. Trotzdem war der Unterschied zwischen den Tagen, an welchen der Bischof selbst predigte, und den andern ein sichtlicher; die Menge strömte dann haufenweise zur Kirche, während sie sonst, wenn er sich durch Andere vertreten ließ, nur sehr spärlich kam. Ein sonst

gelehrter, aber im Vortrage nichts weniger als ausgezeichneter Prediger konnte die Demüthigung, eine so kleine Zuhörerschaft um sich zu sehen, nicht wohl ertragen, und eines Tages äußerte er sich auf der Kanzel in heftiger Weise darüber, daß man seine Vorträge nicht besser besuche. „Wozu nützt denn, rief er aus, all' die Mühe, die man sich gibt, den guten Samen in ein so undankbares und unfruchtbares Erdreich zu streuen?" Dem Bischofe gefiel das keineswegs. „Ueber wen ist denn eigentlich dieser Prediger ungehalten? sagte er Abends zu einem Vertrauten; er hat uns wegen eines Fehlers gescholten, den wir nicht begangen haben, denn wir waren da; wir konnten nichts dafür, daß so viele Plätze leer waren. Hat er denn verlangt, daß wir, um sie zu füllen, uns in Stücke zertheilen sollten? Wenn er die, welche es verdienten, zurechtweisen wollte, dann mußte er auf die Straßen und öffentlichen Plätze gehen, und die er dort fand, in die Kirche treiben; so hat er hinter den Unschuldigen her geschrieen und die Schuldigen gehen lassen." Im Volke war man noch mehr ungehalten, so daß selbst die Wenigen, welche gekommen waren, nun auch wegblieben [1]). Der Bischof sah sich deshalb genöthigt, seine Predigten allein fortzusetzen, und der Erfolg war ein solcher, daß er an Frau von Chantal schreiben konnte: „Die Fastenzeit ist wahrhaft die Zeit der Seelenerndte; ich erndte hier unter Thränen, aber es sind Thränen der Freude und Liebe [2]). Ich predige meinem Volke über die göttlichen Gebote, welche es von mir erklärt haben wollte; und es ist wunderbar, wie es meinen Worten lauscht. Und ich spreche darum auch aus der Fülle des Herzens, dem Gott in seiner unendlichen Güte eine große Liebe zu den Wahrheiten und Grundsätzen des Christenthums gegeben hat."

Um diese Zeit trat Franz mit einem Wunsche hervor, den er schon lange im Geheimen gehegt hatte, in seiner Diöcese eine Akademie zu besitzen, auf welcher Philosophie, Theologie, Jurisprudenz, Mathematik, die schönen und Naturwissenschaften gelehrt würden. Es that seinem Herzen wehe, zu sehen, wie die Jugend, sobald sie die Elementarschule verlassen, nun sich ganz selbst überlassen blieb, und er erkannte es sehr wohl, welch' ein mächtiger Hebel die Wissenschaften für die Jugend sein können und daß es für eine gewisse Classe von besonderer Bedeutung ist, sie auf diese Weise zu beschäftigen, damit sie nicht in Müßiggang und Trägheit zu Grunde gehen; vor Allem aber war es ihm klar, daß, wenn die Studien wirklich Geist und Herz des Menschen

---

[1]) Geist des heiligen Franz von Sales, III, 18. — [2]) Brief 117.

veredeln sollen, sie einer weisen Leitung bedürfen, ohne welche sie eher schädlich als nützlich sind, die Seele in Irrthum stürzen und aus dem Irrthum in's Verderben; daß sie aber, weise auf das Wahre, Gute und Schöne hingelenkt, die Fähigkeiten des Menschen zu einer herrlichen Entwicklung und Vollendung bringen und so der Familie und der Gesellschaft zum Segen gereichen, Feinheit der Sitten, Liebe zur Ordnung und zu ruhigen nützlichen Beschäftigungen einflößen.

Seinem Freunde Favre theilte Franz zuerst seinen Plan mit, und da derselbe voller Freude auf denselben einging, so zögerte Franz nicht länger mit der Ausführung. Vor Allem entwarf er die Statuten der zu errichtenden Akademie, welcher er den sinnigen Namen „Florimontane" gab, um anzudeuten, daß sie die Aufgabe habe, die schönsten Blüthen der Literatur und Wissenschaft, welche die Gebirge Savoyens hervorbringen würden, zu pflücken und zu sammeln; als ihr Wappen wählte er einen blühenden Orangenbaum mit der Devise: „Flores fructusque perennes" (Unvergängliche Blüthen und Früchte).

Als doppelter Zweck der Schule und der Wissenschaft wurde an die Spitze der Statuten gestellt: Die größere Ehre Gottes durch Ausübung der Tugend, das öffentliche Wohl durch Treue und Ergebenheit im Dienste des Landesherrn. Darum dürfen als Lehrer nur gute Katholiken zugelassen werden, die sich in irgend einem der wissenschaftlichen Fächer, welche an der Schule gelehrt werden sollen, auszeichnen und davon durch irgend eine Schrift oder durch irgend eine Erfindung, die sie selbst gemacht haben, einen genügenden Beweis liefern. Das Lehrercollegium entscheidet durch Stimmenmehrheit über die Aufnahme eines jeden Candidaten, und an dem Tage, wo die feierliche Aufnahme erfolgt, hat derselbe vor der ganzen Anstalt zum Beweise seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit über irgend einen Gegenstand seines Faches einen Vortrag zu halten. Zu den Generalversammlungen können auch Meister der edleren Künste, wie der Malerei, Bildhauerei und Baukunst, unter dem Titel „Theilnehmer" zugelassen werden, die aber, weil nicht ordentliche Mitglieder, nur nach erhaltener Erlaubniß, welche übrigens nicht so leicht gegeben werden soll, das Wort in denselben ergreifen dürfen. Gegenstand, Ort und Stunde der Vorlesungen müssen von den Professoren durch einen öffentlichen Anschlag zur Kenntniß gebracht werden. Die zu behandelnden Gegenstände und die Art und Weise, sie möglichst erschöpfend zu behandeln, lehrreich und fruchtbringend zu machen, das Alles wurde in den Statuten im Einzelnen ausgeführt. Alle Mitglieder der Akademie sollten sich als Brüder lieben und einen edlen Wetteifer entwickeln,

ihr Betragen soll gesetzt, erbaulich, frei von allem leichten Wesen sein; uneigennützig und großmüthig sollen sie gerne zu den für das Wohl der Anstalt nothwendigen Kosten und Ausgaben mitbeitragen. Das Lehrercollegium wird sich den Präsidenten selbst wählen, dem zwei Assessoren beigegeben werden, sowie einige Censoren, um Jene zu ermahnen, welche sich von dem Wege der Pflicht etwa entfernen, ferner einen Secretär als Protokollführer bei den Sitzungen und einen Schatzmeister, unter dessen Obhut die Bücher, Möbel, Geräthschaften, Maschinen u. s. w. der Akademie stehen.

Nun handelte es sich darum, die geeigneten Leute zu finden. Das wurde Franz nicht schwer. Kaum war sein Plan bekannt geworden, als sich aus Annecy und Umgegend eine Menge von tüchtigen Männern bei ihm meldeten, welche um die Ehre baten, als Mitglieder der Akademie zugelassen zu werden. Nachdem er die fähigsten aus ihnen ausgewählt hatte, bat er den Herzog von Nemours, den Titel eines Protectors und Präsidenten der Anstalt anzunehmen. Der Fürst gewährte die Bitte, unter der Bedingung jedoch, daß ihm der Bischof von Genf und sein Freund Favre als Assessoren beigegeben würden, ersterer als Lehrer der Philosophie und Theologie, letzterer als Lehrer der Rechte. Nach Ernennung aller andern Würdenträger und gehöriger Einrichtung des Ganzen, eröffnete Franz von Sales die Anstalt durch eine glänzende Rede. Eine große Zahl von Schülern und Zuhörern strömte alsbald aus allen Gegenden Savoyens nach Annecy, welches dadurch für jene Zeit und jene Gegend ein Mittelpunkt aller schönen, gelehrten und exacten Wissenschaften wurde.

Der berühmte Streit über die Gnade zwischen den Dominicanern und Jesuiten wurde um diese Zeit mit besonderer Heftigkeit geführt. Es handelte sich darum, in welchem Verhältnisse die Gnade und menschliche Freiheit zu einander stünden. Die Dominicaner behaupteten, die Gnade als ihrer Natur nach wirksam, wirke unfehlbar auf den menschlichen Willen so ein, daß derselbe ihr folgen müsse. Diese Meinung wurde von den Jesuiten heftig bekämpft, indem dadurch der menschlichen Freiheit Eintrag geschehe; sie stellten den Satz auf, daß die Gnade nur durch Mitwirkung des Menschen wirksam werde, welchem Systeme die Dominicaner wiederum den Vorwurf machten, daß es gegen die Allmacht Gottes sei. Die Sache wurde Clemens VIII. schon zur Entscheidung vorgelegt, der aber starb, ehe eine solche erfolgen konnte; unter Paul V. wurde die Untersuchung fortgesetzt, ohne daß sich aber der Proceß für die eine oder andere Partei auszusprechen wagte. Auch Franz wurde von Anastasius von Germonio,

nachmaligem Erzbischofe von Tarentaise, in einem Briefe um seine Meinung befragt, die er ihm kurz in wenigen Worten sagte[1]). Der Papst, dem diese Antwort mitgetheilt worden war, fand sie so befriedigend in ihrer Kürze, daß er ihn auf der Stelle bitten ließ, sich weitläufiger darüber auszusprechen. Er setzte daraufhin seine Ansicht in einem längern Schreiben auseinander, so wie er sie später in seiner Abhandlung von der Liebe Gottes im II. Buche C. 12 und im IV. Buche C. 7 dargelegt hat; es war ungefähr die der Jesuiten. Er fügte die Bemerkung hinzu, daß er, die aufrichtige Ueberzeugung beider Parteien achtend, seine Meinung jedoch nicht für maßgebend halte; übrigens scheine ihm der ganze Streit nicht ohne Gefahr, da beide Ansichten in ihren letzten Folgerungen Irrthümer enthielten; die Schwierigkeiten auf beiden Seiten seien groß, und die Zeit scheine ihm noch nicht gekommen, sich endgiltig für die eine oder andere Partei zu entscheiden; die gelehrten Theologen würden viel besser thun, wenn sie mit vereinigten Kräften und mit dem nämlichen Eifer, den sie in dieser Angelegenheit an den Tag legten, an der Heilung so vieler Uebel, welche die Kirche betrübten, arbeiteten, als Streitigkeiten auszufechten, welche für die Religion von keinem Nutzen seien, ihr aber wohl zu großem Nachtheile gereichen könnten[2]). Pius V. war vollkommen mit solchen Ansichten einverstanden; er ließ die Frage unentschieden und verbot beiden Parteien ernstlich, sich einander der Häresie zu beschuldigen.

Damit beruhigten sich denn auch die Jesuiten und Dominicaner und waren Franz sehr dankbar, daß er zur Beilegung des Streites viel mitbeigetragen habe; von den angesehensten Gelehrten dieser Orden erhielt er die schmeichelhaftesten Schreiben, in denen sie ihn ihrer großen Ergebenheit und Achtung versicherten, und der General der Dominicaner machte ihn zum Mitgliede seiner Gesellschaft, wodurch er Antheil an allen Verdiensten und guten Werken derselben erlangte, ein Vortheil, den der eifrige Bischof nicht gering anschlug, und der ihm auch schon einige Zeit vorher von dem Karthäuserorden zu Theil geworden war.

Die Visitation seiner Diöcese hatte er wegen seiner manchfachen andern Arbeiten noch unvollendet lassen müssen; am 7. October sah er sich endlich im Stande, die letzten noch übrig gebliebenen Pfarreien zu besuchen. Schon war das großentheils geschehen, als er plötzlich die Nachricht von dem Tode seiner jüngsten Schwester erhielt, die

---

[1]) Brief 129. — [2]) Charl.-Aug., p. 374.

Frau von Chantal mit nach Burgund genommen hatte, um ihre Erziehung zu leiten. Es war dieß ein schmerzlicher Schlag für Franz, da ihm diese Schwester besonders an's Herz gewachsen war. „Ich hatte sie mit eigener Hand getauft, schrieb er, es war das erste Geschöpf, über welches ich meine priesterliche Gewalt ausübte, ich war ihr geistlicher Vater und ich hatte mir geschmeichelt, eines Tages etwas Gutes und Tüchtiges aus ihr zu machen [1]." In der That hatten die herrlichen Eigenschaften, mit denen diese Schwester ausgerüstet war, zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Aber dennoch verlor das Herz des Heiligen, immer ergeben in den Willen Gottes, seinen Frieden nicht. „Es lebe Jesus! schrieb er an Frau von Chantal [2]; in meinem Herzen, welches diesen Verlust so sehr empfunden hat, gewahre ich auf eine recht sichtbare Weise eine große Heiterkeit und Ruhe meines Geistes in der Hingebung an die göttliche Vorsehung, welche in Widerwärtigkeiten meiner Seele Zufriedenheit verleiht, die Alles zum Guten und zum Besten lenkt, die ja auch das Recht hat, das zu ernten, was sie gepflanzt hat, welche die Frucht zur gehörigen Zeit pflückt und einer Seele eine große Gnade erweist, wenn sie sie von dieser Welt hinwegnimmt, ehe sie von ihr befleckt ist." — „Das arme Schwesterchen, schrieb er weiter an eine Verwandte, welches so fromm und so plötzlich hinübergegangen ist, hat in meinem Herzen so recht die Liebe zu jenem höchsten Gute erweckt, auf welches dies kurze Leben allein gerichtet sein soll. Bleiben wir in inniger Vereinigung mit dem Heilande unserer Seelen, in dem wir allein das Glück finden können." Am meisten Unruhe verursachte ihm der Gedanke an seine Mutter, welche dieser Schlag am härtesten treffen mußte. Um sie zu trösten, unterbrach er seine Visitationsreise und eilte nach dem väterlichen Schlosse. Sein Bruder Johann Franz hatte Frau von Boisy die schreckliche Nachricht schon beigebracht. Der erste Aufschrei dieser starken Frau, als sie dieselbe vernahm, war ein Ruf der Unterwerfung unter den Willen Gottes, ihre erste Handlung ein Gebet für die Seele ihrer geliebten Tochter; reichlich floßen zwar die Thränen der Mutter, allein die Christin war ergeben und klagte nicht. „Meine gute Mutter, schrieb Franz [3]), hat diesen Kelch mit einer ganz und gar christlichen Standhaftigkeit getrunken, und ihre Tugend, von der ich immer die beste Meinung hatte, hat dadurch noch außerordentlich in meiner Achtung gewonnen. Am Sonntag Morgen, nachdem sie die ganze Nacht hindurch geträumt hatte, daß ihre

---

[1]) Brief 135. — [2]) Ebendas. — [3]) Ebendas.

Tochter Johanna gestorben sei, fragte sie, noch zu Bette, meinen Bruder, ob dem so sei. — „Ja, es ist wahr, Mutter," antwortete dieser, unfähig ein Wort weiter hervorzubringen. — „Der Wille des Herrn geschehe, sagte darauf meine Mutter; und sie weinte viel und lange. Dann ihre Kammerfrau rufend, sprach sie: „Ich will aufstehen und zur Kapelle gehen, um für meine Tochter zu beten!" und kein Wort der Ungeduld, kein Zeichen der Unzufriedenheit entschlüpfte ihr: tausend Mal pries sie Gott, immer auf's neue betheuerte sie ihm, daß sie sich in seinen heiligen Willen füge; nie habe ich einen ruhigern Schmerz gesehen." Auch an Frau von Chantal schrieb er, um diese über den erlittenen Verlust zu trösten. Besonders ermahnte er die heilige Wittwe in diesem Briefe, sich mit großer Seelenstärke zu wappnen, um jedes Opfer, auch das schwerste, bringen zu können: „Hat Ihr Compaß, sagt er unter Anderm, die Richtung nach seinem heiligen Gestirne, dem Wohlgefallen Gottes, unverrückt beibehalten? und wie sah es mit Ihrem Herzen aus? Haben Sie Jenen, welche Sie bei diesem Todesfalle beobachten konnten, kein Aergerniß gegeben? Wir müssen zufrieden sein, daß Gott uns in dem schlägt, worin es ihm wohlgefällt; die Wahl steht ihm zu. Herr Jesu, dein Wille geschehe in Allem und überall ohne Vorbehalt, ohne Wenn und Aber, ohne Ausnahme, ohne Beschränkung. Ich glaube Sie vor mir zu sehen, geliebte Tochter, mit Ihrem großen Herzen, welches stark liebt und entschieden will. Dies macht mir viele Freude; denn wozu sind wohl jene halbtodten Herzen fähig? Man muß sich oft darin üben, das, was Gott will, auch ganz und gar zu wollen und diesen seinen Willen inniger und wärmer zu lieben, als irgend etwas Anderes auf der Welt, und selbst wenn uns auch das Schlimmste und Härteste begegnen sollte. Es ist dies eine hohe Lehre, aber Gott, für den wir sie uns aneignen und üben, ist ja auch das Allerhöchste. Sie haben vier Kinder, einen Vater, Schwiegervater und einen Bruder; Alles das ist Ihnen theuer, und mit Recht, denn Gott will es so. Nun, wenn Ihnen dies Alles entrissen würde, hätten Sie dann nicht noch völlig genug mit Gott? Wenn wir nur Gott haben, ist das nicht Viel, ist es nicht Alles?"

Nachdem Franz so gut als möglich seine ganze Familie, in so weit sie dessen bedurfte, getröstet hatte, setzte er seine Visitationsreisen fort. Gegen Allerheiligen hin hatte er dieselben beendet und nun eilte er in sein geliebtes Annecy zurück. Diese Stadt war ihm gleichsam sein irdisches Paradies geworden, da Gott sie ihm zum Wohnsitze angewiesen und er sein Glück allezeit in dem suchte, was Gott wollte,

ganz verschieden von so vielen Andern, welche immer meinen, daß sie dort, wo sie nicht sind, glücklicher sein würden. „Es gefällt mir in Annecy, schreibt er an einen Freund[1]), weil hier das Schifflein ist, mit welchem ich segeln muß, um aus diesem Leben in das jenseitige zu gelangen."

## Siebentes Kapitel.

### Fastenpredigten des heiligen Franz von Sales in Rumily. — Neue Versuche Heinrich's IV., ihn für Frankreich zu gewinnen. — Reise nach Thonon, wo er einige abtrünnige Geistliche bekehrt. — Er wird beim Papste verklagt.

(1607 und 1608.)

Zwei Ereignisse erfreuten das Herz des Bischofs bei seiner Rückkehr nach Annecy. Das eine war die Erhebung des Prinzen von Savoyen zur Cardinalswürde, und er beeilte sich auf der Stelle, ihm in einem Schreiben seine Glückwünsche darzubringen. „Die glücklichen Verheißungen, schrieb er[2]), welche der Himmel der Erde gibt, indem er Sie zu dieser Würde erhoben, sind für die ganze Kirche ein Anlaß, die Vorsehung zu preisen, da sie in Ihnen dem apostolischen Stuhle eine starke Säule und Stütze verliehen. Die Diöcese Genf aber, Ihres hohen Schutzes gewiß, empfindet eine ganz besondere Freude darüber; die Purpurfarbe Ihres Hutes bedeutet ja das Blut des Heilandes, aus dem die Großen der Kirche immer ihren Eifer schöpfen und in welchem sie ihn immer auf's neue beleben sollen. Möge Gott uns die Gnade verleihen, zu sehen, wie die Tage Ihrer Hoheit reich sind an jeglichem Segen und die Kirche herrlich erblüht in Frömmigkeit, wofür uns, wie für einen schönen Frühling, der Hut Ihrer Hoheit, wie eine purpurne Rose eine liebe Bürgschaft gewährt."

Die Ernennung des Abbé de Fenouillet zum Bischofe von Montpellier erfüllte ihn ebenfalls mit der aufrichtigsten Freude. De Fenouillet war Canonicus an der Cathedrale von Annecy und einer der gelehrtesten und tüchtigsten Geistlichen der Diöcese. In Paris, wohin ihn Franz geschickt hatte, um in der Kirche des heiligen Benedict die Fastenpredigten zu halten, hatte er einen so vortheilhaften Eindruck auf Heinrich IV. gemacht, daß dieser ihn zum Bischofe von Montpellier ernannte. In dem Berichte, den Franz über seine Person und sein Verdienst nach der bestehenden Vorschrift an den Papst einsenden

[1]) Brief 183. — [2]) Brief 137.

mußte, sagte er am Schlusse: „Ich kann nicht umhin, Ihnen meine ganze Freude über diese Ernennung auszudrücken; denn es ist ja billig, daß die Diener des Hausvaters sich mit ihm freuen und ihm Glück wünschen, für seine Tochter eine so vortheilhafte Parthie gefunden zu haben; und die Kirche von Montpellier, die so lange und so viel von den Irrlehrern zu leiden hatte und noch immer zu leiden hat, bedurfte eines solchen Gatten, wie Herr de Fenouillet einer ist." Die Fastenzeit war mittlerweile herangekommen und Franz begab sich nach dem von Annecy zwei Stunden entfernten Rumilly, um daselbst die Predigten zu halten. Die Bewohner des Städtchens machten ihm in ihrer natürlichen Einfachheit und Güte viele Freude. Dicht gedrängt umstand die Menge seine Kanzel und lauschte begierig seinen Worten, noch dichter umstanden sie seinen Beichtstuhl, da Jeder, was ihn im Gewissen quälte und drückte, der Brust eines so guten Vaters anvertrauen wollte. In Kurzem konnte er allein die Arbeit nicht mehr bewältigen, so daß er seine Domherren bitten mußte, ihm zu Hülfe zu kommen, und ähnlich wie er sich über la Roche geäußert hatte, so äußerte er sich auch jetzt über Rumilly: „Ach, wie viel besser ist es doch predigen in den kleinen Städten oder Dörfern, als in den großen Städten! In letzteren bereiten Stolz und Liebe zum Reichthum der Bekehrung so viele Hindernisse, das arme Landvolk dagegen hört gerne auf das, was man ihm predigt, nimmt es willig in sich auf und übt es auch getreulich im Werke."

Nach Annecy zurückgekehrt, erhielt er den Besuch zweier protestantischer Damen von Genf, die begierig waren, einen so berühmten Bischof persönlich kennen zu lernen. Franz, der klug jeden Umstand zu benutzen wußte, um eine verirrte Seele zur Wahrheit zurückzubringen, leitete geschickt die Unterhaltung auf die Lehre Calvin's und deren Irrthümer. Dieses erste Gespräch war von geringer Wirkung; als aber die Damen ihren Besuch erneuerten und ihm einige schwierige Fragen über die katholische Religion vorlegten, um zu sehen, was er darauf antworten werde, erläuterte er ihnen dieselben so klar und bündig, daß sie begannen, in ihren Ansichten wankend zu werden. Franz flehte zu Gott, er möge sie erleuchten, und auch sie selbst beteten eifrig und dachten ernstlich nach. Ihr Gebet wurde erhört, die Gnade erhellte die Nacht des Irrthums; immer deutlicher erkannten sie die Göttlichkeit des Katholicismus und sie besaßen Muth genug, sich nun offen zu demselben zu bekennen[1]).

---

[1]) Charl.-Aug., p. 380.

Heinrich IV. machte um diese Zeit einen neuen Versuch, den großen Bischof von Genf, dessen Ruhm schon überallhin gedrungen war, für Frankreich zu gewinnen. Bei dem Freunde des Heiligen, Herrn Deshayes, hatte er sich erkundigt, wie viel Einkünfte der Bischof von Genf beziehe, und als er erfahren, daß dieselben tausend Goldthaler oder nach unserm Gelde neunhunderteinundachtzig Thaler nicht überstiegen, gab er diesem den Auftrag, in seinem Namen Franz zu bitten, nach Paris zu kommen; ein so armseliges Bisthum sei zu wenig für ihn und er wolle ihm eine andere, seinen Verdiensten mehr entsprechende Stellung geben. Deshayes gehorchte dem Befehle. Als Franz das Schreiben erhalten und gelesen hatte, zeigte er es seinem Bruder Ludwig mit den Worten: „Sieh da, was unsere Freunde für Absichten haben; Gott sei Dank, das versucht mich nicht. Ich bin da, wo Gott mich haben will, wohin er mich gesetzt hat. Allerdings bin ich nicht in einer großen, bedeutenden Stadt, allein Annecy ist schon viel für mich, der ich doch gar Nichts bin. Wenn ich ein tüchtigerer Arbeiter wäre, so würde das schon vollkommen genug sein, da ich hier auf der Grenze ihres Babylons alle Tage die Feinde der Kirche bekämpfen kann." In diesem Sinne schrieb er denn auch an Deshayes zurück; er danke dem Könige innig für sein Wohlwollen, aber das geringe Einkommen seines Bisthums sei für ihn mehr als hinreichend, und übrigens müsse er vor Allem seinem Vaterlande angehören.

„Die Güte dieses Königs, sagt er in noch zwei andern Briefen[1]), könnte mich stolz machen, wenn nicht das Bewußtsein meines Unvermögens mir als Gleichgewicht dagegen diente. Glücklicherweise kann diese Ehre mich doch nicht bis zu dem Grade verblenden, daß ich nicht mehr im Stande wäre, die Grenze meiner Fähigkeiten, die sehr beschränkt ist, zu erkennen. Ich bitte Sie, suchen Sie zu erfahren, was Seine Majestät mit mir vorhat. Denn ich bin nicht für Vieles gut, und ich möchte mir nur so viel aufladen, als ich tragen kann. Darum will ich, ehe ich weiß, was es ist, weder etwas abschlagen noch annehmen. Sobald Sie mich von den Absichten des Königs in Kenntniß gesetzt haben werden, will ich meine Kräfte darnach bemessen; und falls der Papst, ohne dessen Willen ich mich nicht von dem Posten, den er mir angewiesen hat, rühren werde, mir es befiehlt, so bin ich ganz bereit, wegzugehen. Es ist wahr, ich bin hier in meiner Heimath, unter den Meinigen, und ganz zufrieden und ruhig; aber das Alles

[1]) Brief 146 und 147.

kann mich nicht im geringsten zurückhalten und mich durchaus nicht verhindern, mich auf jeden andern Posten zu begeben, an dem ich glauben könnte, für die Ehre Gottes und das Wohl der Kirche Ersprießlicheres zu wirken. Einstweilen werde ich ohne Unterlaß zu Gott beten: Herr, was willst Du, daß ich thun soll? Denn vor seiner allerhöchsten Majestät betheure ich, daß ich nur das will, was er will, sei es, daß ich hier bleiben soll, oder nicht, und sobald ich diesen seinen heiligsten Willen erkannt habe, werde ich weder zur Rechten noch zur Linken von dem Wege abweichen, den er mir vorschreiben wird. Das Bischen Zeit, das ich auf dieser Welt zu leben habe, ist mir Nichts im Vergleich mit der Ewigkeit."

Franz blieb nicht lange in Annecy. Der Herzog hatte ihn gebeten, nach Thonon zu gehen, um sich mit dem Präsidenten des Senates von Chambéry über mehrere wichtige Angelegenheiten zu benehmen, und seinem Wunsche nachkommend zögerte er nicht lange, sich auf den Weg zu machen. Er reiste über Marchilly, wo er einen Pastor besuchen wollte, der ihm besonders theuer war. Ohne daß er es bemerkte und wollte, zeigte er hier bei Tische, wie sehr der Geist der Abtödtung bei all' seinen Mahlzeiten ihm eigen war. Der Bediente hatte aus Unachtsamkeit in das Salzfäßchen Mehl anstatt Salz gethan. Franz, dessen Gewohnheit es nicht war, darauf Acht zu haben, ob ein Gericht schmackhaft oder fade war, aß ganz ruhig, wie wenn Alles in Ordnung wäre, sein Fleisch mit diesem Mehle. Die übrigen Gäste, welche den Irrthum schneller bemerkt hatten, warteten vergebens darauf, daß der Bischof ihn auch gewahr werde; er fuhr fort, das Mehl als Salz zu essen. Endlich konnten sie das Lachen nicht mehr zurückhalten und Franz, auf seinen Irrthum aufmerksam gemacht, sprach lächelnd: „Ich versichere Ihnen, ich glaubte wirklich es wäre Salz, mein Gaumen hat Nichts davon gemerkt [1])."

In Thonon hörte er zu seinem größten Schmerze von einem großen Aergernisse. Zwei junge Geistliche, welche die Gesetze der Kirche, da sie ihren Leidenschaften entgegentraten, unerträglich fanden, waren abgefallen und zum Protestantismus übergetreten. Gleich suchte Franz die beiden Unglücklichen auf, und seinen liebevollen Vorstellungen, seinen Bitten, seiner Sanftmuth gelang es, sie als zwei verlorne Söhne zu gleicher Zeit in das Vaterhaus zurückzuführen. Er selbst ließ sich die Mühe nicht verdrießen, noch einmal die katholische Lehre mit ihnen durchzugehen, um sie im Glauben und in der Anhäng-

---

[1]) Charl.-Aug., p. 381.

lichkeit an die Kirche zu befestigen, ihnen Freude an ihrem Berufe einzuflößen, und als er sah, daß er dieses erreicht hatte, nahm er sie in den Schooß der Kirche wieder auf. Groß war die Freude des Heiligen über diese Bekehrung und er sagt selbst in einem seiner Briefe darüber [1]): „Einen großen Trost hat mir ihr Rücktritt in die Kirche gewährt, namentlich, wenn ich bedenke, welche Gewalt sie dieser Schritt gekostet hat. Ach, es waren Geistliche! Die Jugend, die eitle Ehrsucht und das Fleisch hatten sie gegen ihr eigenes Gewissen in jenen Abgrund hinabgezogen. Der Eine besonders hat mir recht leid gethan, als er mir seinen Fall erzählte, und gerade deshalb war auch meine Freude über seinen Rücktritt um so größer. O mein Gott, fährt der demüthige Bischof fort, welche Gnade habe ich von Dir erhalten! So lange und so jung und so armselig bin ich unter den Irrgläubigen gewesen, so oft wurde mir dieselbe Lockspeise hingehalten, und mein Herz hat nicht einmal einen Blick darauf werfen wollen. Gepriesen sei die gütige Hand meines Gottes, die mich so fest umschlossen hielt!"

Als er nach Erledigung seiner Geschäfte nach Annecy zurückgekehrt war, wurde hier seinem bischöflichen Herzen fast derselbe Schmerz bereitet, den er in Thonon erfahren hatte: ein Diakon hatte sich als Soldat anwerben lassen. Der Bischof schickte zu demselben hin, mit der Bitte, doch unverzüglich zu ihm zu kommen. Die Antwort des neuen Soldaten bestand darin, daß er den Boten gehörig durchprügelte. Darauf schrieb Franz an ihn und drohte mit Strafen. Der Brief blieb ohne Wirkung; ein zweiter folgte und wiederum bat und flehte der Bischof mit den rührendsten Worten. „Haben Sie Mitleid mit Ihrer und meiner Seele," sagte er ihm unter Andern. Als der Schuldige diesen Brief gelesen, fühlte er sich überwunden. Thränen entstürzten seinen Augen und nachdem er seinen Waffenrock mit der Soutane wieder vertauscht hatte, eilte er seinem Bischofe zu Füßen und bat ihn um Verzeihung.

Kaum war dieser Kummer vorüber, als ein anderer, kaum weniger bitterer über den Bischof kam. Ein mehr eifriger als erleuchteter Religiose war schon seit langer Zeit ungehalten, daß Franz gegen die Protestanten nicht strenge genug sei; er sah sein ganzes Benehmen gegen dieselben als durchaus fehlerhaft an und hielt es endlich für seine Pflicht, ihn beim päpstlichen Stuhle dieserhalb zu verklagen. In der Beschwerdeschrift beschuldigte er den Bischof, daß er eine beträcht-

---

[1]) Brief 164.

liche Zeit auf das Beichthören und die Leitung frommer Weiber verwende, die er besser zur Belehrung der Irrgläubigen benützen sollte, und namentlich, daß er in seiner Diöcese Bücher dulde, die gegen den Glauben seien und die Neubekehrten wieder verführten [1]). Als Franz von der Anklage in Kenntniß gesetzt wurde und dabei erfuhr, daß der Papst sehr unzufrieden sei, war sein Schmerz um so lebhafter, weil er in seiner innigen Liebe zum päpstlichen Stuhle sein ganzes Glück darin fand, dem Statthalter Jesu Christi zu gefallen, und den Gedanken, daß gerade das Gegentheil statthabe, nicht ertragen konnte.

Doch beklagte er sich bei Niemandem über seinen Ankläger; wenn er seinem Bruder und seinem Freund Favre diesen Kummer mittheilte, so geschah es ohne ein Wort der Bitterkeit oder des Vorwurfes gegen den Urheber desselben. Sonst suchte er sich auch nicht viel zu vertheidigen gegen diese Anschuldigungen, er begnügte sich damit, dem heiligen Stuhle die Wahrheit der Thatsachen darzulegen. „Sicherlich, schrieb er an einen ihm befreundeten Cardinal [2]), wenn ich dessen, was man mir vorwirft, schuldig wäre, so würde ich es verdienen, als ein Nachlässiger und Verräther bestraft zu werden; aber ich habe meine ganze Diöcese bis auf die kleinste Pfarrei bereist, und ich habe, wenn ich die der Herrschaft Bern's und Genf's unterworfenen Theile ausnehme, keinen Protestanten in derselben gefunden; häretische Bücher habe ich auch keine gefunden, wenn nicht solche, die man aus Nachläßigkeit und Verachtung im Staube umher liegen ließ; und unsere Katholiken sind in diesem Punkte so gewissenhaft, daß, wenn sie an der Rechtgläubigkeit eines Buches zweifeln, es in's Feuer werfen oder es doch von einem Priester durchsehen lassen. Allerdings ist es wahr, daß in Genf viele verderbliche Bücher erscheinen; aber unwahr ist es, daß die Savoyarden sie lesen. Uebrigens gestehe ich, daß ich nicht Alles thue, was nothwendig wäre, aber ich thue doch Alles was ich in meiner Armseligkeit thun kann. Haben Sie darum die Güte, den heiligen Stuhl hierüber aufzuklären, und lassen Sie mir die Versicherung zu Theil werden, daß ich sein Wohlwollen nicht verloren habe. Ich bedarf desselben, um in dieser Diöcese Gutes wirken zu können." Die Unruhe des Bischofs sollte nicht von langer Dauer sein; er erhielt bald zur Antwort auf sein Schreiben, daß der Papst nicht nur nicht gegen ihn eingenommen sei, was er wegen der falschen Anklage fürchten könne, sondern daß er auch das innigste Wohlwollen seiner Tugenden und seines Eifers wegen für ihn hege; er schätze ihn wie einen Bruder

---

[1]) Charl.-Aug., p. 382. — [2]) Brief 151.

und liebe ihn wie einen Sohn. Das war für die Seele des Heiligen, was ein Balsam für eine tiefe Wunde ist: „O jetzt, sprach er, fühle ich mehr als je, daß ich wahrhaft ein Kind des heiligen Stuhles bin; denn es ist mir, als habe Gott mir das Leben wiedergegeben; und ich weiß nicht, wie ich es anfangen sollte, um nicht vor Schmerz zu sterben, wenn ich wüßte, daß der gemeinsame Vater aller Gläubigen ungehalten über mich wäre und unzufrieden mit meinem Thun und Handeln [1]).

## Achtes Kapitel.

### Reise des heiligen Franz von Sales nach der Bourgogne und Franche-comté. — Bekehrung zweier Protestanten. — Erstes Erscheinen seiner „Philothea“.

(1608.)

Eine Reise nach Frankreich, welche mehrere wichtige Angelegenheiten nothwendig machten, unterbrach in diesem Jahre die unermüdliche Thätigkeit des heiligen Franz von Sales in seiner Diöcese selbst. Vom heiligen Stuhle war ihm der Auftrag geworden, das berühmte Kloster Puy-d'Orbe in der Diöcese Langres zu reformiren, und zu Anfang des Monats August reiste er ab. Unterwegs wurde er in Saint-Rambert in Bugey gebeten, einen großen Proceß zwischen dem Herrn von Montchalin und seiner Schwägerin Marie de Chaudé, Frau von Moyria, zu schlichten, in welchem es sich um das Schloß Vassalier und die dazu gehörigen Ländereien handelte. Vergebens hatten die geschicktesten Rechtsgelehrten es bis jetzt versucht, eine Einigung zwischen beiden Parteien herbeizuführen; was ihnen nicht gelungen war, das brachte Franz zu Stande. Mit seinem Ausspruche war man beiderseits zufrieden und Feindschaft und Haß, die nothwendigen Folgen aller Processe, wichen der Eintracht und dem Frieden [2]). Hierauf setzte er seine Reise fort und gelangte ohne weiteren Aufenthalt nach Puy-d'Orbe. Durch den Briefwechsel mit der Aebtissin, wovon im Anfange des 4. Kap. dieses Buches die Rede war, war ihm der innere Zustand des Klosters schon bekannt, und es scheint, daß die Aebtissin selbst nicht im Stande gewesen war, eine Reform herbeizuführen. Bevor Franz mit derselben begann, suchte er vor Allem

[1]) Année de la visitation, 5 juillet. — [2]) Charl.-Aug., p. 383.

die Schwestern von der Nothwendigkeit einer solchen zu überzeugen; in eindringlichen, herzgewinnenden Ansprachen machte er ihnen klar, daß sie hienieden in nichts Anderm ihr Glück finden könnten, als in einem reinen Gewissen und in dem Frieden des Herzens; beides würde ihnen aber nur in dem Grade zu Theil werden, als sie ihre Regel treu beobachteten und ihre Pflichten pünktlich erfüllten; die allzu große Freiheit, welche sich in ihr Kloster eingeschlichen, würde für sie die traurigsten Folgen haben, und wenn man die Welt einmal verlassen habe, dürfe man nicht mehr nach ihr zurückschauen. Nachdem er sie so durch seine sanften und liebevollen Ermahnungen für sich gewonnen hatte, erklärte er ihnen, der heilige Stuhl habe ihn beauftragt, die Regel des heiligen Benedict in ihrer ganzen Strenge unter ihnen wieder herzustellen; aus Nachsicht für ihre Schwäche aber wolle er eine Milderung eintreten lassen, die der Papst auf sein Ansuchen sicherlich gutheißen werde. Hierauf verbot er, Männern den Zutritt in's Kloster zu gestatten, es sei denn eine wirkliche Nothwendigkeit vorhanden, und den Schwestern, das Haus zu verlassen; dies darf nur geschehen, um mit wenigstens der Hälfte der Schwestern einen gemeinschaftlichen Spaziergang zu machen oder hie und da ihre Familien zu besuchen. Zum Empfange der Besuche bestimmte er ein eigenes Sprechzimmer, und bei allen Besuchen mußten zwei andere Schwestern zugegen sein. Der Beichtstuhl mußte ferner so angebracht werden, daß die Schwestern, welche beichteten, in ihrem Chore waren und der Priester in der Kirche; der Hochaltar mußte ebenfalls durch ein Gitter von diesem Chore abgeschlossen sein, und nur eine Oeffnung sollte in demselben gelassen werden, um den Nonnen die heilige Communion zu reichen. Sodann traf er die Bestimmung, daß jedes Jahr eine Vorsteherin gewählt werden sollte, der in Abwesenheit der Aebtissin die Leitung des Hauses oblag, und daß jeden Freitag sich das Kapitel versammle, auf welches am Vorabende eine Vorbereitung durch Lesung der Regeln oder eines andern Buches über die klösterliche Disciplin stattfinden soll. Zuletzt empfahl er, ohne es aber zu gebieten, alles Geld, das die Einzelnen besäßen, der Oberin zu übergeben, welche dann aus dieser gemeinschaftlichen Kasse die Bedürfnisse einer Jeden zu bestreiten habe[1]). Um die Beobachtung aller Regeln und Vorschriften besser zu sichern, empfahl Franz der Aebtissin noch folgende Punkte: Erstens, darauf bedacht zu sein, ihren Schwestern Demuth und Einfalt des Herzens einzuflößen, „denn, sprach er, mit einem Geiste voll Eitelkeit und

---

[1]) Opuscula, p. 424.

Selbstschätzung bringt man Nichts zu Stande; eine stolze Seele trägt die Ursache und den Grund aller Laster in sich selbst;" zweitens, ihnen in Allem mit gutem Beispiel voranzugehen; „denn umsonst ist das Wort einer Oberin, wenn sie nicht Alles was sie lehrt, auch selbst zuerst übt;" drittens, stets voll Sanftmuth und Theilnahme zu sein, „denn, bemerkte er, die vollkommenste Regierung ist jene, welche der der Vorsehung am nächsten steht; die Vorsehung aber wirkt still und ruhig in Allem, in ihrer größten Thätigkeit gewahrt man keine Aufregung und allen Dingen bequemt sie sich an; viertens, so viel als möglich jeder Unzufriedenheit vorzubeugen, sorgfältig die Novizen auszuwählen, sie gleich im Anfange darauf hinzuweisen, daß der Geist der Abtödtung und des Gehorsams die Seele und das Leben der Klöster ist[1]).

Nicht vergebens hatte der Heilige an der Reform dieses Klosters gearbeitet; es gewann bald ein ganz anders Ansehen und die Tugenden, welche in seinen schönsten Tagen darin geherrscht hatten, erblühten wieder auf's neue.

Von Puy-d'Orbe reiste er weiter nach Dijon, wo er den dortigen Carmeliterinnen, die sich in einer schrecklichen Verlegenheit wegen eines Processes befanden, mit dem man sie bedrohte, einen großen Dienst leistete. Als sie von der Ankunft des Bischofs hörten, baten sie ihn um seinen Beistand und zum zweiten Male auf seiner Reise gab er sein schiedsrichterliches Urtheil auf eine beide Parteien vollständig befriedigende Weise ab.

Von Dijon begab er sich nach Monthelon, wo sein Bruder, der Baron von Thorens, sich mit der ältesten Tochter der Frau von Chantal verlobte. Diese Verbindung verursachte Franz eine herzliche Freude. Die Hochzeit wurde jedoch bis zum nächsten Jahre noch verschoben, da die junge Dame erst zwölf Jahre zählte.

Andere Angelegenheiten riefen ihn nach der Franche-Comté. Der Papst hatte ihm den Auftrag ertheilt, das Project eines Tausches zwischen dem Erzherzog Albert von Oestreich und dem Clerus von der Bourgogne rücksichtlich der Salzquellen der Stadt Salins zu untersuchen und je nach Befund die Sache im Namen des Papstes endgültig zu entscheiden. Der Clerus von der Bourgogne, der mit ein Recht auf diese Quellen hatte, wünschte dasselbe an den Erzherzog für eine jährliche Rente zu verkaufen und letzterer wäre auch gerne in den vollständigen Besitz der Salinen gekommen, da die jährlich vorzunehmenden Theilungen häufig Anlaß zu Streitigkeiten gaben.

---

[1]) Charl.-Aug., p. 385.

Weil es sich aber um Kirchengüter handelte, so konnte der Tausch ohne Genehmigung des Papstes nicht stattfinden, und letzterer hatte darum Franz, den Bischof von Genf, geschickt, um zu untersuchen, ob die Interessen der Kirche bei diesem Projecte hinlänglich gewahrt seien und demgemäß sodann die Angelegenheit zum Abschluß zu bringen. Von seinem Bruder Ludwig begleitet, auf dessen große Einsicht und Sachkenntniß er in einer so kitzlichen Unterhandlung viel rechnete, kam er nach Favernay, wo er noch Alles über ein vor drei Monaten stattgefundenes offenbares Wunder in großer Bewegung fand. In einer Nacht war in der Kirche Feuer ausgebrochen und zwar an dem Altare, auf dem zwei große Hostien, in einer Monstranz zwischen zwei Krystallen verschlossen, aufbewahrt wurden. Der ganze Altar, mit Allem was sich um und auf ihm befand, war in Asche verwandelt worden, nur die Monstranz allein, in welcher sich die Hostien befanden, war während dreiunddreißig Stunden, ohne irgend eine Stütze, ganz frei in der Luft schwebend, auf demselben Platze geblieben, und mehr als zehntausend Menschen, die aus der Umgegend zusammengeströmt waren, hatten diese wunderbare Erscheinung mit Muße betrachten können. Nach Verlauf dieser Zeit hatte sich die Monstranz langsam, ganz von selbst, in Gegenwart einer ungeheuren Volksmenge auf ein auf die Erde gebreitetes Corporale niedergelassen. Die Wahrheit dieser Thatsache bestätigte der Erzbischof von Besançon nach vorhergegangener, strenger Untersuchung in einer öffentlichen Urkunde, worin sie als ein unbestreitbares Wunder erklärt wurde. Mit welcher Andacht Franz sich vor den beiden Hostien niederwarf und welche Gefühle des Glaubens und der Liebe sein Herz an diesem Orte erfüllten, wo Jesus Christus so herrlich seine wirkliche Gegenwart im heiligsten Sacramente offenbart hatte, das kann man sich eher vorstellen als mit Worten sagen.

Nachdem er dem Drange seiner Andacht Genüge gethan, reiste er weiter nach Dôle, woselbst er Abends vor Allerheiligen ankam. Der Magistrat der Stadt hatte kaum sein Ankunft erfahren, als er sich beeilte, ihm seine Aufwartung zu machen und ihn zu bitten, am folgenden Tage zu predigen. Da er so etwas nicht abschlagen konnte, sagte er zu. Um ein Uhr Nachmittags ging er auf die Kanzel, und, wie nicht anders zu erwarten, seine Zuhörer waren voll Entzücken und Begeisterung. Er sprach über die Prädestination und bekämpfte, ohne es ausdrücklich zu sagen, die Irrlehre der Protestanten über diesen Punkt; er zeigte, daß der Gott, den die katholische Kirche anbetet, ein liebevoller, guter und barmherziger Gott allen Denen ist,

welche ihn anrufen, ein Gott, der alle seine Kinder retten und selig machen will, und der allen Menschen, die eines guten Willens sind, die Möglichkeit gewährt, ihr Heil zu wirken, der folglich nicht will, daß irgend Einer verloren gehe und gerne Jedem verzeiht, der seine Sünden bereut; er stellte ihn dar als einen Gott, der gerecht gegen Alle ist, der kein Verdienst unbelohnt, wie keine Sünde unbestraft läßt. Von der Kanzel ging er geraden Weges in den Beichtstuhl, und als man ihm bemerkte, daß ihn diese Arbeiten, da er ohnehin schon von der Reise so ermüdet sei, zu sehr angreifen würden, so daß er am Ende unterliegen müsse, antwortete er: „Alles dies ist ja eine Pflicht und der Beruf des Geistlichen; ich bin nur ein unnützer Knecht; zu Hause oder sonst wo thue ich nie etwas, das irgend einen Werth hätte.“

Gerne hätten die Einwohner von Dôle ihn noch länger in ihrer Mitte behalten; allein es drängte ihn, den ihm gewordenen Auftrag sobald als möglich zu erfüllen und ohne fernern Aufenthalt eilte er weiter nach Besançon. Mit jener Ehrfurcht, welche eine so ausgezeichnete Heiligkeit einflößt, wurde er auch hier empfangen; Männer und Frauen, Groß und Klein, Alt und Jung, Alles wollte ihn sehen, und war ihnen dies Glück zu Theil geworden, so gingen sie ihm nach auf den Straßen und öffentlichen Plätzen, wie wenn sie sich nicht mehr von ihm hätten trennen können. Auf den Knieen suchte man den Saum seines Kleides zu berühren, ein Wort aus seinem Munde zu hören, und hatte man diese Gunst erlangt, so dankte man dem Himmel dafür. Das Domcapitel, die allgemeine Begeisterung theilend, stellte seinetwegen das Grabtuch Christi öffentlich der Verehrung aus; voll tiefster Demuth und innigster Liebe verrichtete Franz seine Andacht vor dieser Reliquie, und als er die Blutspuren betrachtete, welche die Wunden des Herrn hinterlassen hatten, konnte er sich der Thränen nicht enthalten; reichlich entströmten sie seinen Augen.

Endlich langte er in Baumes, dem Ziele seiner Reise, an, woselbst er auch den Bischof von Basel als zweiten Bevollmächtigten des heiligen Stuhles in der Tauschangelegenheit zwischen dem Erzherzoge von Oesterreich und dem Clerus der Bourgogne fand. Von den hierauf bezüglichen Unterhandlungen brauchen wir weiter nichts zu sagen, als daß sie zu einem beide Theile durchaus befriedigenden Resultate führten, was großentheils der Klugheit und Einsicht des Bischofs von Genf zuzuschreiben war. Der Erzherzog verehrte ihm zum Zeichen seiner Dankbarkeit eine kostbare Kapelle von Silber, die außer den Gewändern Alles enthielt, was für die Darbringung des

heiligen Opfers nothwendig war; desgleichen mehrere silberne Geräthe für seine eigene Tafel. Zur selben Zeit versicherte er ihn seines aufrichtigen Wohlwollens und seiner Bereitwilligkeit, ihm in vorkommenden Fällen jeden in seiner Macht stehenden Dienst zu leisten.

Nachdem Franz seine Mission so glücklich beendigt hatte, machte er sich ohne langes Säumen wieder auf die Rückreise nach seinem geliebten Savoyen, welche nicht weniger wie die Herreise fast einem Triumphzuge glich. In allen Dörfern und Städten, durch welche er kam, wurde ihm der begeistertste und liebevollste Empfang zu Theil; überall war man entzückt von ihm, freuten sich die Bewohner, ihn in ihrer Mitte zu wissen, bedauerten sie sehr, daß ihnen diese Freude nur so kurze Zeit gegönnt sei, und lange blieb ihnen seine edle und so gewinnende Erscheinung eine liebe Erinnerung.

Um diese Zeit war es, daß Franz von Sales die letzte Hand an seine so berühmte „Philothea" oder „Anleitung zu einem frommen Leben" legte. Die Veranlassung zu diesem Buche gab eine Dame, Frau von Charmoisy [1]). Am königlichen Hofe in Paris erzogen, in den höchsten Klassen der Gesellschaft durch Geist und Schönheit hervorragend, mit allen Gaben des Glückes und der Natur überhäuft, suchte sie ihre Befriedigung in dem Beifalle und den Huldigungen, womit die Welt sie umgab. Am 24. Januar 1603 hatte sie Gelegenheit, eine Predigt des Bischofs von Genf zu hören [2]), und dieselbe machte einen solchen Eindruck auf sie, daß sie gleich nach Beendigung derselben zu ihm eilte, sich ihm Reuethränen vergießend zu Füßen warf und den festen Vorsatz zu erkennen gab, ein neues Leben zu beginnen; flehentlich bat sie ihn, ihr doch mit seinem weisen Rathe behülflich zu sein. Der Bischof entdeckte bald in dieser Seele jenen guten und entschiedenen Willen, alle jene Eigenschaften, welche bei gehöriger Pflege den Menschen zu einer hohen Stufe der Tugend und Vollkommenheit führen; gern übernahm er daher ihre Leitung und ließ sich dieselbe eifrigst angelegen sein. Zuerst unterwies er sie mündlich; aber bald vergaß die Dame das Gesagte, bald konnte sie den Zusammenhang desselben mit dem früher schon Gehörten nicht erfassen, so daß er ein und dasselbe öfters wiederholen mußte. Um sich selbst nun den Zeitverlust, welche diese häufigen Wiederholungen verursachten, zu ersparen, und Frau von Charmoisy ein Mittel zu verschaffen, seine Rathschläge und Belehrungen sich oft zu vergegen-

---

[1]) Geist des heil. Franz von Sales, VII, 8. — Année de la visitation, 24 janvier. — [2]) Charl.-Aug., p. 389.

wärtigen, über sie nachzudenken und sie in ihrem ganzen Zusammenhange zu erfassen, hielt er es für gut, ihr dieselben schriftlich zu geben. Ebenso schrieb ihm die Dame selbst, wenn sie irgend einen Zweifel hatte, oder etwas nicht recht verstand, um von ihm Aufschluß und Belehrung zu erhalten; und Franz beantwortete ihr Alles wiederum schriftlich und mit großer Pünktlichkeit, ohne einen andern Zweck dabei zu verfolgen, als gerade die Leitung dieser Pönitentin, ohne im geringsten zu ahnen, daß das, was er hier so ganz im Vertrauen schrieb, eines Tages als ein ganzes Buch in die Oeffentlichkeit gelangen würde. Dieser Briefwechsel dauerte zwei ganze Jahre; Frau von Charmoisy, welche die Antworten des Bischofs sorgfältig aufbewahrt hatte, faßte da den Gedanken, Alles was sie so Schriftliches von ihm besaß, zu einem Ganzen zu vereinigen; sie ordnete also die einzelnen Briefe und Papiere nach ihrem Inhalte und brachte das Zusammengehörige unter bestimmte Ueberschriften. Als sie einige Zeit nachher in Geschäften nach Chambéry kam und genöthigt war, länger als ein halbes Jahr daselbst zu verweilen, lieh sie diese kostbare Sammlung dem Rector des Jesuiten-Collegiums, P. Forrier, den sie sich zu ihrem Gewissensrathe gewählt hatte, und der ehemals der geistliche Führer des Bischofs von Genf selbst gewesen war. Forrier, der selbst eine bedeutende Kenntniß und Erfahrung in geistlichen Dingen besaß, las diese Belehrungen mit der aufrichtigsten Bewunderung und bat Frau von Charmoisy, ihm zu erlauben, daß er dieselben abschreiben lasse; gerne wurde das zugestanden, und bald gab es eine ziemliche Anzahl Copien derselben unter den Jesuiten, welche alle einen unvergleichlichen Schatz darin erblickten.

Forrier ließ es dabei nicht bewenden. Er schrieb an den Bischof und bat ihn auf das dringendste, diese seine Gedanken über die wahre Frömmigkeit dem Drucke zu übergeben und Belehrungen nicht im Dunkeln zu lassen, die es so sehr verdienten, allbekannt zu werden, die so ganz geeignet seien, alle Seelen, die nach Vollkommenheit streben, zu erleuchten und zu unterweisen. Franz begriff im Anfange nicht, was dies bedeuten solle, und er antwortete dem Pater, daß er bei der Last seiner Diöcesangeschäfte nicht die nothwendige Zeit habe, irgend etwas zu schreiben; übrigens besitze er auch gar kein Schriftstellertalent und er begreife darum nicht, was er eigentlich in seinem Briefe wolle. Pater Forrier erklärte sich nun deutlicher; er habe jene vortrefflichen Belehrungen gemeint, die er Frau von Charmoisy schriftlich gegeben habe, und nach seinem Dafürhalten wäre es ein großes Unrecht, wenn er dieselben nicht veröffentlichen ließe; er würde

die Wahrheit gefangen halten, Gott eine große Ehre und den Seelen eine unschätzbare Wohlthat entziehen. Franz war erstaunt über diese Sprache und begriff immer noch nicht, um was es sich handle. Er bat deshalb Frau von Charmoisy, ihm dies Räthsel zu lösen. „Ei, erwiderte diese, es ist Rede von den Belehrungen und Rathschlägen, die sie mir zur Richtschnur meines Wandels gegeben haben.“ — „Aber welche Belehrungen denn?“ — „Nun, hochwürdigster Herr, erinnern Sie sich denn nicht so vieler weisen Rathschläge, die Sie mir schriftlich über so Manches gegeben haben?“ — „Aber was kann man denn mit diesen armseligen hingeworfenen Bemerkungen machen?“ — „O, es sind deren mehr, als Sie wohl glauben, hochwürdigster Herr, erwiderte Frau von Charmoisy; ich habe sie dem Pater gegeben, der sie abschreiben ließ und diese Abschrift macht einen ganzen Band aus.“ — „Wie, der gute Pater hat die Geduld gehabt, alle diese erbärmlichen Wische zu lesen, die ich flüchtig nur für Sie geschrieben habe!“ — „Ja, hochwürdigster Herr, und er hat sie so schön gefunden, daß er mir betheuerte, nie etwas Nützlicheres und Erbaulicheres gelesen zu haben; das ist auch die einstimmige Meinung aller Patres des Collegiums, denen er sie mitgetheilt hat, und sie sind entschlossen, das Buch zu veröffentlichen, wenn Sie es nicht selbst thun.“ — „Eigenthümlich, erwiderte Franz, daß diese guten Patres sagen, ich habe ein Buch geschrieben, während ich doch nie im geringsten daran dachte. Zeigen Sie mir doch einmal diese Blätter.“ Frau von Charmoisy that das. Franz war überrascht über die Menge derselben, noch mehr aber über die Sorgfalt, mit der die fromme Dame sie gesammelt hatte. Nachdem er sie durchgesehen, schrieb er an Forrier, ja nicht diese losen und unzusammenhängenden Blätter drucken zu lassen; er werde, da nach seinem Dafürhalten auch Andern zu Gute kommen könne, was zum Besten einer Seele gethan worden sei, diese zerstreuten Papiere ordnen und den Inhalt noch einmal überarbeiten. Auch durch die Bitten Heinrich's IV. wurde Franz zu dieser Arbeit angespornt.

Der König, der bei seiner feinen Urtheilsgabe Menschen und Dinge so richtig zu schätzen verstand, war überzeugt, daß Niemand ein so vollkommenes Verständniß von der wahren Frömmigkeit habe, als der Bischof von Genf; und darum ließ er ihm durch Deshayes schreiben, er wünsche ein Buch von seiner Hand, in welchem die Anforderungen der Vorschriften der Religion in all' ihrer natürlichen Schönheit dargestellt seien, frei von allem Aberglauben und aller Aengstlichkeit, auf eine Weise, daß sie von allen

Klassen der Gesellschaft befolgt werden könnten, daß sie sich vereinigen ließen mit dem Getümmel der Welt und dem Lärm der Geschäfte, gleich ferne von jener allzugroßen Nachsicht, welche den Sündern schmeichelt, wie von jener Strenge, welche sie entmuthigt; ein solches Buch fehle bis jetzt und Niemand sei besser im Stande, ein solches zu schreiben, als der Bischof von Genf[1]). Franz machte sich also an die Arbeit, und trotz der vielen Geschäfte, welche die Verwaltung seiner Diöcese mit sich brachte, erschien das so sehr gewünschte und seitdem von allen Ständen so sehr gelesene und geschätzte Buch in kurzer Zeit in Lyon unter dem Titel: „Anleitung zu einem frommen Leben," in Deutschland unter dem Namen „Philothea" bekannt.

Um den Character eines Buches zu verstehen, ist es nöthig zu wissen, von welchem Gesichtspunkte aus der Verfasser es schrieb. Zwei irrthümliche und gleichverderbliche Anschauungsweisen hinsichtlich der Religion und Frömmigkeit herrschten zur Zeit des heiligen Franz von Sales. Die Einen, indem sie die Frömmigkeit als etwas zu Erhabenes darstellen wollten, machten sie dadurch unmöglich oder doch wenigstens unverträglich mit den Ansprüchen und Pflichten des bürgerlichen Lebens; sie gaben ihr so geheimnißvolle, nur schlecht verstandene Bezeichnungen, sie schilderten dieselbe als etwas so Strenges, Beschwerliches und Hohes, daß man sie nur mehr als ein Erbtheil der Klöster betrachtete und sie für zu scheu hielt, um am Hofe oder in der vornehmen Welt zu erscheinen. Die Andern dagegen bequemten sie ganz ihren Leidenschaften an, machten sie zu einem wunderlichen Gemisch von Gutem und Bösem, indem sie ihre Fehler und Laster mit dem Evangelium in Einklang zu bringen suchten, kurz, entstellten sie ganz und gar, und um sie sich leicht zu machen, bekleideten sie dieselbe mit einem ganz weltlichen Gewande. Franz von Sales wollte beide Klippen vermeiden; die wahre Frömmigkeit wollte er von dieser finstern Strenge trennen, welche abschreckt und zur Verzweiflung bringt, ihr aber doch jene billige Strenge lassen, welche die Wahrheit fordert; er wollte zeigen, daß sie wohl verträglich sei mit allen Pflichten des bürgerlichen Lebens, mit jedem Stande und Berufe; kurz, er wollte zeigen, wie man in der Welt leben könne, ohne sich vom Geiste der Welt zu beflecken, wie man thun könne, was die Andern thun, die Sünde ausgenommen, daß man aber seine Handlungen heiligen müsse durch die Absicht, Gott dadurch zu gefallen, und diesen Zweck erreichte er auf eine bewunderungswürdige Weise in seiner „Anleitung zu einem frommen Leben."

---

[1]) De Cambis, II, p. 80.

Die Frömmigkeit, wie er sie beschreibt, ist edel, wahr und dem gesunden Verstande gemäß; Feinheit der Sitte, Geselligkeit und Heiterkeit, alle Reize, die ihr eigenthümlich sind, bilden gleichsam ihr Gefolge, und doch umgibt sie sich keineswegs mit einem fremden Gewande, um angenehmer zu erscheinen; sie tritt auf mit ihrem Kreuze, ihren Dornen, ihrer Entsagung, ihren Leiden, „sie ist so, sagt Bossuet, daß auch der strengste Mönch oder der von Weltfreuden übersättigtste Höfling ihr wenigstens seine Achtung nicht versagen kann, wenn er sie auch nicht lieben mag [1])." Die Sanftmuth des Verfassers zeigt sich im ganzen Buche ohne Schwäche, wie seine Entschiedenheit ohne Bitterkeit. Er lehrt das Wohlanständige, was er die Grazien der Tugend nennt, zu achten, sich über die Natur zu erheben, ohne sie zu vernichten, allmählig und langsam zum Himmel empor zu fliegen, wie die Tauben, wenn man sich nicht zu ihm hinaufschwingen kann, wie die Adler, d. h. sich zu heiligen auf dem gewöhnlichen Wege, wenn man nicht zu einem vollkommneren Stande berufen ist. Mit Entzücken schaut der Geist hier die Wahrheit in ihrem hellen Lichte, verschönert durch ebenso geistreiche als tiefe Grundsätze, im Gewande eines edlen und majestätischen, fließenden und natürlichen Styles, der noch gehoben wird durch die Richtigkeit und Klarheit des bald feinen und zierlichen, bald lebhaften und rührenden, aber immer anmuthigen und gewählten Ausdruckes; es ist hier das Einfache mit dem Schönen vereinigt, weil jeder Gedanke durch das treffende Wort wieder gegeben ist, und jedes Wort wiederum den Gedanken verschönert. Auf das Herz besonders übt die Lectüre des Buches einen unbeschreiblichen Reiz, weil die Sanftmuth immer das Gebot mildert und ihm das Herbe nimmt, zarte Schonung zur Annahme bewegt, die ungekünstelte Einfalt der Seele und die Güte des Verfassers es lieb und werth macht.

Der Inhalt selbst bedarf wohl keiner weitern Erwähnung, da wohl sicher anzunehmen ist, daß er Jedem hinlänglich bekannt ist; jeder Leser dieses Buches besitzt gewiß auch die „Philothea" des heiligen Franz von Sales.

Die Wirkung, welche das Buch gleich nach seinem Erscheinen hervorbrachte, war außerordentlich; Jeder wollte es haben, lesen und immer wieder lesen. Binnen kurzer Zeit war es schon in fast alle Sprachen Europa's übertragen, und es fand einen solchen Absatz, daß im Jahre 1656 schon die vierzigste Auflage nöthig geworden war.

Heinrich IV. gestand, daß es seine Erwartungen übertroffen habe,

[1]) Lobrede Bossuet's auf den heil. Franz von Sales.

so sehr hatte es ihm gefallen. Seine Gemahlin, Maria von Medicis, schickte es in einem mit Diamanten und kostbaren Steinen besetzten Einbande an Jacob I. von England, der trotz seines Vorurtheils und Abneigung gegen katholische Schriftsteller eine solche Achtung vor ihm bekam, daß er es stets bei sich trug, um es jeden Augenblick zur Hand zu haben, und oft hörte man ihn sagen: „Wie gerne möchte ich den Verfasser kennen lernen; er ist wahrhaft ein großer Mann; unter all unsern Bischöfen findet sich kein einziger, der so zu schreiben im Stande ist, der sich so auf den Himmel und die Weise der Engel versteht." Der General der Feuillanten [1]) sagte von dem Buche, es sei das vollkommenste, das je von einer sterblichen Hand verfaßt worden sei, ein Buch, das man nie müde werde zu lesen; wer es lese und nicht Christ sei, der werde es, wer schon Christ sei, werde besser dadurch und wer schon besser sei, werde vollkommen. Ebenso urtheilte der damalige Karthäusergeneral Dom Bruno d'Affringues, einer der gelehrtesten und tugendhaftesten Männer seines Jahrhunderts; er rieth dem Verfasser, nie mehr etwas zu schreiben, weil er in diesem Werke das Höchste geleistet habe; was er sonst noch erzeugen würde, könne nur von geringerem Werthe sein und werde folglich seinem Rufe Eintrag thun. Mehrere Freunde machten ihm dieselbe Bemerkung. Weit entfernt aber, solchen Gründen, die so wenig dem Evangelium gemäß waren, seinen Beifall zu geben, konnte er es nicht verschweigen, wie weh man ihm dadurch that. „Sehen Sie, sprach er zu einem Freunde [2]), es ist ihre Liebe zu mir, die sie so sprechen läßt; wenn sie aber ihre Augen von mir, da ich doch nur ein elender und armseliger Mensch bin, abwendeten, um auf Gott den höchsten Herrn hinzuschauen, so würden sie eine andere Sprache führen. Denn wenn Gott diesem Büchlein seinen Segen geben wollte, warum sollte er ihn einem zweiten verweigern? Kann er nicht auch aus dem Kinnbacken eines Esels lebendiges und erfrischendes Wasser hervorsprudeln lassen [3])? Aber daran denken die guten Leute nicht; sie denken nur an meine Ehre, als ob wir Ehre unserer selbst wegen wünschen, und dieselbe nicht auf Gott zurückbeziehen sollten, der doch all das Gute, was wir thun, in uns wirkt. Das Evangelium verbietet uns, den Beifall der Welt zu suchen und deshalb sollte ich vielmehr, wenn dies Büchlein mir

---

[1]) Feuillanten hießen die Mitglieder der congregatio beatae Mariae Fulinensis, welche den Cisterciensern angehörte und von Jean de la Barrière, der 1562 die Abtei Feuillans im Languedoc als Commende erhalten hatte, gestiftet wurde. — [2]) Geist des heil. Franz von Sales, XVI, 22. — [3]) Richt. XV, 19.

einiges Ansehen erworben hat, noch andere vom geringeren Werthe verfassen, um die Rauchwolken des Stolzes niederzuschlagen."

Ganz anders wie diese Freunde urtheilte der ehemalige Erzbischof von Vienne, Pierre de Villars. Er drang sehr in Franz, noch mehr zu schreiben, gerade weil er so gut geschrieben habe, und noch größere Dienste der Kirche dadurch zu leisten.

All diesen Lobeserhebungen gegenüber ließ sich auch eine Stimme vernehmen, die nicht mit denselben im Einklange stand. In Avignon wurde das neue Buch von einem Mönche, der noch strenger als sein ohnehin schon strenger Orden war, auf das heftigste in einer Predigt angegriffen. Er verdammte die darin enthaltenen Lehren und Grundsätze als eine feige und nicht zu rechtfertigende Nachgiebigkeit gegen die Sünder, als eine entschiedene Verdrehung der Wahrheit zu Gunsten der Leidenschaften, welchen das Evangelium zum Opfer gebracht werde: „Wie! rief er aus, wie kann man es wagen zu behaupten, daß der Tanz etwas an und für sich Gleichgültiges sei! Wie kann man in der Unterhaltung muntere Scherze erlauben! Welch ein Verbrechen, welch ein Scandal!" In seiner Heftigkeit griff er die Person des Verfassers selbst an, dessen engelgleiches Leben doch schon so sehr zu Gunsten des Buches sprach; er wagte es zu sagen, sein sanftes, erbauliches und bescheidenes Aeußere sei weiter nichts als der Schein der Tugend, daß das Evangelium uns lehre, den Baum nach seinen Früchten zu beurtheilen, und wende man dies auf ihn an, so sei er nichts als ein übertünchtes Grab, das unter einem trügerischen Aeußern Verwesung und Moder berge. Seine Wuth ging sogar so weit, daß er das Buch ergriff und in tausend Stücke zerriß, indem er dabei den Verfasser einen wahren Nachfolger Calvin's, einen Lehrer verderblicher Sitten nannte. Als der heilige Bischof von diesem ärgerlichen Scandal, wovon die Nachricht sich bald nach Annecy verbreitet hatte, hörte, zeigte er nicht die geringste Aufregung; mit großer Ruhe bemerkte er, er glaube, der Mönch habe eine gute Absicht dabei gehabt, er lobe und achte ihn mit Rücksicht auf den Beweggrund, aus dem er so gehandelt habe; aber doch bedaure er, daß derselbe, ehe er so heftig geworden, nicht überlegt habe, daß das Buch gerade die außerordentliche Gefahr, welche mit dem Tanze verbunden ist, scharf hervorhebe, daß es denselben nur in besondern Fällen gestatte für Leute, die am Hofe und in der vornehmen Welt leben, und wenn es denselben als etwas an und für sich Gleichgültiges erkläre, so folge er ja nur der einstimmigen Lehre der größten und heiligsten Theologen; was das angehe, daß er Scherze in der Unterhaltung dulde, so habe

er nur den Gedanken des heiligen Königs Ludwig wiedergegeben, der doch sicher ein Lehrer in der Kunst sei, wie man Höflinge zu einem frommen Leben anleiten könne.

Das günstige Urtheil ganz Europa's über das Buch hatte bald auf eine wirksame Weise diese einzelne mißbilligende Stimme zum Schweigen gebracht. Selbst unter den Protestanten fand es Aufnahme und manche wurden dadurch zum wahren Glauben bekehrt. Durch diesen Erfolg ermuthigt, dachte Franz daran, noch weitere Schriften dieser folgen zu lassen. Zuerst wollte er eine neue verbesserte Ausgabe der „Philothea" veranstalten, wobei er die Kritik des Bischofs von Montpellier über dieselbe, sowie auch alle andern, die er nur erhalten konnte, namentlich aber die des ehemaligen Erzbischofs von Vienne, gewissenhaft zu benutzen sich vornahm. Sodann faßte er den Gedanken, eine Abhandlung über die Liebe Gottes zu schreiben, desgleichen eine andere für Prediger, zuletzt eine Art Kalender, der für alle Wochen des Jahres die Tugendübungen angeben würde, deren die frommen Seelen sich befleißigen sollten.

Die aufrichtige Hochschätzung, der Franz überall begegnete, die Bewunderung und Anerkennung, die man ihm als Schriftsteller von allen Seiten zollte, war für ihn nur ein neuer Sporn, sich mehr und mehr zu verdemüthigen. „Gestern, schrieb er an Frau von Chantal [1]), machte ich einen Spaziergang und die Thränen kamen mir in die Augen, als ich sah, was ich doch eigentlich nur bin und wofür die Andern mich halten . . . Ich möchte, daß Sie mich ganz kennten und Sie würden sagen: „Ein Rohr, auf welches Gott will, daß ich mich stützen soll; ich bin sicher dabei, weil Gott es so will, aber dies Rohr ist doch nichts werth."

Nicht als ob er zuweilen nicht die Regungen der Eigenliebe verspürt habe, wie er in demselben Briefe an seine heilige Freundin bemerkt mit den Worten: „Ich bin aus Eitelkeit zusammengesetzt," solche Versuchungen hatte er wohl. Aber was er Andern anrieth, das übte er auch selbst. „Verachten Sie, sagt er in einem Briefe, die eitlen Gedanken des Ehrgeizes, die sich bei Ihren guten Werken Ihnen aufdrängen, und fahren Sie einfach zu handeln fort, ohne zu untersuchen, ob Sie eingewilligt haben oder nicht [2])."

---

[1]) Brief 158. — [2]) Brief 159.

## Neuntes Kapitel.

### In der Familie des heiligen Franz von Sales drohen Uneinigkeiten auszubrechen. — Reform der Abtei Talloires und Consecration des Bischofs von Belley. — Franz wird beim Herzog von Savoyen verläumdet. — Tod der Frau von Boisy und Heinrichs IV.

(1609.)

Der Eigennutz, dieser so wirksame Zerstörer der Liebe unter den Menschen, hätte auch beinahe in der bis dahin miteinander so enge verbundenen Familie von Sales Uneinigkeiten hervorgerufen. Herr von Boisy hatte sterbend den Wunsch geäußert, seine Güter möchten nicht getheilt werden, um seine zahlreichen Kinder[1]) dadurch zu vermögen, alle zusammen zu bleiben; für den Fall aber, daß man sich trennen wollte, hatte er die Bestimmung getroffen, daß die Theilung von dem Aeltesten vorgenommen werden sollte; ferner solle das Loos dann nicht entscheiden, sondern der Jüngste habe das Recht, zuerst zu wählen und nach ihm die Uebrigen je nach dem Alter. Die Familie hatte sich nun zur Theilung entschlossen, aber die von Herrn von Boisy bezeichnete Weise, wie jeder Einzelne zu seinem Antheile gelangen sollte, mißfiel einigen Erben, besonders der Frau Ludwig's von Sales, und sie wollten sich damit nicht einverstanden erklären. Franz that das sehr wehe, denn der letzte Wille seines Vaters war ihm heilig und der Friede in seiner Familie lag ihm sehr am Herzen. Er beschwor seinen Bruder Ludwig, den Einflüsterungen seiner Frau, die am meisten den Geist der Zwietracht anfachte, kein Gehör zu geben, und doch Alles zu thun, um sie auf friedlichere Gedanken zu bringen. Dieser that denn auch sein Möglichstes; die dringenden Vorstellungen, die er seiner Gemahlin machte, verfehlten ihre Wirkung nicht; der Friede wurde hergestellt und der von Herrn von Boisy gewollte Modus der Theilung angenommen, demgemäß der jüngste der Brüder Baron von Thorens und Herr von Sales wurde[2]).

Ludwig von Sales verlor nicht lange nachher seine Gemahlin durch den Tod. Es war ein herber Schmerz für Franz; die tiefe Trauer, in welche sein Bruder durch diesen Todesfall versetzt wurde, die Thränen der ganzen Familie, welche untröstlich war, die herr-

---

[1]) Er hatte deren dreizehn, von denen sechs sehr jung starben. — [2]) De Cambis, II, p. 120.

lichen Eigenschaften der Verstorbenen, die verwaiste Lage ihres einzigen noch kleinen Kindes, Karl August von Sales[1]), die Betrübniß des ihm so innig befreundeten Vaters, Baron von Cusy, Alles das durchbohrte ihm wie ebenso viele Schwerter das Herz. Aber sein Glaube war stärker als der Schmerz; zu den Füßen des Kreuzes legte er all seinen Kummer und sein Wehe nieder, und sich gestärkt erhebend konnte er fortfahren, die Obliegenheiten seines heiligen Amtes zu erfüllen.

Zwei Stunden von Annecy lag an dem herrlichen Ufer des gleichnamigen See's die berühmte, alte Benedictinerabtei Talloires. Mehrere Jahrhunderte hindurch war dies Kloster eine Pflanzstätte von Heiligen und ein Gegenstand der Erbauung für die ganze Umgegend gewesen. Seit einiger Zeit jedoch war Ordnung und Zucht in Verfall gerathen; die wenigen Mönche, welche noch vorhanden waren, lebten gar nicht mehr nach einer bestimmten Regel, und der Einsamkeit überdrüssig suchten sie sich im Verkehre mit der Welt die Langeweile zu zerstreuen, wodurch natürlich jeder klösterliche Geist verloren ging. Voll Betrübniß über diese Unordnung beklagte sich Franz in Rom, und Paul V. beauftragte ihn sofort mit der Reform der Abtei.

Um so viel als möglich jeden Anstoß zu vermeiden, bat Franz vor Allem den Abt von Savigny, unter dem dies Kloster stand, um seine Zustimmung und Bevollmächtigung zu allen Reformen, die er für nothwendig erachten werde; gerne wurde ihm diese gewährt, und er begab sich nach Talloires[2]). Daselbst angekommen, stellte er sich den Mönchen als den Stellvertreter und Bevollmächtigten ihres Abtes vor, der ihn mit einer Visitation ihres Hauses beauftragt habe. In einer herzlichen Ansprache an sie erklärte er, daß nur die Liebe zu ihrem Seelenheile ihn hergeführt habe; sie könnten nur ihr Heil wirken, wenn sie ihre Gelübde hielten, oder sie müßten sonst von diesen Gelübden entbunden werden. Da der heilige Stuhl aber unbeugsam eine solche Dispens verweigere, so sähen sie wohl selbst ein, daß sie, um nicht ewig verloren zu gehen, keine andere Wahl hätten, als zur alten Zucht zurückzukehren und ihre ursprüngliche Regel in ihrem ganzen Umfange wiederherzustellen. Die Sanftmuth und liebevolle Freundlichkeit, mit der er ihnen dies Alles vorstellte, rührten Einige bis zu Thränen und sie zeigten sich gleich mit der vorgeschlagenen Reform einverstanden. Nicht war dies der Fall bei mehrern

[1]) Er wurde später Bischof von Genf und der beste Biograph seines heiligen Oheims. — [2]) Geist des heil. Franz von Sales, III, 19 u. 20.

Andern; weit entfernt sich zu unterwerfen, erhoben sie gegen die Reform Einspruch und erklärten rund heraus, daß sie durchaus keine Neuerungen wollten; bei ihrem Eintritte in das Kloster hätten sie die Meinung gehabt, sich nur zu der Lebensweise zu verpflichten, wie sie damals hier geführt worden sei, und ein anderes Joch wollten sie sich nicht aufladen. Der Bischof versuchte mit Güte und Sanftmuth diese Widerspenstigen zu gewinnen. Da ihm dies nicht gelang, so kümmerte er sich vorläufig nicht mehr um sie; die Gutgesinnten ließ er dann zusammen kommen, um sich einen Prior zu wählen. Die Wahl fiel ganz so wie er es gewünscht auf einen noch frommen und guten Pater Namens de Coëx, der schon lange eine Reform gerne gesehen hätte. Nachdem er diesem Verhaltungsregeln gegeben, begnügte er sich einstweilen mit dem, was er schon erreicht hatte, und kehrte nach Annecy zurück; denn er war überzeugt, daß dies Unternehmen scheitern würde, wenn man es zu sehr beschleunigen und auf einmal zu viel verlangen wolle.

Kaum war der Bischof abgereist, als die Unzufriedenen und Widerspenstigen gegen den neuen Prior sich erhoben und ihn zwangen, das Kloster zu verlassen, ja sie wollten sich seiner ganz entledigen, als ob sie dadurch eine Reform hätten verhindern können. Drei der Verwegensten paßten ihm in der Absicht am nächsten Morgen auf und schossen mit Pistolen nach ihm, als er eben sein Versteck, in das er sich geflüchtet, verließ. Glücklicherweise fehlten ihn die Bösewichter und zwei derselben kamen aus Furcht vor der Strafe, die sie zu gewärtigen hatten, am andern Tage zu ihm und baten ihn knieend um Verzeihung; sie beschworen ihn, sie doch nicht dem Senate von Chambéry anzuzeigen, der sie auf der Stelle zum Tode verurtheilen würde, sondern lieber dem Bischofe von Genf; der werde ihnen um ihrer Reue willen gnädig sein. Ja sie eilten selbst sofort zu Franz und warfen sich ihm zu Füßen; bis zu Thränen gerührt, verzieh er ihnen denn auch, machte sie aber zu gleicher Zeit aufmerksam, daß man mit der größten Strenge gegen sie verfahren werde, wenn sie sich nicht besserten. Als der Pater de Coëx ihm das Vorgefallene mittheilte, empfahl er diesem nicht nur, sie nicht den Gerichten zu überliefern, sondern bat ihn auch, sie nicht seine Unzufriedenheit und sein Mißfallen fühlen zu lassen. „Die armen Kinder, sprach er, werden vielleicht einst Buße thun, und werden sie mit uns gerettet, so sind sie für immer unsere Freunde [1].“ Da jedoch seine Vorsicht seiner

[1]) De Maupas, p. 291.

Sanftmuth gleich kam, so rieth er dem Pater dringend an, auf seiner Hut zu sein und sich der Gefahr nicht unnütz auszusetzen: „Denn, sagte er, wir müssen das Martyrium nicht aufsuchen.“ Zugleich aber war er fest entschlossen mit der Reform rasch und entschieden vorzugehen; ein weiteres Verschieben derselben hätte sonst unter diesen Umständen als Furcht betrachtet werden, die Empörer noch kühner machen und das ganze Unternehmen mißlingen lassen können. Zu dem Zwecke bat er den Senat von Savoyen um seine kräftige Unterstützung, und von einem Senator begleitet, begab er sich zum zweiten Male nach Talloires. Mit großem Nachdrucke forderte er die Mönche auf, sich entweder der Reform zu unterwerfen oder das Kloster zu verlassen; als einige letzteres vorzogen, ging er in seiner Güte so weit, ihnen einen Jahresgehalt anweisen zu lassen. Mit Thränen der Rührung in den Augen umarmte er dann die kleine Schaar derer, welche treu blieben, und nachdem er sie mit feurigen Worten ermahnt hatte, von nun an nach der klösterlichen Vollkommenheit zu streben, kehrte er getröstet nach Annecy zurück. Seine Bemühungen waren nicht fruchtlos geblieben. Zucht und Ordnung kehrten in das Kloster wieder ein und wie früher wurde es eine Pflanzstätte jeglicher Tugend. Es herrschte ein solcher Eifer unter seinen Bewohnern, daß der Bischof bemerkte, sie bedürften eher des Zügels als der Sporen, und daß es beinahe nothwendig sei, die Reform zu reformiren. „Ihr thut zu viel, sprach er zu ihnen, man muß so leben, daß man es aushalten kann; was übertrieben ist, das währt nicht lange; ganz sachte muß man seinen Weg gehen und nicht mit unüberlegtem Eifer dahin eilen.“

Um dieselbe Zeit befand sich in Paris ein junger Geistlicher, Herr Camus, dessen Rednertalent allgemeine Bewunderung hervorgerufen hatte. Die Beziehungen, in welchen er zu dem Bischofe von Genf stand, von dem er uns so schöne Züge aufbewahrt hat, und sein eigenes hervorragendes Verdienst sichern ihm einen Platz unter den Männern, die nicht mehr vergessen werden. Heinrich IV. wartete nur auf eine Gelegenheit, dies glänzende Licht auf den Leuchter zu stellen, und sie bot sich bald dar; das Bisthum Belley war erledigt worden, und er ernannte zum neuen Bischof Herrn Camus, wiewohl er erst fünfundzwanzig Jahre zählte, und in dem zwischen Leo X. und Franz I. abgeschlossenen Concordate wurden wenigstens siebenundzwanzig verlangt; auf das günstige Zeugniß mehrerer Cardinäle und anderer bedeutender Persönlichkeiten hin ertheilte der heilige Stuhl jedoch Dispens in diesem Falle. Der neuernannte Bischof hatte bald

seinen Consecrator gewählt und bat Franz von Sales, ihm in der Cathedrale von Belley die Hände aufzulegen [1]). Immer bereit, Freude zu machen, wo er nur konnte, folgte letzterer dieser Einladung; in dem jungen Bischofe fand er Frömmigkeit und Eifer mit Wissen und Talent verbunden, besonders aber ein liebevolles, warmes Herz, feine und höfliche Sitte; das war mehr als genug, um das Herz des Bischofs von Genf zu gewinnen. Seinerseits pries sich Herr Camus glücklich, einen so kostbaren Freund und geschickten Lehrer zum Nachbarn zu haben, so daß von jenem Tage an der Grund zur herzlichsten Eintracht und Freundschaft zwischen beiden Prälaten gelegt wurde. Der Bischof von Belley liebte den von Genf wie seinen Vater, Führer und sein Vorbild; und letzterer betrachtete ihn wie seinen Sohn. Nicht als ob der junge Prälat frei von jedem Tadel gewesen wäre; bei seinen schönen Eigenschaften besaß er auch Fehler, und besonders war es eine zu feurige und lebhafte Einbildungskraft, die ihn oft die Grenzen der Klugheit überschreiten ließ. Es fehlte ihm an Besonnenheit, Tact und Urtheil; und hatte eine Idee bei ihm Platz gefaßt, so verfolgte er sie auch bis zum Aeußersten, ohne die Folgen seines Ungestüms zu berechnen. Viele heftige Schriften, in denen er, die Sache selbst mit dem Mißbrauch verwechselnd, die achtungswerthesten Einrichtungen schonungslos angreift, zeigen das zur Genüge. Sodann hatte er die Sucht, für einen Gelehrten und feinen Kopf gelten zu wollen, was seinem natürlichen Geiste schadete und jenen Ueberfluß von Bildern und Metaphern erzeugte, von denen alle seine Schriften strotzen, sowie eine maßlose, bunte Menge von allen möglichen Werken, die schon längst wieder der Vergessenheit anheimgefallen sind. Doch verminderten diese Fehler um Nichts die Freundschaft des heiligen Franz von Sales für ihn, sei es, daß seine Liebe sie mit einem Schleier bedeckte, oder daß er sie als solche menschliche Schwächen betrachtete, welche er so glücklich sein würde durch gute Rathschläge zu heilen.

Nach Annecy zurückgekehrt, erhielt Franz von Heinrich IV. die Aufforderung, sich nach Gex zu begeben, um sich mit dem Baron von Luz über wichtige Maßregeln behufs der Wiederherstellung der katholischen Religion in jener Gegend zu benehmen. Auf der Stelle reiste er in Begleitung von zwölf andern Personen ab. Am Rhone angekommen, fand er denselben so angeschwollen und reißend, daß sein Fuhrmann sich nicht dazu verstehen wollte, ihn überzusetzen. Es blieb

[1]) Geist des hl. Franz von Sales, I, 12.

ihm kein anderer Uebergang als die Brücke in Genf; aber seinen Weg durch diese Stadt zu nehmen, schien nicht ohne große Gefahr, da er sich so den Händen seiner erbittertsten Feinde überliefert haben würde, welche nur auf eine günstige Gelegenheit warteten, um ihre Rache an ihm zu befriedigen; der Schaden und die Verluste, welche der Calvinismus durch seinen apostolischen Eifer erlitten hatte und noch erlitt, waren noch in zu frischem Andenken.

Seine ganze Begleitung drang deshalb in ihn, zu warten, bis der Rhone wieder schiffbar geworden sei. Allein es handelte sich um die geheiligten Interessen der Religion; eine Verzögerung konnte ihnen nachtheilig werden, und Angesichts dieser Gefahr, die ihm schlimmer erschien als jede andere, behagten ihm solch ängstliche Rathschläge nicht. Unschlüssig, was zu thun, suchte er im Gebete Erleuchtung von Oben, und setzte einstweilen seine Reise bis nach St. Julien, einer kleinen Stadt in der Nähe von Genf fort. Als er hier das heilige Meßopfer darbrachte, und zwar gerade in der Meinung, der Herr möge ihm zeigen, was er thun solle, fühlte er sich nach der Wandlung auf einmal ganz entschlossen; desgleichen empfanden alle seine Begleiter ein ähnliches Gefühl, und ohne sich vorher verabredet zu haben, rief ihnen ihr Herz zu, durch Genf zu reisen. Doch schlugen sie dem Bischofe vor, seine bischöfliche Kleidung mit einer andern zu vertauschen, um nicht erkannt zu werden. — „Nein, antwortete er ihnen, man darf sich nicht schämen, das Kleid unsers Herrn zu tragen, und der Hirt, der seine Schafe aufsucht, darf sich ihnen nicht verbergen." — „Als wen soll man Sie denn der Schildwache am Thore angeben? fragten sie weiter. Geben wir Ihren Namen nicht an, so werden Sie unfehlbar festgehalten, und ebenso, wenn wir ihn angeben. — „Nun, erwiderte er, saget einfach, ich sei der Bischof der Diöcese." Am Stadtthore angelangt, fragte der wachhabende Officier in der That die Begleiter nach dem Namen ihres Herrn. „Es ist der Bischof der Diöcese," war die entschlossene Antwort. — „Der Diöcese! wiederholte der Officier verwundert, das Land kenne ich nicht." Doch schrieb er mit wichtiger Miene in sein Register: „Heute ist der Bischof der Diöcese hier durchgekommen;" und ließ Franz ungehindert ein; in seinem violettenen Gewande ritt er durch die ganze Stadt bis zum entgegengesetzten Thore in der Richtung von Gex, ohne daß Jemand vermuthet hätte, wer er sei. Er fand das Thor verschlossen, da es gerade um die Zeit der Predigt war, und mit der größten Ruhe ging er deshalb mit seinem ganzen Gefolge in ein nahegelegenes Hotel, um zu warten, bis die Predigt zu Ende und das Thor wieder geöffnet sei. Nach einer

Stunde saßen Alle wieder auf, verließen unbelästigt die Stadt und kamen glücklich in Gex an [1]).

Die Genfer erfuhren bald, wer dieser Bischof der Diöcese, der durch ihre Stadt gekommen, gewesen war. Sie waren wüthend darüber, daß sie eine so schöne Gelegenheit, den geschwornen Feind ihres Bekenntnisses zu packen, verfehlt hatten. Noch mehr schämten sie sich aber, daß sie sich so hatten überlisten lassen, besonders da der ganze Vorfall in Kurzem überall bekannt geworden und es an Spöttereien über sie von allen Seiten nicht fehlte. „Er soll nur wiederkommen! er wird nicht noch einmal so durchschlüpfen können!" knirschten sie, und versicherten hoch und theuer, daß, wenn sie ihn bekommen hätten, sie ihn auf dem nämlichen Platze du Molard, wo er einst ihre Prediger in der öffentlichen Disputation so übel zugerichtet hatte, den Kopf abgerissen haben würden. „Ach, bemerkte Franz, als er von diesen Drohungen hörte, ich wäre gerne zufrieden, wenn sie sich dadurch bekehrten! aber da mein Leben ihnen nichts nützt, was würden sie denn durch meinen Tod gewinnen?"

Jedermann war über das kühne Wagstück auf's höchste erstaunt, und der Baron von Luz konnte nicht umhin, Franz bei seiner Ankunft liebevolle Vorwürfe zu machen, daß er sich in eine solche Gefahr begeben habe. „Hatten Sie denn gar keine Furcht, rief er aus, diesen Treulosen in die Hände zu fallen? Mein Gott, wenn sie Ihnen ein Leid zugefügt hätten, so waren sie verloren und wir mit ihnen." — „Und was konnten sie mir denn thun? erwiderte Franz mit seiner gewöhnlichen Sanftmuth und Heiterkeit; mich tödten? Aber was für einen Vortheil hätte ihnen dieses gebracht? Mich gefangen halten, um mir einige Concessionen zum Schaden der katholischen Religion zu erpressen? Nie würde ich von den Rechten der Kirche auch nur ein einziges aufgegeben haben. Ich vertraute auf Gott, für dessen Ehre ich mich dieser Gefahr aussetzte, und er hat mich aus ihren Händen errettet."

Seine Bemühungen für das Wohl der Kirche wurden von Gott reichlich gesegnet. Abermals wurden acht Pfarrkirchen, deren die Protestanten sich bemächtigt hatten, den Katholiken zurückgegeben, und seine Predigten bekehrten Viele. Unablässig war er thätig; selbst ein Fieber, das er sich durch die manchmal zu großen Anstrengungen zugezogen, konnte ihn nicht dazu bringen, sich besser zu schonen. Er hatte keine

---

[1]) Geist des heil. Franz von Sales, I, 14. — Nach Favre, der selbst dem Officier die Antwort gab. — De Maupas. p. 207.

Rast noch Ruhe, bis alle Angelegenheiten, derentwegen er nach Gex gekommen, so weit als thunlich und möglich erledigt waren. Erst da gönnte er sich eine kleine Erholung auf dem Schloße Monthelon bei Autun, woselbst er die Ehe seines Bruders Bernard, Baron von Thorens, mit der ältesten Tochter der Frau von Chantal, einsegnete.

Nach Annecy zurückgekehrt, erfuhr er, daß die Genfer seiner Reise die gehässigste Deutung beilegten; er sei im Dienste Frankreichs, welches Absichten auf Genf habe, und er sei von ihm geschickt worden, um mit den ersten Einwohnern dieser Stadt Unterhandlungen anzuknüpfen; während einer Stunde habe man bei verschlossenen Thüren über die Bedingungen des Vertrags berathen; denn sonst, behauptete man, hätte er nicht die Kühnheit haben können, ohne Geleitbrief, ohne seinen Bischofstitel zu verheimlichen, ohne sein bischöfliches Kleid zu wechseln, durch eine Stadt zu reisen, welche die geschworene Feindin seines Namens und seines Characters sei, welche seine Vorgänger nie mehr betreten hätten, seitdem sie daraus vertrieben worden waren. Franz würde all dies Gerede verachtet haben, wenn der Herzog von Savoyen nicht daran geglaubt hätte; als er aber erfuhr, daß dieser solchen Verläumdungen ein williges Ohr geliehen, wurde er tief betrübt, und ungesäumt schrieb er an denselben, um sich zu rechtfertigen! „Auf's höchste war ich überrascht, schreibt er[1]), als ich eine solche Lüge vernahm; denn die Reise hatte nur Angelegenheiten meines eigenen Amtes zum Zwecke. Nie habe ich mir einen Schritt, nicht einmal einen Gedanken erlaubt, der gegen die Interessen Ew. Hoheit gewesen, noch werde ich mir Solches jemals erlauben. . . Uebrigens empfinde ich auch keine Neigung, mich in Staatsangelegenheiten zu mischen, nur mit Widerwillen rede ich von solchen, wenn ich muß, da mein Amt derart ist, daß es allein mich ganz und gar in Anspruch nimmt."

Nach Absendung dieses Schreibens kümmerte ihn die Sache nicht mehr; ruhig wartete er ab, bis die Zeit und die göttliche Vorsehung seine Unschuld und die Wahrheit an den Tag bringen werde. „Die Geschichte verursacht mir nicht mehr Unruhe, schrieb er an einen Freund[2]), als die gleichgültigste Sache von der Welt; ich habe keine Veranlassung zu dieser Verläumdung gegeben; wer mich kennt, der weiß recht gut, daß ich für Intriguen und diplomatische Umtriebe nichts tauge. . . . Meine Verläumder können nicht begreifen, daß ich durch Genf gereist bin; sie müssen mich in der That sehr verkennen, wenn

[1]) Brief 185. — [2]) Brief 187.

sie mich für so furchtsam halten, daß ich nicht einmal eines so kleinen Wagstückes fähig sei." Der Herzog war denn auch bald von seiner vollständigen Unschuld überzeugt und schrieb an Franz, daß er ihm sein ganzes Wohlwollen bewahre; er verlange doppelt seine Freundschaft, auf die er den größten Werth lege.

Andere Gerüchte dienten dazu, auf's neue zu zeigen, wie sehr Franz über das Gerede der Menschen und vergängliche Interessen erhaben war. Es hieß überall, daß man ihm, um die Protestanten, denen sein apostolischer Eifer und noch mehr die täglichen Eroberungen, die er unter den Ihrigen machte, unerträglich war, zufriedenzustellen, eine andere Diöcese geben werde, eine Neuigkeit, welche alle Gutgesinnten tief betrübte. Er selbst, der gar keine Lust empfand, sein Bisthum zu verlassen, begnügte sich mit der Erklärung, daß er kein anderes annehmen werde, aus Achtung für das Wort des Apostels: „Bist du mit einer Gattin verbunden, so suche nicht, dich von ihr zu trennen; bist du von ihr getrennt, so suche keine andere[1]), und ohne sich um all das Gerede zu kümmern, fuhr er ruhig fort, die Obliegenheiten seines Amtes zu besorgen.

Eine liebe Zerstreuung gewährte ihm um diese Zeit der Besuch des Bischofs von Belley. Beide Prälaten fanden in diesem Zusammensein einen solchen Reiz und Nutzen, daß sie übereinkamen, jedes Jahr eine Woche so miteinander zuzubringen, um geistlichen Uebungen obzuliegen, und sie blieben ihrem Versprechen treu, bis der Tod sie trennte. Nichts Schöneres und Erbaulicheres konnte man sich denken, als diese Tage des Stilllebens und des Gebetes im Schooße der Freundschaft. Frei von allem lästigen Zwange, welche die Etiquette auferlegt, dachten sie in aller Ruhe nach über Gott und göttliche Dinge, über ihre Pflichten und ihr Gewissen; sie beteten und lasen ganz nach Lust und Belieben, ungestört konnten sie sich ihre Herzen gegenseitig eröffnen. In solchen Stunden war es besonders, daß der Bischof von Genf seinem jüngern Freunde mit offenem Freimuthe jene Belehrungen ertheilte, zu denen seine Erfahrung, sein tiefes Wissen und seine große Frömmigkeit ihn so sehr berechtigte; letzterer schrieb nachher Alles, was er hier gehört hatte, nieder, um es als einen kostbaren Schatz zu bewahren, und diese heiligen Unterredungen bilden den Hauptinhalt jenes herrlichen Buches, „Geist des heiligen Franz von Sales", das uns so viel Schönes und Anziehendes von dem liebenswürdigen Heiligen erzählt.

---

[1]) 1. Cor. VII, 27.

In ihren gegenseitigen Beziehungen war alles edel und würdevoll. Der Bischof von Belley verehrte den von Genf als einen Heiligen, und nicht weniger achtete letzterer seinen jugendlichen Freund. Dieser fühlte sich oft ganz beschämt über all' die Achtung, die ihm widerfuhr, und die er nicht zu verdienen glaubte, und er beklagte sich deswegen eines Tages dem Heiligen gegenüber. „Ei, erwiderte dieser, für was halten Sie denn Jesus Christus, den ich in Ihnen ehre?" — „Ah, wenn Sie es so nehmen, versetzte der Bischof von Belley, dann würde ich mich nicht mehr darüber wundern, wenn Sie knieend mit mir redeten[1])." Ebenso herrschte in ihren Gesprächen ein feiner Anstand, und immer hatten sie etwas Nützliches zum Gegenstande. Sah der Bischof von Genf einen Fehler an seinem Freunde, so machte er ihn darauf aufmerksam mit aller möglichen Liebenswürdigkeit und Schonung. So hatte er bemerkt, daß der junge Prälat Andere oft sehr ungeduldig machte, weil er vor und nach der heiligen Messe zu lange betete. Um ihn eines Andern zu belehren, gab er ihm eines Tages das Beispiel vom Gegentheil; nothwendig zu erledigende Geschäfte hatten ihn den ganzen Morgen an sein Zimmer gefesselt, so daß er erst um eilf Uhr in die Kapelle gehen konnte. Nur ein kurzes Gebet verrichtete er vor der heiligen Messe, ebenso nachher, und sehr bald kehrte er mit einem Antlitze, das die Heiterkeit eines Engels hatte, zu den Gästen, die gerade geladen waren, zurück und nahm auf die freundlichste Weise Theil am Gespräche, um seine Frömmigkeit denen, die auf ihn warteten, nicht lästig zu machen.

„Als wir Abends allein waren, erzählt der Bischof von Belley, sprach ich mit der Freimüthigkeit eines Sohnes zu ihm: Es scheint mir, mein Vater, daß Sie für einen Mann wie Sie sehr eilig sind; ich habe heute Morgen auf Ihre Vorbereitung und Danksagung vor und nach der heiligen Messe Acht gegeben und beide sehr kurz gefunden." — „Gott, erwiderte er, welch' eine Freude gewährt es mir, daß Sie mir die Wahrheit so rund heraus sagen!" Und mich umarmend fügte er hinzu: „Vor drei oder vier Tagen hatte ich Ihnen etwas Aehnliches zu sagen und ich wußte nicht, wie ich es anfangen sollte. Was sagen Sie denn etwa von Ihren langen Gebeten, die Jedermann ungeduldig machen. Alle beklagen sich darüber, und Sie allein wissen nichts davon, so selten findet man Leute, die einem Bischofe die Wahrheit sagen. Da Keiner Sie hier so liebt wie ich, so hat man mich damit beauftragt. Wenn Sie mir ein wenig von dem, was Sie zu

---

[1]) Geist des heil. Franz von Sales, V, 19.

viel haben, abgäben, so würde uns Beiden geholfen sein; Sie machten es rascher und ich nicht mehr so schnell. Glauben Sie, daß es der Liebe gemäß sei, wenn Sie sowohl die lange warten lassen, welche Ihrer Messe beiwohnen wollen, als auch jene, welche Sie nachher zu sprechen wünschen? Das Morgengebet ist eine hinlängliche Vorbereitung und für die Danksagung wird sich schon ein Weilchen über Tags finden, wenn Sie sie machen können, ohne dadurch Jemandem lästig zu werden [1])."

Zu Anfang seines Episcopates hatte Herr Camus noch einen andern Fehler; jung und feurig wollte er alle Verbesserungen, die ihm wünschenswerth erschienen, auf einmal herbeiführen. „Gehen Sie langsam zu Werke und eilen Sie mit Weile, sagte ihm sein heiliger Freund; sehr häufig bringt man das Gute gerade deshalb nicht zu Stande, weil man es auf ein Mal zu gut machen will. Alles muß man nur nach und nach thun und Fuß für Fuß Platz gewinnen; langsam voran," das war sein Wahlspruch [2]). Lebhaften Characters tadelte der Bischof von Belley jeden Fehler heftig und bitter. Zu seiner Belehrung sprach Franz dies schöne Wort zu ihm: „Die Wahrheit, die nicht liebevoll ist, entspringt einer Liebe, die nicht wahr ist. Nie darf man eine Zurechtweisung geben aus übler Laune, sondern nur aus Liebe; an zwei Dingen erkennt man nun, ob die Zurechtweisung aus Liebe geschieht: erstlich, wenn man dem Nächsten seine Fehler vorhält aus Liebe zu Gott und zu ihm selbst; zweitens, wenn man sie ihm vorhält im Geiste der Sanftmuth, wie der barmherzige Samariter Oel und Wein zugleich in seine Wunden gießend. Jeder Tadel ist seiner Natur nach etwas Bitters und Unangenehmes. Aber mit Sanftmuth versüßt und über dem Feuer der Liebe gekocht, wird er herzlich und liebenswürdig. Jeder, der Andern den Weg der Gerechtigkeit zeigen will, muß sich dazu entschließen, Unrecht von ihnen geduldig zu ertragen und ihre Undankbarkeit als seinen Lohn hinzunehmen. Ist man geistlicher Führer, so darf man nicht den Geist der Unabhängigkeit und der Herrschsucht haben; der menschliche Wille läßt sich nicht zwingen, man gewinnt ihn durch sanfte Vorstellungen, leise muß man an die Thüre des Herzens klopfen und voll Sanftmuth Einlaß verlangen; und wird sie aufgethan, so führt man voll Freude das Heil hinein; wird man abgewiesen, so erträgt man es mit Geduld. Auf der königlichen Galeere der göttlichen Liebe gibt es keine Sclaven; alle Ruderer sind Freiwillige. Gott läßt den Widerstand

---

[1]) Geist des heil. Franz von Sales, I, 20. — [2]) Ebendas. I, 1, 2 und 3.

gegen seine Eingebungen zu und er hört deshalb nicht auf, zum Herzen zu reden, mag man auch seinen liebreichen Ruf verachten; die Schutzengel machen es ebenfalls so und sie verlassen uns nicht, wenn wir auch Gott verlassen. Das sollen unsere Vorbilder sein [1])."

Diese Geduld, welche der Heilige so sehr anempfahl, ging dem Bischofe von Belley hie und da aus, und beging man einen Verstoß oder ein Unrecht gegen ihn, so klagte er gleich darüber. Das that er eines Tages in Gegenwart seines Freundes: „Ich gestehe, erwiederte dieser, daß man ungerecht gegen Sie gewesen, aber es liegt nur an Ihnen, der Weisere zu sein." — „Wie so das?" fragte Camus. — „Indem Sie schweigen." Und um ihm dazu Muth zu machen, führte ihm Franz das erbauliche Beispiel einer seiner Nonnen von der Heimsuchung an, welche in den langen und heftigen Leiden ihrer letzten Krankheit nie eine Klage hatte laut werden lassen und schon dem Tode nahe, ihn noch fragte, ob das nicht niedrige Feigheit und eine große Untreue sei, wenn sie sage, daß sie heftige Schmerzen fühle und es so scheinen könne, als wolle sie sich beklagen oder bedauert werden [2]).

Als Bischof glaubte Camus, daß er nicht mehr nöthig habe, Beichte zu hören. Allein Franz von Sales wies ihn deshalb zurecht, und nun wurde er auf der Stelle einer der eifrigsten Beichtväter; eine ganze Schaar von Pönitenten kam nun zu ihm. „Wahrhaftig, schrieb er nach einiger Zeit an Franz, Sie wollten aus mir einen Confessor machen und Sie haben einen Martyrer aus mir gemacht; ich kann nicht mehr." — „Haben Sie denn, erwiederte ihm dieser, die Winzer oder Schnitter sich jemals über einen zu gesegneten Herbst oder eine zu reiche Erndte beklagen hören? Welche Ehre für Sie, daß Gott sich würdigt, sich Ihrer zu bedienen, um so viele arme Seelen von dem Tode der Sünde zu befreien und Sie zum Leben der Gnade zurückzuführen! Doch, ich sehe wohl, Sie möchten, daß ich Sie bedaure. Nun wohl. Ich gestehe also, daß, wie man Jene Martyrer nennt, welche Gott vor den Menschen bekennen, man auch Jenen diesen Namen geben kann, welche den Menschen ihr Sündenbekenntniß vor Gott abnehmen. Aber unverzagt, bleiben Sie an diesem Kreuze, und harren Sie daran aus bis zum Ende [3])."

Der Bischof von Belley zog das Predigen dem Beichthören vor. Aber seine Predigten waren nicht so wie Franz sie wünschte, und

---

[1]) Geist des heil. Franz von Sales, VII, 10. — XV, 13. — [2]) Ebendas. II, 36. — [3]) Ebendas. I, 22.

demgemäß empfahl er ihm, einen mäßigen Gebrauch von seiner reichen Einbildungskraft und rednerischen Bildern zu machen, mehr Werth auf den Katechismusunterricht und Gegenstände der Erbauung als auf jene glänzenden, formgerechten Reden zu legen. „Ich fürchte, schrieb er ihm darüber, daß Ihre Blumen keine Früchte bringen; es ist Zeit, daß Sie Ihren Weinberg beschneiden und ihn fremder und überflüssiger Zierrathen entkleiden. Wiewohl es lobenswerth ist, egyptische Gefäße zur Ausschmückung des Tabernakels zu verwenden, so darf dies doch nur mäßig geschehen[1]).

„Eines Tages, erzählt Camus[2]), sollte ich in der Kirche von der Heimsuchung predigen, und da ich wußte, daß außer einer großen Volksmenge auch der Bischof von Genf beiwohnen werde, so bereitete ich mich auf die Predigt so gut vor, als es mir nur möglich war. Als ich Abends mit letzterm allein war, sprach er zu mir: „Nun, Sie haben heute unsern Leuten viel Vergnügen gemacht; sie waren voll Entzücken als sie aus der Kirche gingen. Nur Einen habe ich gefunden, der nicht zufrieden war." — „Ich möchte doch wissen, erwiederte ich, was ich denn gesagt habe, das den hätte verletzen können; an seinem Namen liegt mir wenig, ich habe keine Lust ihn zu erfahren." — „Ich aber habe große Lust, Ihnen denselben zu sagen," versetzte Franz. — „Und wer ist es denn?" — „Hätte ich kein Vertrauen zu Ihnen, so würde ich ihn nicht nennen; aber da ich Sie kenne, so thue ich es gerne. Sehen Sie ihn nicht?" — „Also Sie sind es?" rief ich aus, nachdem ich im Zimmer umhergesehen hatte, sonst aber Niemanden finden konnte. — „Ich selbst," versetzte er. — „Nun, das ist in der That ein gewaltiges Niederschlagungsmittel für meinen Triumph; Ihre Anerkennung allein wäre mir lieber gewesen als die einer ganzen Provinz; aber, Gott sei Dank, ich bin in Freundeshände gefallen, die nur wehe thun, um zu heilen." — „Ich liebe Sie zu sehr, sprach da Franz, um nachsichtig gegen Sie zu sein oder Ihnen zu schmeicheln. Hätten Sie auch so unsere Schwestern geliebt, so würden Sie nicht ihre Eitelkeit erregt haben, anstatt sie zu erbauen, Sie würden sie nicht gelobt haben, anstatt sie zu belehren. Nie darf man die Kanzel betreten, ohne den bestimmten Zweck, die Mauern Jerusalems ein Stück weiter aufzubauen, d. h. zu lehren, wie irgend eine Tugend geübt oder ein Laster gemieden werden soll[3])." — „Aber, wie hätte ich denn zu solch heiligen Seelen von Bekehrung

---

[1]) Geist des heil. Franz von Sales, II, 10. — [2]) Ebendas. II, 19. — [3]) Ebendas. XIV, 22.

reden können?" — „Sie sprechen die Lebenden zu leicht heilig; man muß die Zuhörer lehren, sich zu verdemüthigen, anstatt ihnen Versuchungen zur Selbstüberschätzung und Eitelkeit zu bereiten."

„Andern Tages, fährt Camus fort, ließ er mich bei den Schwestern der heiligen Clara predigen; alle Redekunst bei Seite lassend, wollte ich nur erbauen, und sprach mit großer Einfachheit. Als ich nach Hause zurückgekehrt war, kam der Heilige zu mir auf mein Zimmer, welches sein eigenes war — denn, wenn ich ihn besuchte, setzte er mich immer an seine Stelle — und mich zärtlich umarmend, sprach er: „Wahrhaftig, ich liebte sie gestern sehr, aber heute liebe ich Sie noch weit mehr. Sie sind nach meinem Herzen, und, täusche ich mich nicht, nach dem Herzen Gottes. Ihre Zuhörer sagten: „die Tage folgen sich und gleichen sich nicht, und waren nicht so zufrieden wie gestern; derjenige aber, welcher gestern nicht zufrieden war, ist es heute außerordentlich. Fahren Sie immer in dieser Weise fort, und Gott wird Ihre Arbeiten segnen, Sie werden die Wissenschaft besitzen, welche die Heiligen bildet; und was wollen wir denn wissen, wenn nicht Jesus, und Jesus den Gekreuzigten[1])? . . . Geben Sie wenig auf Alles was das Publicum über Ihre Predigten sagt. Ein guter Alter, der die Uhr einer Anstalt zu besorgen hatte, wollte es Allen recht machen und es gelang ihm doch nicht; die Einen beschwerten sich, daß die Uhr zu spät gehe, und er rückte sie vor; die Andern, daß sie zu früh gehe und er stellte sie zurück; was er auch that, nichts als Klagen. Betrübt darüber, ging er zum Vorsteher des Hauses und fragte ihn, was er thun solle: Lassen Sie der Uhr ihren Gang, sprach dieser; geben Sie nur gute Worte und Alle werden zufrieden sein. Und so geschah es. Machen Sie es ebenso; wollen Sie auf all' die verschiedenen Urtheile der Menschen hören, dann werden Sie nie fertig werden; es wird Ihnen ergehen wie der Penelope mit ihrem Gewebe; es muß immer von vorn wieder angefangen werden. Geben Sie Allen gute Worte und dann gehen Sie ruhig Ihren Weg, indem Sie Ihrer natürlichen Anlage folgen, anstatt sie zu ändern dadurch, daß Sie sich nach dem Urtheil Dieses und Jenes richten; schauen Sie auf Gott allein und überlassen Sie sich seiner Gnade[2])."

„Vor Allem, fährt der Bischof von Belley weiter fort, empfahl er mir immer, das selbst zu üben, was ich Andere lehren wollte, denn,

---

[1]) Geist des heil. Franz von Sales, II, 11. — [2]) Ebendas. II, 9.

sagte er, der ist ein Ungeheuer, dessen Zunge länger als sein Arm ist; und von diesem Grundsatze war er so durchdrungen, daß er, wenn man einen Prediger in seiner Gegenwart lobte, auf der Stelle fragte: Durch welche Tugend zeichnet er sich aus? Durch Demuth, Sanftmuth, Abtödtung?"

„Nachdem er mir so meine Fehler vorgehalten hatte, fügte der Heilige hinzu [1]): Ich denke, daß Sie mir hiefür Dank wissen; denn es sind dies die größten Beweise der Freundschaft, die ich Ihnen geben kann; weil ich Sie sehr, sehr liebe, deshalb kann ich an Ihnen nicht die geringste Unvollkommenheit dulden. Mücken bei einem Andern, den ich weniger liebe, werden mir zu Elephanten bei Ihnen, den ich so sehr liebe. Wollten Sie mir denselben Dienst leisten, indem Sie auch mich zurechtweisen, so würde ich daran Ihre Freundschaft erkennen; aber in dieser Hinsicht entdecke ich nur Kälte in Ihnen. Sie sind zu vorsichtig; die Liebe geht gerade aus und überlegt nicht so sehr."

Mit dem Tadel und der Zurechtweisung verband der heilige Bischof aber auch Worte des Trostes und der Ermuthigung, um die zuweilen gebeugte Seele seines würdigen Freundes wieder aufzurichten. Oft beunruhigte sich dieser darüber, daß er vor dem vorgeschriebenen Alter zum Bischof geweiht worden und, wie er sich ausdrückte, Hauptmann geworden sei, ehe er Soldat gewesen. „Sie haben einen Fehler begangen, sprach er zu Franz, indem Sie mich geweiht haben." — „Ja, erwiderte Franz, ich habe diese Sünde gethan, und ich fürchte, daß Gott mir sie nie verzeihen wird, denn ich kann sie nicht bereuen; aber ich beschwöre Sie, so zu leben, daß Sie mir nie Ursache zu einer solchen Reue geben. Ich habe noch nie Einen zum Bischof geweiht, als Sie; Sie sind mein Lehrstück und mein Meisterwerk zugleich. Seien wir guten Muthes, Gott wird helfen [2]). Anstatt zurückzuschauen, um uns zu beunruhigen, schauen wir vorwärts, um immer besser zu werden." — „Aber, versetzte dann der Bischof von Belley, ich kann an die Last meines Amtes nicht denken, ohne zu zittern." — „Ei, antwortete Franz [3]), was würden Sie denn sagen, wenn Sie eine Diöcese wie die meinige hätten, so einen Sammelplatz aller Irrthümer?" — „Unter diesen Irrgläubigen haben Sie aber auch so viele gute Seelen, die Ihre Freude und Ihre Zierde ausmachen." — „Nun, Sie haben denselben Vortheil, entgegnete Franz. Es ist nicht schön

---

[1]) Geist des heil. Franz von Sales, I, 9; XIV, 40. — [2]) Ebendas. I, 12. — [3]) Ebendas. XV, 15.

zu sagen: Die Erndten des Nachbars sind doch immer reicher als die unserigen und seine Heerden fetter; für das Eine muß man Gott danken und für das Andere nicht undankbar sein. Nach alledem ist es wahr, die Last des Seelsorgers würde erdrückend sein, wenn wir sie ganz allein trügen. Aber unser Heiland trägt von diesem Joche ein so gutes Theil, daß es das Ganze ausmacht, denn er trägt uns selbst mitsammt unserer Last. Darum muß man ihm dienen mit Zittern, aber ohne aufzuhören, freudigen und guten Muthes zu sein. Die Demuth, welche den Muth verliert, ist eine schlechte Demuth [1])."

Trotz dieser ermuthigenden Zusprüche ging der Bischof von Belley mit dem Gedanken um, sein Amt niederzulegen; eine so große Verantwortlichkeit erfüllte ihn mit Schrecken und die Sorge für den Nächsten schien ihm ein Hinderniß, sein eigenes Seelenheil zu wirken. „Ich bin, sprach er, wie eine Fackel, die sich selbst verzehrt, indem sie Andern leuchtet, und die Zeit, welche ich dem Heile des Nächsten widme, beraubt mich der Muße, an mein eigenes zu denken." Um das beängstigte Gewissen seines Freundes zu beruhigen, rief ihm der Bischof jenes schöne Wort des heiligen Augustinus in's Gedächtniß, daß, wenn die Liebe zur Wahrheit nach einer heiligen Ruhe verlangt, um sie recht mit Muße zu genießen, die wahre Liebe sich der Mühe unterzieht, sie Andern mitzutheilen: Otium sanctum diligit charitas veritatis, negotium justum suscipit veritas charitatis [2]). „Der Theil, den die betrachtende Maria erwählt hat, fügte er hinzu, ist etwas Schönes; aber dieß ist nur für einen außerordentlichen Beruf oder für Jene, welche, nachdem sie ihre Kräfte im Dienste der Seelen abgenützt haben, nichts Anderes mehr zu thun haben, als sich auf den Tod vorzubereiten. Sie wirken Ihr Heil, indem Sie für das des Nächsten sorgen, und Sie können das Ihrige nur auf diese Weise wirken, da dies Ihr Beruf ist. In keinem Orden gibt es so viele Heilige als unter den Bischöfen. Bleiben Sie darum auf dem Schiffe, in welches Sie Gott gesetzt hat, um die Fahrt durch dies Leben zu machen; sie ist so kurz, daß es nicht der Mühe werth ist, das Fahrzeug zu verlassen. Wenn Sie auf einem großen Schiffe schon Kopfweh bekommen, so wird das noch eher und mehr der Fall in einem kleinen Kahne sein, der mehr von den Wellen hin- und hergeschaukelt

---

[1]) Geist des heil. Franz von Sales, II, 7; VII, 5; IX, 12. — [2]) Ebendas. IV, 10.

wird [1]). Wenn Sie Ihre Kirche im Stiche lassen, um Ihre eigene Ruhe zu suchen, so wird Gott vielleicht es so fügen, daß diese angebliche Ruhe durch tausend äußere und innere Leiden getrübt wird. Gott haßt den Frieden bei Jenen, die er zum Kriege berufen hat; er ist ein Gott der Schlachten ebensowohl als des Friedens."

Auf solche Vorstellungen hin blieb der Bischof von Belley auf seinem Posten, und um alle seine Pflichten gehörig zu erfüllen, glaubte er nichts Besseres thun zu können, als seinen heiligen Freund in all' seinen Handlungen zu studiren und sich zu bemühen, ihn nachzuahmen. Eines Tages sagte er ihm das. „Es ist recht zu bedauern, erwiderte der heilige Bischof [2]), daß die Freundschaft eine Binde vor den Augen hat; es wird also nothwendig sein, daß ich mich in Ihrer Gegenwart so verhalte, als wäre ich in Feindesland, und daß ich Ihre Augen und Ohren stets als verdächtige Spione betrachte. Trotzdem bin ich froh, daß Sie mir das sagen; es ist eine Warnung für mich, die mir zuruft: Menschenkind, sei auf deiner Hut und handle immer recht, denn Gott und die Menschen geben auf dich Acht. Soll ich es Ihnen sagen? Sie sind grausam gegen mich; Sie verweigern mir nicht nur einen liebevollen Rath oder eine Zurechtweisung, sondern durch diese unzeitige Nachahmung wollen Sie mich auch noch zum Mitschuldigen Ihrer Fehler machen. Ich handle ganz anders Ihnen gegenüber. Die geringsten Unvollkommenheiten an Ihnen sind mir unerträglich; und weit entfernt, sie nachzuahmen, muß ich mir ordentlich Gewalt anthun, wenn ich einige Zeit schweigen soll, um eine günstige Gelegenheit abzuwarten, Sie darauf aufmerksam zu machen."

Die beiden Freunde machten hie und da einen Sparziergang in den bischöflichen Gärten, besuchten die Bibliothek oder ein benachbartes Karthäuserkloster, und überall wußte Franz ein gutes und nützliches Wort anzubringen. So sprach er zu seinem Freunde z. B. davon, wie nothwendig es sei, Mißtrauen auf sich selbst mit dem Vertrauen auf Gott zu vereinigen. „Ersteres allein, sagte er, erzeugt nur Kummer, Entmuthigung und Feigheit; mit letzterem aber vereinigt, wird es fröhlich, muthvoll und verleiht uns die Kühnheit, mit dem Apostel zu sprechen: Nicht ich wirke, sondern die Gnade Gottes, die mit mir ist." Er hob hervor, wie die Meinung, welche die Menschen von uns haben, etwas so Eitles ist, wie sie so häufig die Ursache der Entmuthigung wird. „So Viele, sprach er [3]), opfern dem

---

[1]) Geist des heil. Franz von Sales, VII, 5. — [2]) Ebendas. VI, 11. — [3]) Ebendas. XV, 28.

Götzen des Ruhmes! Was ist es am Ende? Schatten und Dunst, ein Wort des Lobes, das so rasch vergessen ist, als es gesprochen wurde, eine Achtung, die oft so grundlos ist, daß Manche darüber erstaunen, wie man sie loben kann wegen Tugenden, die sie nicht besitzen, oder tadeln wegen Fehler, die ihnen fremd sind. Jene, welche sich über übele Nachreden beklagen, sind sehr zartfühlend: es hat mir wehe gethan, heißt es, wenn man sagen will, daß man eine Beleidigung erfahren habe; man muß wirklich eine sehr empfindliche Haut haben, wenn man nicht 'mal einen Mückenstich ertragen kann. Ist denn je die Ehre irgend eines Menschen so sehr besudelt und mit Füßen getreten worden, als die unsers Herrn Jesus Christus? Wer hat je solches Unrecht, solche Beschimpfungen erfahren, als die Apostel und Martyrer? Alle Leiden, durch das Kreuz Jesu Christi betrachtet, verschwinden wie die Sterne vor der Sonne, und wie die Biene den an und für sich bittern Blüthensaft des Thymians in Honig verwandelt, so auch wird durch die Geduld alles Ueble, was uns begegnet, in Gutes für uns umgewandelt."

Auch ein unschuldiges Geplauder, einen harmlosen Scherz verstand der heilige Bischof sehr wohl in ernste Gespräche einzuflechten. „Eines Tages, erzählt der Bischof von Belley, predigte ich bei Gelegenheit der Einkleidung zweier Schwestern, welche der Welt zu gleicher Zeit Lebewohl sagten, und ich bemerkte dabei einen guten alten Geistlichen, der während der ganzen Predigt weinte und seufzte. Nachher fragte ich den Bischof von Genf, ob er nicht wisse, warum?" — „Ja, antwortete er, er hat seinen Heiligenschein verloren." — „Wie so?" — „Nun, er war verheirathet, hatte diese beiden Töchter aus seiner Ehe, wurde nachher Priester und ist so aus einem Martyrer ein Bekenner geworden[1])."

Wollte man hartnäckig eine der seinigen entgegengesetzte Meinung mit wenig sagenden Gründen aufrecht halten, so stritt er dagegen nicht, sondern bemerkte fein: „Ich sehe wohl, daß das Ihre Gründe sind; aber jeder Grund ist noch nicht gerade ein Grund." — „Wie! entgegnete ihm einst Jemand, das ist gerade, als ob Sie sagten, das Heiße sei nicht heiß." — „Nein, sicherlich nicht, antwortete er; es ist ein großer Unterschied zwischen der Beweisführung und dem Beweis; erstere ist der Weg, der zu letzterem führen soll, aber sehr häufig führt er uns in die Irre[2])."

---

[1]) Geist des heil. Franz von Sales, I, 21. — [2]) Ebendas. VII, 28; XVI, 20.

Verließ man den Garten, um in die Bibliothek zu gehen, so sprach man gewöhnlich über Bücher und Wissenschaft. Franz hatte eines Tages ein sehr gelehrtes, aber unklar geschriebenes Werk in die Hände bekommen, das als Titel die beiden Worte hatte: Fiat lux! (Es werde Licht). „Die Anwendung ist richtig, bemerkte Franz, der Verfasser hat schon mehrere Bücher veröffentlicht, aber er hat noch in keines Licht gebracht; es ist recht schade, wenn man so gelehrt ist und sich nicht auszudrücken weiß, die Mittelmäßigkeit mit Klarheit verbunden ist bei weitem vorzuziehen. Ohne Klarheit hat Nichts einen Reiz [1]).“ Ein anderes Mal machte der Bischof von Belley über Seneca die Bemerkung, daß seine Grundsätze mit denen des Evangeliums sehr verwandt seien. „Dem Buchstaben nach, erwiderte Franz, vielleicht, dem Geiste nach durchaus nicht; denn der Geist des Evangeliums trachtet nur darnach, uns unseres Selbst zu entkleiden, um Jesum Christum dafür anziehen, er will nur deshalb Selbstverläugnung, um uns das Kreuz tragen zu lehren; Seneca dagegen ruft uns unser eigenes Ich immer wieder in's Gedächtniß zurück, und sein Weiser ist ein Stolzer, der sich in seiner Vorzüglichkeit gefällt [2]). Der Weise des Evangeliums ist klein in seinen Augen und betrachtet sich als ein Nichts; der Weise Seneca's bildet sich ein, über Alles erhaben zu sein und hält sich für den Gründer seines Glückes und den Herrn der Welt.“ — „Betrachten Sie doch nur, begann abermals der Bischof von Belley, den schönen Ausspruch der Philosophie: Der besitzt ein großes Herz, der aus irdenen Schüsseln ebenso gerne ißt, wie aus silbernen; noch größer aber ist jener, der aus silbernen Schüsseln ißt, ohne dem einen höhern Werth beizulegen, als wären es irdene.“ — „Darin, versetzte der Bischof von Genf, hat der Philosoph Recht; denn Ersterer gefällt sich in einer leeren Einbildung, die leicht zur Eitelkeit führt; Letzterer aber zeigt sich über den Reichthum erhaben, da er sich um ihn nicht mehr kümmert, als um den Staub der Erde [3]).“

Auf einem Spaziergange besuchten beide Prälaten eines Tages einen Karthäuser, auf dessen Tische sie folgende Verse Tibull's in großen Buchstaben erblickten [4]):

Tu mihi curarum requies, tu nocte vel atra
Lumen, et in solis tu mihi turba locis [5]).

---

[1]) Geist des heil. Franz von Sales, III, 11. — [2]) Ebendas. XVI, 17. — [3]) Ebendas. XVI, 17; IV, 15. — [4]) Ebendas. IV, 23. — [5]) Du die Ruhe meiner Sorgen, du auch in schwarzer Nacht mein Licht, und du meine Gesellschaft in der Einsamkeit.

Diese schönen Worte in einem weit höhern Sinne als der Dichter verstehend, machte Franz folgende Bemerkungen dazu: „Du die Ruhe meiner Sorgen. Ja, in Wahrheit ist Gott die einzige Ruhe meines Herzens; auch mitten in Bekümmerniß und Trübsal herrscht eine heilige Stille in uns, wenn man in Gott ruht; mehr in Gott als in einer Zelle muß man seinen Aufenthalt wählen; glückselig der, welcher in diesem Hause wohnt! Du auch in schwarzer Nacht mein Licht: Jesus ist unser Licht; inmitten der Finsternisse der Welt erleuchtet er uns durch sein Beispiel und durch seine Lehren. O, welch ein herrlicher Tag ging auf in jener Nacht, als er zu Bethlehem geboren ward, und wie erleuchtet er Jeden, der in diese Welt kommt! Und du meine Gesellschaft in der Einsamkeit! Der Umgang mit Gott in der Einsamkeit ist mehr werth als jene Schaar, welche die Throne der Großen umlagert. Ist man in der Einsamkeit, so muß man froh und zufrieden mit sich allein sein, in Gesellschaft mit dem Nächsten, und überall soll es uns nur in Gott gefallen, der die Einsamkeit und das gesellige Leben macht. Mit Gott ist es überall gut; ohne ihn ist nirgends das Glück zu finden."

„Ach, sprach der Bischof von Belley, wie beneide ich diesen guten Karthäuser um seine Einsamkeit!" — „Die Einsamkeit ist gut, versetzte Franz, wenn Gott uns zu ihr hinzieht; sonst ist sie schädlich und böse. Man meint, sie biete weniger Gelegenheit zur Sünde, aber der Mensch nimmt sich selbst überall mit und findet sich auch überall wieder, und sein Elend haftet ihm an, wie der Schatten seinem Körper. Uebrigens täuschen sich Manche, die sich einbilden, eine Tugend zu besitzen, weil sie nicht das entgegengesetzte Laster haben. Frei sein von einem Laster heißt noch nicht, die ihm entgegengesetzte Tugend haben. Es ist ein Anfang der Weisheit, nicht thöricht zu sein, aber ein so schwacher Anfang, daß er kaum die Bezeichnung „Weisheit" verdient. Sich des Bösen enthalten, ist gleichsam nur die Fläche, auf der das Gebäude noch aufzuführen ist. Sodann gibt es viele Tugenden, die man in der Einsamkeit nicht ausüben kann; wie soll Der Gehorsam lernen, dem Keiner befiehlt; Geduld, dem Keiner widerspricht; Standhaftigkeit, der Nichts zu leiden hat; Demuth, der keinen Obern hat; Freundschaft, der als Menschenfeind die Gesellschaft des Nächsten flieht, den er doch wie sich selbst lieben soll[1])?" — „Aber, entgegnete der Bischof von Belley, die Verdienste sind doch groß, welche dieser Kapuziner sich sammelt!"

---

[1]) Geist des heil. Franz von Sales, II, 8.

„Und wir selbst, versetzte Franz, welche Verdienste können wir uns nicht erwerben durch unsere geringfügigsten Handlungen! Die Gelegenheit, eine bedeutende Summe Geldes zu gewinnen, bietet sich nicht alle Tage, aber alle Tage kann man einige Heller und Pfennige verdienen; und diese kleinen Gewinnste, wohl in Acht genommen, machen mit der Zeit ein Vermögen aus. So würden wir auch für den Himmel große Schätze aufhäufen, wenn wir die Gelegenheiten, wie sie sich alle Augenblicke darbieten, recht benützten. Eine kleine Tugendübung, die mit großer Liebe zu Gott gemacht wird, ist vortrefflicher und verdienstlicher, als eine erhabene, die von weniger Liebe begleitet ist. Diejenigen sind im Irrthum, die eine kleine Nachgiebigkeit gegen die Launen des Nächsten, die sanftmüthige Ertragung der Fehler Anderer, eines beleidigenden Blickes, einer kleinen Bevorzugung, einer verächtlichen Behandlung oder einer lästigen Zudringlichkeit, eine freundliche Antwort auf einen ungerechten oder harten Vorwurf, Gelassenheit bei einem Widerspruch, eine Handlung, die uns in unserer Stellung zu erniedrigen scheint oder einen Beweis der Güte gegen einen Dienstboten für etwas Unbedeutendes halten; Alles das ist zwar unbedeutend in den Augen der Welt, welche nur hervorragende und recht in die Augen stechende Tugenden will, aber Alles das ist groß vor Gott."

Zu Hause sah der heilige Bischof während der Erholungszeit zuweilen einem unschuldigen Spiele zu; Unredlichkeit konnte er dabei nicht ausstehen, und als ihm einst Jemand, um sich zu entschuldigen, sagte, daß man nur um einen Pfennig spiele, antwortete er [1]): „Wie denn, wenn Sie um Ducaten spielten? Wer im Kleinen treu ist, wird es auch im Großen sein; wer sich scheut, eine Stecknadel wegzunehmen, wird keine Thaler entwenden. Die vollkommene Treue gegen Gott besteht darin, daß man sich auch des kleinsten Fehlers aus reiner Liebe zu ihm enthält; eine schwere Sünde flößt an und für sich schon einen solchen Abscheu ein, daß es leicht ist, dieselbe zu meiden; die Liebe zeigt sich darum in jener Treue, welche auch die kleineren Fehler meidet [2])."

Mit heiliger Offenheit schüttete er auch öfters sein ganzes Herz in die Brust seines Freundes aus. „O, sprach er einmal, wenn Sie wüßten, wie Gott mit meinem Herzen umgeht! Sie würden seiner Güte dafür Dank sagen und ihn bitten, mir den Geist des Rathes und der Stärke zu verleihen, um seinen Eingebungen der Weisheit

---

[1]) Geist des heil. Franz von Sales, VIII, 4. — [2]) Nach de la Pesse.

und des Verstandes zu folgen. Wie gut muß der Gott Israels gegen Jene sein, die ein aufrichtiges und gelehriges Herz haben, da er es schon so sehr gegen Jene ist, die ein so armseliges Herz haben, wie das meinige, das so wenig Acht hat auf seine Gnaden und so sehr zur Erde hinneigt! Ich zittere oft vor Furcht, Gott möge mir sein Paradies auf dieser Welt geben; ich weiß eigentlich nicht, was Widerwärtigkeit und Unglück ist; nie habe ich das Gesicht der Armuth gesehen. Gott kennt wohl meine Schwäche, daß er mich so wie ein Kind behandelt. Wann wird er mir nach so vielen Beweisen seiner Huld die Gnade gewähren, ein wenig unter dem Kreuze zu seufzen, da man ja, um mit ihm zu herrschen, auch mit ihm leiden muß [1])?"

Eine Menge anderer schöner Züge und Bemerkungen des Heiligen übergehen wir hier, um sie später an einem geeigneteren Platze zu erzählen, und fahren in seiner Geschichte fort.

Kurze Zeit nach dem ersten Besuche des Bischofs von Belley erhielt Franz den ihm noch theuerern seiner ehrwürdigen Mutter, die, um sich wohl auf den Tod vorzubereiten, unter seiner Leitung eine Zeit lang geistliche Uebungen machen wollte. Nichts Rührenderes konnte man sich denken, als die gegenseitigen Beziehungen zwischen Sohn und Mutter bei dieser Gelegenheit, jene Verehrung, Liebe und Frömmigkeit, wovon diese Tage Zeugen waren; man wäre in Verlegenheit gewesen, ob man mehr die kindliche Ehrfurcht des Sohnes oder die Demuth der Mutter bewundern solle. Einen ganzen Monat blieb Frau von Boisy; einen längern Aufenthalt ließen ihre manchfachen Geschäfte nicht zu. Bei ihrer Abreise sprach sie — ein Beweis, mit welcher heiligen Andacht und Inbrunst sie diesen Uebungen obgelegen — die schönen Worte: „Nie in meinem Leben sind mir solche Tröstungen zu Theil geworden, wie jetzt bei meinem Sohne und Vater [2])."

So zur letzten Reise vorbereitet, lebte sie von nun an, wie wenn sie eine Ahnung von ihrem nahen Tode gehabt hätte, ganz den Uebungen der Frömmigkeit und in steter Vereinigung mit Gott. Am Aschermittwoche ging sie noch zur Kirche, beichtete und communicirte mit großer Andacht, wohnte drei heiligen Messen und der Vesper bei; Abends, bevor sie sich zur Ruhe begab, ließ sie sich noch drei Kapitel aus der Philothea vorlesen, um Stoff zu heiligen Betrachtungen zu haben. Ruhig und sanft war ihr Schlaf bis zum Morgen. Aber

[1]) Geist des heil. Franz von Sales, X, 31. — [2]) Ebendas. XIII, 4.

als sie sich ankleiden wollte, wurde sie plötzlich vom Schlage gerührt, der sie auf einer Seite ganz lähmte. Der Baron von Thorens, der eilends davon benachrichtigt worden, erschien auf der Stelle bei ihr; durch starkriechende Essenzen brachte er sie wieder zum Bewußtsein und schickte sodann unverzüglich nach Annecy zum Bischofe. Augenblicklich stieg Franz zu Pferde und langte in größter Eile, von einem Arzte und einem Apotheker begleitet, bei seiner Mutter an, deren Zustand er leider im höchsten Grade beunruhigend fand. Als sie ihn erkannte, ergriff sie seine Hand und küßte sie ehrfurchtsvoll mit den Worten: „Diesen Beweis der Ehrfurcht schulde ich Dir als meinen Vater.“ Dann ihre Arme nach ihm ausbreitend und ihn küssend sprach sie: „Dies Zeichen der Liebe schulde ich Dir als meinem Sohne.“ Darauf beschäftigte sie sich nur mehr mit Gott allein; fortwährend hielt sie das Crucifix in Händen und küßte es zu widerholten Malen mit großer Ehrerbietung; über Alles, was man ihr zu trinken reichte, machte sie das Zeichen des Kreuzes und erweckte unzählige Acte des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe und der Reue. Zwei und einen halben Tag lebte sie noch in diesem Zustande, und nachdem sie die letzte Oelung mit vollkommenem Bewußtsein empfangen hatte, hauchte sie ihre schöne Seele aus. Ihr Antlitz zeigte auch noch im Tode eine heitere Ruhe, einen himmlischen Frieden. So starb diese starke Frau, Mutter von dreizehn Kindern, von denen die sieben, welche noch lebten, Dank der guten Erziehung, die sie ihnen gegeben hatte, durch ihre Tugenden die Zierde und Freude ihres Hauses waren.

Franz schloß ihr die Augen und nachdem er ihr den letzten Kuß gegeben, ließ er seinen Thränen freien Lauf, die er bis dahin zurückgehalten hatte; frei von aller Bitterkeit jedoch war sein Schmerz, gefaßt und ruhig; Gott hatte es so gewollt, das war ihm genug.

Kaum begann er sich von diesem Schlage zu erholen, als ihn ein anderer traf; am 14. Mai starb Heinrich IV. in Paris, vom Messer Ravaillac's getroffen. Er hatte den Bischof von Genf ebenso sehr geliebt als er ihn achtete, und der Bischof selbst hatte auch seinerseits immer die innigste Freundschaft für ihn gefühlt. Darum berührte ihn die Nachricht von seinem Tode auf das schmerzlichste. „Der Tod dieses Königs, schrieb er an einen Freund[1]), hat mir sehr wehe gethan, und er verdient es wahrhaft, daß man heiße

[1]) Brief 207.

Thränen um ihn weint." Vor Allem aber machte er seinen Freund Deshayes zum Vertrauten seiner Gefühle und seines Schmerzes. „Europa, schrieb er [1]), konnte nicht Zeuge eines traurigern Todes sein, als es der des großen Heinrich war. . . . . Dieser so große Fürst, mit dessen Leben die Größe selbst verbunden schien, hätte aller Erwartung nach nur durch einen ruhmreichen Tod endigen sollen; allein, siehe da, er, der so manchem verhängnißvollen Zufalle glücklich entging, fällt von dem Dolche eines Unbekannten getroffen! Ach! wie ist doch Alles, was die Welt uns Höchstes bietet, nur Schatten und Täuschung! Mein Gott! Warum werden wir nach so vielen Erfahrungen nicht endlich weise! Warum verachten wir nicht diese so armselige und vergängliche Welt! Das größte Glück für diesen Fürsten war jenes, welches ihn zu einem Kinde der Kirche und dadurch zum Vater Frankreichs machte; dies Glück allein läßt mich hoffen, daß der barmherzige Gott seinem königlichen Herzen im letzten Augenblicke die nothwendige Reue verliehen hat. Auch flehe ich zu der höchsten Güte, ihm Barmherzigkeit angedeihen zu lassen, der sie so oft Andern erwiesen, ihm zu verzeihen, der so vielen besiegten Feinden verziehen hat."

Alles läßt glauben, daß das Gebet des heiligen Bischofs erhört worden, denn in den Archiven des Erzbisthums von Bordeaux befinden sich Urkunden, nach denen der Cardinal de Sourdis, der sich gerade in Paris befand, noch gerade rechtzeitig ankam, um Heinrich IV. die Absolution zu geben, ehe er Bewegung und die Wärme des Lebens verloren hatte, wie der Secretär des Cardinals sich ausdrückt. In den Memoiren Pontchartrain's wird weiterhin erwähnt, daß der König gleich nach der That nach dem Louvre zurückgebracht wurde, und daß er dort seinen letzten Seufzer aushauchte, nachdem er durch Zeichen zu verstehen gegeben, daß er Gott bitte, ihm zu verzeihen und ihn in die Zahl seiner Auserwählten aufzunehmen. Außerdem verdient erwähnt zu werden, daß Heinrich IV. mehrere Tage vor seinem Tode fast fortwährend mit dem Gedanken an sein Ende beschäftigt war. „Wissen Sie auch, sprach er zu seinem Beichtvater an dem Tage, als die Königin in der Kirche von St. Denis gekrönt wurde, woran ich beim Anblicke dieser großen Volksmenge in der Kirche dachte? ich dachte an das letzte Gericht und an die Rechenschaft, die wir da Gott ablegen müssen." Am Tage seiner Ermordung selbst zeigte er während der heiligen

---

[1]) Brief 204.

Messe eine größere Andacht als gewöhnlich und empfahl sich Gott in längerm Gebete als sonst. In der Nacht vorher betete er knieend in seinem Bette und sobald er am Morgen aufgestanden, zog er sich in sein Cabinet zurück, wiederum um zu beten; da er länger als gewöhnlich darin verweilte, so mußte man sich zuletzt entschließen, ihn zu unterbrechen. Das kam ihm ungelegen und ärgerlich sprach er: „Wollen denn diese Leute immer meinem Wohle im Wege stehen?“

# Inhalts-Verzeichniß.

## Erstes Buch.

### Von der Geburt des heiligen Franz von Sales bis zu seiner Priesterweihe (1567—1593).



## Zweites Buch.

### Von der Priesterweihe des heiligen Franz von Sales bis zu seiner Erwählung zum Coadjutor von Genf (1593—1598).



## Drittes Buch.

### Von der Erwählung des heiligen Franz von Sales zum Coadjutor von Genf bis zum Beginne seines Episcopates (1598—1602).

## Viertes Buch.

### Von dem Beginne seines Episcopates bis zur Gründung des Ordens von der Heimsuchung (1602—1610).

Hamon, André Jean Marie,

Leben des heiligen Franz von Sales, Fürstbischofs von Genf Nach der fü
nften Auflage aus dem Französischen übersetzt von J. C. Lager

Bd.: 1

Regensburg 1871